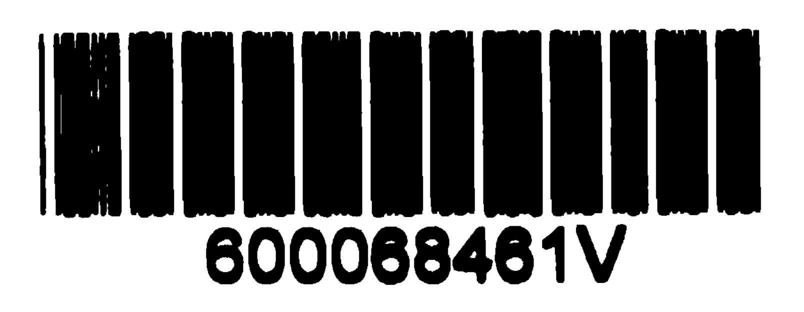


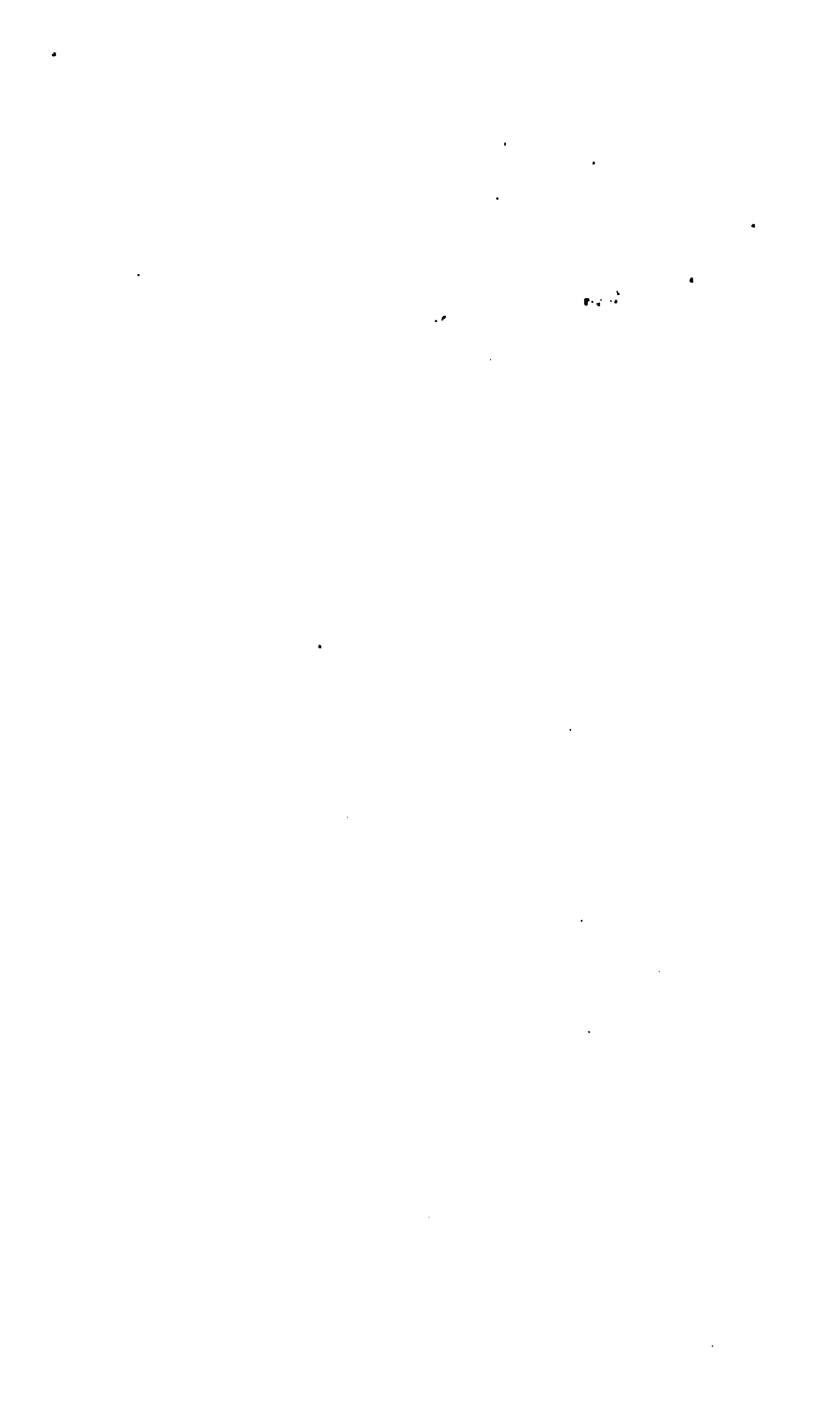




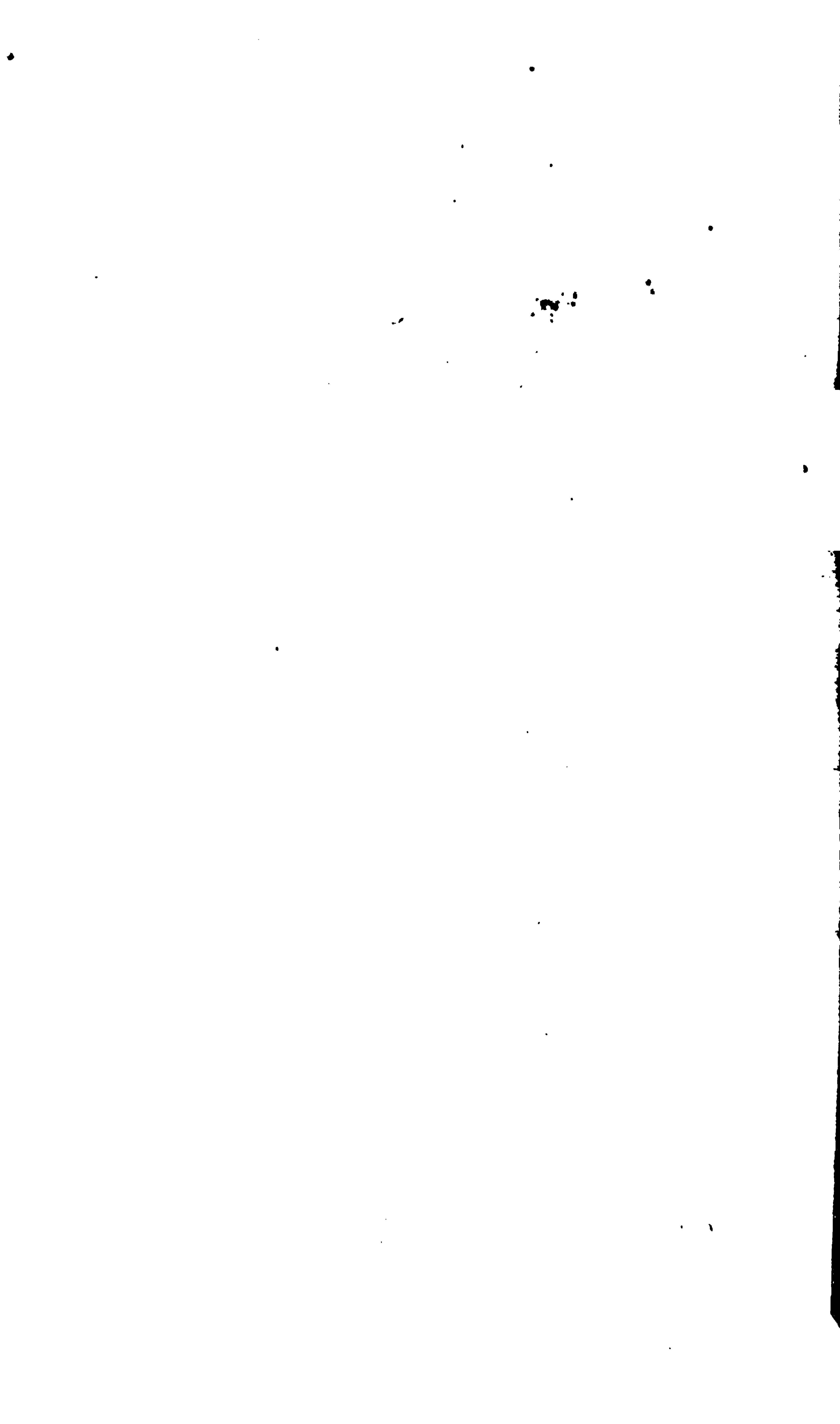












Ludwig Feuerbach

in seinem

Briefwechsel und Nachlass

sowie in seiner

Philosophischen Charakterentwicklung

dargestellt von

Karl Grün.

Erster Band.

Mit dem Bildniss Feuerbach's.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.





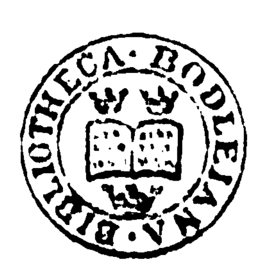
Ludwig Feuerbach's

Philosophische Charakterentwicklung.

Sein

Briefwechsel und Nachlass

1820—1850.



Leipzig & Heidelberg.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1874.



Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ludwig Feuerbachs philosophische Charakter-Entwicklung.

Briefwechsel und Nachlass.

Briefe.

Seite

Aus dem Nachlass.

Briefe.

Seite

Aus dem Nachlass.

Erlanger Vorlesungen über Logik und Metaphysik 1829—32.

Vorlesungen über Geschichte der Neuern Philosophie 1835/6.

Briefe.

Aus dem Nachlass.

Berichtigung.

Seite 53 unten, 54 oben muss es heissen: Jul. Rob. Mayer statt „Tobias“. Die Schrift über das „Mechanische Wärme-Aequivalent“ ist vom Jahre 1842, also nur später als die 1. Aufl. des Feuerbach'schen „Leibnitz“. Das spätere Werk Mayers: „Die Mechanik der Wärme“, ist von 1867 und erscheint soeben in umgearbeiteter und vermehrter Auflage.

Ludwig Feuerbach.

Philosophische Charakterentwicklung.



„Was ich bin? fragst Du mich?
Warte, bis ich nicht mehr bin!“ *)

I.

Bedenken und Entschluss.

Das vorstehende Motto aus Feuerbachs „Fragmenten zur Charakteristik meines philosophischen Curriculum vitae“ bezeichnet die ganze grosse Schwierigkeit meiner Aufgabe. Es ist gleichsam der kategorische Imperativ des Todten an den hinterbliebenen Verwalter seiner Güter, ein Mahnwort, das mir nun seit Jahr und Tag in den Ohren klingt, in die Seele dringt. Er ist nicht mehr, und doch soll sich jetzt erst ergeben, was Er gewesen, nein, was Er in Wahrheit ist und bleibt. Sein Wesen, sein wirklicher Inhalt soll jetzt erst kernhaft leuchten, jetzt, losgeschält aus allen Zufälligkeiten, Inkongruenzen und Schlacken des Lebens, befreit vom Makel und Schmutz der Zeit, als blanker Krystall, als ein aus dem Trümmerboden der jüngsten Erdbildung gewonnener wasserheller Diamant.

Widerspricht einer solchen Aufgabe nicht geradezu die Herausgabe eines Nachlasses? Schleppt das Wort „Nachlass“ nicht schon an und für sich, unwillkürlich, den Gedanken an allerhand Exuvien, Ueberbleibsel, Trümmer, Geröll, hinter sich her? Ist es nicht Pflicht des Herausgebers eines Nachlasses, nicht nur das, was die Parze zuletzt durchschnitt, ans Licht zu bringen, sondern auch in dem, was der arbeitende Denker früher gleichgiltig vom Tische hinabwarf, oder was er in selbstloser Bescheidenheit als unnöthig zur Bekundung seines Gedankens bei Seite liegen liess, die Spuren seiner Entwicklung, die Minengänge seines Geistes aufzusuchen, um ein vollständiges, sprechendes Lebensbild von ihm entwerfen zu können?

*) Bd. II, S. 414. Ich zitire natürlich stets nach der Gesammtausgabe, O. Wigand. 1846 — 1866.

Und wenn der Darsteller in diesen Minengängen noch das Echo der Klagen und Seufzer vernimmt, welche der zweifelnde, bisweilen verzweifelnde Bergmann ausgestossen, soll er, darf er sie achtlos verhallen lassen, ohne Notiz davon zu nehmen und zu geben? Er würde ja gerade gegen das Lebens- und Denkprincip des Verblichenen, gegen sein Alpha und Omega sündigen: den ganzen Menschen im Auge zu behalten, sein Empfinden wie sein Denken. — „Wahr ist nur, was Du erlebst!“

Und hat denn nicht der theilnehmende Leser ein Recht darauf, die ganze innerliche wie äusserliche Persönlichkeit, nicht blos die Substanz, sondern auch die Accidenzen, nicht blos das Nothwendige, sondern auch das sogenannte Zufällige an einem bedeutenden, epochemachenden Manne kennen zu lernen, zumal das sogenannte Zufällige, bei Lichte betrachtet, das Nothwendige erst erklärt, wo nicht gar bildet? Ist es nicht endlich im besten Sinne des Wortes interessant zu wissen, wie ein deutscher Philosoph, und einer der grössten, gelebt und gelitten hat, wie sich gerade die Verherrlichung, die Poetisirung dieses Erdenlebens vom Hinter- und Untergrunde prometheischer Qualen abhebt? . . .

Diese und verwandte Bedenken waren es, die mich schwanken liessen, als der ehrenvolle Auftrag, Feuerbachs Nachlass herauszugeben, von Seiten der nächsten Angehörigen, der Gattin und Tochter des Geschiedenen, an mich herantrat.

Du musst, sagte ich mir, den ganzen Feuerbach charakterisiren, die Entstehung und Ausbildung seines grossartigen Humanismus an der Hand der gesammten Werke entwickeln, Vergessenes und Zurückgedrängtes wieder ins Bewusstsein rufen — kurz, dem Nachlasse eine philosophische Charakter-Entwicklung vorausschicken.

Als ich mich so zur Herausgabe bereit erklärt hatte, entstand ein neuer Zweifel, den ich jedoch dadurch zu heben suchte, dass ich mich frug: Was würde Feuerbach selbst in ähnlichem Falle gethan haben? Wie hätte Er einen solchen Nachlass behandelt, folglich behandelt zu sehen gewünscht? Die Antwort war zur Hand. Im Jahre 1852 hatte er seines Vaters Anselm von Feuerbach Korrespondenz und Nachlass in zwei Bänden herausgegeben.*)

---

*) „Anselm Ritter von Feuerbachs, weiland k. bayerischen wirklichen Staatsraths und Appellations-Gerichts-Präsidenten, Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen, Tagebüchern und Denkschriften veröffentlicht („dargestellt“, wollte der Verfasser) von seinem Sohne Ludwig Feuerbach.“ Leipzig, Otto Wigand, 1852.

Sein Ideal, welches er ganz konsequent zu verwirklichen verhindert wurde, war: die Briefe und Abhandlungen für sich selbst reden zu lassen, und das Ganze kurzweg „Autobiographie“ zu nennen. Aus dem zerstreut umherliegenden Material sollte sich durch diskrete künstlerische Anordnung die Gestalt des Helden von selbst aufrichten, während der Plastiker hinter dem Sockel verschwunden wäre.

Ein abgesagter Feind aller eigentlichen Detail-Biographie — bei welchem Begriffe ihm wiederholt die Wörter „Konversationslexikon, Pfennigmagazin“ in die Feder kamen — verschmähte er es, anders als in kurzen Anmerkungen in die Selbstentwicklung des Vaters hineinzureden. „Ein Drama in der Form von Briefen, Tagebüchern, Vorträgen“ sollte das Buch sein. Der Vater war ihm selbst „eine dramatische Persönlichkeit.“ Und doch lag hier eine unverkennbare Gefahr nahe, die auch in der That nicht gänzlich vermieden worden ist.

Anselm von Feuerbach, der grosse Kriminalist und Gesetzgeber, war ein durchaus aktiver, auf unmittelbare Thätigkeit, auf lebendiges Eingreifen in Staat und Gesellschaft angelegter Charakter. Er war eine „Natur“ im Göthe'schen Sinne des Wortes. Da hätte es sich wohl der Mühe gelohnt, einen lapidaren Lebensabriss zu geben, die politischen und sozialen Verhältnisse in den verschiedenen Perioden seines Lebens, die Zustände in Frankreich, Deutschland und Bayern drastisch zu beschreiben, und dann erst den Mann in die deutsch-bayrischen Zustände, von ihnen beeinflusst und auf sie einwirkend, hineinzustellen. Durch diese Zuthat würde das vortreffliche Buch wahrscheinlich noch eine ganz andere Wirksamkeit erlangt haben.

Mit Ludwig Feuerbach haben wir es allerdings leichter. Er ist kein aktiver, sondern ein wesentlich, eigentlich durchaus beschaulicher Charakter; denn selbst wo er, der Natur seiner humanistischen Philosophie zufolge, auf die Aktion dringt, kategorisch sagt: „Es handelt sich nicht darum, Bücher, sondern Menschen zu machen“ — ist doch diese Forderung selbst eine gebuchte, nicht einmal eine gesprochene, noch viel weniger eine thatsächliche. Er führte die Tage seines Lebens ein geschlossenes Binnenleben, er war sogar gesellschaftlich stets in sich gekehrt; der „Sensualist und Materialist“ lebte im ununterbrochenen Denkprozesse. Man wird lesen, wie naiv harmlos seine „Betheiligung“ an der Bewegung von 1848 war, wie wenig in dieser Beziehung

der Sohn dem Vater entsprach, der vermuthlich zu Frankfurt im „linken Centrum“ gesessen und die deutsche Justizreform mit Feuereifer betrieben hätte.

Ludwig Feuerbach verlangt demgemäss von seinem Biographen eine rein philosophische Charakter-Entwicklung, und diese soll hier wirklich ab ovo versucht werden. Wir wollen allen Ernstes bemüht sein, zu sagen was er ist, und wie dieses fortan Seiende Gestalt gewonnen hat, d. h. geworden ist. Für die äusserliche Biographie, für Erlebnisse, Freuden und Leiden, Glück und Unglück, Gesundheit, Krankheit, Tod, wird sich der geignete Platz an der Spitze der fünf Abschnitte finden, in welchen Briefwechsel und Schriftstücke, im Wesentlichen chronologisch geordnet, auftreten. So glaube ich sein eigenes Ideal nicht aus den Augen zu verlieren, und zugleich die Mängel einer allzu konsequenten Durchführung desselben zu vermeiden.

II.

Die Feuerbach.

Die Feuerbach sind lauter Feuerbäche. „Vesuvius“ nannte Elise v. d. Recke den Vater Anselm, „Vesuvius“ unterzeichnete sich dieser in Briefen an Tiedge und dessen Freundin. Hochbegabte aber auch hochnervöse Naturen. Das juridische Blut vererbe sich in der Familie, meinte Dorguth, der Jurist. Allerdings, der Grossvater war Doctor und Advokat zu Frankfurt a. M.; der Vater Anselm war ein gewaltiger Rechtsgelehrter und Rechtsphilosoph; der Bruder Eduard lehrte das Recht gründlich zu München und Erlangen.

Was sich aber noch weit mehr vererbte, als das juridische Blut, war die Feuergarbe, die nach allem Wissenswerthen züngelte, die geniale Unsicherheit in der Wahl des Berufs, das Ablenken von einer Laufbahn auf die andere.

Der Vater Anselm (1775—1833) glaubte sich im Anfang durchaus nicht zum Juristen bestimmt. Er trieb zu Jena Philosophie, Geschichte und Poeterei, verehrte den Kantianer Reinhold aus Wien schwärmerisch, betheiligte sich lebhaft bei der Schwärmerei für

Freundschaft und „selige Augenblicke“, „himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt“, promovirte sogar in der philosophischen Fakultät. Die Achtung vor seinem Vater — dieser Vater spielte den Dracon, wie der Sohn Anselm später gegen seine Söhne — eine frühzeitige Heirath, die Sorge für die Gattin und den Erstgebornen, den Freiburger Anselm — trieben ihn zur Juristerei, zu „Amt und Einnahme“. Die Jurisprudenz war ihm zuwider, aber er „musste sie liebgewinnen“.

Vater Anselm hatte seiner Zeit ganz Ludwig Feuerbach'sche Anflüge. Aus dem Tacitus merkt er sich: Mors omnibus ex natura aequalis. oblivione apud posteros vel gloria distinguitur. „Der Tod ist Allen von der Natur gleichmässig beschieden; die Nachwelt unterscheidet durch Vergessen oder Ruhm.“ In den „Einfällen, Launen und Exzerpten 1793—95“, lesen wir: Die Manitu (Fetische, Götter der Wilden), von denen de Brosses spricht, und welche Vogel für platonische Urbilder hält, scheinen mir nichts weiter zu bedeuten, als die Ursache des Daseins von einer Art, Gattung von Dingen. Woher kommt die Einstimmung unter dem Mannigfaltigen? Von einer unsichtbaren Ursache, welche diese Art erschafft, welche ihr diese gemeinschaftliche Form aufdrückt. Von der Einheit in dem Mannigfaltigen also wurden diese Wilden auf einen Urheber einer Art geführt.“

Später, zu Anfang der zwanziger Jahre, geisselt der Vater die Wunder des Prinzen Hohenlohe; Hohenlohe ist ihm ein „Bube“. Tapfer streitet er gegen die Einführung der calvinistischen Presbyterien, für das ächte Lutherthum.

Wie Ludwig hatte auch der Vater seine Augen eine Weile in die Ferne gerichtet, um eine Heimstätte zu entdecken. 1815 hoffte er auf Berlin und den Minister v. Schuckmann; aber Schmalz verlegte ihm mit Denunziationen den Weg.

Auch die Poeterei blieb an ihm haften; als erster Präsident des Appellationsgerichtes zu Ansbach, fasste er die „Gita Gwinda“ aus dem Sanskrit in metrische Form.

1828 kam der unglückliche Kasper Hauser nach Nürnberg zu Daumer. Anselm von Feuerbach ging dem Räthsel kritisch-psychologisch, noch mehr als juridisch, auf den Leib. 1832 erschien das Buch: „K. H., Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen.“ Die Fama wollte wissen, der Verfasser sei im folgenden Jahre auf nicht natürliche Weise aus der Welt geschafft worden.

Diese Erklärung war überflüssig. Anselm v. F., Vesuvius, hochnervös, ein fanatischer Arbeiter, „voll Ehrgeiz und Ruhmbegierde", antizipirte schon 1829 Redewendung wie Schicksal seines Sohnes Ludwig. Er schrieb zu Ansbach: „Klar ist es mir, dass hauptsächlich die Einförmigkeit meines hiesigen Lebens, der Mangel an äusserer Anregung und geistiger wie leiblicher Bewegung, meiner Natur entgegen ist, und daher auch auf meinen Körper selbst nachtheilig einwirkt." — Im selben Jahre fiel er zu Ansbach vom Präsidentenstuhle, „lag vier volle Stunden in einem Zustande, der mit der Ohnmacht alles gemein hatte, nur nicht das erloschene Bewusstsein." 1832 erlitt er einen zweiten, heftigeren Schlaganfall; zu Pfingsten 1833 den dritten, tödtlichen. Bei der Obduktion fanden sich alle edlen Theile unversehrt.

Eduard Feuerbach (1803—1843) hatte entschiedenste Neigung zur Naturkunde, sammelte früh und eifrig; der Wunsch des Vaters aber wurde ihm Gebot, und er studirte die Jurisprudenz mit Erfolg. Ludwig dagegen, der Philosoph, bewies bei der Herausgabe des väterlichen Nachlasses ein gründliches Verständniss der Rechtsbegriffe, wie er auch in seinen Werken durch die Anwendung rechtsphilosophischer Parallelen und Citate häufig frappirt.

Anselm, der älteste Bruder, der „Belvederische" Feuerbach (1798—1851), scheint uns doch Allen nachträglich für sein Fach geboren zu sein. Konnte dieses für die antike Plastik geformte Auge sich einen Augenblick über sein wahres Objekt täuschen? Nicht nur täuschen konnte es sich, trüben sogar, umdüstern. Mit 21 Jahren will der Philologe und Antiquar durchaus Theologe werden, sinkt zur Mystik hin, wird schwermüthig, gemüthskrank, muss die Universität verlassen, ein Jahr lang zu Hause gepflegt werden, ehe er zu seinen Studien zurückkehrt.

Karl, der zweitälteste Bruder (1800—1834), ein mathematischer Kopf ersten Ranges — welche Galerie von Kapazitäten! — fällt als Student der infamen bayrischen Demagogenriecherei zum Opfer, macht im Gefängniss zu München zwei Selbstmordversuche, wird durch Thiersch aus den Klauen des politischen Jesuitismus gerettet, und krankt lange bedenklich am Geiste. Er hatte eben viel Verstand zu verlieren.

Die Schwester Helene wurde durch eine Missehe mit Baron Dobeneck schwer geprüft, und verfiel nach der friedlichen Scheidung in Nervenfieber und Seelenzerrüttung. Das Vaterherz hat alle diese Qualen erdulden müssen.

Bei solcher geistigen und gemüthlichen Anlage und Begabung giebt es nur ein Mittel der Befreiung: die Aeusserung, das Aus-sich-Heraustreten, nicht nur um zu sagen, was man leidet, sondern um das Leiden überhaupt in den Lethestrom des wissenschaftlich-künstlerischen Schaffens zu versenken. Diejenigen Feuerbach, welche produktiv sind, haben Klassisches geleistet.

Wie strömt es aus dem Vater, voll Liebe und Zorn! Wie feuerflüssig sind seine Briefe, wie kernig und körnig seine Abhandlungen — in jeder Zeile der ganze Mann! Der Sohn Anselm schreibt ein Kunstwerk über ein Kunstwerk, man weiss nicht was schöner ist, sein Apollo, oder der Vatikanische. Geist und Herz, genauestes Wissen und zarteste Empfindung sind immer Eins bei ihm. Wie prächtig hat seine tapfere und geistreiche Frau diesen Anselm geschildert, vor der Nachwelt in Erz gegossen!

Auch Fritz, der jüngste Bruder (geb. 1806), gehört zu den höchstbegabten Naturen. Von Profession war er Philologe, gleich ausgezeichnet in der orientalischen, klassischen und modernen Sprach- und Literaturkunde. Später wandte er sich der Richtung seines Bruders Ludwig zu, schrieb aber äusserst populär, dem Volksverstande entsprechend. „Ich predige das, was Ludwig lehrt," pflegte er zu sagen.*)

Von Ludwig, dem Meister des Ausdruckes, dem Plastiker des empfundenen Gedankens, werden wir zu reden haben. Und wer kännte nicht den jüngsten Anselm, den Enkel des ersten, den Maler Feuerbach, der sich aus Venedig die Farbe aus Rom den Styl geholt, und von dem trotz aller Kritik die Feuerbach'sche Maxime gelten wird: in maximis voluisse, nur das Grösste gewollt zu haben.

---

*) Von Friedrich Feuerbach existirt die Uebersetzung einer Episode aus dem Sanskrit-Epos „Mahabaratha", die im „Ausland" erschien, und eine Verdeutschung der berufenen Manon Lescaut des Abbé Prévost (1834). Auf der Spur seines Bruders Ludwig verfasste er: „Theanthropos", eine Reihe von Aphorismen, Zürich, 1838; „Die Religion der Zukunft", 1. Heft, literarisches Comptoir, Zürich und Winterthur, 1843; 2. Heft, Nürnberg, Th. Cramer, 1844; „Mensch oder Christ?" Nürnberg, Th. Cramer, 1845; „Die Kirche der Zukunft", Bern, Jenni Sohn, 1847 (seine Lieblingsschrift); „Gedanken und Thatsachen", Hamburg, O. Meissner, 1862, objektiv wohl das beste, und im glücklichsten Kontrast zur persönlichen Zerstreutheit, höchst präzis geschrieben. Ein Beispiel aus „Mensch oder Christ": „Die Religion der Zukunft ist nichts Anderes, als der Glaube an die Berechtigung des natürlichen Glückseligkeitstriebes, so wie an die Kräfte der menschlichen Natur, als die wesentlichen Bedingungen zur Befriedigung desselben." — Ungefähr der ganze Strauss, „alter und neuer Glaube".

Der Vater hat sich mit 58 Jahren aufgezehrt, Anselm mit 53, Eduard mit 40, Karl mit 34 Jahren. Länger als alle diese hielt es Ludwig aus, er brachte es auf 68 Jahre. Fritz lebt noch.

III.

Ludwig Feuerbachs Jugend und Lehrjahre.

Ludwig Feuerbach wurde zur Theologie bestimmt, oder wenn man seine eigenen Aeusserungen über sein jugendliches Sinnen zu Rathe zieht, er war zur Theologie bestimmt. Aufs Ernste und Ideale von Haus und vom Vater aus angelegt, nahm er den protestantischen Glauben im Ernste und suchte sich durch denkendes Lesen, besonders der Bibel, mit dem Inhalte dieses Glaubens zurecht zu finden. Schon auf dem Gymnasium, als einer seiner Lehrer Religionsphilosophisches vorbrachte, horchte Ludwig hoch auf.*) Später drückte er sich darüber so aus: „Die erste während meiner Jugendperiode, ungefähr im 15. oder 16. Lebensjahre, mit Entschiedenheit hervortretende Richtung galt nicht der Wissenschaft oder gar Philosophie, sondern der Religion. Diese religiöse Richtung entstand aber in mir nicht durch den Religions-, resp. Konfirmationsunterricht, der mich vielmehr, was ich noch recht gut weiss, ganz gleichgiltig gelassen hatte, oder durch sonstige äussere religiöse Einflüsse, sondern rein aus mir selbst, aus Bedürfniss nach einem Etwas, das mir weder meine Umgebung, noch der Gymnasialunterricht gab. In Folge dieser Richtung machte ich mir denn die Religion zum Ziele und Berufe meines Lebens, und bestimmte mich zu einem — Theologen. Aber was ich einst werden sollte, das wollte ich jetzt schon sein. Ich beschäftigte mich daher schon als Gymnasiast eifrig mit der Bibel, als der Grundlage der christlichen Theologie. So hatte ich, um des Hebräischen Meister zu werden, mir auch nicht mit dem Gymnasialunterricht für künftige Theologen genügen lassen, sondern zugleich bei einem Rabbi noch Privatstunden genommen. 1822 absolvirte ich das Gymnasium, blieb aber noch im älterlichen

*) Nach einer handschriftlichen Bemerkung zu „Hegel", im Nachlasse.

Hause, um für mich zu studiren. In dieser Zeit studirte und exzerpirte ich Gibbon's Verfall des römischen Reiches, Mosheim's Kirchengeschichte, Herder's Briefe über das theologische Studium, Eichhorns Einleitung in das A. und N. Testament, und eine theologische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Auch machte ich in dieser Zeit Luther's und Hamann's Bekanntschaft."*)

Latein und Griechisch, sein späteres Sprengpulver, sammelte er tüchtig, und konnte manchem Philologen von Fach etwas herausgeben.

Ehe er zur Universität ging, studirte und exzerpirte er also im väterlichen Hause Herder's „Briefe über das Studium der Theologie." Hier war es besonders das praktische Element im Herder'schen Christenthum, die Menschenliebe, die seinem Geist und Gemüth zusagten.

„Sobald das Christenthum schlaffe Gewohnheit, ererbtes Gut, oder gar fürchterliches und doch müssiges Landesgesetz, kurz, Leibes- und Seelenzwang ward, blieb's kein Christenthum mehr. Dies beruht nur auf That und Ueberzeugung, auf Geist und Wahrheit" (XV. Brief). Das sollte den Traditions-Christen im „Wesen des Christenthums" deutlich gemacht werden.

„Ueber die Göttlichkeit dieser (heiligen) Schriften metaphysiziren Sie so wenig als möglich. Der Modus davon ist keine Sache des Disputs" (XXIII. Brief). Das hat Feuerbach später den Dogmatikern deutlich gemacht.

„Thatsache ist der Grund alles Göttlichen der Religion, und diese kann nur in Geschichte dargestellt, ja sie muss selbst fortgehend lebendige Geschichte werden. Geschichte ist also der Grund der Bibel, die Wurzel und der Stamm des Baumes, aus dem die Lehren wie Aeste ausgehen, an welchem die Pflichten wie Blüthen und Früchte wachsen" (XXIII. Brief). Dass diese „Geschichte" gänzlich von der äusseren Schaubühne in das innere Forum verlegt werden müsse, das sollte erst ein Jahrhundert nach Herder den Gläubigen deutlich werden.

Herder scheint eine Ahnung davon gehabt zu haben, wenn er, der Konsistorialrath und Generalsuperintendent von Weimar, den streitsüchtigen Theologen im Namen der Religion ein Noli me tangere zurief! Bekanntlich hat Feuerbach diese Herder'sche Weisung stets befolgt: er hat niemals über Religion gestritten, er hat die Religion erklärt, und wenn er stritt, so handelte es sich blos darum,

---

*) L. Feuerbach an L. Noack. (Handschriftlich) 1846.

ob die Religion das sei, wofür er sie erklärte, oder etwas Anderes. Persönlich, dem ernstlich Gläubigen gegenüber, war es das vollendete Muster der Toleranz.

In Heidelberg stiess Feuerbach auf einen Religionsstreiter und auf einen Religionserklärer. Der erstere war Paulus, der Letztere Daub. Nie hat es zwei antipathischere Naturen gegeben, als Paulus und Feuerbach. Dieses verwässernde, sylbenstechende Rationalisiren der Schrift, dieses Textverdrehen und Textauskehren, dieses inquisitorische Foltern von Thatsachen und Beweisen des Glaubens, dieses selbstgewiss pfiffige Wegerklären alles Inhaltes, diese Exegese, wirkliche Ausführung, Eskamotage des positiv Vorhandenen, verletzte, indignirte, empörte den Jüngling. Der erste wirklich sympathische Lehrer und Freund wurde ihm Daub, eine wahrhaft edle und hohe Natur, ein Mann, der den theologischen Inhalt mit Verstand und Herz zugleich durchdrang, ein Mann von Geist und Empfindung.

„Ich ging hauptsächlich nach Heidelberg, um Daub zu hören, der nach dem, was ich von ihm gehört und gelesen hatte, dem in der letzten Zeit meines Gymnasiallebens gewonnenen Standpunkt denkender Religiösität vollkommen zu entsprechen schien und auch wirklich entsprach.“*)

Daub war es, der bei näherer Bekanntschaft mit dem herrlichen Jüngling auf die richtige Vermuthung gerieth: „Der Feuerbach bleibt nicht bei der Theologie, der geht zur Philosophie über.“ Daub ermuthigte ihn, als er in Berlin zu dem Entschlusse kam, den Jordan zu überschreiten; Daub stellte sich auf die Seite des Sohnes gegen den unwilligen Vater.

Aber wesshalb genügte denn Daub nicht, der doch „spekulativ“ zu Werke ging? Weil Daub eben doch noch Theologe war, weil der von ihm so nachdrücklich durchgeistigte Stoff eben doch immer der dogmatische Stoff blieb. „Gleichwohl vermisste ich etwas bei ihm, was ich aber damals mir noch nicht recht deutlich machen und aussprechen konnte.“**)

Als Ludwig Feuerbach sich von Heidelberg nach Berlin sehnte, als ihm die Seele brannte nach jener Mekkafahrt, da hatte er die Theologie bereits überwunden, da war, wie er später sagen sollte, bereits etwas in seinem Wesen aufgegangen, was noch nicht in

*) Feuerbach an Noack a. a. O.

**) Feuerbach an Noack a. a. O.

sein Bewusstsein trat. Er stand mit seinem Wesen bereits als Novize im Vorhofe des Isistempels, während sein Bewusstsein noch in Palästina weilte. Die Hauptkollegien bei Daub hatte er gehört, von ihm könne er nichts mehr lernen, so drückte er sich aus.

Auf nach Berlin, in das Zeichen des Makrokosmus, wo „Himmelskräfte auf- und niedersteigen, und sich die gold'nen Eimer reichen!“ In das Hegel'sche Empyreum des „absoluten Begriffs!“ — Wir Späteren — und der Schreiber dieses ist selbst ein Späterer geworden — können uns kaum noch eine recht lebendige Vorstellung von dem Zuge des Herzens machen, der in den zwanziger und dreissiger Jahren alle strebenden Köpfe nach Berlin, zu den Füssen Hegels, in die Auditorien seiner vorzüglichsten Schüler trieb, einem Zuge, der in Wahrheit des Schicksals Stimme genannt werden konnte.

Wenn die späteren Hegelianer auf dem Katheder meist doktrinär, schal und abgestanden erfunden wurden, was soll man erst zu zünftigen Kantianern sagen? War unter ihnen auch nur Einer, der die Tradition des grossen Königsbergers würdig, oder auch nur korrekt fortgesetzt hätte? Wo wäre auf irgend einem Lehrstuhl ein Kantianer gewesen, der die Schüler mit den Augen der „reinen Vernunft“ angeschaut, wo ein Dozent, aus dessen Vortrag der geheimnissvolle Schauer geweht hätte, der uns aus Wilhelm Humboldts Verehrung Kants so wohlthuend anmuthet, oder der einen Rokitansky veranlasste, am Sezirtisch von der transzendenten Bedeutung des „transzendentalen Idealismus“ zu reden! Rosenkranz hatte sein „Leben Kants“ noch nicht geschrieben, und mir persönlich ging die Grösse Kants erst auf, als ich in Schillers philosophischen Schriften gewahrte, wie der dichterische Genius „mit segenduftenden Schwingen“ das stählerne Netz der Kategorien und Antinomien zu durchbrechen suchte.

Woher diese Unfähigkeit der Kantianer, und rührt die lange Unpopularität Kants einzig daher? Kantianer von der strikten Observanz kann es kaum geben; Kant hat kein System der Philosophie gegründet, und konnte ein solches gerade vermöge der Natur seines Geistes nicht gründen. Er war zu gross für ein System, seine unermessliche Bedeutung liegt gerade in seiner Systemlosigkeit. Wer die „transzendentale Aesthetik“ in sich aufgenommen, in succum et sanguinem, in Fleisch und Blut verwandelt hat, der besitzt ein Prinzip des Denkens, aus dem er sich die Welt selber aufbauen mag. Man kann sagen, alle neuere Spekulation, selbst

die gegnerische, geht von der „transzendentalen Aesthetik“ aus. Bei der „transzendentalen Logik“ schon können die Wege auseinander gehn, und man bleibt dennoch auf der Spur Kants. Man darf die Kritik der „praktischen Vernunft“ negiren — oder besser, die Wendung dieses Werkes psychologisch-historisch erklären, ohne Kant zu verleugnen. Aber zu solcher Art der Auffassung und Behandlung gehört eine hohe individuelle Begabung, philosophische Naturanlage, wie sie Schopenhauer unbedingt im negativen Sinn besass; so etwas wird nicht durch Nachbeten und Nachtreten erreicht. Aechte Kantianer sind — so paradox es klingen mag — solche Denker, die am wenigsten Kants Worte wiederholen, von der Hälfte seiner Resultate sogar völlig schweigen.

Mit der Unfähigkeit der Kantianer von Fach, Philosophen auf eigene Faust zu sein, ist die Unpopularität Kants aber noch lange nicht genügend erklärt, obgleich wir die gemeinsame Wurzel beider Erscheinungen bereits blosgelegt haben. Der eigentliche Grund dieser Unpopularität zur Blüthezeit des Hegelthums, wie heutzutage, ist: Kant gibt nichts sogenanntes Positives; er lässt sich nicht in eine Wünschelruthe zusammenbinden, mit der man nur die verschiedenen Gebiete der Welt und des Menschen zu berühren braucht, um jedesmal im Nu hervorzulocken, was drinnen im Boden liegt, oder was man gerade zu haben wünscht. Er hat kein Sprüchlein ersonnen, welches auf Alles passt, jetzt auf Religion, dann auf den Staat, morgen auf die Kunst, übermorgen auf die Sitten, einmal auf Geschichte, ein andermal auf die Natur. Nur wer solche Sprüchlein erfindet und feilbietet, der wird populär. Exempla adsunt, die Beispiele liegen vor unsern Füssen.

Kant, der gesammte Denkprozess, welcher in seinen Werken vorliegt, bringt es nie zu fertigen Resultaten, die man, mit Etiketten versehen, in den Handel bringen könnte; der gründlichste aller Denker war zugleich der vorsichtigste. Am letzten Ende flüstert er etwas von Postulaten — nicht Resultaten, so das Postulat von Gott, Tugend, Unsterblichkeit, zu Ehren des kategorischen Imperativs, in der Kritik der „praktischen Vernunft“; so das Postulat eines „ästhetischen Gemeinsinns“ in der Menschheit, zur Erklärung unseres nothwendigen, interesselosen Wohlgefallens am Schönen, in der „Kritik der Urtheilskraft“. Kant's Grundbass zu allen Melodien brummt eigentlich immer: Seht selbst zu, überlegt Euch die Sache, aber bleibt innerhalb der nothwendigen, ausschliesslichen Erkenntnissformen! Verlasst Ihr diese nicht, so werdet Ihr schon

etwas herausbringen; schwärmt Ihr darüber hinaus, so ist es ohnehin gleichgültig, was Ihr treibt!

Man denkt nicht mit zwanzig Jahren, wenn man auch „philosophisch“ oder „spekulativ“ nachzudenken vermag. Die Begeisterung verlangt andere Nahrung als ein paar Bücher mit sieben Siegeln. Persönlichkeit will bei dem Werke sein, ein Magister und ein Verbum magistri. Das philosophische Bedürfniss ist zunächst ein Herzens-Bedürfniss, wenn auch das Herz im Namen des Kopfes verlangt. Philosophie ist zu Anfang, was sie nach Feuerbach zuletzt sein soll, Religion, d. h. den ganzen Menschen einnehmendes und bestimmendes Wesen, nicht sowohl sein Être suprême, als sein Être intime.

Hegel war der Mann für den bedürftigen, „zerrissenen“ Feuerbach. Gravitätisch steif, das wandelnde Gedanken-Skelett mit der Negation des Fleisches und Blutes, aber unfehlbar in der Struktur bis auf das kleinste Knöchlein, bis auf das os intermaxillare, festbewusst, apodiktisch überzeugt, folglich überzeugend; die Welt aus dem Gedanken schaffend, wie Jehova am ersten Tage; alle Dinge erklärend, mit Nothwendigkeit setzend, nichts draussen lassend, jede Antinomie durch den dialektischen Schluss zur Nomie, zur Gesetzmässigkeit beugend und hereinschlingend; anwendbar auf jegliches Ding im Himmel und auf Erden und unter der Erde, dabei grundgütig herablassend gegen die „Vorstellung“, die er in den mannigfachsten Wendungen als dem „Begriffe“ adäquat nachwies, vorbehaltlich des begrifflichen Stempels; durchaus kurativ gegen Zweifel und Zerrissenheit, den Menschen mit sich selbst, mit der Welt — freilich immer und alles im „Gedanken“ — versöhnend, ihn zuletzt einführend in den „absoluten Geist“, dem aus dem Kelche des ganzen Wesenreiches jubelnd die Unendlichkeit entgegenschäumt.

In Berlin lebte Feuerbach sich in das Hegelthum ein, er schwelgte in dieser Metaphysik, berauschte sich an dieser Selbstgewissheit des Geistes; aber es war wieder nur ein Prozess, eine psychische Gährung.

„Ich ging nach Berlin, um Hegel, aber zugleich auch die namhaftesten dortigen Theologen zu hören. Die Universität Berlin betrat ich in einem höchst zerrissenen, unglücklichen, unentschiedenen Zustand; ich fühlte bereits die spätere Zwietracht zwischen Philosophie und Theologie, die Nothwendigkeit, dass man entweder die Philosophie der Theologie, oder die Theologie der

Philosophie aufopfern müsse. Ich entschied mich für die Philosophie. — Ich hörte Schleiermacher und Neander, aber ich konnte es nur eine kurze Zeit bei ihnen aushalten. Der theologische Mischmasch von Freiheit und Abhängigkeit, Vernunft und Glaube, war meiner Wahrheit, d. h. Einheit, Entschiedenheit, Unbedingtheit verlangenden Seele bis in den Tod zuwider. Zwei Jahre hörte ich Hegel. Mit dem Studium der Philosophie verband ich in Berlin zugleich das Studium der Mathematik und Philologie." *)

In Heidelberg sehnte er sich nach der Philosophie, in Berlin fand er, dass die Philosophie die Theologie unmöglich mache. Hatte ihm das Hegel gesagt? Mit Nichten, die Religion hat ja nach Hegel dasselbe in der „Vorstellung", was die Philosophie im „Begriffe" hat. Das Resultat der Hegel'schen Religionsphilosophie ist: „Geh' auf die Kanzel und lehre Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes! Deine Gemeinde nimmt das wörtlich, im buchstäblichen Verstande der Vorstellung; du aber heuchelst nicht, denn du denkst dir dabei Dasselbe, nur in der Sublimitation des Begriffes, Christus als zweite Hypostase des absoluten Geistes, als das schaffend erschaffene Wort."

Feuerbach sah die Dinge anders an und indem er Hegeln in zwei Theile theilte, in den Metaphysiker und den Religionsphilosophen, war er schon über Hegel hinaus; denn Hegel muss so gut solidarisch mit sich selbst sein, wie jedes Kaufmannshaus. Ein Geschäft kann nicht gute und gefälschte Waare verkaufen, und dann wegen der guten Waare um Indemnität für die schlechte einkommen; sondern das Geschäft, welches auch gute Waare debitirte, wird trotzdem wegen der Fälschung verurtheilt. Und was sagte Feuerbach beim Abschiede zu dem verehrten Meister? „Jetzt gehe ich Naturwissenschaft studiren!"

In späteren Jahren schrieb er folgende Bemerkung über seinen Abschied von Hegel nieder: „Schon in Berlin nahm ich eigentlich Abschied von der spekulativen Philosophie. Meine Worte, mit denen ich von Hegel Abschied nahm, waren ungefähr: „Zwei Jahre habe ich Sie nun gehört, zwei Jahre ungetheilt Ihrer Philosophie gewidmet; nun habe ich aber das Bedürfniss, mich in das direkte Gegentheil zu stürzen. Ich studire nun Anatomie." Leider setzten häusliche Missverhältnisse diesem Vorhaben Hindernisse entgegen

*) Feuerbach an Noack a. a. O.

und warfen mich wieder zurück auf mich und das blosse Denken, ob ich gleich ein Jahr später Physiologie und Anatomie, aber nur allgemeine, hörte."*)

Er empfand also mit 22 Jahren die ἀπορία, den Mangel der Begriffs-Klitterung; er empfand sie nicht nur, er formulirte sie höchst bestimmt und reichte diese Formulirung beim Abschiede dem Hohenpriester des Begriffes hin.

Hat denn nicht in der Hegel'schen „Naturphilosophie" schon die ganze Natur Platz gefunden; noch mehr als das, ist sie nicht völlig und absolut darin „begriffen"? Was willst du denn noch speciell die Natur studiren? — Weil, antwortet der Genius Feuerbachs, weil brûler nicht répondre heisst, weil die Natur todtschlagen und sie in dem Kasten des Begriffs aufhängen, nicht die Natur erkennen bedeutet; weil ich stark vermuthe, dass es mit der Nichtigkeit des „Dieses" und „Hier" selbst eine nichtige Bewandtniss habe. Mit Einem Worte, bisher war ich nur Ohrenzeuge von der Natur, musste mich aufs Hörensagen über sie verlassen; Jetzt will ich Augenzeuge werden und mich der Autopsie ergeben!

Da er als königlich bayrischer Stipendiat noch eine Landes-Universität besuchen musste, so ging er nach Erlangen (sit venia verbo! fügte er später hinzu), hörte Koch und Fleischmann, trieb Botanik, Anatomie und Physiologie — die Theologie und auch der theologische Mediziner Ringseis haben es seiner Zeit erfahren, und bereitete sich auf seine Promotion und Habilitation vor. Unter solchen Umständen dürfen wir ihm aufs Wort glauben, wäre er auch nicht der glaubwürdigste, wahrhafteste der Sterblichen — dass schon „1827—28 Zweifel" — wie es in den „Fragmenten zur Charakteristik meines philosophischen Curriculum vitae"**) heisst, an der allein seligmachenden Hegelei in ihm entstanden. Es fiel ihm auf den Scheitel die Atlasfrage: „Wie verhält sich Denken zum Sein?" Anders ausgedrückt: Was hat die anschauliche und Verstandes-Erkenntniss mit dem Ding an sich zu schaffen, sind wir im Stande das Ding an sich zu erkennen? Und wie der junge Anatom und Physiolog so sann, wollte es ihm bedünken, als komme das Denken gar nicht an das Sein, als

---

*) Nachgelassene Aphorismen. Unter diesen „Aphorismen" ist etwa ein Fünftel streng subjektiver Natur, das wir am passenden Orte einschalten.

**) Sämmtliche Werke, II. 385. 6.

sei ein gedachtes Sein, und stelle es sich auf den Kopf, doch nur Gedanke, und der ganze Hegel eine „vergangene Welt als Gedankenwelt." Ist, wer so schreibt, noch ein Hegelianer im banalen Sinne des Wortes?

Gleichwohl war der Bruch zwischen Denken und Sein noch nicht der eigentliche Inhalt der Feuerbach'schen Philosophie geworden; allzufest sass noch auf ihrem Throne die absolute Macht des „Geistes", wenn er den Geist auch schon „Vernunft" benannte. Das Absolute rumorte noch gewaltig in seinem Innern, in der Doktor-Dissertation feierte es seine Eruption. De Ratione, una, universali, infinita — so brodelte der Feuerbach des Absoluten hervor.

Die Vernunft ist Eine, universell, sie ist sogar „nicht durchaus nur menschlich", non omnino humana, also die allgemeine Substanz. Die Empfindung, die „sinnliche Gewissheit" (Hegel) sind nur subjektiv, nicht allgemein. Der „Gedanke" ist so vorherrschend, dass der „Wille" erst später zu Worte kommt, ein Akt des Erkenntnisstriebes ist! Aber schon bohrt sich — das Charakteristische bei Feuerbach — der Wurm der Dialektik in das eigene Fleisch der Abstraktion, nicht bloss nach Aussen in die Dinge. „Gott können wir nur kennen als von ihm verschieden" — er wird also zum Objekt unter Objekten.

„Unendlich ist die Monade, das Atom; der Sinn ist in seinem Bereiche unendlich" — aber „wie vielmehr der Gedanke"! „Vor dem Bewusstsein geht schon ein objektives Denken her, welches weder aus der Erfahrung, noch aus dem Subjekt stammt" (Kant's Formen a priori); aber „ich bin Gewusstes und Wissendes, Denkendes und Gedachtes" — der Pferdefuss der Substanz.

Dann aber bricht gerade aus den metaphysischen Gründen der Tod als etwas Rationales hervor; die allgemeine Vernunft erkennt den Tod nicht als eine ihr auferlegte Schranke. Im Denken bin ich Niemand, also mag Jemand und jeder Jemand zu Grunde gehen!

Man merke wohl, vom „Absoluten" schlechthin, auch vom „absoluten Geist", ist keine Rede; das Absolute wird als Vernunft, als allgemeine Vernunft charakterisirt. In dem später mitzutheilenden Briefe an Hegel tritt dieser Unterschied in scharfen Andeutungen hervor.

Unter Feuerbachs nachgelassenen Aphorismen lesen wir in Bezug auf seine eigene Weiterentwicklung:

„Aus jedem Werke, das der Mensch macht oder schreibt, macht er sich einen Vorwurf, um sich dadurch zu einem neuen Werke zu reizen und seinem Ideale sich anzunähern.“

„Distinguendo tempora, conciliatur scriptura. Der Unterschied der Zeiten hebt die Widersprüche des Geschriebenen auf. Das sei gesagt gegen die Professorengemeinheit, welche die verschiedenen Aeusserungen über denselben Gegenstand — so über das Denken — aus den verschiedensten Zeiten, als Widersprüche zusammenstellt.“ *)

Der junge Dozent las zu Erlangen zunächst über Cartesius und Spinoza, dann Logik und Metaphysik, richtiger Logik als Metaphysik, und endlich über Geschichte der neueren Philosophie. Das Erste und das Letzte war demnach Entwicklungslehre des Gedankens, die stärkste Seite Hegels selbst, bei Feuerbach der Durchbruch aus dem Akademos auf die Agora, vom Alexandrinismus zur Menschheit, von dem stagnirenden Behälter in den rauschenden Strom der Begebenheit, von der Zunft der Kategorien in die Gewerbefreiheit menschlicher Interessen. Aber schon die Logik und oder als Metaphysik, so hegelisch der Aufbau und die Gliederung des Stoffes in seinen hinterlassenen Kollegienheften sich ausnimmt, fasste er nicht als höchste und letzte Philosophie, sondern als „Organ der Philosophie“. Logik war ihm das bis jetzt errungene Resultat der Geschichte der Philosophie. Die Kategorienwelt musste es sich gefallen lassen, in den „ewigen Fluss“ getaucht zu werden und sich dem geschichtlichen, natürlichen Gange und Drange zu unterwerfen.

Wie frisch und unscholastisch der junge Dozent dabei mitunter verfuhr, soll an einer kleinen Blumenlese aus jenen Heften von 1829—32 und wieder 1835/6 dargethan werden, die wir mitten zwischen Dornen und Zacken anzustellen vermochten.

In der ersten Einleitung zur Logik hat Feuerbach bei unserem „Muth des Denkens“ **) selbst an den Rand geschrieben: „Zur Charakteristik meiner ursprünglichen Richtung“. Das ethische Moment schlägt nämlich schon früh durch; die Abstraktion selbst streift die Fesseln der Abstraktion ab, und der Muth des Denkens

*) Nachgelassene Aphorismen. 1847 liess er sich im Anhange zu „Leibnitz“ kritisch über seine Dissertation aus (V. 223. 4): Der Denker sei allerdings Niemand, „aber dieser Denker hat auch nicht mehr Wirklichkeit, als der Niemand“ etc.

**) Siehe weiterhin im „Nachlass“.

fragt den Tod: wo ist dein Stachel? — Durchaus unpantheistisch, antispinozisch und zugleich unhegelisch, ist die Umkehrung des Satzes: Omnis determinatio est negatio in: Omnis determinatio est affirmatio, jede Bestimmung ist nicht sowohl Verneinung, als Bejahung, die Negation der Negation des „Dieses" und „Hier". — Die Liebe, die in der Dissertation nach ihrer Ergänzung im Denken suchte, wird jetzt zum Endlich-Unendlichen. — Unsterblichkeit gibt es rundweg nur noch im Geiste, nicht in der Psyche. — Das Schöne ist das aufleuchtende und verschwindende Wesen der Welt, die auf einen Augenblick sichtbare Idee. — Das Christenthum ist — schon hier — das Wesen des allgemeinen, nationalitätslosen Menschen. — Der Mensch ist ein Produkt der Geschichte. — Die Welt ruht auf Potentia, Sapientia und Amor, wenn es auch heissen sollte: Potentia, Amor, Sapientia, und wenn der junge Philosoph auch noch an dem in dieser Weise unmöglichen Uebergange vom Verlangen zum Erkennen sucht.

Welche Qual — man denkt unwillkürlich an Jakob Böhme's Ableitung der „Qualität" von der Qual — thut er sich und den „Jungens" — an, um die Begierde als „verkappten Erkenntnisstrieb" zu enthüllen! Welche Qual, das Sein als das Nichts, und beide als die Erzeuger des Werdens darzuthun! In der zweiten Bearbeitung des Gegenstandes verbeisst er sich noch hartnäckiger in diese Antinomie, grimmig wie immer, wenn er schwere Begriffe zerkaut. Dito beim „Einen und Vielen", dito bei der Ueberleitung vom „Mass" zum „Wesen".

Welche Qual auch bei der „Quantität": „die Natur ist entstanden, hat ein Prinzip über sich und vor sich voraus. Dieses Prinzip ist Gott, Geist, oder wie es heissen soll. Gott machte aber nicht die Natur, sondern er wurde selbst sein Werk; damit Anderes bestände und würde, musste er selbst ein Anderes werden, d. i. Natur. Gott erniedrigte und entäusserte sich zur Natur. Aber dieser entäusserte und in seiner Entäusserung ins Dasein getretene Gott äusserte im Verlust seiner Gottheit, seiner wesentlichen Unendlichkeit, sich zunächst nur in der schlechten Unendlichkeit, als blosses rastloses Streben nach Unendlichkeit, und dies ist eben die quantitative, die nur im Streben, nicht in Wirklichkeit, Affirmation der Unendlichkeit ist. Die Produkte dieses Strebens sind die Sterne."*) — Ein kurioser Gott, der

*) Aus den Kollegienheften, auch weiterhin.

damit anfängt, sich selbst herabzusetzen und aufzugeben! Wahrscheinlich war er im Anfang gar nichts Anderes als Quantum und Bewegung, und wuchs später mit seinen Zwecken.

Das ist auch im Grunde Feuerbachs Meinung von der Sache, denn er behauptet im Anschluss an das Vorige, die alten Naturreligionen seien zu ihrer Zeit wahr, Gott sei damals „gleichsam besinnungslos verloren“ gewesen. Die Sternanbetung, der Parsismus etc. hätten Recht gehabt. Freilich war die Naturreligion wahr, freilich hatten die Stern- und Sonnen-Anbeter Recht, und freilich hat sich Gott später entwickelt; aber dieser Prozess ist doch ein psychologisch-phänomenologischer, kein ontologischer. Heisst es doch in denselben Vorlesungen, bei Gelegenheit des ontologischen Beweises: „Gott ist ein Gedanke“!

Nicht anders verhält es sich mit den Wesensbestimmungen, von denen er sagt, sie seien „geheime Bestimmungen, die nur durchs Denken gefunden und nur durchs Denken erkannt werden.“ „Nur durchs Denken kann erkannt werden, dass in jedem sinnlichen Geschehen, in jeder Bewegung der Natur, auch im Geheimen, im Wesen, die reinen Gedanken mitwirken“, was doch Abstraktionen aus der sinnlichen Wirklichkeit oder hineingelegte Bestimmungen sind, dafern man sich nicht ins „Unbewusste“ flüchten will.

Wie bedenklich die voreilige Naturphilosophie ist, haben wir an Schelling und Hegel bitter genug erfahren. Auch Feuerbach brachte ihr damals noch sein Opfer: „Das Licht ist nur Wesen, es ist kein individueller Körper, es ist kein allgemein irdisches Element; — es ist erstes Prinzip, das Wesen der ganzen Natur.“ — Das ist die Hegel'sche „Idealität der Materie“. Aber wesentlich ist das Licht doch Ausstrahlung, kommt von Körpern, haftet an Körpern, gibt den Dingen Bestimmtheit, ist also körperhaft. Wenn die Imponderabilien so leichtfertig ins Geisterreich eskamotirt werden, wie das noch jüngst wieder in München geschehen ist, so wird ein Naturforscher nur noch derjenige sein, der mit Zentnerblöcken um sich wirft.

Aber ein reizendes Kant'sches Aperçu müssen wir anführen: „Was Du bist, o holde Jungfrau, dieses frage mich, nicht Dich. Du bist doch nur durch die Vorstellung, ich durch die Anschauung. Die Vorstellung ist Machwerk, die Anschauung Natur, die Vorstellung Täuschung [Schleier der Maja], die Anschauung Wahrheit.“ .

Schliesslich kommt dann auch der Kern der Dissertation rein

heraus. „Es hat sich darum gehandelt, die Realität der Vernunft nachzuweisen, zu erkennen, dass der Vernunft ein Sein in sich selbst zukommt, dass sie Absolutes ist, wo wir hingestellt sein lassen, ob sie selbst das Absolute ist.“ —

In dem Aphorismus von „Vorstellung“ und „Anschauung“ liegt auch schon das Dornröschen der Feuerbach'schen Stylistik schlummernd im wilden Hag. Wie das rhythmisch gemessen, inhaltsvoll pointirt, einherschreitet! Und gerade der Styl, der Numerus, das Gefühl für klassische Prosa*) ist das formelle Agens und Movens, welches ihn vorwärts treibt, welches seiner geistigen Wahrheit, Entschiedenheit entspricht. Dieser Styl bekundete sich durch grössere Flüge in der mit den Vorlesungen gleichzeitigen, aber ausserakademischen, merkwürdigen Schrift, von der nunmehr die Rede sein soll.

1830 nämlich, im Jahre der Julirevolution, als das erste Gliederzucken nach langem starrem Winterschlafe in Mitteleuropa verspürt wurde, erschien die anonyme, wie er selbst 1839 an C. Riedel schrieb und druckte „in jeder Beziehung namenlose Schrift“:**) „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“, in gleichfalls „namenloser“ Ausstattung bei Johann Adam Stein in Nürnberg. Es hatte eine Indiskretion diesen Tragelaphen auf den Büchermarkt gezerrt, eine Indiskretion, die der Verfasser schwer büssen musste, indem sie ihm für immer das Thor zur Professur versperrte — wahrscheinlich jedoch nur, um ihm die spätere Verabschiedung zu ersparen.

Feuerbach nennt den Herausgeber einen Mann, dessen Name gar kein Interesse erwecken würde, und dem entsprechend lesen wir im Vorworte:

„Das einzige Verdienst des Herausgebers um diese Schrift besteht in ihrer Herausgabe, die er mit warmem Eifer betrieb und beschleunigte. Denn in solcher Gestalt und Form war sie nie von dem Verfasser zum Drucke bestimmt, und es kostete nicht wenig

---

*) In den nachgelassenen Aphorismen lesen wir: „Meine Ideale waren von Anfang an die klassischen Prosaiker, nicht die Philosophen. Der keiner Schule, keiner partikulären Richtung angehörende, der freie, allgemeine Schriftsteller war es, der mir stets im Sinne lag. Der obskure, im Hintergrunde bleibende, nicht hervortretende, nicht sich breit machende, der unansehnliche Philosoph, d. h. der nach Wahrheit forschende, Wahrheitsdurst leidende, Wahrheit liebende Philosoph, war mein Philosoph“.

**) Sämmtliche Werke, II. 176.

Ueberredungsgabe, selbige ihm zu entreissen, und hiermit als Fragment erscheinen zu lassen."

Die Schrift ist das Kind der Ehe des spekulativen Schuldenkens mit der innersten Natur eines bedeutenden Menschen, oder wie F. selbst sagen würde, wenigstens könnte, das Resultat der Umarmung meines Wesens mit meinem Bewusstsein. Der längst ins Zweifeln gerathene Hegelianer wird inspirirt von den Dämpfen des Pariser Vulkans, aber er orakelt noch stark im Hierophanten-Tone. Die St. Simonisten schickten sich an, die „Emanzipation des Fleisches" zu predigen und den „vierten Stand" ins Leben zu rufen: da schlägt der stille Feuerbach Reveille auf der Trommel der Philosophie.

Wie der Bourgeois von der politischen Kritik auf seinen Platz gesetzt wurde, so charakterisirt Feuerbach den Bildungs-Philister mit seiner Privat- und Hausandacht, mit dem Noli me tangere seiner esoterischen Frömmigkeit, als den ächten Unsterblichkeits-Esel. Es ist nämlich Alles eigentlich schon in Ordnung, die Töchter stehen bereit mit der Ausstattung, die Söhne arbeiten auf eigene Faust, die Opferflamme des Lebens prasselt leidlich lustig; nur der sich hinaufschlängelnde Rauch bildet aus seinen Kringeln eine Wolke, die letzte Jenseitigkeit des behäbigen Mannes, und auf diese luftige Transzendenz ladet er — im Geiste — seine Seele.

In solches neckische Scherzo brummt dann aber wieder der metaphysische Orgelpunkt hinein: „Die Natur ist durch den freien Geist bestimmt, den Willen . . . Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur, und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirket.*) — „Das Todesurtheil, das Du eben durch die Liebe, durch die Anerkennung der Wesenhaftigkeit Deines Gegenstandes, über Dich selbst aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an Deinem ganzen natürlichen Sein, an Deinem Leben vollzogen würde, wenn Deine Endlichkeit, die Du in der Liebe aussprichst, nicht auch für sich selbst hervorträte, wenn nicht Dein als solches einsames und verlassenes Fürsichsein selber als Fürsichsein offenbar würde; denn der Tod ist eben die Offenbarung Deines einsamen und verlassenen Fürsichseins." **)

Er war Revolutionär im Jahre der Julirevolution, aber freilich nicht national und nicht politisch, sondern tief menschheitlich, hoch-

---

*) III. 15.
**) III. 19.

geistig. Wie sprüht der Feuerbach aus dem gepressten Busen hervor, wie strahlt da nächtens die Flammensonne: „Indem alles wahrhaft Wirkliche und Wesenhafte, aller Geist aus dem Leben, der Natur und der Weltgeschichte verschwunden, Alles massakrirt ist, so pflanzt das Individuum auf den Trümmern der zerstörten Welt die Fahne des Propheten auf, das heilige Schandsacscherif des Glaubens an das gelobte Jenseits. Auf den Ruinen des gegenwärtigen Lebens, in dem er Nichts sieht, erwacht ihm zugleich das Gefühl und Bewusstsein seines eigenen innerlichen Nichts, und in dem Gefühl dieses zwiefachen Nichts entquillt ihm, gleich einem Scipio auf den Trümmern von Karthago, die barmherzige Thränenperle und Seifenblase der zukünftigen Welt. Nachdem er die Fruchtbäume, die Rosen und Lilien der gegenwärtigen Welt verwelken liess, Gras und Korn abgesichelt, die ganze Welt in ein saftloses Stoppelfeld verwandelt hat, entsprosst ihm noch zu guter Letzt in dem leeren Gefühl seiner Leerheit und dem kraftlosen Bewusstsein seiner Eitelkeit, als ein schwacher Schein und mattes Traumbild des lebendigen, frischen Blumenflors, die charakterlose, farbenverbleichte Herbstzeitlose der Unsterblichkeit.“*) Merkt man an dieser Bilderfülle, an diesen gesättigten Tinten aus Mittelfranken, nicht die Nachbarschaft von Wunsiedel in Oberfranken?

„Zwar sehen wir, wie eine grosse Anzahl unserer Zeitgenossen, unbekümmert um die erhabenen Lehren der Geschichte, nicht beachtend die kampfvollen Thaten und schmerzensreichen Arbeiten der Menschheit, höhnend und verletzend die Rechte und Ansprüche, welche durch tausendjährige Ansprüche sich die Vernunft erworben hat, zu dem Alten zurückkehrt und in unveränderter Gestalt es wieder herzustellen bemüht ist, gleich als wären die Blutströme vergangener Zeiten umsonst vorübergerauscht, oder höchstens nur zu dem Zwecke vorübergeflossen, dass gewisse Individuen dadurch nur um so sorgloser in den Hängematten des alten Glaubens sich schaukeln, und an dem Strome umsonst verflossener Jahrhunderte einen Spiegel der Herrlichkeit, Festigkeit und Beständigkeit ihres partikulären Eigenthums, ihres Glaubens besitzen könnten. Aber — die Geschichte lehrt uns ja, dass gerade dann, wenn etwas am Rande seines völligen Untergangs steht, es noch einmal mit aller Gewalt sich erhebt, als wollte es von Neuem seinen schon vollbrachten Lebenslauf beginnen.“**)

---

*) III. 8. **) III. 9.

„Nur wer an den Tod glaubt, kann Wesenhaftes zum Inhalt seiner Thätigkeit machen.“*)

Es ist nicht anders, wird einmal das Leben auf Erden für das wahre Leben angesehen, so ist der zweite Gedanke der, das Nomadenzelt in ein Kulturhaus zu verwandeln. Die grössten Umwälzungen im Aeussern sind die nothwendige Folge dieser Umwälzung im Innern — es sei denn dass die Rebellen sich im Netz des Pessimismus fangen liessen.

Die Liebe ist der Tod, Gott selbst ist — nicht todt, wie Hegel nach dem Kirchenliede anführte — sondern der Tod, denn Gott ist das Unendliche, das Ende alles Endlichen... Aber Gott selbst erfährt im Schmelztiegel dieses pathetischen Denkens eine Modifikation. Es heisst jetzt, dass Gott als „Persönlichkeit“ „oberflächlich“ gedacht sei; „Gott ist so ohne Tiefe, nur eine Fläche, die das Selbst dem Selbst wiederspiegelt, das Urbild, aber auch eben so das Ebenbild der menschlichen Persönlichkeit.“**) In dem Aufsatze „über meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ (1846) beweist der Verfasser gerade aus vorstehender Beweisführung vom „metaphysischen Grunde des Todes“, dass „Gott“ nichts Anderes sei als die „Natur“. Der langen Rede kurzer Sinn sei nur der: „das Bewusstsein setzt die Natur voraus“. Das sei klar, früher habe er sich „auf nebelige Weise“ ausgesprochen.***)

Andere metaphysische Amphibologieen sind nicht ohne Interesse mit der späteren Entwicklung zu vergleichen, obwohl man bereits den berühmten „Schleier der Maja“ durchschaut. So stossen wir noch auf den Dualismus von Leib und Seele: „Die menschliche Gestalt — die nicht mehr von einer mit ihrer Gestalt unmittelbar identischen Seele, sondern von einer, von aller Materie freien, in sich selbst seienden, durch sich selbst bestimmten, d. i. einer wollenden und denkenden Seele, d. h. einem Geist durchglüht und durchleuchtet, und darum die eigentlich schöne und letzte sinnliche Gestalt ist.“†) Eben so spukt noch der allgemeine, substanzielle Geist: „der Geist, das Bewusstsein, die Vernunft sind allgemein, selbständig, verschieden von Dir, als dieser ausschliessenden Persönlichkeit, dieser bestimmten Individualität. Wohl als Gegenstand Deines Bewusstseins, aber nicht als Bewusster, wohl als bestimmter

*) Ungefähr so, III. 10. 11.

**) III. 21.

***) III. 378, Note.

†) III. 52.

Denker, aber nicht als Denker, bist Du Individuum, bestimmte Person; Du bist Eins mit dem Bewusstsein als Bewusster, Eins mit dem Denken, in welchem Alle Eins sind, Du bist geistig untergegangen, aufgelöst in den Geist. Die äusserliche Verwirklichung dieser geistigen Auflösung und Negation ist der Tod." *)

Dann schliesslich die abstruse Stelle über das Bewusstsein, die Crux aller philosophischen Laien, über welche namentlich die Feuerbachianerinnen nicht hinauskommen, und die lebhaft an den zweiten Theil der Dissertation erinnert. „Du bist Deiner selbst, als eines besondern Individuums, nur bewusst, weil Dir das reine, allgemeine Wesen des Menschen — die Gattung, die Menschheit, der Geist — in Dir selbst Gegenstand ist; aber es ist Dir nur Gegenstand, weil es sich selbst Gegenstand ist; Du bist also Deiner bewusst im Bewusstsein des allgemeinen Wesens, des Geistes von sich selber. . . . Der Gegenstand also wohl, dessen Du Dir bewusst bist, ist ein Einzelnes, Besonderes, bist Du eben, das Bewusstsein selbst aber ist schlechthin allgemein, das Wissen ist eine Thätigkeit des Wesens, des Geistes selber. . . . Das Bewusstsein ist das Licht, die Personen sind die Farben; Farben sehe ich nur im Lichte, aber das Licht kann ich nicht in und vermittelst der Farben sehen; wäre das Bewusstsein, der Geist, die Vernunft selbst eine Farbe, eines mit der farbigen, besondern Person, so würde ich weder mich, noch die Andern sehen und wissen, so wenig ich eine Farbe sehen könnte, wenn das Licht selbst eines mit der Farbe wäre ... Indem Du sagst: ich bin meiner bewusst, machst Du einen Unterschied zwischen Subjekt und Objekt in Dir . . . Der Tod ist nun nichts Anderes, als die Handlung, wo das Subjekt aus seinem Prinzip, aus der Subjektivität heraustritt, und so blosses Objekt wird . . . Gegenstand . . " **)

Nun wieder zum Kern der Nuss zurück.

Ich erinnere mich, dass mir einst Frau Hegel, eine stattliche Tucher aus Nürnberg, im besten Sinne des Wortes „vornehm und bequem" — um das Jahr 1834 — ich war Gymnasiast — erzählte, wie sie ihren verstorbenen Mann um Aufschluss über die Unsterblichkeit der Seele angegangen, dieser aber, ohne ein Wort zu verlieren, mit dem Finger auf die Bibel gedeutet habe. So zugeknöpft verhielt sich der grosse Denker, „was diesen Punkt betrifft", gegen

*) III. 65.

**) III. 66—68.

ine eigene hochbegabte Gattin. Die Bibel — das ist genug für e Frau!

Der Vater Feuerbach, der für Reinhold geschwärmt und hillern als Philosophen hoch verehrt hatte, war auf dem bennnten Kantischen Residuum sitzen geblieben: „Gott, Tugend, isterblichkeit“, ein Dogma, das zu dem Freundschafts-Kultus it Tiedge und Elise v. d. Recke richtig und aufrichtig passte. a schleudert plötzlich der 26jährige Ludwig dem Alten das amenlose“ Buch an den Kopf, mit dem infernalen Lichtenrg'schen Motto an der Spitze: „Glaube an einen Gott und an ne Unsterblichkeit der Seele .... sind nöthig, weil so viele ausende unglücklich werden würden, wenn diese Grundsäulen schüttert würden. Soll aber dieses das Kriterium der Unantastrkeit sein, so werden wir statt zwei Säulen bald wieder eine anze Colonnade haben .... es stellen sich hier alle die Plackeien ein, die überall mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege rbunden sind .... Dass die Seele nach dem Tode übrig bleibe, t gewiss erst geglaubt und dann bewiesen worden. .... aterialismus ist die Asymptote der Psychologie. ... Der oft unberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und lte Religion hat man alles Uebel in der Welt zu danken.“

War Ludwig nicht wirklich der „verlorne Sohn“? „Der Stein es Anstosses“, an dem der Professor verunglückte (dies geschah efinitiv 1836), war die Schrift über Tod und Unsterblichkeit. So ing die Prophezeihung meines Vaters in Erfüllung: „„Diese chrift wird Dir nie verziehen, nie bekommst Du eine Anellung.““*)

Es war in der That unverzeihlich. Das widerspenstige Indiduum mit seinen Majestäts-Privilegien wird weggeräumt, diesmal len Ernstes aufgehoben und in den Ozean des Entstehens nd Vergehens geworfen. Ethisch lautete der Sinn der Kritik: u musst sterben wollen, wenn Du mehr sein willst als ein ump! Historisch redet sich der Franke in einen Furor hinein, ie ihn weiland der Schwabe Sebastian Franck bekundet atte — übrigens zur gründlichen Beschämung derer, welche dem 'ranken den historischen Sinn so superklug abstreiten —: „Die eit ist Nichts, als der Geist im Eifer und Zorne, das Wesen in er Raserei, der Furor divinus, der im Strome seiner eigenen Be-

*) Feuerbach an Noack, a. a. O.

geisterung die Welt mit sich fortreissende Geist. Diejenigen, die von dem mit attischem Salz gewürzten Symposium der Geschichte weiter nichts davon tragen, als einen moralischen Katzenjammer, mögen immerhin noch ein Jenseits erwarten, um in ihm sich mit den Salzgurken des Diesseits — denn das Salz des Jenseits ist ja nur das des Diesseits — zu kuriren. Mögen sie immerhin an den erhabenen Alpen der Geschichte umherirren, suchend nach Kräutern, nur um sie zu zertreten, und so aus ihnen den Nahrungsstoff für ein zukünftiges Leben zu bereiten. An der Sonne des Bewusstseins zergeht wie Butter ihr Jenseits. Die Ewigkeit, d. h. die Einheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Bewusstsein, ist selbst der Boden der Geschichte, der innere Grund derselben ... Innerhalb der alle Völker und Individuen erleuchtenden, verbindenden und umfassenden Einheit des Bewusstseins ist die Menschheit in beständiger Thätigkeit, Bewegung und Entwicklung... Nur dann wenn die Geschichte Nichts ist, wenn das nackte, von aller geschichtlichen Bestimmung und Zweckgränze entblösste Individuum, das eitle, abgezogene, inhaltslose, nichtige Individuum, also das Nichts Etwas ist, und das Etwas, das wirkliche determinirte und determinirende Leben, die Geschichte, Nichts ist, nur dann ist allerdings Nichts nach dem Tode, wenn das Nichts nicht auch nach dem Tode noch Etwas ist."*)

Schon hier, in der „namenlosen Schrift", wird die spätere Feuerbach'sche N a t u r a u f f a s s u n g bereits wie im Fluge gestreift. Auch die Natur ist ihm Geschichte, freilich in einem ganz andern Sinne als in dem der banalen „N a t u r g e s c h i c h t e": „Der Stein, der aus der Hand eines Bettlers in die Hand eines Königs kommt, aus Amerika nach Europa und von da nach Asia gelangt, hat desswegen noch nicht eine Geschichte, denn er ist selbst nicht das Princip dieser Ortsveränderungen; die Pflanze dagegen hat eine Geschichte, denn sie ist das mit ihren Veränderungen selbst identische Princip derselben; ... die Veränderungen sind die inneren Lebensmomente einer Sache selbst, alle Veränderungen zusammen das lebendige Sein selbst einer Sache ... L e b e n heisst nichts Anderes, als der G r u n d s e i n e r s e l b s t s e i n ... Die Natur stellt sich nun dem Auge des Forschers durchaus dar als G e s c h i c h t e; die Geschichte verträgt sich aber nicht mit einer Erschaffung und Machung; e i n b l o s s e s M a c h w e r k h a t k e i n e

*) III. 77—80.

Geschichte. Die Natur ist als Geschichte der Grund selbst ihrer Veränderungen".*)

Der Leser kennt das geistsprühende „Vorwort" zur Gesammtausgabe der Feuerbach'schen Werke. In des Verfassers Papieren entdeckte ich das Original-Konzept zu diesem „Vorwort", überschrieben: „Vorrede zur Gesammtausgabe, zu vergleichen mit dem Gedruckten". Hier lesen wir: „Tod und Unsterblichkeit" sei geschrieben „vom Standpunkt des anthropologischen Pantheismus oder der pantheistischen Anthropologie". Und mit Bezug auf die angehängten „Reime", hier „Knittelverse", welche den eigentlichen „Text" bildeten: „Wofür das Herz spricht, dafür findet man immer auch Gründe ... Um daher die Unsterblichkeit zu widerlegen, musstest Du das Herz gegen sie empören, musstest Du die Negation der Empfindung selbst zu einer Sache der Empfindung, die Anerkennung der Wahrheit des Todes zu einer Ehrensache des Herzens machen ... Religion ist nichts Anderes als die subjektive, eingefleischte Gewissheit — Andern gegenüber Heiligkeit — von der Wahrheit einer den Menschen interessirenden Vorstellung ... Die Bedeutung dieser Schrift liegt daher auch nur darin, dass sie die Sterblichkeit des Individuums als eine religiöse, nicht als eine wissenschaftliche Wahrheit, als eine Sache des Herzens erfasst, abgemacht und ausgesprochen hat ... Geschichte macht überhaupt nicht die Vernunft, die Philosophie, die Wissenschaft; Geschichte macht nur die Leidenschaft. Aber Leidenschaft, Leidenschaft auf Tod und Leben, ist der Charakter jener Schrift. Die Theologen, deren Fluch Segen, deren Schimpf und Tadel Lob und Ehre ist, machen Dir daher die grössten Elogen, wenn sie dieselbe als eine absolut teuflische und ruchlose Schrift, ja geradezu als „Teufelsdreck" bezeichneten."

So erklärte Feuerbach selbst seine „Reimverse auf den Tod" als in der Sprache des Herzens geschrieben, was denn auch von den „satyrisch-theologischen Distichen" aus demselben Jahre 1830 gelten mag, in denen allerdings die glühende Schärfe des Inhalts nicht selten mit der Holprigkeit des epigrammatischen Doppelverses wetteifert. Im Jahre 1846 erkannte der Dichter nur ein Drittel der Xenien noch als Fleisch von seinem Fleisch an, und im selben Jahre schrieb er an Noack: „Ungefähr 10—12 Xenien sind nicht von mir, sondern von ihm" (dem Heraus-

*) III. 47. 48.

geber). Wir wagen es, die seinigen und die bleibenden herau zugreifen. Was der Janus-Styl der Abhandlung noch im Ung wissen liess, das spricht der Poet frisch heraus.

Zuerst die Metaphysika des „Todes“.

Dein Gott ist nur Dein eignes Ich,
Geputzt, geschmücket säuberlich.
Erst bringst Du Dich in einen Schweiss,
Dem Herzchen wird ein Bischen heiss;
Das Selbst im Schweiss sich transpiriret,
Und von sich selbst sich separiret,
Und dieses ausgeschiedne Ich
Zum Gott für's Selbst bestimmet sich.
Es macht das Ich sich zum Objet,
Das ist der Komödie*) Sujet. —

Er (der Pietist) setzt im Jenseits sich zur Ruh',
Und sieht dem Weltlauf lächelnd zu,
Sich labend, frei vom Todeskampf,
An seines eignen Selbstes Dampf,
Der oben in der Himmelsferne
Verdichtet sich zu einem Kerne,
Und annimmt der Person Gestalt —
Das Selbst ist einzig der Gehalt.**)

„Metamorphose der Geschichte“ (am Schluss):

So war das Christenthum einst Substanz und herrschender Weltgeist,
Aber anjetzt ist es nur — Affektion des Gemüths.***)

„Unterschied zwischen der heidnischen und chris lichen Welt.“

Ja, die heidnische Welt! die hatte vortrefflichen Stuhlgang.
Unbeschränkt war der Lauf damals dem Trieb der Natur.
Aber die Eingeweide beschwert und verstopfet der Glaube;
An der Hypochondrie leidet die christliche Welt.†)

Das Hegelthum.

„An den Begriff“.

„Wesen ist nur der Begriff“; das heisst: das Gerippe vom Menschen
Hat mehr Realität, als der lebendige Mensch.
Fleisch und Geblüt ist nichts als überflüssiges Beiwerk,
Selber das Leben ist nur Zusatz zur Knochensubstanz.
Darum wird auch der Begriff nie Fleisch und Blut bei den Jüngern,
Wie der Knochen hinein, geht er auch wieder heraus.††)

---

*) Lies: Comédie,
**) III. 107. 108.
***) III. 111.
†) III. 121.
††) III. 141.

„Die philosophische Dogmatik“.
Sieh nur die Vettel Dogmatik, die längst beim Teufel wir glaubten,
Wie sie sich konservirt, wie ihr der Busen so voll!
Ach, es ist nur elastischer Watt philosophischer Floskeln —
Lass Dich nicht täuschen, o Freund — was ihr den Busen so schwellt.*)

Natur.

„Nothwendigkeit des Naturstudiums“.
„Macht Euch vertraut mit Natur, erkennt sie als Euere Mutter.
Ruhig sinket Ihr dann einst in die Erde hinab“.**)

Von dem Poeten kann man sich wieder nur mit dem Poeten verabschieden, nachdem man gesehen, wie es ihm gelang,

„Den Wust vergang'ner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein frischlebendiges Gewitterschnauben“.***)

IV.

Feuerbachs Wanderungen durch die philosophische Geschichte.

Die Lungen voll ätherischer Luft, betrat Feuerbach wieder den Hain Akademos. Er besann sich auf seine Erstlings-Vorlesungen über Cartesius und Spinoza, und arbeitete, frei vom Erlanger Schulstaube, seine „Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza“ aus, welche 1833 erschien. Was er in seinen metaphysischen Vorlesungen gesagt hatte: die Logik sei blos das Resultat der Geschichte der Philosophie, das bewährte er hier praktisch. Die Entwicklung und den Zusammenhang der philosophischen Systeme hat Keiner wieder so lebendig, aus dem Vollen, Keiner so geistreich inhaltsvoll geschildert.

Gleich vorn wird das Christenthum, wie ganz neuerdings wieder, hingestellt als die das beschränkende Volksbewusstsein erweiternde Macht des denkenden Geistes, gleichsam das verhängnissvolle

*) III. 141.

**) III. 129.

***) Lenau „Albigenser“. — „Ich bin kein Poet“, heisst es in den nachgelassenen Aphorismen, „und will keiner sein, aber die Grundlage meines Denkens ist der poetische Sinn“.

Fatum über die Götter des Heidenthums"*), als die, nur noch mystische Vollendung des allgemeinen Menschenthums. Aber das von aller Differenz und Besonderheit gereinigte Wesen des Geistes fasste sich im Gegensatz zum Fleisch, zur Natur, antikosmisch und negativ. Als das Positive der Welt verkennende und verneinende Religion richtete das Christenthum die Wissenschaften an und für sich zu Grunde**). Diese Naturentfremdung ging bis tief in den Protestantismus, ja bis in den verdienstvollen Pädagogen Amos Comenius hinein***).

Dennoch müssen wir in der Scholastik oder Schablonen-Philosophie des Mittelalters, welche das Quod erat demonstrandum um so gewisser erfand, als das zu Beweisende schon vor dem Beweise fertig zur Hand war, den Uebergang zum selbstbewussten Denken suchen. Populär ausgedrückt, knupperten und knabberten die Scholastiker so lange an der kirchlichen Dogmatik herum, bis diese ein Loch bekam: aus diesem Loch kamen die Italiener der Renaissance, Bacon und Cartesius hervor. Vortrefflich ist nebenbei ausgeführt, wie die europäische Menschheit in der Renaissance den verwandten Geist in den Werken des Alterthums erkannt, ihre Befriedigung in ihnen gefunden, das Auferstehungsfest ihrer eigenen Vernunft in ihnen gefeiert und so sich zur Produktivität gereift habe. Jetzt erst sei auch wieder Naturwissenschaft, zunächst auf der Basis mathematischer, mechanischer Prinzipien, möglich geworden.†)

Mit grossherziger Humanität wird der Charakter Bacons behandelt. Feuerbach verdammt nicht, er erklärt den Urfehler des Mannes aus seinem geistigen Wesen, aus der Konstitution des Philosophen selbst: Bacon habe nicht einmal Hang zu Staatsgeschäften gehabt, folglich ein Unrecht begangen, sich nicht mit dem Studium der Natur und Philosophie zu begnügen, sondern auch in der Gesellschaft etwas sein zu wollen. Wie frei seien dagegen Galilei, Spinoza und Leibnitz gewesen: il n'est pas nécessaire de vivre, mais de penser.

Bacon's Verdienst ist die physische, erfahrungsmässige Behandlung der Natur — betont zu haben, fügen wir hinzu; denn gewusst, sogar angewandt war sie vor ihm, unabhängig von ihm.

*) IV. 1. 2.
**) IV. 2. 3.
***) IV. 4. Note.
†) IV. 18. 22.

Er hat sie in Schwang gesetzt, in die Mode gebracht. Doch F. sagt das selbst: Sein Wesen liegt nur in der Methode, in der Art und Weise, die Natur zu betrachten. „Von einem Inhalt Bacon's kann man, streng genommen, nicht sprechen."*) Wenn er übrigens „die Erfahrung als die einzige Quelle der Erkenntniss" bestimmte, so war ihm dafür die Erfahrung die „innigste Verbindung von Denken und Wahrnehmung", und dann blieb ihm „die Empirie nur Mittel, nicht Resultat"; „als Ziel und Objekt der Naturwissenschaft bestimmte er die Erkenntniss der „ewigen und unveränderlichen Formen der Dinge."**)

Ein feiner Unterschied ist der zwischen Bacon und Cartesius: Bacon ging auf die Qualität der Dinge, auf die Passiones, Appetitus Materiae aus, während Descartes nur die Quantität im Auge hatte.***)

F. wehrt sich dagegen, dass Bacon als ausschliesslicher, absoluter Empiriker betrachtet werde. Er selbst sage: die frühere Induktion sei von den sinnlichen und besondern Dingen im Fluge zu dem Allgemeinsten aufgestiegen, und erst von da zu den mittleren Sätzen herabgekommen. Seine Induktion dagegen erhebe sich allmählig vom Besondern zum Allgemeinen. Das ganze II. Buch des Novum Organum aber handle von der Abkürzung der Induktion durch „bevorzugte Instanzen". So sei die Induktion nicht schlechthin Empirie, sondern philosophische Empirie: zum Allgemeinen hinauf, und zum Experiment herab.

Auch das wird notirt, und passt allerdings zur Kategorie der Qualität, dass der naturforscherische Bacon auch Jakob-Böhmelt und Campanellat: Alle Körper haben ein gewisses Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen, ja auch ein gewisses Wahlvermögen (die Monas des Leibnitz). Empfindung sollen sie zwar ausdrücklich nicht haben, wer aber „wählt", der hat Verlangen, Begierde, und Verlangen, Begierde setzen „Empfindung" voraus.

Die Schwächen des Baconischen positiven Wissens werden bereitwillig nach Fischer, Geschichte der Physik, zugegeben; Schwere, mechanische Bewegung, Druck und Stoss, dem Galilei so gut bekannt, sind es dem Bacon nur schlecht. Die Erdbewegung

---

*) IV. 34.
**) IV. 35.
***) IV. 38. 9.

existirt für ihn nicht. Liebig in seiner Akademischen Münchener Rede*) hat bekanntlich das Sündenregister Bacons vervollständigt, und auch nachgewiesen, dass das Prinzip der Induktion selbst (vorläufig) auf Niemand anders zurückzuführen sei als auf — Lionardo da Vinci.

Dann folgt Hobbes, der Repräsentant des reinen Mechanismus, der Rechenmeister, der Rückfall in die Quantität. Alles ist ihm relativ oder bedingt. Der Nützlichkeitsboden des Bacon wird noch dürrer, die Theorie noch viel schroffer. Das More geometrico, bei Spinoza nur Form, wird hier bitterer Ernst. — Die Bewegung ist nur vom denkenden Subjekt in die Natur hineingetragen, die sinnlichen Qualitäten sind Phantasmata des empfindenden Subjekts. — Hobbes ist im Wesen radikaler Atheist: „Die Glaubensgeheimnisse muss man wie heilsame, aber bittere Pillen ganz hinabschlucken; wenn man sie zerkaut, so werden sie gewöhnlich ausgespieen.“ — Obgleich die Staatslehre des Hobbes stark von persönlichen Erfahrungen, Sympathieen und Antipathieen gefärbt ist, so passt sie doch vollkommen zu seiner mechanischen Weltanschauung — übrigens war De Cive schon 1642 fertig —: Der Staat ist wie die Welt, sein oberstes Prinzip ist Einheit, seine Methode Folgerichtigkeit. Der Princeps gibt Gesetze, alle Atome gehorchen, sonst hätten wir den „Krieg Aller gegen Alle.“ In dem Augenblicke, wo der Monarch sein Recht vom Volke erhält, ist das Volk keine Person mehr und hat keine Ansprüche zu erheben.

Gassendi, der Lehrer Molière's, ist der Wiederbeleber des Epikur, wie Bacon den Demokrit dem Aristoteles vorzog. Er ist freilich noch christlicher Theolog, entwickelt aber vorzüglich die Entdeckungen der Physik und Astronomie.

Jakob Böhme ist religiöser Sensualist, theosophischer Materialist. Seine faktische Unwissenheit macht ihn schusterlich geistreich. Aus dem Nichts wird eine „Qual“ (Qualität), Scienz ist ein ziehe Ens, eine herbe, ziehende Eigenschaft oder Begierde. — In die Kulturgeschichte gehören solche verbohrte Genies, aber heraus mit ihnen aus der Geschichte der Philosophie, wo sie bis auf den heutigen Tag des Uebels die Masse angestiftet haben! Man brauchte ja zu einer gewissen Zeit nur unwissend und dunkel zu sein, um tief zu erscheinen, besonders in Germanien. Uebrigens hat Feuerbach im Jahre 1846 dem Görlitzer Theosophen für immer

*) München, 1863.

die Wege gewiesen: „Die auf die Offenbarung der Sinne gegründete Philosophie erblickt nicht, wie die spekulative, in dem mystischen Dunkel einer christlich-germanischen Schusterstube, sondern in dem lichtvollen „kritischen Wäldchen“ Herders ihre „Aurora“. Siehe, Philosophus Teutonicus, Herders „Lebensbild“, und empfange von diesem Priester und Propheten des Menschenthums die Taufe der sinnlichen, menschlichen Philosophie!“*)

Réné des Cartes, der sich die Welt als Soldat in allen Lagern angesehen, beginnt seine Philosophie scheinbar mit dem absoluten Zweifel, Nichts bleibt als Mein Denken. Das berühmte Cogito, ergo sum, ist nur These, kein Schluss: nullo syllogismo concluditur, wie früher Alle verstanden und noch Viele verstehen. „Dessen bin ich also gewiss, dass ich ein denkendes Wesen bin.“ — Dann kommt der grosse Sprung, der wahrhafte Salto mortale, direkt in den ontologischen Beweis hinein: „Alles ist wahr, was ich klar und deutlich einsehe“, was nicht wahr ist, bevor bewiesen worden, dass ich logisch gedacht habe. Gott springt hier wirklich aus der Maschine hervor, die Natur aber und der Leib fallen, gesondert vom Geiste, zur Erde.

Unter meinen Ideen ist die erhabenste die Idee der unendlichen Substanz, Gott; diese Idee kann nur von ihm in mich kommen; die Existenz aber ist eine Vollkommenheit, die dem vollkommensten Wesen nicht abgehen kann. Ergo, Q. E. D., Geist und Leib sind getrennte, selbständige Substanzen, ihre Verbindung daher Zusammensetzung; ihre „Harmonie“ wird erst Leibnitz „prästabiliren“ müssen. Die Natur ist dem Cartesius nur Ausdehnung, Quantität. Und doch sagt er: Der Geist hängt so sehr von den Organen ab, dass „wenn die Menschen irgend weiser zu machen sind, dies durch die Medizin geschehen muss.“ Also: nimm Arznei!

Wenn Cartesius behauptet, Gott, die allgemeine Ursache, habe im Anfang die Bewegung und Ruhe mit der Materie geschaffen, so stimmt er ja mit den Atomisten überein, welche auch Mechanisten sind; dann aber wird sein Gott überflüssig.

Der Cartesianer Arnold Geulinx erfand den „Occasionalismus“: „Die Bewegung in meinen Gliedern erfolgt nicht durch meinen Willen; es ist nur Gottes Wille, der sich gelegentlich einmischt, dass diese Bewegungen erfolgen wie ich will.“ Die

*) III. 379.

Vereinigung von Geist und Körper ist ein Wunder. (Leibnitz, wo bleibst Du?)

Nikolaus Malebranche, ein gescheidter Ordenspriester: Wie kommen Geist und Körper zusammen? durch Gott. — Wir erkennen alle Dinge in Gott. Die Naturursachen sind nur Gelegenheitsursachen für die Wirkungen Gottes. Dabei stellte dieser Priester die Vernunft so hoch, dass eine Art von Konkurrenz zwischen ihr und Gott stattfand. Gott ist die Vernunft oder der Geist in uns, oder der Geist in uns ist Gott. *Ὁ νοῦς γὰρ ἡμῖν ἐστὶν ἐν ἑκάστῳ θεός* (Euripides). Die Sache wird zweideutig.

Baruch Spinoza, der Grosse, wirft die drei Cartesischen Substanzen: Gott, Geist, Materie, in eine zusammen, welche Causa sui, das sich selbst Erzeugende ist. Malebranche hatte gesagt: Dieu est aussi bien étendu que les corps, puisqu'il possède toutes les perfections. Spinoza vervollständigt das: Deus est omne esse et praeter quod nullum datur esse. „Gott ist alles Sein, neben welchem es kein Sein gibt." Woraus folgt: Omnis determinatio est negatio, die Einzeldinge sind nur Privationen der Substanz, nichts Wirkliches. Doch ist die Einheit Gottes durchaus nicht numerisch zu nehmen; wer so von Gott spreche, habe keine Ahnung von ihm. Das *Ἕν* ist eben das *Πᾶν*.

Spinoza ist die Negation der Theologie, aber auf dem Standpunkt der Theologie; die Substanz, fügen wir hinzu, ist der sublimirte, durchdestillirte Gott. Der Verstand z. B. ist in der Retorte geblieben, als nur Attribut des absoluten Wesens. Darüber wunderte sich damals selbst Feuerbach; aber die Gott-Natur Spinoza's denkt doch nicht diskursiv, wie wir; in ihrer Absolutheit ist der Verstand aufgehoben. Er kann nicht denken, ohne ausgedehnt zu sein, denkt also alles in Einem, nach menschlichen Begriffen gar nicht, er ist der Stupor des Denkens.

Auch Cartesius spukt noch hin und wieder: der Körper kann den Geist nicht zum Denken, der Geist den Körper nicht zur Ruhe und Bewegung bestimmen (Eth. III. Pr. 2).

In der eigentlichen Ethik, die bekanntlich in der „Ethik" zuletzt kommt, werden Wille und Verstand als identisch gesetzt. Diese Voraussetzung verlangt jedoch ein ganz abstraktes Wesen, sie ist nur wahr im Reiche der, wenn auch diesseitigen, Transzendenz.

Es gibt nach Spinoza drei Erkenntnissarten: Erfahrung, Vernunft, Intuition. Die letzte hat viel Unheil angerichtet,

und wird am Lebhaftesten von denjenigen präkonisirt, die ein Defizit in den beiden anderen verspüren, oder unter geheimnissvollem Aushängeschilde Neuestes vorbringen möchten. Die Wissenschaft kommt mit den beiden ersten vollkommen aus, besonders, wenn sie sie in ihrem ganzen Umfange begreift und zu kombiniren versteht, wie das bei geistigen Operationen übrigens von selbst geschieht. Nach Spinoza schreitet die Intuition von den adäquaten Ideen des Wesens gewisser Attribute Gottes zur Erkenntniss der Dinge fort, d. h. die Intuition steigt von der Idee zur Realität herab, und vollzieht so eigentlich einen Vernunft-Akt.

Was aber heisst: „Gott liebt sich selbst mit einer unendlichen, intellektuellen Liebe?" Die äusserste Abstraktion des „Ein und Alles", dieser gedachte Gedanke, hat eine Empfindung, ein auf organischer Konstitution beruhendes Gefühl! — Und was heisst: „Wir lieben Gott", nämlich die Spinozische Gedanken-Sublimation? Natürlich ist die „Liebe Gottes" mit dem subjektiven oder objektiven Genitiv Eins und Dasselbe.

Zwischen 1833 und 1847 war der grosse Pantheist — inkonsequent natürlich, wie aller Pantheismus — noch oft der Gegenstand Feuerbach'schen Nachdenkens. Das Mittelglied von 1835/6 berühren wir sofort beim Nachlasse. 1847, bei Redaktion der Gesammtausgabe, resumirte Feuerbach wie folgt: Spinoza's Gott ist die Natur, der Ursprung des Menschen. Gerechtigkeit und Liebe Gottes gehören dem Glauben an. Gott ist die Natur, die Natur ist die Vernunft, Vernunft heisst vernünftige Ordnung der Dinge. Gott ist bei Spinoza aufgelöst, aber der Name wird beibehalten.*)

Im Vorworte zur Gesammtausgabe entschuldigt Feuerbach die Mängel seines Buches mit seinem Standpunkt des abstrakten Denkens, worauf ihm das Denken noch Sein gewesen. Doch be-

*) Eine gründliche und vortreffliche Erörterung der eigentlichen Moralphilosophie und der Ethik Spinoza's gibt Feuerbach in den gelehrten Anmerkungen zu seinem „Leibnitz" (1836), bei welcher Gelegenheit er auch (V. 259—68) den Zoilo-Thersites der Geschichte der Philosophie, Herbart, und dessen Buch über die „Freiheit" abthut, wobei freilich die rein intellektuelle Bestimmung des Willens: Nihil certo scimus bonum aut malum esse, nisi id, quod ad intelligendum revera conducit, vel quod impedire potest quo minus intelligamus, — „Nichts wissen wir mit Gewissheit als Gutes oder Böses, als was die Intelligenz wahrhaft befördert, oder was die Schmälerung unserer Intelligenz zu verhindern im Stande ist" — noch mit einem Fragezeichen zu begleiten ist. — Man übersehe jedoch nicht die Beseitigung der Anthropomorphismen in Gott, wie sie Spinoza in den Episteln und im „Theolog. polit. Traktat" vornimmt (261).

ruft er sich auf seine Darstellung Bacons, den er mit besonderer Vorliebe behandelt und dessen Empiric er bereits für eine Sache der Philosophie erklärt habe. In der oben erwähnten handschriftlichen „Vorrede“ heisst es: die Schrift enthalte, „abgesehen von Bacon“, die Darstellung und Entwicklung der Grundgedanken von Böhme, Cartesius, Malebranche, Spinoza, „deren Studium mich schon als Studenten, in Verbindung mit dem der Hegel’schen Philosophie, angelegentlichst beschäftigte, und von dem entscheidendsten Einfluss auf die Ausbildung meines anthropologischen Pantheismus war.“

Schliessen wir hier gleich die unedirten „Vorlesungen über Geschichte der Neueren Philosophie“ an; sie wurden zu Erlangen im Winter 1835/6 gehalten — als Abschied vom akademischen Leben. Die schon oben skizzirte Auffassung des Begriffes der Neuzeit, im Gegensatze zum Mittelalter, tritt hier noch prägnanter hervor; auf die Negativität der christlichen Scholastik folgt die Anerkennung der Materie, der Natur, als göttlicher Realität. Wie wären auch ohne diese Anerkennung die gewaltigen Entdeckungen und Erfindungen, wie die realen Wissenschaften überhaupt möglich geworden! Die Leistungen der „wiedergebornen“ Menschheit setzten ja diese Anerkennung im Prinzip voraus. Feuerbach nannte diese neue Richtung „Pantheismus“, im Gegensatz zum Monotheismus der Vergangenheit, und konnte sich dabei auf die Italiener wie auf Spinoza berufen.

Obgleich von Hegel schon im Wesen geschieden, des Hegelthums bereits überdrüssig, sieht man ihn doch die historische Dialektik mit Vorliebe handhaben. Das Prinzip des Sich-so-und-nicht-anders-Entwickelns, die psychologische Kausalität oder Motivation in der Behandlung der Völker-Geschicke und Geschichte — mag sie im Einzelnen fehlgreifen, ja hin und wieder sophistisch irrlichteriren — ist das unbestreitbare und unschätzbare Verdienst Hegels, und der offenbare, wenn auch abgeleugnete, Mutterboden aller neueren Geschichtschreibung und geschichtlichen Behandlung irgend welches Stoffes geworden. Dieses Prinzip hat der Alte in die gebildete Welt eingekeilt, und die Vernachlässigung dieses Prinzips oder die persönliche Unempfänglichkeit für dasselbe hat sich noch stets gerächt; Schopenhauer z. B. ist bei allem Scharfsinn in seinen grundlegenden Schriften eine durchaus unhistorische Natur — „die Sonne brennt ewigen Mittag“ — und desshalb vermochte er weder

noch irgend ein Moment der Vergangenheit zu würdigen; shalb ist er der „Sonderling“, weil er sich vom geschicht-rozess absondert. Schopenhauers sel. Erben haben sich itig gemerkt, und der „kranken Welt“ etliche Gran „Evo-nus“ eingegeben.

con's „ewige Formen“ werden nunmehr von Feuerbach bestimmt; Bacon verlange nicht „abstrakte, übersinnliche “, sondern „materielle Prinzipien der Natur“, ziehe die der Aristotelischen Materie ohne Form und Bewegung vor, aterielle, menschlische Zwecke.

rtrefflich wird Spinoza in den Fluss des Geschehens her-gen — der portugiesische Jude im calvinistischen Holland, t allein —; die Ausdehnung als Attribut der Substanz setze terie als göttlich. Daher stammen die englisch-sischen Sensualisten und Materialisten, nur se die Materie als Subjekt setzten. Voltaire z. B. über den Pantheismus Spinoza's, und sah nicht ein, dass t nur ein „unartiges Kind Spinoza's“ war.

teressant ist die Geschichte der „intellektuellen Anschauung“ kobi, durch Fichte und Schelling zu Hegel, wobei ssen Dichter ihre Stelle finden. Hegel erscheint da als n mit dem Dreizack und dem Quos ego, um die vagirende ieder zur Raison zu bringen.

er das logische Sein, die Ontologie, fährt dabei nicht die Kriegserklärung schlummert in den Falten der Toga. rischen die gedruckte „Geschichte der Neuern Philosophie“ Vorlesungen über denselben, weiter ausgeführten Gegenstand, rischen 1833 und 1835, in das Jahr 1834, fällt der zweite kademische Befreiungsakt Feuerbachs: „Abälard und se“, oder: „der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe stisch-philosophischer Aphorismen“. Man kann nicht genug 'ieder- oder ersten Lesen dieser Schrift auffordern; hier und strahlt der wahre Esprit, hier lächelt der Humor gleich mbewölkten Zeus“, der Humor, den F. so humoristisch den tdozenten der Philosophie“ nennt. Hätten wir nur mehr Autoren, mehr solcher geistreichen Bücher, an der Stelle r höchst zweideutiger Elukubrationen, die sich wie Gift t stehlen!

uerbach selbst charakterisirt diese „Aphorismen“ als die von der wahren Unsterblichkeit — im Geiste, der die

Liebe nicht ausschliesst. Daher auch der sonst unverständliche Titel: „Abälard und Heloise“. Wenn ihn später etwas an dieser Schrift genirte, so war es wohl der Umstand, dass die geistige Unsterblichkeit wieder eine abstrakte, aristokratische ist, und dass die Liebe nur so — gewissermassen aus Gnaden — mitgenommen wird. Er sollte eben noch realer, noch konkreter werden.

Zum letzten Male rechnet er mit seinem bereits verstorbenen und versöhnten Vater ab: Ein Studium, das Einer wider den Willen seiner Aeltern ergreift, ist nicht desswegen schon sein von der Natur ihm bestimmter Beruf. „Aber das ist doch wahr, dass fast die meisten grossen Schriftsteller, man denke nur z. B. an Lucian, Luther, Voltaire, Rousseau, Torquato Tasso, Ariost, Shakespeare, Boccaccio, Ulrich von Hutten, Molière, Lessing, Petrarca, Thomas Aquino, Cujacius, Sabellicus, Conrad Celtes, Cuvier, Diderot, wider das Gebot und die Bestimmung oder den Wunsch ihrer Väter, die Frucht der Unsterblichkeit vom Baume der Erkenntniss gebrochen haben. Diese Erscheinung hat ihre guten Gründe; die Welt ist keine Freundin von Novitäten; wohl in Kleidung und Luxusartikeln liebt sie Veränderungen, keineswegs aber in Dingen, die ihr zu Leibe gehen. Sie wünscht, commoditatis causa, dass Alles beim Alten bleibe, dass der Enkel dieselbe Strasse gehe, die schon der Grossvater gegangen ist, und wenn auch die Strasse durch den Unverstand der Baumeister so ungeschickt und widersinnig angelegt, oder so ausserordentlich krumm ist, dass man zu einer Strecke Weges, die man recht gut in einer kleinen halben Stunde zurücklegen könnte, eine gute deutsche Meile braucht“ etc.*)

Wem fällt bei obiger Nomenklatur nicht wieder Jean Paul mit seiner Zettel-Gelehrsamkeit und Lesefruchtbarkeit ein! Bei der folgenden glaubt man den Verfasser des Quintus Fixlein oder des Siebenkäs selbst zu hören: „Können uns also die Abenteuer und Fata, welche von jeher der Geist zu bestehen hatte, noch in Verwunderung setzen? Kann es uns wundern, dass ein Jordan Bruno und Vanini auf dem Scheiterhaufen endeten? dass einst der Bischof Virgilius, weil er Antipoden statuirte, von Bonifazius als ein Zerstörer der Religion verklagt, und von dem Papst mit dem Bannstrahl bedroht wurde? dass Galilei in Ketten geworfen wurde, weil er den Glauben an die Unbeweglichkeit des Erdballs umstiess? dass Harvey wegen seiner Entdeckung der Zirkulation des Bluts sich

*) III. 199.

sogar vor Gericht vertheidigen musste? dass Baltasar Bekker, weil er „dem Teufel seine Macht nahm und ihn von der Erde in die Hölle bannte", als Atheist verfolgt, seines Amtes entsetzt und von seiner Kirche ausgeschlossen wurde? dass Herder bei seinen frommen Amtskollegen schon desswegen, weil er keine Perücke wie sie trug, sich der Neologie und Heterodoxie verdächtig machte? dass es zur Zeit des Peter Ramus in Paris für eine sträfliche, ja kriminelle Neuerung galt, den lateinischen Buchstaben Q richtig auszusprechen, statt Kiskis: Quisquis, Kankam: Quanquam zu sagen?"*) Nur dass dieser Jean Paul korrekter und verständlicher schreibt als der andere.

Die Schrift fand jedoch kaum ein Echo, dieser Geist war dem „ureignem Geist" zu hoch. Sehr vortheilhaft war nur die Rezension in der „Literarischen Zeitung",**) und dasselbe Organ enthielt noch einen zweiten Artikel: „Deutsche Philosophie in Frankreich",***) worin es hiess: „Einen andern Beweis, wie die deutsche Philosophie sich in Frankreich Bahn bricht, liefert die Revue du Progrès social, welche von Jules Lechevalier seit Anfang dieses Jahres herausgegeben wird. Da findet sich unter andern im März eine Notiz sur quelques ouvrages intéressans, récemment publiés en Allemagne", von L. A. Feuerbach, Richter von Magdeburg (dem sog. „Unsterblichkeits-Richter", wie der Pontus Euxinus „gastlich" ist).

Dieses erste Heraustreten Feuerbachs auf die Bühne der „Weltliteratur" verdiente erwähnt zu werden, da später der Humanist Feuerbach eine nicht unbedeutende Popularität in Frankreich, namentlich bei der Bewegungspartei, sich erwarb.

In der handschriftlichen „Vorrede" weist Feuerbach seinem „Abälard und Heloise" die Stellung zwischen „Spinoza" und „Leibnitz" folgendermassen an: „Diese Schrift geht schon über den Pantheismus meiner ersten Schriften hinaus und drückt das Bedürfniss aus, die Gattung zu individualisiren und die Individualität zu bejahen. Die Entfaltung des eigenen Wesens ist der Zweck des Lebens. In dieser Schrift war ich nicht mehr anthropologischer Pantheist, sondern Polytheist. Dasselbe gilt von „Leibnitz".

*) III. 224. 5.
**) Literarische Zeitung, 1834, August, Nr. 33.
***) Lit. Zeit., 1834, Sept. Nr. 37.

Am Schlusse der „Aphorismen" meldet sich Heloise: „das schönste Band zwischen Mensch und Schriftsteller ist die Liebe." Sie war mittlerweile in Feuerbachs Herz eingezogen. Diese keusche und verschlossene Natur hatte ihren Magnet gefunden. Ein schönes, edelgebildetes Mädchen verstand den esoterischen Menschen in dem Philosophen; sie enträthselte das geschlossene Binnenleben des Still-Bedeutsamen. Sie fesselte ihr Geschick auf ewig an das seine.

„Zum Glück ist kein Wesen bestimmt; aber was lebt, ist eben, weil es lebt, zum Leben bestimmt. Das Leben des Lebens ist aber die Liebe."

„Ob ich mit dir glücklich sein werde? Ich weiss es nicht, ich weiss nur so viel, dass ich jetzt ohne dich unglücklich bin."

„Ich liebe dich ewig! d. h. meine Liebe zu dir endet nur mit meinem Bewusstsein. — Ewig ist, dessen Ende mein eigenes Ende ist."*)

Wie der Philosoph an seine Geliebte schrieb, das werden wir im Nachlasse lesen. Die vielgeprüfte, heiterklare Matrone aber, die den Gatten überlebt, möge sich lächelnd spiegeln in dem tiefen und reinen Quell jener von ihr dem Boden entlockten Leidenschaft.

Wir kehren in den Schulstaub zurück.

Das Meisterwerk philosophisch-historischer Entwicklung, die glänzendste Ueberwindung sachlicher Verwicklung und Schwierigkeit, ist Feuerbach's: „Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie", 1836.

Leibnitz ist ein grosser, scharfer, universaler Denker und zugleich ein wissenschaftliches Pandämonium. Innerlich, an sich, ist er über Manches hinaus, was er für sich noch festhält. Ich habe mir seine Widersprüche und Mängel stets zu erklären gesucht durch eine doppelte Akkommodation, eine unwillkürliche und eine halbwillkürliche. Unwillkürlich steht er im 17. Jahrhundert und akkommodirt sich dem Reste von scholastischen Essenzen oder Wesenheiten, die damals noch als Influenzen fortgrassirten. Wenn Spinoza, der Unabhängigste, noch auf den Schatten des Jehovah trat, so warf in Leibnitzens Hirn die protestantische „Seele" ihr Bild, und dieses εἶδος gestaltete sich ihm zuletzt zur Monas; Alles

*) II) 394. 5.

ist „Seele“ oder Seelchen. Die halbwillkürliche Akkommodation resultirte bei Leibnitz aus seiner vornehmen Aristotelischen Stellung in der sozialen Welt: da galt es Manches zu versöhnen, zu vereinbaren, zu verkleben; z. B. den wahren Spinoza, den brillenschleifenden Juden. Dazu kam Leibnitzens Panurgie, seine Vielbeschäftigtheit mit juristischen, historischen, mathematischen, physikalischen, politischen, kirchlichen Dingen, die es mit sich brachte, dass er eigentlich nur Gelegenheits-Philosoph war und seine Themata nur von der ihm grade augenblicklich interessanten Seite anfasste. Konservativ war er obendrein, theils persönlich, theils im Einklange mit dem Grundzuge des 17. Jahrhunderts.

Die Aristotelische Universalität diktirte ihm gleich den Satz: „Der Same von Allem, was wir lernen, liegt in uns. Ich glaube desshalb, dass Platon mit Aristoteles und Demokrit verbunden werden muss, um zur wahren Philosophie zu kommen.“ Für diese Verbindung war es zu früh.

Feuerbach fasst nun seinen Helden zunächst im Verhältnisse zu Spinoza:

„Die Philosophie Spinoza's ist ein Teleskop, das die dem Menschen wegen ihrer Entfernung unsichtbaren Gegenstände näher bringt, die Leibnitz'sche ein Mikroskop, das die kleinen und feinen Gegenstände sichtbar macht“*), mit andern Worten: die Eine Substanz ist in Milliarden Substanzen zerschlagen.

Die Cartesische Quantität — im Gegensatz zur Bacon'schen Qualität — blieb für die Natur die vorherrschende Kategorie, also: Astronomie und mathematische Physik; aber die tiefere Anschauung tagte doch — wieder — in Cudworth („Intellektualsystem“), welcher den Cartesius tadelte, dass Alles nur aus nothwendiger Bewegung der Materie kommen sollte, und meinte, zwischen Mechanismus und Lebenskraft gebe es ein Drittes, eine natura genetrix, eine vis plastica. Leibnitz: „Die Kraft macht das innerste Wesen der Körper aus; die Ausdehnung ist nicht das Erste, sie setzt vielmehr die Kraft als ihr Prinzip voraus.“ **)

Die Monade ist nun wesentlich Qualität, „Seele“ oder „den Seelen analoges Wesen“, vera et realis unitas, atome de substance, nicht de matière, point métaphysique, forma substantialis, vis primitiva, entelecheia prima. Nur stellt sich später heraus, dass

*) V. 40.

**) V. 47.

[illegible] weder auf einander wir-
ken [illegible] Stoff in Wechselwirkung stehenden
Monaden [illegible] nur zum Schein handeln; sie
sind nicht [illegible], stellen nur [illegible] vor — sie sind
Komödianten."*)

Die Selbstbestimmung der Monade ist die Vorstellung, die Perzeption. Eine Vorstellung kann deutlich oder verworren, klar oder dunkel sein, und zwar enthält jede deutliche Vorstellung selbst in sich eine unendliche Menge konfuser Vorstellungen. Die verworrenen, dunkeln Vorstellungen der Monade sind die sinnlichen: „die Seele hat nicht nur das Prinzip ihrer Handlungen, sondern auch ihrer Leiden oder verworrenen Vorstellungen in sich." „Die Sinne liefern uns verworrene Gedanken." Die Monade kann die ganze Fülle des Universums nicht auf einmal fassen, sondern nur Theil für Theil, nach einander; sie fasst das Universum nur als zahllose Vielheit und Mannigfaltigkeit. Wäre sie absolute Idealität wie Gott, so stiesse sie sich nicht an dem Anderssein der übrigen Monaden, so gäbe es keine Materie, wie es für Gott keine Materie gibt; die Materie ist nichts als jenes Anderssein, die Gränze und Schranke der vorstellenden Monade, ihre „Störungen oder Leiden": „denn sie sind es, die den Körper oder das Fleisch repräsentiren". Und doch bedarf die Monade der Materie; „wären die Monaden von der Materie befreit oder entledigt, so wären sie zugleich von dem allgemeinen Bande losgerissen und gleichsam Deserteurs oder Ausreisser von der allgemeinen Ordnung". „Die Materie ist das Band der Monaden."**)

Hier geht nun Feuerbach auf seinem 1836er idealistischen Standpunkt etwas rasch zum Preise der Leibnizschen Idee vom „Bande der Monaden" über, die er in die „allverkettende Nothwendigkeit der Monaden", in das „Organ der Sensibilität und Irritabilität", in den „sympathischen Nerv" transsubstanziirt, und allzuleicht über die Verflüchtigung der Welt, über die Verblasung der Wirklichkeit hinweg, denen Leibniz offenbar verfällt.***)

Man bedenke doch nur: aus der zahllosen Vielheit und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen kommt die Materie; die konfuse Vor-

*) S. 253 (Note von 1847).

**) S. 58—65.

***) S. 65. Allerdings fügt F. hinzu: „Die Idee der Materie, wovon seine Gedanken nur ein beschränkter Ausdruck sind".

stellung, das ist die Materie, hoc est corpus meum! Allen Idealismus in Ehren; aber dieser Idealismus geht noch weit über „Gottes Schöpfungswort“ hinaus; Gott sprach doch, und es wurde! Leibnitz aber lässt den Menschen konfus denken, und aus dieser Konfusion entsteht eine — vorgestellte Welt! Der ganze Bestand, das Sein und Wirken der Welt, ist eine pure Privation, eine blosse Negation!

Auch heisst es ausdrücklich: für Gott, als die absolute Idealität, gebe es keine Materie; das will doch sagen: sie ist eigentlich gar nicht vorhanden, ist nur ideell gesetzte Gränze und Schranke des mangelhaften Bewusstseins. Von diesem Nichts zum nervus sympathicus ist noch ein weiter Weg!

Wie kann die Materie, als ideell gesetzte Resultante der verworrenen Vorstellungen, ein Band sein, das „Band der Monaden“? Soll das Nichts das Sein verbinden, die Negation die Affirmationen zusammenhalten?

Feuerbach intervenirt: Man müsse sich unter der Materie nicht „Steinblöcke und Klötze“ vorstellen; ihr wahres Wesen existire im Thiere, im Menschen, als Sinnlichkeit, Trieb, Begierde, Leidenschaft, Unfreiheit und Verworrenheit.*)

Sehr wohl, hätte er nur „auch“ gesagt. Wie aber, wenn der „Steinblock und Klotz“ Verworrenheit in meine Weltanschauung bringt, wenn dieser Block und Klotz mir unerklärt im Wege liegen bleibt, oder mir unversehens ein Loch in das Glasdach meines „Systems“ schlägt? Ist denn der Stein oder Klotz eine allerklarste und deutlichste Vorstellung? Ist ihr Gewicht, ihr Druck und Stoss auf mich bloss „Vorstellung“? Wie kommen wir aus dieser imaginären Materie zur Physik? Ist die ganze Mechanik ein Produkt meiner Konfusion?

Die Materie, heisst es bei Leibnitz, ist ein „Phänomen“, aber ein „reales, wohlbegründetes“.**) Das lautet schon besser; dennoch ist sie nur ein „Bild der (intellektualen) Substanz“. Geht auch die Trägheit, das Widerstreben gegen die Bewegung nur im „Bilde“ vor sich?

Leibnitz: „Die primitive Kraft ist das Prinzip der innern Thätigkeit oder der Vorstellung, die abgeleitete aber das Prinzip der Bewegung oder der äusserlichen Thätigkeit, die der innerlichen

*) V. 70.

**) V. 72. 73.

entspricht. Die Ursache der Bewegung ist daher unkörperlich, obwohl das Subjekt der Bewegung der Körper ist."*) Wie in aller Welt kommt es denn zur Bewegung? Intellekt, Kraft, Wille können doch beim besten Willen nicht stossen? Und alle Dunkelheit der Vorstellung macht doch nichts Greifbares, es sei denn die ägyptische Finsterniss in gewissen Reliquienflaschen.

Wir kommen eben nicht aus der Theologie der Seele, aus der uralten, bei den Wilden beginnenden Animistik heraus; Feuerbach nennt das den „psychologischen Idealismus", im Gegensatz zum Kantischen „transzendentalen Idealismus". Er kritisirt weniger die Unerklärlichkeit der L.'schen Materie, als er das „allgemeine Band der Monaden" — „einen der erhabensten und tiefsten Gedanken der Leibnitz'schen Philosophie" — dem „butterweichen und zuckersüssen Spiritualismus" mit seinem „epikuräischen Quasikörper" vor die Nase hält,**) um Leibnitzen noch realistisch zu finden! Er fragt nicht einmal, wenn L. sagt: „Aller Raum ist erfüllt" — womit der Raum erfüllt sei?***)

Dagegen hebt er im Hinblick auf Cartesius hervor, dass Leibnitz bei aller Animistik doch noch den Dualismus und Mechanismus in sich trage. Denn natürlich bringt L. Leib und Seele nicht zusammen, nicht nur, weil der Leib eigentlich nur negativ existirt, als Privation der Monade, sondern auch weil L., wenn er die Körperwelt stillschweigend eingeschwärzt hat, die Unabhängigkeit beider von einander aufs Strengste festhält und nur einen Parallelismus statuirt, der eigentlich ein Wunder, oder was dasselbe ist, die beständige Einwirkung Gottes voraussetzt, also in den Geulinx-Malebranche-Occasionalismus zurückfällt. Das Organische bei Leibnitz ist ferner und gerade desswegen etwas Automatisches; nicht mehr bloss die Thiere, wie bei Descartes, sind Maschinen, sondern der Mensch selbst ist eine „göttliche Maschine", die aber alle Maschinen der menschlichen Kunst unendlich übertrifft, nicht nur dem „Grade, sondern dem Wesen nach von ihnen unterschieden ist, weil die künstliche Maschine nicht in jedem Theile Maschine ist, die Maschinen der Natur hingegen noch in den kleinsten Theilen bis ins Unendliche Maschinen sind."†)

*) V. 77.
**) V. 65.
***) V. 87.
†) V. 89.

Der Mechanismus spielt auch in der bekannten Erklärung Leibnitzens von der Musik seine Rolle. Denn wenn die Musik ein exercitium animi nescientis se numerare ist, eine Uebung des Geistes, der nicht weiss, dass er zählt, so ist sie, schon als Rechenkunst, die Mechanik der Zahl, und obendrein soll sie konfuses, unbewusstes Rechnen sein! Da sind wir himmelweit entfernt von der Dynamik, dem progressiven Element in Leibnitz, welches oft so divinatorisch in ihm hervortritt, so z. B. wenn er gegen das abstrakte Gesetz der Schwere oder Gravitation seines mathematischen Nebenbuhlers Newton Einwendungen erhebt. Die Bewegung der Körper gegen das Centrum der Erde, meint er, der Planeten gegen einander und gegen die Sonne, müsse von der Bewegung eines Fluidums herrühren; nur Stoss — man darf dabei nicht an seine Erklärung der Materie denken! — setze alle Körper in Bewegung, jede andere Wirkung sei imaginär oder mirakulös.*) Daran erinnert man sich sofort bei der Lektüre von Zöllner's mächtigem Kometenbuch, wo der Elektrizität eine noch ungeahnte Bedeutung prognostizirt wird.**)

Die Belegstellen zu dieser dynamischen Richtung Leibnitzens hat Feuerbach in einer Note zusammengetragen; hier u. A. heisst es: Recte quidem illi (Cartesiani) omnia phaenomena specialia corporum per mechanismos contingere censent, sed non satis perspexere, ipsos fontes mechanicos oriri ex altiori causa (T. III. p. 353 und II. p. 29. 321. Edit. Dutens), d. h. frage dich, aus welchen tieferen Quellen die mechanischen Kräfte selbst steigen!

Die allgemeine Seel-igkeit der Welt nun einmal hingenommen, entwickelt Leibnitz in genialster Weise das All-Leben, die Zentralität des Einzelnen, die Autonomie der Monade, und hier hat Feuerbach allen Fug und Grund zur verständnissinnigen Apotheose.

Die einfache Substanz oder Monade bildet das Zentrum eines Thieres, das Prinzip seiner Einheit; die umgebende Masse besteht aus einer unendlichen Menge von Monaden, die den eigenen Leib der zentralen Monade bildet. Jeder lebendige Leib hat eine herrschende Entelechie, die einzelnen Glieder desgleichen; die einen herrschen mehr oder weniger über die andern, daher es unendliche Grade und Stufen unter den Monaden gibt. Das wahrhaft

---

*) V. 81.
**) Ueber die Natur der Kometen, von Joh. K. Fr. Zöllner, Leipzig 1872 (2. Aufl.).
***) V. 275.

Bedeutsame aber in dieser Metaphysiko-Animistik ist das grosse Prinzip der **Individualität**, des Fürsichseins, gegenüber der Alles verschlingenden Substanz. Es gibt kein individuelles Wesen, das nicht alle andern ausdrücken und in sich darstellen müsste, weil Jedes eben ein Anderes gegen alle Andern ist, und diese Andern daher in ihm ihren **Spiegel** haben: „Die Individualität enthält in sich das Unendliche eingewickelt.“ *) Jedes ist die Welt an sich, für sich unendlich — der absolute Gegensatz zu Spinoza: Omnis determinatio est **affirmatio**. Es ist nicht blos meine **Pflicht**, das suum esse conservare, mein Wesen zu erhalten, sondern diese Konservation ist meine **Natur**.

„Alles in der Natur ist analogisch“, so beginnt Feuerbach zitirend — verwandt verbunden; Alles ist dem Wesen nach in Allem; die Natur ist überall sich selbst gleich; „„wer **Eines** wahrhaft weiss, weiss **Alles**; wer auch nur Einen Theil der Materie begriffe, würde wegen der *περιχώρησις*, wegen des **Umganges** der Dinge, zugleich das ganze Universum begreifen. — C'est tout comme ici. — In jedem Wesen ist das Unendliche erkennbar, das Grösste im Kleinsten aufs Genaueste ausgedrückt“, das Fernste im Nächsten idealiter gegenwärtig. Es gibt keinen absoluten Wesensunterschied. „Les degrés de perfection varient à l'infini. Cependant le fond est partout le même. Il n'y a de la différence que du grand au petit, du sensible à l'insensible.“**) Die Seele ist nichts anderes als eine zu deutlichen Vorstellungen, zum Bewusstsein erwachte einfache Monade; die einfache Monade, die wir vom aristokratischen Standpunkte unseres Selbstes aus als ein Anderes, als ein indifferentes Neutrum, als ein todtes Ding ausstossen, ist ein Wesen unseres Geschlechtes und Wesens, ist nur eine schlafende, noch unentwickelte Seele. Ueberall sind Keime, Elemente des Lebens, die sich vielleicht einst noch zu Wesen unseres Gleichen entwickeln. Es gibt keine wahre Verneinung in der Natur, keinen wahren Tod, keine wahre Erzeugung. Der Tod ist nur Einwicklung, Verhüllung, Verminderung, Verkleinerung der Glieder; die Entstehung nur Vergrösserung, Entfaltung, nur Umbildung unter einer anderen Gestalt schon existirender Wesen aus Samen und Keimen, gleichwie die Menschen sich aus den Samenthieren entwickeln, obwohl ihre Seelen nicht vernünftig sind, sondern es erst werden, nachdem die

*) V. 89.

**) Leibnitz, Nouveaux Essais, 458. 441.

Empfängniss diese Thiere zur menschlichen Natur bestimmt.*) Es gibt überhaupt nichts absolut Diskretes in der Natur; alle Gegensätze, alle Gränzen des Raumes und der Zeit und der Art verschwinden vor der absoluten Kontinuität, „dem unendlichen Zusammenhange des Universums". „„Der Punkt ist gleichsam eine unendlich kleine Linie, die Ruhe nichts als eine nach einer ununterbrochenen Abnahme verschwindende Bewegung, die Gleichheit nichts als eine verschwindende Ungleichheit. — Und dieses Gesetz der Kontinuität verletzt die Natur nie und nirgends. Sie macht keine Sprünge. Alle Ordnungen der natürlichen Wesen machen nur eine einzige Kette aus, worin die verschiedenen Klassen als so viel Gelenke so enge an einander sich anschliessen, dass es den Sinnen und der Einbildungskraft unmöglich ist, den eigentlichen Punkt zu bestimmen, wo eine anfängt oder aufhört.""**)

Grosser herrlicher Leibnitz! ruft man da unwillkürlich aus, und Du, einziger Feuerbach! der ihn zuerst verstand und erklärte! Wenn die Monade eine solche Welt auferbaut, so soll meinetwegen Alles „Geist" sein, und ich will die Dunkelheit der Vorstellung als Dichtigkeit der Existenz bereitwillig hinnehmen. Alle Gränzen der Art verschwinden vor der absoluten Kontinuität, und das „Absolute" soll bleiben als absolute Kontinuität! Fast zweihundert Jahre nach dieser Divination möchten die vertheologisirten Tröpfe nachträglich wieder Lücken in die „Kette" reissen, deren „Gelenke sich so enge an einander schliessen". Leibnitz irrte sich, als er behauptete, es

*) Feuerbach bemerkt in einer Note (V. 215): „Die animalcula spermatica erblickten zur Zeit L.'s. das Licht der gelehrten Welt. L. bewillkommnete sie mit gewohnter Humanität selbst als Brüder in spe. („Sie gelten aber bekanntlich der neuesten Physiologie nicht mehr für Thiere". Bleistift-Note in F.'s Exemplar.) Die Ansicht, die aus der Verbindung von Monaden oder lebenden Organismen und ihrer Subsumtion unter eine herrschende und zusammenfassende Einheit die Genesis der höheren Organisation ableitet, wird auch in der neuesten Zeit mit physiologischen Gründen wieder geltend gemacht. Siehe Dr. J. H. Schmidt, Zwölf Bücher über Morphologie, Berlin 1831, I. Bd., §§ 228, 235, 236; und Dr. Eisenmann, Die vegetativen Krankheiten (1835), III. Bd., p. 91".

**) V. 89—92. „Aus diesem Principe der Kontinuität, also a priori, folgert L., dass es Mittelwesen zwischen Pflanzen und Thieren geben müsse. Er sagt in einem Schreiben an Herrmann: „„Ich bin überzeugt, es muss solche Wesen geben, die Naturkunde wird sie mit der Zeit vielleicht noch entdecken. Wir fangen das Beobachten erst seit gestern an."" Er hat daher, wie Ulrich, der deutsche Uebersetzer der Nouveaux Essais, mit Recht bemerkt, die Entdeckung des Polypen vorhergesagt. Der Streit über die Natur der Polypen ist übrigens längst dahin entschieden, dass die Polypen mit ihren Korallen Thiere sind." Note. S. 216.

sei der Einbildungskraft unmöglich, den Punkt zu bestimmen, wo eine Klasse anfängt oder aufhört. Die Einbildungskraft gerade bringt es fertig, das Ende der Klassen und Gelenke zu fixiren, und zu befehlen, wo der Demiurgos zu interveniren hat. Leibnitz selbst aber hat offenbar nur falsch orthographirt; als er Seele schrieb, diktirte ihm der heilig' Geist, sonst hätte er Zelle geschrieben. —

Feuerbach antizipirte damals Vieles in seinem dunkeln Drange, des rechten Weges wohl bewusst. In der handschriftlichen „Vorrede" lesen wir: „Zu Leibnitz trieb mich keineswegs nur der historische Zusammenhang, meine „Geschichte" fortzusetzen, sondern es zog mich vor allem sein herrliches Prinzip, das Prinzip der Nothwendigkeit des Unterschiedes, als das oberste Prinzip der Dinge, zu ihm hin. Gleichzeitig mit dem „Leibnitz" betrat ich — nicht seiner Erscheinung im Druck, sondern seiner Ausarbeitung nach, nicht nur als abstraktes Wesen wie früher, sondern als sinnliches Wesen, mit Händen und Füssen, Augen und Ohren — den Boden der Naturwissenschaft, der unmittelbaren Anschauung, der die freilich stumpfen Sinnen verborgene Grundlage meines Denkens und Schreibens geblieben ist und bleiben wird."

Leider herrscht die Kontinuität nicht blos in der Natur als kosmisches Gesetz, sondern auch im „psychologischen Idealismus" oder in der Animistik, wo ein Fehler den anderen hervorruft, jeder folgende auf den vorhergehenden zurückweist. Das trifft in seiner ganzen Schwere die „prästabilirte Harmonie".

Feuerbach erklärt sie für „Leibnitzens schwache Seite", wenn man sich „ein apartes, extramundanes Wesen" vorstelle, „das nur in ein äusserliches, mechanisches Verhältniss zu den Dingen tritt"; entschuldigt dann aber den Philosophen sehr galant: „L. huldigte der Theologie seiner Zeit, aber so wie ein geistreicher, hochgebildeter Mann im Gefühle seiner Superiorität einer Dame huldigt, und in der Konversation mit ihr seine Ideen in ihre Sprache übersetzt." Diese „déférence" und „complaisance" sei zwar nachtheilig für die Philosophie; aber L. spreche höchst selten „dans la rigueur métaphysique", und die prästabilirte Harmonie in einem den Monaden nur äusserlichen Sinne genommen, widerspreche ganz dem Geiste L's.*)

Ich weiss nicht, und Feuerbach selbst weiss es besser, sobald

*) V. 99.

er dem L. nicht zu sehr die Konsequenz des eigenen Gedankens unterschiebt.

Was sollte denn aus den Monaden werden, wenn sie sich selbst überlassen blieben? Sie sind ja gar nicht mithandelnde Personen, nur „Zuschauer im Welttheater", nur „theoretisch thätig". Nicht nur dass der Parallelismus der materiellen Funktionen des Leibes mit der Monaden-Theorie nicht das Werk der Monaden ist; auch unter sich verkehren sie nicht, sondern stimmen nur überein. Ohne Verkehr keine Uebereinstimmung, es sei denn eine automatische, mechanische. Der Verkehr muss also durch eine Vorkehrung ersetzt werden.*)

Die Seele verlangt, obgleich die Empfindung sehr seltsam als eine „von Erinnerung begleitete Vorstellung", deren Echo in der Seele bleibt — in der Regel geht das Bedürfniss, der Schmerz, die Freude voraus, und die Vorstellung kommt hintennach als Gedächtniss — erklärt wird, also die Seele verlangt, aber „nicht ihr Verlangen, sondern das mechanische Gesetz bringt Bewegung hervor."**) Woher kommt dieses Gesetz, mit dem die Monade nichts zu schaffen hat?

Die Seele handelt nach Zweckursachen, der Körper nach wirklichen Ursachen und Bewegungen. Damit sie dennoch in der Mitte zusammentreffen, ist „prästabilirte Harmonie" unumgänglich nöthig.

Feuerbach erklärt sich freilich die „prästabilirte Harmonie" ganz korrekt, wenn er treffend sagt: „die pr. H. beruht auf der Natur der Dinge selbst, sie liegt im Wesen der Seele selbst; sie ist an sich nur der äusserliche, populäre, theologische Ausdruck von der metaphysischen Identität der Seele und des Leibes, von der Bestimmung, nach welcher die Seele die herrschende Entelechie, die substanzielle Form, die wesentliche Kraft ihres Körpers ist. Die Seele ist ja gar nichts Anderes, als die Repräsentation der Vielheit in der Einfachheit. Sie ist nichts Anderes als der konzentrirte, in einen untheilbaren Mittelpunkt zusammengezogene Mechanismus, der Leib nichts als gleichsam die entfaltete, ausgedehnte Seele (Denken und Ausdehnung sind die Attribute derselben Substanz).***)

*) V. 94.

**) V. 97.

***) V. 102.

Dann aber müssen die Monaden erst reformirt, umgeschaffen werden. Mit dem Leib identische, unter sich verkehrende Seelen, die betreten allerdings den „Gang der Menschheit, der in nichts Anderem besteht, als das Reich des willkürlichen Gottes immer mehr und mehr zu beschränken, und den Begriff und das Leben des wahren, mit Vernunftnothwendigkeit handelnden, mit Erkenntniss und Wissenschaft übereinstimmenden Gottes, als aus welchem allein eine Natur und Geschichte begreiflich ist, an seine Stelle zu setzen.“*)

Noch mehr. Leibnitz setzt Gott als die „ursprüngliche Monade, als die Monade der Monaden“. Feuerbach replizirt: Gott könne nur „uneigentlich als Monade bestimmt werden“, denn „zur Monade gehöre ein eigenes, individuelles, einzelnes Leben“; Gott aber sei ein „absolut unbeschränktes Wesen“. L. aber beharrt (in den Briefen an Desbrosses) bei dem aparten und extramundanen Wesen. Da ruft Feuerbach die Substanz des Spinoza zu Hülfe, in der alle Monaden verschwinden und sich auflösen.**)

Wie wäre es, wenn wir die Sache politisch fassten?

Leibnitz hält fest an der Monarchie, an der persönlichen Regierung aus dem Centrum; er verficht einen Despotismus, der durch die Vernunft „temperirt“ wäre. Von asiatischer Willkür will er nichts hören: Ex mero Dei arbitrio nihil omnino proficisci potest. „Aus der blossen Willkür Gottes kann durchaus nichts kommen“.***) Seine Monaden sind auch darnach, sich nicht selber regieren zu können. Schaffen wir sie um in wirklich „wahre Atome“, von lebendigem Stoff, Kraft zugleich und Materie, und proklamiren wir die Republik der Monaden, denen das Vernunftgesetz immanent ist. Der spätere Feuerbach lächelt: „Ich habe absichtlich den Satz Spinoza's hervorgehoben: Je suis bon Républicain.“

Wir dürfen Leibnitz kritisiren, nicht nur vermöge des Rechtes der Geschichte, welche ihre eigenen Thaten korrigirt, sondern auch auf seine ausdrückliche persönliche Erlaubniss hin. Bei aller Konzession an theologische Phraseologie, bei allen „Rettungen“, die er klug und weise vollbrachte, war ihm die Wahrheit lieber als Platon, das Selbstdenken das Höchste. „Heutzutage“, sagt er —

*) V. 105.

**) V. 109.

***) Leibnitz. ed. Dutens. T. VI. P. I. p. 207.

immer heisst es heutzutage — gibt es freilich Leute, die es für geistreich halten, gegen die Vernunft zu deklamiren, und sie als eine lästige Pedantin zu behandeln. Allein gegen die Vernunft schreien, heisst gegen die Wahrheit schreien."*)

Er war ein Lehrer der höchsten Ethik, gleich Spinoza: „Durch die Vernunft zum Besten bestimmt werden, ist der höchste Grad der Freiheit. Wenn die Freiheit darin besteht, das Joch der Vernunft abzuschütteln, so sind die Narren und Wahnsinnigen die freiesten Wesen; aber ich glaube auch nicht, dass Jemand, etwa den ausgenommen, der selbst ein Narr bereits ist, aus Liebe zu einer solchen Freiheit Narr sein wollte."**)

Feuerbach, der schon längst auf alles Naturwissenschaftliche das aufmerksamste Auge geworfen hatte, erwähnt, dass Leibnitz in einem Briefe an Bernouilli jeden Körper in einem gewissen Grade fest und flüssig genannt habe, und fügt hinzu: „Bekanntlich nimmt Leibnitz, der erste Vulkanist Deutschlands, in seiner Protogäa an, dass sich die Erde einst in einem heissflüssigen Zustande befunden habe, dass die Felsen und Mineralien nichts Anderes sind als Produkte des Feuers, als Schlacken, das Meerwasser nichts Anderes als gleichsam ein Oleum per deliquium, gebildet durch die Erkältung nach der Verkalkung."***)

Eine ungleich höhere Bedeutung hat aber eine physikalische Bemerkung des Idealphilosophen, der in Realibus immer am Besten Bescheid wusste — eine Art theologischer Materialist — in der Theodicee, einem Werke, das kaum in die Geschichte der Philosophie gehört, und zwar an einer Stelle, wo er in den „Gesetzen der Bewegung" einen „wunderbaren Beweis von einem intelligenten und freien Wesen gegen das System der absoluten und blinden Nothwendigkeit" findet!

§. 346 der Theodicee sagt nämlich: „Einen Grund von diesen Gesetzen kann man angeben, wenn man annimmt, dass die Wirkung der Kraft nach immer gleich der Ursache ist, dass sich immer dieselbe Kraft erhält." Als im Jahre 1847 der 5. Band unserer Gesammtausgabe in Druck ging, hatte Tobias

---

*) V. 158.

**) V. 158.

***) V. 204.

Mayer diesen Satz noch nicht in seiner klassischen Form aufgestellt. Die Intelligenz eines solchen Gesetzes macht freilich nachher „Intelligenz und Freiheit“ überflüssig.*)

Gerade in seinem Gottesbegriffe erfährt Feuerbach während dieser ernsten und strengen Studien eine bedeutsame Remedur. Leibnitz hat nicht umsonst stets von der „Vorstellung“ gesprochen; F. findet bald, dass die „Vorstellung“ ganz andere Begriffe im Kopfe hat als der „Begriff“, und dass wenn auch der Beste mit „Vorstellungen“ hantirt, „Wahrheitslosigkeit, Sophistik, Wirrwarr, Gedankenlosigkeit“ dabei herauskommen. — Und er tröstet sich — durch einen wahren Sprung in seine erst zukünftige, hier aber plötzlich gegenwärtige Philosophie des Realismus: „Aber man muss sich eben nicht irre führen lassen, dass in allen diesen und ähnlichen Vorstellungen Gott nur ein Name, der Inhalt aber Blausäure, Stickgas oder sonst ein chemischer Stoff ist, der sich unter gewissen Proportionen, die sich selbst dem Calcul unterwerfen liessen, mit einem andern chemischen Stoffe, genannt menschliche Seele, verbindet.“**)

Das Gerüst zur Exekution der Theologie wird hier im „Leibnitz“ aufgeschlagen (1836): „Der erste Gedanke vom Geist ist der Parmenideische Gedanke der absoluten Einheit. Gott als Geist gedacht, wie kann etwas ausser ihm sein? Ganz entgegengesetzt dieser Anschauung ist der theologische Standpunkt. Hier bezieht sich Gott nur auf ein Anderes als er selbst ist. Hier sind nur Weisheit, Güte und Gerechtigkeit die wesentlichen und realen Eigenschaften Gottes; die andern treten in den Hintergrund zurück, sind nicht die charakteristischen Merkmale des theologischen Standpunktes, sind die Metaphysik, wie sie innerhalb der Theologie hervorbricht, oder vielmehr in sie hineingezogen wird. Aber Weisheit, Güte, Gerechtigkeit drücken wesentlich nur Beziehung auf uns aus. Hier zählt er die Haare auf dem Haupte, ja selbst nach Clemens Alexandrinus die Haare des Barts und des ganzen Leibes; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache; er thut nichts als

*) V. 139. Unter den Exzerpten aus zahllosen naturwissenschaftlichen Werken, die Feuerbach sich machte, kommen auch solche aus Mayer: „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme“ vor.

**) V. 111‑12.

aufpassen auf das, was auf der lieben Erde vorgeht, nichts als strafen und belohnen, wachen und schützen, prüfen und erretten u. s. w. Er ist weise, aber seine Weisheit besteht nur in der Anordnung, Einrichtung und Lenkung dieser äusserlichen Welt, die ein Anderes als er ist; er ist allwissend, aber der Inhalt seines Wissens ist das Endliche, Ungöttliche, selbst die geheimen bösen, seinem Wesen widersprechenden Gesinnungen und Gedanken seiner Geschöpfe. Deus ideo sapientissimus est, sagt Thomas v. Aquino, quoniam non universalia, sed singularitates minutissimas novit. „Gott ist desshalb der Weiseste, weil er nicht Allgemeines, sondern die geringfügigsten Einzelheiten weiss.“ Er ist, so zu sagen, mit allem Andern, nur nicht mit sich selbst beschäftigt.*)

Das könnte in der Einleitung zum „Wesen des Christenthums“ stehen.

In der Kritik der Hegel'schen Philosophie oder in der Kritik des theologischen Christenthums könnte es, wie hier, heissen: „Die wahre Vermittlung der Philosophie mit der Theologie besteht keineswegs darin, nachzuweisen dass den Vorstellungen der Dogmen, Gedanken, Vernunftwahrheiten zu Grunde liegen. Denn die Dogmen sind nichts Anderes als praktische Bestimmungen, die zu metaphysischen gestempelt sind.“**)

Von wunderbarer Klarheit und reichster Gedankenfülle ist der Schluss des Buches: eine Geschichte des Idealismus in nuce. Der erste Standpunkt des Idealismus ist der poetische, anthropologische (eigentlich anthropomorphische). Die Empfindung ist der grösste Idealist, die Natur ist ihr ein Echo, in dem sie sich nur selbst vernimmt. Nach der Empfindung kommt die Vorstellung, das objektive Element in unserer Subjektivität. Daher im 17. Jahrhunderte der Gedanke der Perzeption: Glisson und Campanella kamen durch die Physiologie darauf, Bacon durch die Physik, Leibnitz durch Optik und Katoptrik — daher der „Spiegel“ des Universums.***) Selbst die Perzeptionsfähigkeit des „Unbewussten“ gelangt zu Ehren: wenn die Befruchtungsorgane

*) V. 115. Uebrigens kommt später auch der metaphysische Gott schlecht genug weg in der 49. Note, S. 218, wo F. an den L.'schen Gedanken: Dieu est l'ètre suprême, opposé au néant, anknüpft und (1847) zu dem Resultate gelangt: „Gott ist das Gegentheil vom Nichts, und doch findest Du seinen Sinn und Verstand nur im Nichts . . . Findest Du also nicht auch im Nichts die Prädikate der Gottheit?“ —

**) V. 126.

***) V. 172.

in der Blumenkrone verborgen und geschützt sind, die Augenlider mit ihren Haaren ein Schirmdach bilden, die Venenklappen den Rücktritt des Blutes in die Arterien verhindern, so kann man darin die Zweckmässigkeit des Organismus erblicken.*) Es ist der Leibnitz'sche Standpunkt — jede Monade spiegelt das Universum ab.

Aber die Gegensätze von Geist und Materie, Glauben und Vernunft blieben trotz alledem zu jener Zeit stehen: der Geist ging, den Hut in der Hand, an der Kirche vorüber, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Das Rudiment eines Gewohnheits-Katholizismus, eines Gewohnheitsglaubens überhaupt, erinnerte an vergangene Geschichts-Phasen: so bei Pomponatius, Vanini, Cartesius, welch' letzter die heil. Jungfrau zu Neuburg an der Donau um Beistand in seiner Philosophie anflehte, dabei aber eigentlich Stoiker, Idealist, ja in der Naturbetrachtung Materialist war.

Leibnitz selbst erzählt, eine ausgezeichnete Person (wahrscheinlich die erste Königin von Preussen) habe gesagt: Qu'en matière de foi il fallait se crever les yeux, pour voir clair. Und Leibnitz selbst, der vermeintliche Idealist, kam nicht aus der Mechanik heraus, seine Seele und Seelenwelt ist ein mechanischer Prozess, eine von der Urmonade aufgezogene Uhr.

Es half ihm auch nichts, dass er den Grossen dieser Welt die Theologie metaphysisch appretirte; das Volk in Hannover nannte ihn, den Kirchenflüchtigen, „Lövenix", will sagen: Glaubnichts!"**)

---

*) V. 173 f.

**) „Bayle" III. 77.

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen.
Steht aber doch immer schief darum,
Denn Du hast kein Christenthum."

Zum Abschluss des „Leibnitz" sei noch erwähnt, dass Feuerbach, der in den 60er Jahren einen philosophischen Briefwechsel mit dem jungen, tüchtigen Dr. Bolin in Helsingfors unterhielt, und diesem ein Manuscript über „Leibnitz und Kant" revidirte, seine Auffassung Leibnitzens dahin zusammenzog: Leibnitz möchte den Cartesius verbessern und sich mit Locke verständigen. Erst Kant brachte es wirklich dazu.

V.

Das Keimen der neuen Philosophie.

Feuerbach hatte sich aufs Land zurückgezogen, den Ort wechselte er später nur noch einmal. „Einst in Berlin, und jetzt auf einem Dorfe! ... Den Sand, den mir die Berliner Staatsphilosophie in die Zirbeldrüse, wohin er gehört, aber leider auch in die Augen streute, wasche ich mir hier an dem Quell der Natur vollends aus. Logik lernte ich auf einer deutschen Universität, aber Optik — die Kunst zu sehen, lernte ich erst auf einem deutschen Dorfe.“*)

„Alle abstrakten Wissenschaften verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft allein ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt.“**)

„1836 begab ich mich hieher auf das Land. In demselben Jahre meldete ich mich zum letzten Male um eine Professur der Philosophie; aber, wie zu erwarten war, vergeblich .... Aber ich hatte auch, im Bewusstsein des schneidenden Widerspruchs meines Geistes mit dem sanktionirten und privilegirten Geiste, nie im Grunde meiner Seele auf eine Professur gehofft und spekulirt; ich suchte nichts als einen Ort, wo ich frei und ungestört dem Studium und der Entwicklung und Aeusserung der in mir schlummernden Gedanken und Gesinnungen leben könnte. Ich fand ihn auf einem Dorfe. Seit ich hier bin, waren Natur und Religion die Hauptgegenstände meiner Beschäftigung.“***)

„Lass mich in Frieden! Ich bin nur so lange Etwas, so lange ich Nichts bin.“ — „Wie einst von der Kirche, so muss sich jetzt der Geist vom Staate frei machen. Der bürgerliche Tod ist allein der Preis, um den Du Dir jetzt die Unsterblichkeit des Geistes erwerben kannst.“†)

„Wie der Vogel bedarf auch ich zum Ausbrüten meiner Gedankeneier ein sicheres, obskures Nest. Darum liebe ich es auch, in den Dachstuben, in der Nähe der Sperlinge, Staare und Schwal-

*) II. 402, „1836—41, Bruckberg.“
**) Ebend. 403.
***) Feuerbach an Noack, a. a. O.
†) II. 403. 4.

ben mein Nest aufzuschlagen.“ — „Wie das Leben im Freien, so liebe ich auch das Philosophiren, das Denken im Freien, sub Jove.“

„Im Denken bin ich wie im Leben auf den historischen Ursprung des Christenthums, auf die Essäer zurückgegangen, namentlich darin, „dass sie eine einsame Lebensart, fern vom Geräusch der Städte, priesen“, wenngleich meine solitudo eine mit dem Alter Ego verbundene war.“*)

Das nächste, in der „Einsamkeit zu Zweien“ verfasste Hauptwerk Feuerbachs, welches zugleich seine Arbeiten über Geschichte der Philosophie abschliesst, ist „Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit“, 1838. „Und Menschheit“ — da liegt's. Nach dem magistralen und majestätischen Leibnitz kommt der spitze, scharfe, schneidige Bayle. Nach dem letzten System die Kritik, nach dem Absolutum die bittere, heilsame Skepsis: „der Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft“, aber als der „Kulminationspunkt dieses in der Geschichte der Philosophie und Menschheit unumgänglichen Zwiespalts.“**) Im „Bayle“ kommt es heraus, in unumwundener Deutlichkeit, in nicht mehr wegzuleugnender Schroffheit, dass der „Dualismus, Zwiespalt, das Wesen des klassischen Christenthums ist“ — „der Zwiespalt von Gott und Welt, von Himmel und Erde, von Gnade und Natur, von Geist und Fleisch, von Glaube und Vernunft.“***) Die Askese, die Unmöglichkeit von Kunst und Wissenschaft, tritt in ernsthaften Kampf mit den Anforderungen der neueren Zeit, mit den Regungen und Strebungen des erwachten Menschengeistes.

„Der Protestantismus hob den falschen (katholischen) Gegensatz von Geist und Fleisch auf. Er führte unter Sang und Klang den Menschen aus dem Kirchhofe des Katholizismus wieder ins bürgerliche und menschliche Leben ein. Er verwarf daher vor Allem auch das Cölibat, als eine dem Naturrechte des Menschen widersprechende, gottlose, willkürliche Satzung. Aber der Protestantismus befreite und errettete den Menschen nur von seiner praktischen, nicht von seiner theoretischen oder intelligenten Seite: die höhern Ansprüche, die Rechte des Erkenntnisstriebes, die Ansprüche der Vernunft, anerkannte und be-

*) Hinterlassene Aphorismen.
**) VI. Vorwort VII.
***) VI. 9.

friedigte er nicht. Er blieb hierin in der alten Barbarei befangen, Glaubensartikel im Widerspruch mit der Vernunft aufzustellen, und doch als wahr festzuhalten.“ *)

Die Erkenntniss dieses Widerspruchs tritt in Luther, Calvin und andern Reformatoren zu Tage; erst Bayle ging ihm zu Leibe, aber nicht als Freigeist, sondern als ernster, bekümmerter Forscher.

Pierre Bayle war kein Professor, obgleich er zu Sedan und Rotterdam Vorlesungen gehalten. Als er sein Amt verlor, war er entzückt über seine gewonnene Unabhängigkeit, über die Befreiung von dem „Fardeau importable“. Bayle war auch kein Theologe, er war ohne theologischen Sinn. Die rechten Theologen hassen die Wissenschaft, den universellen Geist, den Geist schlechthin.**)

Die Natur erregt dem Theologen blos Neugier; wie täppisch steht Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen“ vor der Natur! Athanasius Kircher, der 1680 starb, hat 6561 Beweise vom Dasein Gottes. Im 18. Jahrhunderte gab jede Thierart einen neuen teleologischen Beweis her.

Neben der Astrotheologie, Lithotheologie (Stein-) Petinotheologie (Geflügel-) kamen auf: die Insektotheologie, die Akridotheologie (Heuschrecken-) — „den Kopf hat Gott ihnen also eingerichtet, dass er länglich und das Maul unten, damit sie im Fressen sich nicht tief bücken, sondern bequem und geschwinde ihre Nahrung nehmen mögen“ —, eine Hydro- und Pyrotheologie (Wasser- und Feuer-), eine Brontotheologie („vernünftige und theologische Betrachtungen über Blitz und Donner“), eine Sismotheologie („physikalisch-theologische Betrachtungen über die Erdbeben“). Selbst ein so bedeutender Mann wie Réaumur laborirte an der leidigen Teleologie, welche jede „unmittelbare Anschauung von der Natur“ verhindert. „Der Satz des Hippokrates, dass die Natur ohne Ueberlegung die rechten Mittel trifft, galt für Ketzerei, für Heidenthum, für Atheismus.“ ***)

Bayle stellt sich auf den Standpunkt des Denkens, und erklärt, dem armseligen Wirrwarr und den knarrenden Widersprüchen in den Köpfen seiner Zeitgenossen gegenüber, den Atheismus für berechtigt. So besonders in seiner berühmten Kometen-Schrift und im Dictionnaire historique et critique, Artikel Mahómet.

---

*) VI. 19. 20.

**) VI. 29—31.

***) VI. 42—44. Der arme Hippokrates käme auch heute wieder schön an!

In der ersteren Schrift beweist er, „dass die Kometen, wenn sie Gott zur Vorbedeutung von Uebeln und als Mittel zu religiösen Zwecken hervorbrächte, nur die Götzendiener in ihrem Aberglauben bestärken würden." „Ein Staat könnte recht gut aus Atheisten bestehen, weil der Atheist durch natürliche Gründe zu guten Handlungen bewogen werden kann."*) In dem Wörterbuch heisst es: „Die Religion, die uns nichts so sehr anbefiehlt, als Unrecht zu ertragen und demüthig zu sein, flösst uns sicherlich keine kriegerischen Gesinnungen ein; und doch gibt es auf der Erde keine so kriegerischen Nationen als die Christen. Die Türken selbst stehen hierin den Christen nach. Wahrlich, eine grosse Ehre für die Christen, dass sie sich besser als die Muhamedaner auf die Kunst verstehen, zu tödten, zu bombardiren und das menschliche Geschlecht auszurotten."**)

Das scheint so aus Montaigne hinübergeperlt zu sein.

„Die Religion ist nicht im Stande, unsere Leidenschaften im Zaum zu halten; — wenn der Glaube nicht fähig ist, unsere Leidenschaften zu zügeln, so kommt auch das Gute, welches wir thun, nicht aus dem Glauben"***). — „Warum wollt Ihr den Atheisten die Fähigkeit absprechen, zu erkennen, dass man verpflichtet ist, die Handlungen des Willens nach der Vernunft zu richten, d. h. die Gesetze der Moral zu erfüllen?" — „Thomas Aquino und Hugo Grotius behaupten, dass wir, selbst wenn es auch keinen Gott gäbe, dennoch verpflichtet wären, den Gesetzen des Naturrechts Gehorsam zu leisten."†)

„Ihr müsst ferner bedenken, dass die von einem falschen Religionseifer eingenommenen Gewissen nicht durch die Triebfedern, welche einen Spinozisten zurückhielten, im Zaume gehalten werden können ... Wenn der französische Hof atheistisch gewesen wäre, würde er so gegen die Calvinisten verfahren haben, wie er verfuhr? würde er eine Bartholomäusnacht gefeiert haben?"††)

Nach einer gründlichen und eben so klaren Erörterung dieser Maximen folgt dann die Verherrlichung Bayle's wegen seiner „Idee von der Selbständigkeit der Ethik, des Gedankens der sittlichen Verhältnisse, als durch sich selbst bestimmter und begründeter,

*) VI. 57.
**) VI. 58.
***) VI. 60 u. 62.
†) VI. 65 u. 66.
††) VI. 71.

schlechthin allgemeiner und nothwendiger, von den Partikularismen der positiven Religionen und den Dogmen der Theologie unabhängiger Verhältnisse."*) Das heisst, wir haben das Gebiet der dogmatischen oder Religions-Philosophie hinter uns, wir sind beim Menschen, freilich erst beim theoretischen, systematischen Menschen angelangt. „Gott ist nur noch ein Name, ein Wort; das Wesen, der Begriff ist der ethische Begriff. Ja, es ist nicht nur gleichgültig, ob Du das Wort „Gott" noch anwendest oder fallen lässt: es ist heilsam, es ist redlich, es ist ein wohlthätiger Fortschritt, es ist eine Nothwendigkeit, das Gute nicht als ein Prädikat, als eine Eigenschaft eines Wesens, das noch andere, ihm selbst entgegengesetzte Eigenschaften hat, zu fassen, sondern in seiner absoluten Selbständigkeit zu denken. Nur so wird das Sittliche rein, unbefleckt, unvermischt gedacht, erkannt, was es ist, nur so wird es als Idee gefasst.**)

„Der Glaube und Begriff des Wunders an sich selbst ist ein eben so unvernünftiger, als irreligiöser und unsittlicher Glaube und Begriff. — Der Atheismus, der so verächtlich behandelte Atheismus, war nichts anderes als die nothwendige und desswegen heilsame Uebergangsstufe von dem empirischen, wie ein äusserliches Ding gegenständlichen Gott.... zum Idealismus, zum Gedanken des Geistes, zum Begriff des Göttlichen an und für sich, zur selbständigen, lautern Erfassung des Wesens der Natur, wie des Wesens der sittlichen Idee."***)

So haben auch Kant und Fichte die Ehre der Menschheit gerettet. Der „kategorische Imperativ" war das „Manifest, in dem die Ethik ihre Freiheit und Selbständigkeit der Welt ankündigte — ein heilbringender elektrischer Schlag aus dem heitern Himmel der bisherigen Glückseligkeitstheorieen. Kant ist der Erste, der eine Grammatik der Ethik schrieb ... Fichte war der Held, der einzig der sittlichen Idee die ganze Macht, Schönheit und Herrlichkeit der Welt zum Opfer brachte; daher die Einseitigkeit seines Systems. Aber nur diese selbständige Erfassung konnte auch einen solchen rein sittlichen Charakter hervorbringen.†)

---

*) VI. 84.

**) VI. 97. 98.

***) VI. 99 u. 100.

†) VI. 100—102. „Man vergleiche Fichte's Leben, von seinem Sohn — ein würdiges, höchst dankenswerthes Denkmal."

Niemals sind wohl die Gegenstände des protestantischen Glaubens so schauerlich bedrängt worden, als dies von Bayle geschieht und von Feuerbach im „Sechsten Kapitel": „Der Widerspruch der Dogmen mit der Vernunft" resumirt wird. Bayle stellt diesen Widerspruch auf eine solche Spitze, dass man meinen sollte, der einfache Schluss müsste sein: „Wahr ist nur, was mit der Vernunft übereinstimmt". Denn die Bayle'sche Kritik kommt „aus einer förmlichen Entzweiung mit dem Glauben, aus einem innerlich entschiedenen Widerwillen gegen ihn"*). Aber das gerade war der Charakter der Neueren Zeit seit Cartesius: man glaubte immer noch zu glauben, man glaubte orthodox zu sein! Freilich der Satz des Cartesius, man dürfe nichts für wahr halten, wovon man keine klare und deutliche Vorstellung habe, hat zwei Jahrhunderte lang dieselbe Bedeutung gehabt, die Kant der transzendentalen Aesthetik und Logik gab. Mochten Cartesius und Kant persönlich abirren, Konzessionen machen, alte Gebäude stützen wollen: die Prinzipien blieben, und wurden immer wieder angerufen.

Bayle war Calvinist, Sohn und Bruder von Predigern; er hatte dieser seiner Zugehörigkeit so wenig Hehl, dass er sie mit Liebe betonte, aus Calvinismus allein den Aufenthalt in Holland den Pariser Ehren verzog. Und so kam es, dass in dem Widerspruche zwischen Vernunft und Glaube Bayle auf die Seite des Glaubens trat und seinen „Verstand unter die Herrschaft des Glaubens gefangen gab".**)

Er bittet den Glauben um Verzeihung für die ihm angethane Insulte, traktirt die Einwürfe der Vernunft als unschuldige Witze, rhetorische und dialektische Uebungen. „So umflattern die Zweifel und Einwürfe Bayle's, wie kleine Tagvögel, angreifend, aber sogleich wieder zurückfliehend, keck und furchtsam zugleich, die Nachteule der Orthodoxie."***)

Wunderbar geistreich, wahr, tief, plastisch im Ausdrucke, von echt historischem Verständnisse der pragmatischen Gesichtsphilosophie getragen, unseres Wissens ohne Gleichen, ist die Darstellung dieses Bayle'schen Krieges mit sich selbst, wie er in der Haltung des Dictionnaire historique, ja in der äusseren Oekonomie dieser Bibel der Skepsis hervortritt. †) Und dieses bellum civile, dieser interne

*) VI. 138.
**) VI. 157.
***) III. 158.
†) VI. 158. ff.

Krieg zwischen Kopf und Herz, ruft der Verfasser aus, ist die That Eueres Glaubens!

Bayle als Polemiker ist der Vorläufer Voltaire's und Jean Jacques', und die Widerrufung des Edikts von Nantes (1685) wird in der politischen Geschichte ihr unsterbliches Brandmal so lange auf der Stirne tragen, als Bayle's Schrift vorhanden ist: „Ce que c'est que la France toute catholique, sous le règne de Louis le grand.“ Der Gedanke der vollen ganzen, ausnahmslosen Toleranz in Glaubenssachen tritt in Bayle's „Contrain - les d'entrer“, Compelle intrare, „Zwing' sie herein!“ nach Castellio und Montaigne, vor Locke und Voltaire, ebenbürtig mit Allen, grösser durch die Festhaltung des Calvinismus, mit der philosophischen Gemüthsruhe des Quäkerthums auf.

„Bayle ist da positiv, wo er negativ ist — Philosoph da, wo er mit unphilosophischen Gegnern, namentlich mit Theologen, zu thun hat.“ „Ein Universal-Kritiker seiner Zeit“.*) „Negativ ist er, wo er mit dem Positiven einer Philosophie in Berührung kommt, wo er den Gedanken an und für sich bestimmen soll. Hier macht er den Zweifler, nicht selten den Zweifler zur Unzeit, und macht uns selbst wieder irre an seinen besten Gedanken; er weiss, dass die Empirie ohne Metaphysik nichts ist, aber er hat kein metaphysisches Sitzfleisch .... B.'s Skeptizismus ist nur der Ausdruck des normalen Verhältnisses, in welchem der Geist des französischen Volkes zum metaphysischen Gedanken steht .... B.'s Skeptizismus (gegen die Vernunft) war eine historische Nothwendigkeit für ihn, er musste der Vernunft ihre Tugenden als Fehler anrechnen ... Wo gewisse religiöse Dogmen als Wahrheiten im höchsten Sinne respektirt sind, als solche, an die die ewige Seligkeit gebunden ist, da ist die Philosophie nur ein Divertissiment, ein Plaisir, ein Spass ... Aut Caesar aut nihil .... Eine Thätigkeit mit wahrem Interesse, eine uranfängliche Thätigkeit wird die Philosophie in neuerer Zeit eigentlich erst in Kant.“**)

Vortrefflich ist das Verhältniss und der Gegensatz von Bayle zu Spinoza charakterisirt: „Bayle, der literarische Nimmersatt — Spinoza, der in sich selbst befriedigte Denker; Bayle, der Journalist, der Galanterie-, oft auch Trödelwaarenhändler — Spinoza, der stille

*) VI. 202.

**) VI. 217—222.

Optikus.*) Bei aller Ueberlegenheit des Spinozischen geschlossenen Gedankensystems über die Bayle'sche Plänkelei sass aber doch ein Hieb des französischen Fechtmeisters, den Fichte also interpretirte: Spinoza betrachte den Gedanken als ein Ding, folglich sei er dogmatisch.**) Dass Bayle's immer denkender, immer philosophirender Esprit, dieser hochgradige Spiritus, Witze gleich Funken von der Lokomotive sprüht, davon hat Jeder einen Begriff, der das grosse Dictionnaire auch nur durchblättert; aber der generische Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Bayle und Feuerbach, tritt auch niemals prägnanter hervor, als wenn man die Bayle'schen Kometen-Ausdünstungen mit dem ruhigen und selbstgewissen Glitzern des Fixsternes Feuerbach vergleicht, wenn man sich zuerst an dem Bayle'schen Witz ergötzt hat, um sich dann an dem göttlichen Humor Feuerbachs — in den „Anmerkungen und Erläuterungen zu Bayle" — zu erbauen. Der Humor ist eben der objektive, der sonnenhafte Witz.

Doch sind die Pikanterieen und Krachmandeln Bayle's keineswegs zu verachten, und die folgende wusste zuverlässig Feuerbach wie Schopenhauer zu goutiren: „Ich bin, schreibt Bayle an einen Freund, kein besonderer Freund von den Streitigkeiten, den Ränken, den Entre-Mangeries professorales (gegenseitigen Professoren-Fressereien), welche auf allen unsern Akademieen herrschen. Canam mihi et Musis."***)

Und weil denn Schopenhauer genannt worden, so nehme man das Zitat aus dem theologischen Discours eines Arztes gegen die Propagation des Menschengeschlechtes (bei Bayle, Nouvelles lettres critiques) in den Kauf: „Quoi de plus monstrueux que de voir durer depuis si long-temps la propagation du péché? C'est contre toutes les lois de la nature, car les monstres n'engendrent point, et voilà l'homme pécheur qui est le plus monstrueux de tous les êtres, qui ne laisse pas de se multiplier et de couvrir toute la terre. Puisque nous ne pouvons pas arrêter cette suite funeste de générations monstrueuses, du moins devrions nous souhaiter avec S. Paul que tous les hommes lui ressemblassent, et on verrait cesser dans une cinquantaine d'années l'engeance du péché.†)

*) VI. 224 ff. **) VI. 301. ***) VI. 232.

†) VI. 303. Wo Feuerbach ausführt, dass dies nur die Wiederholung des Lobes der „Virginität" bei Thomas von Aquino, Fulgentius, dem Kardinal Vigerius, also eine alte Geschichte sei. 304. 5.

Ueber „Bayle“ heisst es in der handschriftlichen „Vorrede“: „Der Widerspruch zwischen dem Leibnitz'schen Monotheismus und Polytheismus, mit andern Worten, Theologie und Philosophie, Supranaturalismus und Rationalismus, führte mich endlich wieder auf die seit den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ absichtlich und pathologisch vermiedene und verabschiedete direkte Polemik gegen die Theologie, und so kam ich denn, ich möchte sagen nothwendig, auch ganz abgesehen von den Begebenheiten der Zeit, von deren Inhalte, wie überhaupt von dem Zusammenhange meines äussern Lebens mit meinem schriftstellerischen, ich hier abstrahire, — auf Bayle. Der Standpunkt dieser Schrift ist der des Protestantismus im Sinne des Rationalismus, von welchem ich zugleich aber, wie es meine Manier ist, indirekt, thatsächlich, faktisch demonstrirte, wie man einen Philosophen auffasst und darstellt, nämlich in der Totalität, in der Unzertrennlichkeit seines allgemeinen und besondern Wesens. Der Natur des Gegenstandes gemäss, ist der Grundgedanke dieser Schrift die Unabhängigkeit, die Selbständigkeit der Ethik von allen theologischen Einwirkungen, die Unabhängigkeit der Wahrheit einer Lehre von Mirakeln, der Ueberzeugung von allen dem gemeinen sinnlichen Auge imponirenden Wirkungen äusserer sinnlicher Mächte. Der Charakter der Schrift ist daher ganz abstrakt, der Charakter scharfer Unterscheidung und Trennung.“

Und dazu die psychologische Bemerkung: „Was man wahrhaft studiren will, mit dem muss man identisch sein, wenigstens eine Zeit lang. Mit Hegel muss man Hegel, mit Leibnitz Leibnitz, mit Spinoza Spinozist werden. Wer seinen Verstand nur gegen Etwas gewendet, der kennt nie den wahren Verstand desselben. Ausserdem behandelst Du jene Philosophen blos als Historiker, als Gelehrter, nicht als wesensgleicher Philosoph.

„Was man blos in seinem Kopfe hat, das wird fixe Idee, davon wird man nicht wieder frei. Was man aber in Fleisch und Blut verwandelt, verzehrt, das wird nur seiner Substanz nach erhalten, das metamorphosirt sich, denn das Blut erneuert sich immer und duldet nichts Fixes. So existiren noch heute die Ichthyosauren, die Pterodaktylen und andere Monstra im Kopfe der Gelehrten, nachdem sie längst im Blute eines edleren Thiergeschlechtes ertrunken sind.“ *)

*) Ganz ähnlich im Curric. vitae, II. 404.

VI.

Feuerbach und die Mitlebenden.

Die Prämissen zum „Wesen des Christenthums“ liegen v
Katholizismus wie Protestantismus hatten in den Personen u
Systemen von Cartesius, Leibnitz und Bayle ihre, wenigst
rationalistische, Kritik erfahren. Der Philosoph brauchte sich
noch in das Wesen der Sache, in den genetischen Prozess
Religion selbst zu vertiefen, um seine Konklusion zu ziehen,
denn auch einzig in ihrer Art dasteht. Der Prozess dieser V
tiefung währte von 1838—1841.

Schauen wir jetzt einen Augenblick in der damaligen Geg
wart umher, auch ein wenig zurück, wo es Noth thut, und
obachten wir Feuerbach in seiner freundlichen und gegensätzlich
Berührung mit Mitlebenden, Mitkämpfern, Ueberholten und Anta
nisten. Sein erster Band: „Geschichte der neueren Philosop
von Bacon bis Spinoza“ machte Epoche, und setzte den Verfas
auf die philosophische Tagesordnung. Noch weit mehr war d
der Fall durch seinen „Leibnitz“ — so war noch niemals Geschic
der Philosophie geschrieben worden!

Zunächst gewann ihn die Berliner „Societät für wissensch
liche Kritik“ zum Mitarbeiter für die „Jahrbücher“. Korresponde
Professor Leopold von Henning. Hier herrschten die Althe
lianer, näher (um Hegelisch zu reden) das Centrum der Hege
damals im noch fast unbestrittenen Alleinbesitz der „ewigen Wa
heiten“. Ein Jahr später, nachdem die Herren den Feuerba
acquirirt hatten, schoss der zwei Jahre jüngere David Friedri
Strauss das erste gewaltige Loch in die „Religion des absolut
Geistes“, indem er ihr historisches Fundament als abso
unhaltbar nachwies: Anfang der Junghegelei. Auf der äusserst
Rechten sass Göschel, ein juristischer Jakob Böhme redivivi
in welchem die Philosophie „Alles was sie will“ — beweis
konnte. Im linken Centrum — dem Platz der Minister-Kandidaten
erhob sich unter der krausen Mähne das behäbig geistreiche Gesic
von Eduard Gans, der zwar die Regierung nach Aussen h
unterstützte, nach Innen aber beständig zu murren und zu opponir
hatte. Wurde ihm doch ein wohlkombinirter taktischer Angriff a
Stahl's Rechtsphilosophie bei der Herausgabe der Hegel'sch

Vorlesungen vom Ministerium — der Althegelianer bis auf etliche Schattenrisse gestrichen.

Und in dieser „Societät“ sollte Ludwig Feuerbach aushalten! Nicht einmal das erste Jahr der Mitarbeiterschaft (1835) dauerte die Entente cordiale zwischen den Althegelianern und dem selbständigen Himmelsstürmer Feuerbach. Freude hatten sie eigentlich nur an ihm, wenn und solange er gemeinsame Gegner mit der Schärfe des Schwertes durchhieb, und selbst in dieser Rubrik hieb er ihnen bald über die Schnur, die sorgsam gezogene.

Einig war man in der Kritik von „Jakobi und die Philosophie seiner Zeit“, von J. Kuhn.*) Feuerbach kämpfte hier mit dem Geiste seines Vaters auf der Terrasse der wissenschaftlichen Kritik; der Vater war Freund und Denkgenosse des Münchener Präsidenten der Akademie gewesen. Das Denken, sagte der Sohn, ist Vermittlung durch Abstraktion; aber Jakobi bricht die Früchte unmittelbar vom Baume der Erkenntniss. Das war auch die allgemein rezipirte Auffassung der herrschenden Philosophie. Feuerbach fügte eine inhaltsvolle Bemerkung hinzu: „Das Denken ist wesentlich die zeitfreie Identität, die simultane Zusammenfassung seiner Vermittlungsreihen; es ist immer zugleich ein alles Folgende antizipirender, über das Diskursive übergreifender Akt, ein Akt der Intuition.“ Nur für das Subjekt ist es „successiv“, das aber ist blosse „Erscheinung“. — Diese „Intuition“, plötzliches Erschauen des Gesetzes, denkt man sich am Besten als ein Zusammen von Induktion und Deduktion; nur überkommt sie uns nicht im Schlafe, oder wenn wir auf dem Rücken im Grase liegen, sondern sie ist die „Gnade“, welche der ernsten Arbeit des Denkens gewährt wird.**)

Vollkommen einig war man ferner in der „Kritik des Antihegel“ (Professor Bachmann zu Jena),***) an welchen Karl Rosenkranz sein „Sendschreiben“ erliess. Einem oberflächlichen und trivialen Gegner gegenüber, stellt sich Feuerbach auf den Hegel'schen Standpunkt, und misst die Nörgeleien des Besserwissens an dem Massstabe der absoluten Logik. Nichts ist wahr und real als die Idee (das spätere „Reich der Schatten“); „der Geist selbst ist die in uns selbst von uns unabhängige und unaffizirbare, objektive

*) II. 83—91.
**) II. 86. Vergleiche Zöllner „über die Kometen“, besonders bei Kepler.
***) II. 18—82.

Welt". „Bewusstsein" ist unser „Prius". „Alle Kraft in uns ist zuletzt nur die Kraft des Denkens". „Wie das Sehen dem Lichte nicht gleichgültig ist, so ist der Wahrheit die Erkenntniss nicht gleichgültig". „Die Erkenntniss des Menschen von ihr ist ihre Selbstgewissheit". „Die Liebe der Wahrheit" ist „die Liebe der Wahrheit zu sich selber". Die Liebe des Menschen zu ihr ist ihr „eigenes Selbstgefühl". Unser Bewusstsein der Wahrheit ist „ihr eigenes Selbstbewusstsein". „Das Wissen des Menschen von Gott ist zugleich das Sichselbstwissen Gottes im Menschen". (Wir schreiben 1835.) So wird denn Bachmann vornehm und derb zugleich abgethan. Aber ohne Feuerfunken geht die Sache doch nicht ab. Notiren wir die allerliebste Bemerkung: Kant habe nur Verstand und Willen als Entelechieen oder Monaden anerkannt, die Alles aus ihrem eigenen Fond schöpfen. Die Leibnitz'schen Monaden seien lauter „kleine Kantianer", die sich die Dinge nur vorstellen könnten. Ueberhaupt ist Leibnitz hier schon ein volles Jahr vor dem „Leibnitz" richtig charakterisirt.

Eben so anerkennend für den Meister ist die Anzeige von „Hegels Geschichte der Philosophie",*) die übrigens wirklich, aus guten Gründen, das Beste genannt werden muss; denn hier handelt es sich wörtlich um „vergangene Gedanken". Der „reine Gedanke" beschäftigt sich hier ausschliesslich mit sich selbst, schwimmt in seinem eigenen Elemente, was bei der Religion, dem Rechte und der Geschichte nicht der Fall ist, am Wenigsten aber bei der Natur geduldet werden kann. Meinungsverschiedenheit kann bei der Geschichte der Philosophie nur in so weit aufkommen, als man fragt, ob die einzelnen Momente oder Stufen der gedanklichen Entwicklung richtig gefasst sind, und ganz besonders, ob die alleinige Zeit, die abstrakte Succession, der zwingende Bann sein darf, welchen man dem ätherischen Fluidum des Gedankens auferlegt.

Vorzüglich ist aber hier der Ausfall gegen die „Materialisten" von der hölzernen Observanz: dass die Atomisten gar kein absoluter Gegensatz zu den Eleaten seien, indem das Atom durchaus keinen Gegenstand der Empirie bilde, sondern dem Denken angehöre. Nach Demokrit selbst könne der Sinn gar nicht das Reale wahrnehmen, sondern nur der Gedanke, διὰ τῆς διανοίας.**) Mit andern

*) II. 1—17. Die Kritik des absoluten Zeitmasses erfolgte bei Feuerbach im Jahre 1839: „Kritik der Hegelschen Philosophie". S. auch den Nachlass.

**) II. 11.

Worten: Gibt es einen Chemiker, der nicht schon mit Gedanken im Kopfe an die Retorte herantritt? einen Anatomen, der gedankenlos das Skalpel handhabt? Bei keinem Denker aber sollte man vorsichtiger sein mit Rubriken als gerade bei Feuerbach, der die verschiedenen „Ismen" später als „Spitznamen" bezeichnet; ja man darf nicht einmal ihm selbst glauben, wenn er im Eifer gegen den schwindsüchtigen Spiritualismus Felsblöcke mit den massivsten Aufschriften wider die Gegner schleudert. Es ist ein wissenschaftlicher Skandal, dass wir genöthigt sein werden, eine solche Ehrenrettung, angesichts der unphilosophischen „schönen Seelen", die zahnlos, wie sie sind, nie auf einen wirklichen Gedanken angebissen haben, noch vorzunehmen.

Bereiten wir uns vor auf die sog. Wendung gegen Hegel. In den nachgelassenen Aphorismen findet sich folgende Signatur der hier in Rede stehenden Zeit: „Der Hegelianer ist bei mir über die Studirstube hinaus in die Oeffentlichkeit gekommen. Was ich für Hegel geschrieben habe, habe ich schon mit der Freiheit geschrieben, mit der man über Etwas schreibt. Und wie oft sind wir für Jemand, weil wir nicht mit denen, die dagegen sind, gemeine Sache machen wollen. Als ich als Schriftsteller für Hegel auftrat, war er für mich schon zu einem Objekt der Geschichte geworden."

Bei der „Kritik des modernen Afterchristenthums" No. 1, „Kritik der christlichen Rechts- und Staatslehre von Fr. Jul. Stahl" (1835) — kratzte sich die wohlehrsame Berliner „Societät" schon gewaltig hinter den Ohren. Man wird das Nähere in der Korrespondenz finden. Die Flitterwochen Feuerbachs mit der Althegelei gingen auf die Neige. Die Transzendenz des religiösen wie des juridischen Wesens ging den Herren über die Haarspitzen hinaus. Es wurde ein Wohlfahrts-Ausschuss, bestehend aus den Senatoren Henning und Hotho ernannt, um die nöthige Remedur eintreten zu lassen; dieses Comité du salut public beschloss, den Delinquenten selbst zu verhören, resp. ihn zum Sündenbekenntniss zu veranlassen etc. etc. Mit allen von Feuerbach gemachten Konzessionen bleibt die Analyse des pfiffigen Konvertiten, der die Reaktion in Preussen systematisirte, ein Meisterstück.*)

Es folgte die „Geschichte der neueren Philosophie" von Erdmann (I. Bd. 1. Abtheilung) und „Cartesius und seine Gegner"

*) I. 108—127.

von Dr. Hock.*) Erdmann behandelt Feuerbachs Thema! — das war wirklich wie Feuer und Erde! Feuerbach lässt den Erdmann so durchschlupfen, nur monirt er allerstrengstens, dass nicht Bacon und Cartesius, sondern die Italiener an den Anfang gehören. Die Italiener zweifelten zuerst, suchten die Philosophie „in sich“ oder „in dem grossen Buche der Welt“. Bruno: della coincidenza de' contrarii, ist das Prinzip der neuern Zeit und Philosophie. — Hock, ein Wiener, verherrlicht den Cartesius als „Dualist und Katholik“, hat also nur an der Schale geknuppert. Sat.

Grosse Unterbrechung — „Leibnitz“ erscheint, „Pierre Bayle“ steht auf der Staffelei. Erst 1838 erhält Erdmann seine zweite Lektion („Geschichte der neuern Philosophie“, I. Bd. 2. Abtheil.).**) Die neuere Philosophie, wird ihm jetzt dozirt, beginnt mit Telesius; vom Kontrast gingen die Italiener aus, dieser Materie aller Dialektik, vom Satze der Identität, welche identisch ist mit dem Widerspruche. Daher erst entstand Cartesius, und Corneille war Cartesianer, wenn er sagt: Je vois avec chagrin que l'amour me dédaigne .. à pousser des soupirs pour ce que je dédaigne ... Cet hymen m'est fatal, je le crains et le souhaite.

Die Materie wird hervorgehoben: Jakob Böhme suchte sie in Gott, Spinoza machte sie zum Attribut Gottes, also göttlichen Wesens, bei Hobbes ist sie das einzig Reale. Eine scharfsinnige Untersuchung entwickelt den Skeptizismus als die „schwache Seite der Empirie“, als „Produkt der Vielwisserei“. So ist Montaigne das Haupt der französischen Skeptik. Doch wird ihm die wohlverdiente Ehre gelassen, Kritiker der dogmatischen Philosophie gewesen zu sein. Dann folgt eine gründliche Zurechtweisung Erdmanns in Bezug auf Bayle, der durchaus nicht als Skeptiker, sondern als Kritiker zu fassen sei. Und endlich lesen wir ein ganz Feuerbach'sches Résumé seines gerade vollendeten Buches. „Wodurch Bayle sich von den übrigen Skeptikern unterscheidet ... ist, dass er die Gegensätze von Glaube und Vernunft, welche bei Cartesius nur die Bedeutung einer mechanischen Trennung hatten, in einen chemischen Konflikt brachte, dass er die Glaubensvorstellungen seiner Zeit zum Objekt freien, d. i. kritischen Denkens machte, und die Selbständigkeit, die

*) II. 92—99.
**) II. 100—115.

ausnahmslose Unbedingtheit, die unumschränkte Souveränität der ethischen Ideen, der praktischen Vernunft anerkannte und geltend machte, wenn er gleich der theoretischen Vernunft nur eine negative Stelle anwies." Auch die Liebe feierte Bayle als „Ame du Monde".*)

Wir sind über die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" und die Berliner „Societät" hinaus; an Professor v. Hennings Stelle war Arnold Ruge getreten, an die Stelle der friedlichen Lämmer der Halle'sche Löwentrotz. „Halle'sche Jahrbücher", bald „deutsche Jahrbücher", — so lautet jetzt die Parole. Nicht mehr „absoluter Geist" und „absolute Religion" werden aufgetragen, sondern absolute Kritik, Schwefelsäure der Analyse. Strauss ist Bannerträger der kritischen Theologie — dann Feuerbach der kritischen Philosophie. Die Berliner überlassen wir der Korrespondenz Ruge's.

Arnold Ruge besass alles Zeug zu einem Parteiführer. Beweglichen Geistes, enzyklopädisch gebildet — bis zur römischen Militärtaktik, schreibfertig, keck und drastisch im Ausdruck, nicht systematisch verbissen, mit den Fortschritten fortschreitend, mit der Entwicklung sich entwickelnd, unabhängig gestellt, opfermuthig, war er wie auserlesen dazu, eine heilige Schaar, eine Schaar des Todes um sich zu sammeln und zum Sturme zu führen. Er hat fünf Jahre lang die Verwirklichung der Philosophie kommandirt, hat viele Erschlagene zur ewigen Ruhe gebettet, und ist heiter den bösen Mächten unterlegen. Ihm gebührt ein bleibender Denkstein im Campo santo der streitenden Literatur. Vor dem Sozialismus und dessen Konsequenzen erschrak er, die Feuerbach'sche „Theogonie" begriff er nicht mehr: der Hegelianer kam doch wieder zum Vorschein.

Hei, wie der Sichelwagen der „Halle'schen Jahrbücher" daher fuhr und einschnitt! „Macbeth ist reif, und droben
Bereiten ewige Mächte schon das Messer!"

Im Namen der Freiheit! Zunächst der ethischen — „Idee der Freiheit von K. Bayer"**). Dieses Buch eines Freundes machte auf Feuerbach einen gewaltigen Eindruck; es diente ihm zur Ausfall-Pforte gegen die alte Metaphysik. „Das Wort Freiheit ist das Fiat, das Schöpfungswort der neuern Zeit. Auf einem Freiheitsakt

*) II. 111—115, wo sich überhaupt ein schärferer Wind erhebt.

**) II. 116—125. Feuerbach schreibt immer Bayer; wogegen der leibliche Bruder sich Beyer nennt!

beruht vom Anfang an die neuere Philosophie. Macht Euch frei vom Autoritätsglauben, frei von der Herrschaft des Aristoteles! waren die Worte, mit denen ein Patricius, ein Petrus Ramus, Ludovicus Vives, Telesius, die befangene Menschheit aufweckten und den Morgen der neuern Zeit verkündeten. Morgenstund' hat Gold im Mund; golden, inhaltsvoll waren auch diese Worte für ihre Zeit; nichts Geringes forderten sie, nichts weniger als eine nur negative Freiheit. Denn der Aufruf: macht Euch frei vom Aristoteles! enthielt ausdrücklich den sokratischen Imperativ: *Γνῶθι σαυτόν*, das Gebot: werdet selbst Aristotelesse, erkennt euch, erkennt euch als Menschen, als freie Wesen, als Wesen, welche dieselbe Kraft, dieselbe Vernunft beseelt, die einst den Aristoteles erleuchtete, denkt selbst!" — Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall.

Die Kritik Hegels beginnt leise, wie eine Schalmei aus Waldesdickicht; im Anfang tupft Feuerbach noch zart von Oben herab auf die wunden Stellen, metaphysisch verblümt. Diese Metaphysik war Feuerbachs Geliebte gewesen, er liebte sie noch immer, aber er schwur ihr den Tod. „Moors Geliebte soll nur durch Moor sterben."

„Kant, Fichte, Hegel seien unsere Meister, unsere Lehrer; aber sie seien nicht unsere Vernunft, nicht unsere Philosophie." Hegel in specie verdient alles Lob: „Bei sich selbst sein war ihm Freiheit"; aber er vernachlässigte die Subjektivität, das Einzelne. Die Idee des Guten wird von ihm nur so mitgenommen, redet nicht mit bei der Schöpfung der Natur. „Die Natur ist das Dasein der absoluten Güte. Der Begriff der Natur ist der Begriff der Liebe." — „Die Liebe ist Vernunft." — „Der Begriff des Lichtes ist der Begriff des Daseins schlechtweg und unzertrennlich von dem Akt des Sehens, welcher in Einem der Ursprung der Vernunft und Liebe im Menschen ist."*) Noch leidlich metaphysisch selber, sogar etwas „naturphilosophisch".

Die Vergleichung Hegels mit Chr. Wolf ist keine Herabsetzung des Ersteren; F. sagt: Wolf habe die Deutschen in die Zucht genommen, einige Vernunft in ihre schweren Köpfe gebracht. „Wohl der deutschen Nation, wenn ein zweiter Wolf sie wieder unter seine Zucht nimmt!"**)

Bayer wird gepriesen, dass er die intellektuelle Freiheit an die Spitze stelle, als welche dem Willen erst seinen Inhalt gebe.

---

*) II. 118. 119. **) II. 120.

„Tiefste, mächtigste Freiheit ist die der wissenschaftlichen Vernunftbegeisterung“ (Bayer).

Das Ethos also — und das will wohl gemerkt und nie vergessen werden — ist das treibende Element in Feuerbach; vom Ethos aus hat er nach Oben wie nach Unten hin die Welt geprüft und begriffen. Stets ist der Mensch der Mittelpunkt seiner Philosophie geblieben. So will sein Humanismus verstanden sein.

„Das moderne Afterchristenthum“ No 2, „Kritik der christlichen oder positiven Philosophie“ („Wesen und Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit“, von Professor Sengler zu Marburg)*) bildet die ungenirte Fortsetzung zu Stahl. Wahre Keulenschläge fielen bei dieser Gelegenheit auf Hrn. v. Schelling, der eigentlich gemeint war.

Die „Persönlichkeit Gottes!“ Bei der Persönlichkeit ist die Philosophie zu Ende. Jakobi nahm Gott als Person, desshalb wollte er nicht über ihn philosophiren. „Das wahre Verhältniss zu einem persönlichen Wesen ist — Religion“: der Gatte zum Gatten, die Kinder zum Vater, der Freund zum Freunde haben religiöse Verhältnisse.

Alle Unterschiede des menschlichen Denkens vom göttlichen fallen in unser Denken. Gott weiss Alles, nur auf ideale, geistige Weise; aber das ist es ja grade: so denke ich mir Gott, ich denke ihn also, denke statt seiner. Das spekulative Subjekt möchte aus sich heraus, zu einem Andern kommen: das ist der Akt der Weltschöpfung, eine Willkür. „Die Creation ist das Selbstbekenntniss der absoluten Person, dass sie nur die mystifizirte menschliche Person ist.“ „Euer Gott ist nur der umgekehrte Mensch“. Das „Wesen des Christenthums“ setzt 1838 seine Knospenaugen an.

Die „positive Philosophie“ hat keinen Muth, keinen Charakter, sie ist rationalistisch und gläubig zugleich. Sie ist weder Religion noch Philosophie. Sie stutzt die Dogmen philosophisch zu — der bourgeois gentilhomme des Molière!

Die Vernunft erlaubt keine solche Zustutzung, sie verlangt, dass man die Dogmen nehme, wie sie sind. Aber die „positive Philosophie“ hat zur Basis die Einbildung,**) sie ist die absolut phantastische Philosophie.

---

*) I. 128—154.

**) Das Wort „Einbildung“ in jedem Sinne genommen! D. H.

In der Geschichte der Religion handelt es sich stets um die Frage: was gerade vom Menschen vergöttert worden ist — etwas natürlich immer. Die Orientalen vergötterten die Phantasie, die Griechen die ästhetische Anschauung, der griechische Philosoph die praktische oder theoretische Intelligenz; das Christenthum das Gemüth. Das Christenthum ist das in den Himmel erhobene Gemüth.

Die Grossthat solcher Enthüllungen sollten die Historiker dankbarst anerkennen; denn die wahre Wissenschaft vom Geschehenen wird erst möglich nach solchen Prolegomenen.

Im „Wunder“*) wird der Hauptcoup des phantasievollen Gemüthes psychologisch erklärt. Der langen Rede freilich erst durch Feuerbach kurzer Sinn ist: „Mein Wunsch muss von der göttlichen Willkür befriedigt werden.“ — „In der göttlichen Allmacht macht der bedrängte Wunsch sich Luft“, hier entschädigt sich das Herz für seine Entbehrungen in der Welt. Sie kann ja Alles. Wunderglaube ist natürlich Aberglaube auf dem Gebiete der Natur. Das Wunder beruht auf dem Wunderglauben.

„Ueber Philosophie und Christenthum in Bezug auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit“, erschien als Broschüre 1839 bei O. Wigand,**) und bildet einen der Sturmböcke, mit welchen die junge Philosophie gegen die Steinnester der romantischen Willkür in Staat und Kirche heranzog. Direkt zerschmeisst die Schrift den Apostaten Leo in Halle und dessen „Hegelinge“, Leo, den wiederauflebenden Joachim Lange aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts! Dieser Sturmbock könnte auch als „Kritik des Afterchristenthums“ No. 3 figuriren.

Halten wir uns an die Momente der Feuerbach'schen Weiterentwicklung, sie quellen hier reichlich. Es ist ein Unterschied zwischen Herz und Gemüth. Das Herz ist männlichen Geschlechts, das Gemüth weiblich. Das Herz ist das gesunde Gemüth, das Gemüth das kranke Herz.

Nach den ächten Christomanen muss es eine christliche Mathematik, eine christliche Mineralogie, Zoologie und Botanik geben. Nun, es hat solche gegeben, drei Jahre nach diesem Spott

*) I. 1 — 41 (1839). Der Begriff des „Wunsches“ erhebt sein Haupt hier zuerst, wächst im „Wesen des Christenthums“ und kulminirt in der „Theogonie“.

**) I. 42 — 107.

Feuerbach's führte der Minister Eichhorn etwas Aehnliches in Preussen ein! Die koscheren Engländer fordern noch jetzt in den Buchhandlungen a christian Geology!

Man wirft Hegeln vor, sein Gott sei ein Gattungsbegriff, und zwar der der Menschheit. — „Zu bedauern ist nur, das Hegel dies nicht selbst bestimmt ausgesprochen.“ Und kann denn der Mensch aus dem Gattungsbegriff herauskommen? Uebrigens ist Hegel wie Leibnitz, der auch die Dogmen der Kirche gegen Bayle vertheidigte, „aber ohne sich an den Begriff der Kirche zu halten“.

Das himmlische Leben löst alle irdischen Bande, ist die Negation der irdischen Verhältnisse. Der Glaube an das himmlische Leben ist „der wahre Vernichtungsglaube“. Glücklicherweise widerlegt das Leben den Glauben. Der Denker thut weiter nichts, als dass er das negirt, was Euer Leben bereits negirt hat. Was tadelt Ihr ihn dann, Ihr Heuchler!

„Christliche“ Kunst war der „Bernstein, in dem sich das ätherische Oel des Christenthums verdichtet hatte; aber das Christenthum war das todte Insekt geworden.“ Die spiritualistischen Religionen lassen sich nämlich nicht ästhetisch verherrlichen, ohne über dieser Einfassung zu Grunde zu gehen. Dem Muselmann ist alle organische Bildlichkeit untersagt. Das Christenthum hat sich durch die Kunst zu Grunde gerichtet. Ceci tuera cela.

„Ueber Philosophie und Christenthum“, die Anzeige seiner eigenen eben erwähnten Schrift,*) hat zum eigentlichen Thema die „Differenz zwischen Philosophie und Christenthum“. Der Verfasser wird immer deutlicher. Phantasie und Gemüth sind das Wesen der Religion; ihr Inhalt ist nur die Vergegenständlichung des Gemüths und der Phantasie. Gemüth ist Bedürfniss, Phantasie Willkür: daher das Wunder wesentlicher Gegenstand der Religion. Phantasie stellt für das Gemüth dar, aber Vernunft nimmt keine Rücksicht darauf. Religion ist Egoismus, Beziehung aufs Subjekt, Philosophie dagegen Beziehung auf den Gegenstand. Der Theanthropos oder Gottmensch ist nichts als das Wesen des Gemüthes. Religion und Philosophie sind himmelweit verschieden, und diese Verschiedenheit ist die Hauptsache.

Hier ist nun der Ort für die mächtige „Kritik der Hegelschen Philosophie“.**) Ganz entschieden wird in dieser Arbeit

---

*) II. 179—184.
**) II. 185—232.

gegen die abstrakte Begriffswelt Front gemacht, die Bedeutsamkeit der Wirklichkeit hervorgehoben. Hegel ist die Differenz gegen die Identität, nur fehlt das Leben der Welt. Hegel's wesentliche Kategorie ist die Zeit, er vernachlässigt den Raum. Alles ist bei ihm zeitlich verschwindendes Moment in der „Idee“. Das Individuum kommt nicht zu seinem Rechte. Glücklicherweise hat Hegel selbst einmal irgendwo angefangen, z. B. bei Fichte, und wird daher einmal aufhören, überlebt sein.

Feuerbach polemisirt gegen das reine Sein, welches nicht mehr Sein ist.*) Dieser Widerspruch muss aufgelöst werden. „Die Dialektik ist kein Monolog der Spekulation mit sich selbst, sondern ein Dialog der Spekulation und Empirie.“ Die Philosophie muss mit ihrem Gegensatze beginnen, nicht mit sich selbst. Hegel weiss schon Alles im Voraus, was kommen soll, seine Entwicklung ist rein formell, er spielt.

„Das Sein an sich ist die Idee.“ Man muss den Widerspruch des sinnlichen Verstandes gegen den reinen Gedanken bewältigen. Seit Cartesius ist Alles „unvermittelter Bruch mit der sinnlichen Anschauung“.

Auch die „Phänomenologie“ löst nichts, so wenig als die „Logik“. Das „Dies“ und „Hier“ kann man aufheben. Aber die Gegenstände bestehen dennoch. Wir lassen uns eben nicht überzeugen. „Die Hegel'sche Philosophie ist rationelle Mystik.“**)

„Eitelkeit ist alle Philosophie, die über die Natur und den Menschen hinaus will.“ „Die Philosophie ist die Wissenschaft der Wirklichkeit in ihrer Wahrheit und Totalität.“ „Die Rückkehr zur Natur ist allein die Quelle des Heils.“***)

---

*) Es ist widerwärtig, bis in die neueste Zeit hinein in dicken Büchern lesen zu müssen, dass die Kopula zwischen Subjekt und Prädikat das „höchste Wesen“ sei.

**) Das war der direkte Weg zum „deutschen Proclus“, zur „wiedergebornen alexandrinischen Philosophie“ (in den „Grundsätzen“ von 1843).

***) Bei dieser Gelegenheit wird Schelling — natürlich der junge — zum ersten und einzigen Male anerkannt: „die Natur ist der sichtbare Organismus unseres Verstandes“ (Einleit. zu einem Entw. eines Systems der Naturphilos.); „der Organismus ist selbst nur eine Anschauungsart der Intelligenz“ (Transzend. Idealismus); „die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein“ (Ideen zu einer Phil. der Natur). Feuerbach II. 216. Dieser theilweisen Anerkennung folgte freilich nicht lahmen Fusses schon 1841 das Gericht über den „grossen Philosophen“, der „das Curriculum vitae mit der Philosophie eröffnet, um es mit der Nichtphilosophie zu beschliessen“. II. 236.

In Feuerbach's Nachlass finden sich folgende hieher bezügliche Notizen:

„Ich bin ein „Apostat", aber in dem Sinne, wie der Mann ein Apostat der Kindheit, der Weise ein Apostat der Thorheit, der Wissende ein Apostat der Unwissenheit, der Genesende ein Apostat der Krankheit."

„Das griechische Volk ist ein durchaus genetisches, das, wenn es auch bei den Orientalen in die Schule gegangen ist, doch bei sich selbst angekommen, von Vorne, d. h. von sich selbst angefangen hat. Das kann aber der gelehrte Pedantismus nicht begreifen, so wenig die Schülerhaftigkeit begreifen kann, dass wenn man auch als Jüngling bei Hegel in die Schule gegangen ist, man doch später, nachdem man das Eingelernte verlernt, d. h. vollständig verdaut und verarbeitet hat, jetzt erst wieder von Neuem und von Vorne an zu leben, zu lernen und zu denken anfangen kann."

1839 erschienen auch der Aufsatz über Christ. Kapp und der öffentliche Brief an K. Riedel*), der eine wohlwollende, aber einseitige Charakteristik Feuerbach's entworfen und dessen beschränkte, isolirte Existenz bedauert hatte. Unbegreiflicher Weise nannte der gescheidte Riedel, dem wir eine brauchbare staatsphilosophische Bibliothek verdanken, die Arbeiten Feuerbach's „gelehrte Kompilationen". Man kann also sehr gescheidt sein, ohne eine Ahnung zu haben von einer künstlerischen Charakteristik, die einen Mann oder eine Gedankenfolge von Innen heraus entwickelt, sie in ihrem eigenen Lichte leuchten, oder an den eigenen Widersprüchen vergehen lässt!

In diesem Briefe kommt auch der naturwissenschaftliche Satz vor: „Der Mensch ist das edelste Gewächs des organischen Reiches". Die Philosophie muss schon desshalb über die Hegel'sche hinaus, weil sie sich überhaupt nicht in Einem inkarnirt, weil sie Werden und Wachsen ist. Zum Denken gehört reine, frische Luft. Bei Hegel war „das Centralorgan von den Sinnenfunktionen zu sehr abgesondert".

Das Jahr 1840 — der Verfasser arbeitet am ersten systematischen Hauptwerke seines Lebens, an dem Brennspiegel, in welchem alle bisherigen Strahlen seines Geistes sich zu einer mächtigen Gluth konzentriren sollten, am „Wesen des Christenthums" — bringt uns in den „Jahrbüchern" noch die Besprechung einer zweiten

*) II. 152—66 u. 167—78.

Schrift K. Bayer's: „Ueber den Begriff des sittlichen Geistes".*) Man liest förmlich in und zwischen den Zeilen dieser Anzeige, welch' höchster Ernst sich im Herzen des Verfassers angesammelt, wie er sich selbst die Konfirmation seines Denkbekenntnisses ertheilt, wie ihn das Ethos ergriffen und gefesselt hält, ihn, den Sklaven der Tugend, wie das Ethos sein Pathos geworden. So muss der Mensch sein, der sich zum Munde der Wahrheit macht — hallt es in ihm wieder — so will ich sein, so werde ich sein!

„Wahrheitsliebe ist die erste Tugend" — komme was da wolle! „Ein Sophist von Verstand" ist auch „ein Schuft von Herzen". Nur das wahrheitsliebende Denken bedingt die Tugend. Feuerbach's eigene Philosophie spitzt sich bereits zu, wenn er dem Freunde vorwirft, dass er noch das „Empirische" vom Spekulativen dogmatisch unterscheide. Daher komme es auch, dass er noch das „Bedürfniss" von der „Freiheit" und „Liebe" ausschliesse. — Das „Bedürfniss" von der „Liebe" ausschliessen? möchte man verwundert fragen. Aber ist denn nicht die Liebe selbst das höchste „Bedürfniss"? Sind das je wahre Menschen gewesen, die nicht irgend Jemanden oder irgend Etwas innigst geliebt haben, so dass sie das Bewusstsein der persönlichen Existenz erst durch die Existenz des Jemand oder Etwas gewannen? So hatte es gewiss der treffliche Bayer nicht gemeint.**)

*) II. 126—136.

**) Die innige Anhänglichkeit Feuerbachs an Karl Bayer sprach sich noch in einem Briefe an den Bruder des Verstorbenen, Dr. C. Beyer, vom 26. Sept. 67 aus. Dieser hatte ihm seine Festrede auf Rückert übersandt und zugleich eine Photographie des Bruders beigelegt. „Ihre Festrede habe ich mit Wohlgefallen gelesen, dagegen mit erneuter Trauer über den so früh Dahingeschiedenen die beigelegte Photographie Ihres theuren Bruders empfangen und beschaut."

Dr. C. Beyer, der Bruder, hat am 11. Nov. 1872 im „Freien deutschen Hochstift" zu Frankfurt eine Festrede auf L. Feuerbach gehalten, welche eine warme Theilnahme an dem Verstorbenen ausdrückt und manche brauchbare biographische Details enthält, aber freilich weit davon entfernt ist, dem grossen Humanisten seine gebührende Stellung anzuweisen. Da wird z. B. ein Philosoph Windelband herbeigeholt, nach welchem Feuerbachs Aufgehen des Individuums in die Gattung eine „mechanische" Einheit gewesen wäre! Höchst seltsam ist ferner, dass „Freund und Feind wenigstens sein über allen Parteiunterschieden aufgepflanztes Banner des reinen Menschenthums ihm zum Verdienst anrechnen" — „auch wenn Einzelne unter uns nicht mit seinen Konsequenzen übereinstimmen, oder ihn sogar für einen Kulturfeind halten sollten!!"

Dr. C. Beyer wendet sich zu Anfang seiner Rede gegen die Feinde des Philosophen, „die kaum die Titel seiner epochebildenden Schriften kennen", und sagt dann

VII.

Ein wunderlicher Heiliger.

Hier endigt eigentlich die erste Hälfte meiner Aufgabe, und es wäre nunmehr Zeit, Feuerbach in seiner Religionsphilosophie zu Worte kommen zu lassen. Ich kann jedoch diese Periode nicht abschliessen, ohne einer epistolarischen Begegnung zu gedenken, die wenigstens ihr Pikantes, auch ihr Wissenswerthes, mit sich gebracht hat. Im Jahre 1838 traf nämlich Feuerbach auf einen autochthonen Denker, wie sie in unserer Zeit des Alleswissens und Wenigergründens immer seltener geworden sind. Sie gingen an einander vorbei — man hätte glauben können in elliptischer Bewegung; die Ellipse wurde jedoch zur Parabel. Der Troglodyt der Philosophie hiess Dorguth, und war seines Zeichens Geheimer Justiz- und Ober-Landes-Gerichts-Rath zu Magdeburg, ein Landsmann von Karl Rosenkranz, und als juristischer Philosoph der Vorläufer — s. c. — meines verehrten früheren Kollegen v. Kirchmann. Dorguth hatte im Jahre 1837 ein Büchlein geschrieben unter dem Titel: „Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus.“ *) Diese Schrift be- und verurtheilte Feuerbach im Jahre 1838 vom noch halbidealistischen Standpunkt aus, entschieden, fast herb. **) Obgleich selbst bereits an einer Verbindung von „Spekulation“ und „Empirie“ suchend, des metaphysischen Begriffs nahezu überdrüssig, erschien ihm doch der Troglodyt zu klobig. Was? Die geistige Thätigkeit wäre eine „rein organische“, das Denken ein „materieller Prozess“? Er hielt den Gedanken noch immer für etwas Anderes, Apartes, Höheres, Spezifisches; die Korrektur des sinnlich Angeschauten und Erfahrenen durch Vergleichung, Subsumtion etc.

---

selbst: „Seine ‚Theogonie‘, die 1866 unter dem Titel: ‚Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit‘, als 10. Bd. seiner Gesammtausgabe erschien . . .“ Das ist doch um nichts besser, als wenn der ‚Wallenstein‘ unter dem Titel der ‚Jungfrau von Orleans‘ herauskäme! Oder, was ja geschehen ist, als wollte Einer bei der Literatur über den Scholastiker Abälard auch Feuerbachs ‚Aphorismen‘ mit dem ganz zufälligen Doppeltitel ‚Abälard und Heloise‘ anführen! Jupiter Stygius lebt noch.

---

*) Magdeburg, bei Wilh. Heinrichshofen.
**) II. 137—152.

genügte ihm nicht. Er berief sich auf das Kopernikanische System, welches keine „Sinnenwahrheit“, sondern eine „Vernunftwahrheit“ sei, und vergass, dass dieselben Faktoren, nämlich Raum und Kausalität, welche uns die sinnliche Anschauung zutragen, sich auch selber durch Vergleichung zu korrigiren vermögen. Und wie wurde denn die Vernunftwahrheit des Kopernikus selbst bekräftigt, wie des Erfinders eigener Zweifel gehoben? Durch Experimente, sagt Galilei, also durch vernünftige sinnliche Anschauung!

Das Abhängigkeits-Verhältniss des Geistes vom Leibe — das ist freilich grade so verkehrt wie das Umgekehrte — führt nach F. nothwendig zum absoluten Materialismus, eine Konsequenz, gegen welche er protestirt. F. unterscheidet hartnäckig zwischen Hirn- und Denkthätigkeit, als ob wir ohne das so und nicht anders organisirte Hirn so und nicht anders dächten! Die erstere sei nur „Bilderthätigkeit“ — woher kommt denn die andere? Freilich ist es schlimm, wenn die Menschen — so häufig! — bei den Bildern stehen bleiben, anstatt die Bilder zum Stehen zu bringen und sie zu verstehen, wenn sie die Bilder nicht Rede stehen lassen und mit einander konfrontiren! Diese Funktion ist aber doch auch eine Thätigkeit des Gehirns.

Physiologische Thätigkeit soll nach dem damaligen Feuerbach nicht für das Denken genommen werden; aber die grösste Aufspeicherung und Verarbeitung der physiologischen Thätigkeit ist doch wieder selbst ein physio-logischer Akt, den man nur zur Abkürzung einen logischen nennt.

Nein! „Die Physiologie weiss noch nichts vom Geiste.“ Leider hat auch der „Geist“ lange genug nichts von der Physiologie gewusst! — „Die Zeichen drücken sich während des Lesens im Gehirne ab.“ Das ist allerdings noch nicht verstehen, da fehlt noch die langwierige Uebung der Identität und des Unterschiedes, der Kombination, der Uebersetzung der Vorstellungen in Begriffe etc. etc. Aber desshalb ist das Denken noch nicht ein „an und für sich unabhängiger, rein geistiger, immaterieller Akt“, — „der Verstand a priori, a se“ — a quo? — doch nur eine angeborne, im Organismus a se vorhandene Erkenntnissform, keineswegs „eine durch sich selbst begründete, durch sich selbst allein bestimmte Thätigkeit.“

F. stellt den allerdings meist verstümmelten Satz Leibnitzens in seiner ganzen Ausdehnung her: nihil esse in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, nisi ipse intellectus — „Nichts ist im

Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war, ausgenommen der Intellekt selbst" — was aber wieder nichts Anderes heissen kann, als die in den Sinnen noch latente, erst später actu eintretende Thätigkeit der Vernunft. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." — Ja, wenn erst der Körper alle Bedingungen zur geistigen Thätigkeit geliefert hat, dann wird auch der Körper fügsamer, geschmeidiger, edler, „durchgeistigt". Viel richtiger wäre, mit Verlaub des Poeten, zu sagen: Es ist der Leib, der seinen Geist erzeugt. Der Schimpanse wird wohl nie eine „Realdialektik" schreiben.

Doch das weiss Feuerbach Alles sehr bald besser als wir. Was ihn an Dorguth ärgerte, war Mancherlei. Zuerst — rein formell — dessen Inkohärenz, das desultorische Denken — „möcht' ihn Herrn Aphorismus nennen"; alles wirbelt in Parenthesen und Klammern, in substantivischen Sätzen durcheinander; die Ausdrücke sind meist alle von ihm geschaffen oder eigens gestempelt. Dann schleppt der systematische Materialist einen Prius-Gott herbei, redet vom „Schöpfungswerke", und ist obendrein Homöopath! — Aber selbst in ihren Berührungspunkten empfand Feuerbach eine entgegengesetzte Polarität. Sie berührten sich z. B. in der Unsterblichkeitsfrage. Dorguth leitet dieses Begehren, wie alles andere, aus der Sinnlichkeit ab. Der Mensch wünscht oder fürchtet die Fortdauer.*) Aber, fragt er, „wie kann die Seele als nichtsinnliche Substanz und als rein vernünftiges Wesen überhaupt Wünsche haben, wollen, hoffen, verabscheuen? Sie könnte doch überall nur als kaltes, theoretisches Prinzip der Anschauung und Erkenntniss gedacht werden?" „Der Wunsch fortzuleben könnte einer Seele nicht angeboren sein, indem sie, die nichtgeborne, selbstschöpferische, unverwesliche, ewige, für sich nichts zu wünschen übrig hätte." Jener Wunsch ist „nur dem Organismus zuzuschreiben"; „der Trieb zum Leben führt jene Idee unmittelbar herbei", „Niemand mag sterben".**) Feuerbach dagegen hatte bis dahin die Sterblichkeit von oben herab, metaphysisch, ethisch, poetisch dozirt; er sträubte sich noch gegen den physiologischen Empirismus.

Dass Dorguth zu dem damals in Feuerbach vorgehenden Umschwunge direkt etwas beigetragen habe, will ich nicht behaupten; dass jener ihn aber oft stutzig gemacht und auf weiteres Nachdenken hingestossen habe, erscheint als sehr möglich, wenn

---

*) Dorguth: Kritik des Idealismus, S. 91.
**) Dorguth a. a. O. S. 92. 93.

man die angestrichenen und unterstrichenen Stellen des I
beachtet.*) So: „das Subjekt ist nämlich selbst Materi
Materie apperzipirt."**)

„Wer kann bei dem Anblick des Körperlichen des g
Kant noch an der Existenz einer Seele zweifeln? sagte n
Jemand. Ein denkender Arzt wird so nicht fragen, da er t
erfährt . . . dass der von zarter Jugend am Tische sitzende G
sein Gehirn auf Unkosten seiner ganzen übrigen Konstitutio
vollkommnet."***)

„Der Rechtsbegriff ist auch nur ein aus dem Bedürfni
der Erfahrung abstrahirter, rein mundaner . . . Es gibt alsc
jus a priori — vor aller Erfahrung."†)

„Idee und Begriff a priori sind Dinge der Nichtwelt, d
girenden Einbildungskraft, welche den Olymp schuf und si
modum Minellii auch post Olympum unter allen Nationen schöpl
erwiesen hat." — Abstrakt ist Nichts a priori, sondern Et
posteriori. Realismus versteht darunter weiter nichts als „die l
Kategorie", „den obern Begriff", welcher sich für den jedesm
Zweck des Denkens bald auf synthetischem, bald auf dem
tischen Wege findet."††)

„Ein positiver Religionsbegriff, insbesondere der, welche
auf geschichtliche Autorität gründet, kann nicht im Gehirne, f
auch in der Philosophie nicht einheimisch sein."†††) — Das is
wieder ein Punkt, wo sie sich nimmer verständigen ko
Feuerbach mochte diesen Satz zugeben, aber daraus schl
nicht wie der bequeme und epikuräische Magdeburger: fol
bekümmere ich mich den Henker um die „Mysterien"! so
folglich will ich wissen, wie die Menschheit zu ihren H
nationen gekommen ist; ihr Geschick liegt mir am Herzen,
als das meinige, und ich werde ihr menschenfreundlich di
stehung der Fata Morgana erklären. —

„Die Begriffe der Hegel'schen Schule vom Geist sind s
schieden, als es der Gebrauchszweck mit sich bringt; si
daher sämmtlich Phantasiestücke. — Idealismus nimmt das D

---

*) Vor mir liegt Feuerbachs Exemplar von Dorguths Schriften.
**) Dorguth 192.
***) Dorguth 109.
†) Dorguth 111.
††) Dorguth 118.
†††) Dorguth 124.

für die denkende Substanz selbst, und diese für eine selbständig seiende, auch abgesehen von deren unmittelbaren Erscheinungs-Bedingungen.“ Das ist „Geist“. Dann aber „müsste die denkende Substanz sich selbst nothwendig erkennen, wogegen die Erscheinung (Physis) sich selbst nur in ihrer faktischen Bewegung wahrnimmt. — Göschel treibt das Identitäts-System auf seine Spitze, indem er die formale Identität rücksichtslos auf die materiellen Kategorieen anwendet. Vielleicht kommen wir so zum Realismus, zur Anerkennung des: Nur in den Sinnen ist Wahrheit.“*)

„Kausalität ist das Prius alles formalen und materialen Vernunfterkenntnisses“ — dem Idealismus ist sie etwas „Schlechtes“. „Realismus geht aber vom Sein des Unmittelbaren aus, während Idealismus das mit dem Begriffe identische Sein in das Subjekt setzt.“**)

Begriff oder Idee sind pneumatische Vorstellungen; Hegel musste sich daher an die Offenbarung anschliessen. In der Offenbarung ist aber die Sprache vielfach hinter der Gemeinverständlichkeit zurückgeblieben. Daher die pneumatischen Disziplinen. „Kein Wunder, dass solche Irrthümer sammt der Sprache jetzt noch existiren, wo man kaum anhebt, jene Begriffe zu läutern und den Glauben an Gespenster zu verscheuchen, während Idealdialektik gleichzeitig neue dergleichen schafft, oder eigentlich die alten in neuer Gestalt und neuem Gewande vorführt.“***)

Alles Wollen ist sinnlich. „Nur Neigung kann gegen Neigung kämpfen.“ Der Verstand widerspricht nicht der sinnlichen Neigung, er ist etwas ganz Anderes — unter beiden kann keine „praktische Vermittlung“ — kein „Entschluss“ zu Stande kommen. „Das Pronunciatum der definitiven Neigung“ wirkt nur auf die „Phantasie, welche sich die Exekution ausmalt“. †) — Zweiter Stein des Anstosses: sind wir Automaten? woher kommt alsdann die Ge-

*) D. 148. 9. Die Hoffnung war eitel, wie es auch eitele Hoffnung ist, zu Verstande zu kommen, wenn man den Hegel auf den zweiten oder fünften Schelling stülpt. „Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken etc.“

**) D. 153 u. 149.

***) D. 159. Vergl. Dorguth: „Die falsche Wurzel des Idealismus. Ein Sendschreiben an Karl Rosenkranz,“ 1843: „Wann soll der Glaube des gemeinen Menschen an Geister und Gespenster aller Art, an Wunderkuren der Charlatanerie etc. aufhören, wenn er die Gelehrten selbst nur von Geistern etc. reden hört, und das Alles von der Kindheit an einsaugt? Und welchen Vorschub leistet jener Idealismus der heuchlerischen Pietisterei unserer Zeit?“ S. 13.

†) Dorguth, Kr. d. I. 210.

schichte, woher die Entwicklung? Gibt doch selbst Schopenhauer den „erworbenen Charakter“ zu!

In dem Kapitel „Dialektik“ ist, allerdings in ungeniessbarer Form, ein gut Stück Kritik der Hegelei vorweggenommen. „Logik hat H. gar nicht, sondern nur mit dialektischen Manövern ein Aggregat theils logischer, theils materialer Begriffe bearbeitet. — Ferner, „wenn die Logik Alles enthält, warum schrieb denn H. noch etwas Anderes? Die Hegel'sche Schule hat nur eine Spezial-Logik der Philosophie bearbeitet, gleichsam die allgemeine Prozess-Ordnung der Philosophie, so wie sich eine Logik des Prozesses schreiben lässt.“*)

In einer weitern Schrift Dorguth's stossen wir auf den schon vorhin verspürten Schopenhauer. „Die Teleologie entwickelt sich unter dem Kausalitätsgesetz — Schopenhauer hat dies näher entwickelt.“ Nur dass Schop. sich wundern musste, wie das Kausalitätsgesetz die Intelligenz auf die Teleologie des Schöpfers führen sollte! „Die Materie ist daher die Real-Individualisation des Kausalitätsgesetzes, dessen Personifikation aber die Intelligenz.“**)

Weiterhin heisst es: „Die Entdeckung des Kausalnexus ist Selbsterkenntniss der Vernunft in ihren eigenen Gesetzen, dem Willen gegenüber. Das Denken ist die blosse Kalkulatur des Willens, welche diesem ihr Resultat zur endlichen Wahl hinstellt.“***)

Feuerbach wird zwar in dieser letztgenannten Schrift noch belobt, weil „er den wahren Poeten die zu Fleisch und Blut gewordene Poesie nennt“; auch Rosenkranz hat (in seiner „Psychologie“) noch ein „treffliches System von der Identifizirung der Begriffe in der Gewohnheit durch Wiederholung“ gegeben; aber die Würfel sind gefallen. Dorguth zitirt: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, wo nur noch die vierte Wurzel „idealistisch“ ist und zum „Unbegreiflichen“ führt†), und die Unterscheidung von Verstand und Vernunft mit der Klausel begleitet wird: „das Verknüpfen der Begriffe sei blos Sache des Willens.“††)

Wir sind beim „Willen in der Natur“: „es ist ein ungeheurer physiologischer Irrthum, den Willen in das Gehirn zu ver-

*) Kr. d. I. 215.

**) „Nachträge und Erläuterungen zur Kritik des Ideal“, von F. Dorguth. Magdeburg 1838. S. 28. 29.

***) Dorguth, Nachträge 46.

†) Ib. 36.

††) Ib. 56 u. passim.

setzen“ — er ist im Bauche. „Vernünftiger und guter Wille“ ist ein „Phantasiestück“.*)

Der wunderliche alte Herr, der 1838 behauptete, schon 40 Jahre lang richtig philosophirt zu haben, und der es sich im Leben recht gut schmecken liess, musste zuletzt noch Pessimist werden. Er schrieb auch eine eigene Schrift: „Schopenhauer in seiner Wahrheit“. Dass er selbst sehr oft, par aperçu, in der Wahrheit war, beweist auch seine letzte mir vorliegende Schrift: „Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems“ von F. Dorguth.**) Hier identifizirt er das Grundprinzip der Ethik bei Schopenhauer und Feuerbach, das Mutuum adjutorium, die Gegenseitigkeit, das Feuerbach'sche „Ich und Du“, mit dem Schopenhauerschen „Mitleid“, worüber später ein Mehreres zu sagen sein dürfte. Ferner spricht er ein grosses Wort, besonders den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie und Ethnographie gegenüber, gelassen aus: „Die kosmische Physiologie ist in ihrer Vollständigkeit die eigentliche und wahrhafte Philosophie; die Männer beider Fächer müssen nothwendig wenigstens dahin gelangen, sich gegenseitig mit Einverständniss entgegen zu kommen.“***)

Natürlich ist die Schopenhauer'sche jetzt die „wahrhafte Philosophie“, die „Welt als Wille und Vorstellung“ das Buch der Bücher, wobei der „Schleier der Maja“ durchaus kein Hinderniss für die „kosmische Physiologie“ bildet! Nur soll sich Schop. „durch die blosse Existenz meiner jetzigen Abhandlung“ von der Falschheit seines Satzes überzeugen lassen: „dass das Erkennende nicht erkannt werden könne.“ †)

Interessant, ja beachtenswerth ist die Ausführung im „Anhange“ über den Schulunterricht. (S. 45.)

Bedeutsam ist endlich die Anknüpfung an Bernhard Cotta's klassische „Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos“.

Schopenhauer, dem das „Unbewusste“ grade so gut ein Unsinn war wie der Hegel'sche dialektische Schluss, sagt („Wille und Vorstellung“ II. Bd.): „Die staunende Bewunderung, welche uns bei der unendlichen Zweckmässigkeit in dem Bau der organischen Wesen

*) Nachträge 47.

**) Magdeburg, Heinrichshofen, 1849.

***) Dorguth „Grundkritik“ 10 und Vorbericht IV.

†) Dorguth, Grundkritik 33, mit Bezug auf Schopenhauer: „Das Sehen und die Farben“. An einer andern Stelle (48) gefällt ihm die „Aussenwelt als Gehirnphänomen“ durchaus nicht. Sch. „streiche“ ja geradezu „alles Objekt weg!“

zu ergreifen pflegt, beruht im Grunde auf der zwar natürlichen, aber dennoch falschen Voraussetzung, dass jene Uebereinstimmung der Theile zu einander, zum Ganzen des Organismus und zu seinem Zwecke in der Aussenwelt, wie wir dieselbe mittelst der Erkenntniss, also auf dem Wege der Vorstellung auffassen und beurtheilen, auch auf demselben Wege hineingekommen sei; dass also, wie sie für den Intellekt existirt, sie auch durch den Intellekt zu Stande gekommen wäre etc. — Aber keineswegs sind wir berechtigt, diese unsere Beschränkung auf die Natur zu übertragen, als welche selbst ein Prius alles Intellekts ist. — Sie bringt das so zweckmässig und so überlegt Scheinende zu Stande ohne Ueberlegung und ohne Zweckbegriff, weil ohne Vorstellung, als welche ganz sekundären Ursprungs ist."

Daran knüpft nun Dorguth an, um im Anschluss an Cotta's „nie elternlose Geburt" zu behaupten: „dass der Stoff des einzelnen Organs im Organismus, so wie dasselbe sich successiv ausbildet, immer schon in einem oder mehreren der vor ihm erwachsenen vorhanden gewesen sei." „Da nun die Natur konsequent ist, und es sich in ihr nur um Isomerie identischer Kräfte, in denen ihnen eigenen Stoffen handelt: so können wir dreist mit jenem abstrakten Prinzip des Werdens bis zu aller Urstoffbildung, d. h. zur Bildung alles Samens hinaufgehen."*) Die generatio aequivoca oder spontanea ist ihm „zweideutig", aus dem Affen komme nie ein Mensch. Aber der „Zufall", wenn nämlich die Kräfte im Kosmos „zusammen fallen", hilft ihm aus der Verlegenheit.**)

Wo der Prius-Gott hingekommen, erfährt man nicht recht; er scheint in die „unerschaffene Materie" Schopenhauers gerathen zu sein, wie die Saurier in die „Kreide".

Feuerbach aber steht wie eine verlassene Geliebte, wie das Gretchen auf dem Blocksberg, bei Seite, und nur manchmal wirft Faust-Realdialektiker einen schmerzlich inhaltsvollen Blick auf das ideal-sensuale Gretchen.

Der verehrte Veteran der Wissenschaft, Karl Rosenkranz in Königsberg, schreibt mir unter fast erloschenem Augenlicht, folgendes über Dorguth, was die vorstehende Charakteristik trefflich ergänzt: „Dorguth habe ich selber persönlich nicht gekannt. Ich weiss nur, dass er Justizrath, ein Junggesell, ein Fein-

*) Grundkritik 61.

**) Ibid. 85.

schmecker und ein Mann war, der unstreitig ein starkes philosophisches Bedürfniss hatte, der ursprünglich von bestimmten juristischen Problemen, namentlich über die Straftheorie, ausging. Ich habe von 1834 bis etwa 1840 einen philosophischen Briefwechsel mit ihm geführt, der von seiner Seite in sehr schmeichelhaften Wendungen (wie bei Feuerbach!) für mich eröffnet wurde. Meine „Psychologie“ spielte darin eine Hauptrolle, namentlich der Begriff der Sprache. Mein Ausdruck: dass Vorstellung und Sprache Zwillinge seien, gereichte ihm besonders zur Befriedigung. Wenn Dilettanten tiefer in das Denken gerathen, so wird der Zusammenhang zwischen dem Erkennen und der Sprache gewöhnlich ein Hauptpunkt.

„Allmählich trat nun zwischen D. und mir die Differenz hervor, dass er die Seite des Realismus stärker accentuirte. Er schrieb einen „Idealrealismus“.*) In Folge meiner Bemerkungen darüber kam es dann dazu, dass er ein „Sendschreiben“ an mich drucken liess, worin er mich gleichsam verabschiedete.

„Er ging von hier ab zunächst zu Feuerbach über, und mein Briefwechsel mit ihm hörte auf. Die Wendung Feuerbachs gegen Hegel war ganz in seinem Sinn; allein die hohe ethische Gesinnung Feuerbachs, die Begeisterung desselben für die Idee der Liebe, vermochte er wohl nicht zu theilen, und der Cynismus Schopenhauer's und dessen Metaphysik der Geschlechtsliebe war wohl mehr nach seinem Geschmack.

„Er fiel von Feuerbach zu Schopenhauer ab, dem er einen ausschweifenden Kultus widmete .... Als ich das letzte Mal, nach vielen Jahren, 1866, meine Vaterstadt wieder besuchte, war er schon todt.“ —

Wir sahen oben, dass und wie er zu Schopenhauer überging; und als er gekommen war zu sterben, setzten ihn die Jünger nach Gebühr in der „Nirwâna“ bei.**)

Wir aber sind desshalb längere Zeit bei dem Magdeburger Autochthonen verweilt, weil er in Feuerbachs Anschauung eine grosse Klasse von denkenden Menschen repräsentirte, denen er gleichwohl den Namen ächter Denker bestritt, nämlich die Klasse der Empiriker. Schon im Jahre 1838 — zur Zeit des Briefwechsels mit Dorguth — meldete F. bei den Berliner „Jahrbüchern“ Be-

*) Ist das nicht die „Kritik des Idealismus“?

**) Siehe „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn etc.“ von E. O. Lindner und Julius Frauenstädt. Berlin 1863.

sprechungen des Empirismus an, und in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" heisst die Ueberschrift des § 16: „Der Pantheismus ist die Negation der theoretischen, der Empirismus die Negation der praktischen Theologie — der Pantheismus negirt das Prinzip, der Empirismus die Konsequenzen der Theologie."

Und die Ausführung des § ist die Kritik des sog. aufgeklärten Bewusstseins, welches bis in die Physiologie und praktische Medizin hinein die Nabelschnur verräth, die das vermeintlich freie Denken an die Mutter der Vergangenheit und Befangenheit knüpft, und sich populär dahin zu äussern pflegt: „Etwas muss dahinter stecken, das lasse ich mir nicht nehmen", während doch dieselben Leute die Tage ihres Lebens nur mit dem Davor, mit positivem Inhalt über und über beschäftigt sind, und nur in ihren Mussestunden, in den Augenblicken der Gedankenlosigkeit, zu — träumen beginnen.*)

„Der Empirismus spricht Gott nicht die Existenz ab, aber alle positiven Bestimmungen, weil ihr Inhalt nur ein endlicher, empirischer, das Unendliche daher kein Gegenstand für den Menschen ist. Je mehr Bestimmungen ich aber einem Wesen abspreche, desto mehr setze ich es ausser Zusammenhang mit mir ... Je mehr Einer ist, desto mehr weiss man von ihm ... Dem Empirismus ist daher in Wahrheit das theologische Wesen Nichts mehr, d. h. nichts Wirkliches; aber er verlegt dieses Nichtsein nicht in den Gegenstand, sondern nur in sich, in sein Wissen."**)

Ganz hieher passt auch der bereits im „Leibnitz" vorkommende Exkurs über den Empirismus: „Nur der empirischen Philosophie verdanken wir zunächst die Befreiung vom Aberglauben, dass wir nicht mehr die Dupes und Sklaven dämonischer Willkürherrschaft sind. Die Empirie hat die Freiheit und Selbständigkeit des Gedankens vermittelt, indem sie den Menschen auf das heilige unveräusserliche Naturrecht der Autopsie und Selbstprüfung verwies. Locke sagt: Dans les sciences chacun ne possède qu'autant, qu'il a des connaissances réelles, dont il comprend lui-même les fondemens. Wehe dem Philosophen, der nicht den Empirismus als ein Organ sich angeeignet hat — desipere in loco sapientia

*) Gerade diese Leute stellen den abstrakten Empiriker dar, den Feuerbach einmal so charakterisirt: „Er hat den Kopf nicht da, wo er sein Herz hat. Er glaubt, wie Hobbes, die Gespenster bei der Nacht, die er bei Tage leugnet."

**) II. 291.

t, am rechten Orte muss man unphilosophisch sein. Aber der npirismus verkennt seine Gränzen und Schranken, wenn er lbständig sein und sich als Philosophie geltend machen ll.... Aus einer sinnlichen Anschauung, die nicht schon ursprünglich eine geistige, denkende Anschauung ist, werden n und nimmermehr Begriffe entstehen, man müsste denn ihren sprung ex nihilo ableiten."*)

Frei, wissenschaftlich frei, fähig zur Forschung wird der Emriker nur dann, wenn er, was glücklicherweise häufig geschieht, in Asyl der Ignoranz, seinen theoretischen Schlupfwinkel vergisst id anstatt, gleich dem „empirischen" Schiffskapitän in Sturmesefahr plötzlich zu beten, es vorzieht,

„Mit Stürmen sich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Dazu nehme man nun noch den Umstand, dass der Empiriker lles auf die breiten Schultern der brutalen Kausalität ladet nd immer von dem Unbedingten, sei es „Schöpfungswerk", sei s „Materie" anhebt, um den Menschen ab ovo, vom Ei und vom ä des Eies an zu konstruiren, womit zuletzt doch nur Worterlärungen gegeben sind, welche durch ihre Nüchternheit anfänglich erflucht gescheidt aussehen und dadurch frappiren, eigentlich aber as zu Erklärende da stehen lassen, wo sie es gefunden.

Derartige Philosophie, die ihrem positiven Gehalte nach nur lementare Naturkunde ist, bekommt man denn doch im Helvetius, n Système de la Nature und im Lamettrie herzlich satt, wie sie chon Göthe mit seiner „intuitiven" Natur früh satt bekam, zu iner Zeit, wo sie wirklich noch einigen Nahrungsstoff enthielt, ährend sie jetzt Hülsen und Spreu von einer anderen Tenne aufträgt.

Feuerbach liess solches Wissen auch später gelten für das, as es ist, als Fundament des Wissens vom Menschen überhaupt, m das er sich Mühe genug gegeben hat; aber es ging ihm wesentch darum, etwas zu erfahren

„Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt".

Er fasste daher, kraft seiner synthetischen Natur und gestützt uf eine Welt von realen Kenntnissen, die Kausalität auf ihrer öheren Stufe als Lehre vom Grunde, d. i. des Motivs, und ier „Menschen im Herzen", baute er sich eine Veste, von welcher

---

*) V. 146—49, wo überhaupt der „Geist" mit seinen „immanenten Ideen" noch gewaltig autonom auftritt.

aus er die siegreichsten Ausfälle nach Oben wie nach Unten machte, und sich die Flanken links und rechts freihielt. Nach Oben dezimirte er die himmlischen Heerschaaren, die Theologie und die alte Metaphysik; nach Unten schlug er den empirischen superklugen Materialismus zusammen; nach Rechts hin galt der Kampf dem subjektiven Idealismus sammt seinem kategorischen Imperativ; nach Links zu dem Pessimismus mit seiner „Empfindung unter der Haut“. Er stand ein für den ganzen vollen Menschen, für den Menschen, in seiner irdischen Bestimmung, für den Menschen mit Kopf und Steissbein, mit Hirn und Haaren, er war der real-ideale Denker des Genus homo.

Und von diesem Genus, vom Geschlecht, von der Gattung, ging er stets aus, weil Alles darin zusammenschiesst, das Atom wie die Idee, die Materie wie der transzendenteste Gedanke, weil die Gattung das Pantheon der Welt, der Feuerhimmel aller Kategorieen, die Retorte aller Prozesse, der krystallinischen, chemischen, vegetativen, organischen und metaphysischen Prozesse ist. In ihr vereinigt sich Alles, aus ihr strahlt Alles hervor, vom Wurm bis zu den Sternen, von der Empfindung des Stosses bis zum elektrischen Fluidum, von der Schwere bis zum reinsten Lichte der Erkenntniss. Aus diesem Klavierauszuge der Welt arbeitete Feuerbach seine Partitur, aus dieser Quintessenz entwickelte er das Dasein in aller Breite, Höhe und Tiefe. Das Menschenthum inspirirte ihn, füllte ihm Herz wie Kopf, leuchtete ihm durch kimmerische Finsternisse, trug ihn schwebend über Abgründe, feite seine Waffen, tauchte ihn in die Lethe bis über die Ferse, verlieh ihm den unsterblichen Muth auszuhalten, wo Götter selbst vergebens kämpfen, und dem Gegenstand seines Kultus ein ganzes reiches Leben zu widmen — zu opfern.

„Die Liebe zum Menschen hat mich zum „„Materialisten““ und „„Sensualisten““ gemacht.“*)

„Ich bin nur Mensch, ich bin nur frei, gesund, glücklich geworden, seitdem ich zur Anerkennung des Menschen gekommen bin.“

„Meine Schriften sind Produkte der Nothwehr des wissenschaftlichen Unglaubens, der auf der Erkenntniss des Glaubens beruht, gegen die Anmassungen, die das Schicksal der Menschen bestimmenden Anmassungen des Glaubens. An und für sich bin

*) Man setze die doppelten Gänsefüsse an die untern Extremitäten ihrer wahren Eigenthümer!

ich nicht nur persönlich die höchste Toleranz gegen jeden aufrichtigen, in seinen Gränzen sich haltenden Glauben, sondern diese grosse Toleranz liegt auch in meinem Prinzipe, welches die subjektive, auf die Verschiedenheit der menschlichen Natur gegründete Nothwendigkeit des Glaubens anerkennt, daher dem Fanatismus des metaphysischen, oder abstrakten, unpsychologischen Unglaubens entgegengesetzt ist."

„Nachdem mit der polnischen Revolution auf die kurzen Aufwallungen der 30er Jahre eine schmähliche Reaktion erfolgte, wie auf die intensivere Aufregung von 48, nachdem man alle Regung und Bewegung des freien Geistes nach allen Seiten hin unterdrückte, was blieb übrig, als sich in die Geister zu versenken, um sich gegen die Eindrücke einer hässlichen, ekelhaften Gegenwart zu schützen! Gleichwohl habe ich aus der Geschichte heraus stets gegen die Gegenwart gekämpft. Schon im „P. Bayle" verliess ich die Geschichte der Philosophie theilweise, fügte auch die der Menschheit bei, bis ich endlich gänzlich mit der Philosophie und ihrer Geschichte brach, den Philosophen mit dem Menschen vertauschte, wenn ich gleich den Gelehrten vor den Menschen hinstellte, um diesen Grund- und Erzketzer mit heiler Haut durchzubringen."

„Was kümmert mich das Gewäsch kritikloser Kritiker! Ich weiss, was ich nicht weiss, aber auch, was ich weiss; ich weiss, was ich nicht bin, aber auch, was ich bin. Und das Bewusstsein erhebt mich über das absprechende Geschrei der Bornirtheit und Unwissenheit."*)

So sprach Feuerbach in stillen Stunden zu sich selbst. Niemand sollte das hören, und auch jetzt noch richtet es sich an denselben Niemand, der wir Alle nur sind, wenn wir uns sammeln, wenn wir ganz bei uns, d. h. im Wesen sind.

*) Nachgelassene Aphorismen.

VIII.

Die Ueberwindung der spekulativen Form. Maximum der Thätigkeit.

Begeben wir uns für einen Augenblick zu dem Feuerbach zurück, der den „Bayle" geschrieben hatte.

In dem gedruckten Vorwort zum I. Bande der Gesammtausgabe motivirt Feuerbach den Uebergang von „Bayle" zum „Wesen des Christenthums" durch die „wissenschaftliche Ueberzeugung von der Realität der Sinnlichkeit", welche Ueberzeugung jedoch zunächst wieder nur eine „naturwissenschaftliche" gewesen sei. „Wie kamst du von der naturwissenschaftlichen Realität der Sinnlichkeit zur absoluten Realität derselben? Nur dadurch dass du erkanntest, dass das Wesen, welches man als ein heterogenes Wesen der Sinnlichkeit entgegensetzt, selbst nichts anderes ist, als das abstrakte oder idealisirte Wesen der Sinnlichkeit." Diese Einsicht gewann er auf dem Gebiete der Religion. „Aber was du als das Wesentliche der Religion erkanntest, das war Anfangs noch immer nicht dein Wesentliches, wenigstens theoretisch, für dein Bewusstsein, deine Erkenntniss; es spukte dir noch das abstrakte Vernunftwesen, das Wesen der Philosophie im Unterschiede vom wirklichen, sinnlichen Wesen der Natur und Menschheit im — Kopfe. In diesem Widerspruche ist selbst noch, wenigstens theilweise, dein Wesen des Christenthums geschrieben."*)

Die Sache ist von der äussersten Wichtigkeit, in dieser doppelten Dialektik liegt die ganze immense Bedeutung unseres Philosophen. Die rationalistischen Metaphysiker sind in der Mitte des oben beschriebenen Prozesses stecken geblieben; erst der ganze Prozess ergibt sämmtliche Konsequenzen aus Kants kritischen Anfängen, die der grosse Königsberger selbst nicht gezogen hat. Greifen wir daher abermals zur mehrfach erwähnten ungedruckten „Vorrede"!

---

*) I. XII. XIII.

Das Naturprinzip Leibnitzens, sagt dort Feuerbach, habe ihn „aus dem metaphysischen Somnambulismus der Monaden in das wache menschlische Treiben versetzt". Desshalb bilde das „Wesen des Christenthums" einen wesentlichen Unterschied gegen seine früheren Schriften — „eine Epoche in meinem Leben und Denken. Wer diesen Unterschied übersieht, ist so scharfsichtig und scharfsinnig, wie der, welcher zwischen dem einer bestimmten Gottheit, etwa dem Tode, Mors, geweihten spartanischen Tempel und dem römischen Pantheon nicht zu unterscheiden weiss; denn in dieser Schrift vergöttere ich nicht eine bestimmte Eigenschaft des menschlichen Wesens, die Vernunft, den Willen — sondern das ganze Wesen des Menschen vom Scheitel bis zur Ferse.

„Was in dieser Schrift mit meinen früheren Schriften übereinstimmt, wie z. B. der Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft, überhaupt der polemische Theil, hat nur untergeordnete Bedeutung, wie ich das deutlich genug in der Vorrede zur zweiten Auflage gezeigt habe, ja steht zum Theil im Widerspruch mit der Tendenz der Schrift. Ein deutliches Beispiel sei das Wunder. So sagte ich im „Bayle": Das Wunder widerspricht der Vernunft, widerspricht der Lehre selbst des Christenthums, die eine allgemeine Wahrheit — wie soll sie durch ein sinnliches Faktum bestätigt werden?

„Im W. d. Chr. sage ich: Das Wunder bestätigt das Wesen des Christenthums, denn das Wesen Gottes ist nichts Anderes als das menschliche Wesen in seiner Totalität, also auch in seinem sinnlichen, herzliche Wünsche und Bedürfnisse ausdrückenden, anerkennenden, bejahenden Wesen. Das Wunder ist ein realisirter Wunsch.*) Gott erfüllt diesen Wunsch, erfüllt was der Mensch wünscht und bedarf. Was wünscht aber der Mensch? Sein will er, und zwar glücklich sein, glücklich nicht blos der Seele oder Vernunft nach, wie die heidnischen Philosophen, sondern auch dem Leibe nach. Denn er ist kein abstraktes Wesen, wozu ihn die Philosophie macht, die selbst nur eine Abstraktion, eine

*) Die grossartige, tiefsinnige Theorie des Wunsches, auch von Strauss „Alter und Neuer Glaube" beiläufig anerkannt, beginnt ihre Evolution im „Wesen des Christenthums" S. 175, beseelt das ganze 14. Kapitel, taucht wieder auf im „Wesen der Religion" (I. 443), und feiert ihre Apotheose in der immer noch nicht recht verstandenen und gewürdigten „Theogonie".

bestimmte, zum Wesen gemachte Thätigkeit ist, sondern ein wirkliches, sinnliches Wesen.

„Gott ist nichts Anderes als was der Mensch von sich als Wahres, Herrlichstes anerkennt — der christliche Gott ist eben selbst ein leiblicher, sinnlicher Gott, also nicht Etwas vom Menschen, abgesondert von Anderem, sondern das ganze Wesen des Menschen — dieses gefasst als ein subjektives, der wirkliche Mensch selbst — obgleich dieses wirkliche Wesen, gemäss dem Wesen der Religion wieder zu einem vom menschlichen Wesen abgesonderten, phantastischen, unwirklichen Wesen gemacht wurde. Der Mensch ist als Mensch, per se, göttlich — nicht die Vernunft, nicht die Sittlichkeit der Philosophie macht ihn göttlich — ist er es nicht, so kann er es nicht werden. Die Sinnlichkeit ist Wahrheit.

„Die Wunder stellen nicht die Macht des göttlichen Geistes über die Natur dar, sondern die Macht des menschlichen Herzens, die grösser ist als die Macht Gottes, Gott selbst seinem Bedürfnisse unterwirft. Gott speist die Hungrigen, heilt Kranke. Das Wesen, die Hauptsache, der Kardinalpunkt ist nicht das Wesen, das diese Bedürfnisse befriedigt, sondern das Wesen, dessen Wunsch der Gott befriedigt. Er ist nur das Jawort des menschlichen Gemüthes, er thut nur was der Mensch will: glücklich sein, d. h. vollkommen, ganz, anerkannt, befriedigt sein. Die Seligkeit des Menschen ist der Endzweck, das Mittel der Erreichung ist Gott. Er erscheint nur nicht als Mittel, weil er die personifizirte, substantivirte Glückseligkeit, der Inbegriff aller leiblichen und geistigen Güter ist, das Horn, das alle Güter enthält, nicht nur Deine Vernunft, sondern auch Deine Phantasie, Dein Anschauungsbedürfniss, Dein Herz, Deinen Glückseligkeitstrieb vollständig befriedigt.

„Der Unterschied zwischen dieser Schrift und meinen früheren ist so gross als der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem wirklichen Menschen. In meinen früheren Schriften war der Mensch nur ein Accidenz des Philosophen, in dieser ist umgekehrt der Philosoph nur ein Accidenz des Menschen. In meinen früheren Schriften war ich unversöhnlicher Feind des Christenthums, wenn ich gleich noch eine theistisch-christliche Abstraktion als Schranke meines Verstandes unangefochten bestehen liess; aber in dieser habe ich im Innersten mit dem wahren Wesen des Christenthums mich versöhnt, indem ich zugleich aufs Heftigste gegen es polemisire und mich für immer von ihm geschieden habe.

„Allerdings sind noch unverwischte Spuren meiner früheren

Richtung in ihr zu finden, und ich bin unendlich entfernt davon, diese Schrift als einen adäquaten Ausdruck meines Wesens anzuerkennen; aber wesentliche Ergänzungen habe ich bereits in der kleinen Schrift, die übrigens eben so die Prämissen wie die Konsequenzen vom W. d. Chr. enthält, „Grundsätze der Philosophie", und im „Luther" geliefert.

„In keiner meiner Schriften war ich auf den Standpunkt der Sinnlichkeit, Einzelheit, Individualität gekommen, wie im W. d. Chr. Im „Bayle" hatte ich in der Liebe das Endliche zum Unendlichen gemacht, aber noch nicht im Verstand, d. h. ich hatte noch nicht die Liebe, das Einzelne, Empirische als absolut gefasst. Ich polemisirte gegen das Christenthum im Sinne des Christenthums, ich nahm das Christenthum in dem Sinne, in welchem es gilt, sich selbst als das Wahre anerkennt...." Und weiter:

„Dass das Denken Sein ist, gilt auf dem Standpunkt der Philosophie für ausgemacht. Alle Menschen glauben an diese Realität des Gedankens, wenn sie an Gott glauben, aber unbewusst; der Philosoph erhebt es zum Begriff, zum Gedanken, hier läugnet es der Haufe. Denn dieser ist dadurch charakterisirt, dass er nur durch die Realität des Gegenstandes des Gedankens, also nur indirekt die Realität des Gedankens glaubt. Was war aber hieraus weiter zu folgern?

„Das was du im Abschnitt von Cartesius als Wesen der Vernunft folgertest: Gott — auf dem rationell-philosophischen Standpunkt — ist nichts Anderes als das Vernunftwesen selbst; es kommt ihm keine Existenz zu, er existirt nur im Gedanken, er drückt gar nichts Anderes aus als das Denken. Keine sinnliche Existenz ist keine Existenz. Die Negation der Sinnlichkeit ist die Negation der Existenz. Der Begriff der Existenz stammt nur von der Sinnlichkeit. Was ein von mir unterschiedenes, selbständiges, mich affizirendes Wesen ist, das ist. Was mich aber nur durch mich selbst affizirt, was für mich nur dadurch ist, dass ich es denke, glaube, einbilde, und für mich nur so ist, wie ich es denke, nicht anders — denke ich Gott böse, so ist er mir böse — kurz, was nur von meinem Denken, Glauben, Einbilden abhängt, was ich eben deswegen negiren kann, das ist nicht.

„Aber wodurch war nun dieser Schluss vermittelt: ohne Sinnlichkeit keine Objektivität, keine Existenz; Existiren heisst Aussermirsein; Aussermir- Unterschiedensein vom Denken, Glauben, Einbilden, ist nur Sinnlichsein? Konntest du vom Standpunkt der

Philosophie, des reinen Denkens aus dazu kommen? Nein! Dazu war erforderlich, dass du die Sinnlichkeit als real erkanntest. Wie so? Durch Essen, Trinken? Nein! Dadurch dass das Sinnliche Dir als wissenschaftliches Objekt selbst entgegen trat. Die Sinnlichkeit als Objekt der Wissenschaft ist die Naturwissenschaft. Die Sinnlichkeit ist Unendlichkeit — welche unendliche Fülle bietet die Natur dar! Die Natur ist ein sinnliches, und doch unendliches Wesen. Zugleich tritt hier der Unterschied von Subjektivem und Objektivem, Realem und Gedachtem augenfällig hervor. Wer nie auf diesen Standpunkt getreten, nie von seinen Gedanken, seiner Einbildung sich abtrennen konnte, nie die Identität von Denken und Sein unterbrochen hat, der wird nun und nimmermehr deine Kritik von Hegel zu würdigen wissen.

„Aber damit war noch lange nicht Alles gewonnen. Philosophie und Naturwissenschaft sind getrennte Gebiete. Ich auf meinem Gebiete, denkt der Physiker, habe es nur mit Sinnlichem zu thun, aber Du Metaphysiker hast ein anderes Gebiet — ob es da nicht von sinnlichen Wesen unterschiedene Wesen gibt, das ist Deine Sache; für mich gibt es keine, aber vielleicht hast Du doch auch Recht. Nun gibt es zwar unter den sinnlichen Wesen auch denkende Wesen, animalia ratione praedita; auch diese sind Gegenstand der Naturwissenschaft, aber nur in gewisser Beziehung. Der Physiolog, der Patholog, der Anatom lässt den denkenden, religiösen Menschen bei Seite liegen, oder fasst diese Seiten nur in Beziehung auf sein Fach auf. Es musste also, nachdem vom Standpunkt der Sinnlichkeit aus die Ueberzeugung von der Realität der Sinnlichkeit gewonnen war, auch auf dem Gebiete, das sich nur die Uebersinnlichkeit vindizirt, das der Physiker, der Naturforscher als ein anderes sich gegenübersetzt, der Beweis von ihrer Realität geliefert werden.

„Der Kernstock des übersinnlichen Wesens ist die Religion. Aus ihr haben alle Philosophen ihre Hauptsache geschöpft. Durch die Naturwissenschaft hattest du deinen Kopf von den spekulativen Vorurtheilen gereinigt; nicht die gedachten Dinge, sondern die wirklichen, vom Denken unterschiedenen Wesen sind die wahren. Das trifft auch die gedachte Religion. Das Wesen, bei dem die Philosophie stehen bleibt — der Gott, der nur gedacht wird, der nur für den Menschen auf dem Standpunkt der Abstraktion ist, ist nicht der Gott der Religion. — Alle religiösen Menschen haben die Götter der Philosophen als blosse Vernunftprodukte ver-

worfen. Gegen die Götter der Philosophen, wie überhaupt gegen fremde Götter, sind die Gottesgläubigsten Atheisten — nur ihren Gott halten sie für den wahren. Die Religion realisirt den Gott der Philosophie — oder vielmehr die Philosophie abstrahirt von dem realen Gott. Woher schöpft aber die Religion die Realien, wodurch macht sie Gott zu einem unphilosophischen, irrationalen Wesen? Grade dadurch dass der Mensch selbst kein rationelles, denkendes, sondern ein existirendes, natürliches Wesen ist. Dem Philosophen ist es nur um Wahrheit, d. h. abstrakte, theoretische Wahrheit, d. h. um die Wahrheit der Abstraktion, seiner Thätigkeit, zu thun; der Religion um Leben und Wirklichkeit. Der Philosoph will denken, der Religiöse leben, existiren. Die Philosophie bezieht sich nur auf den denkenden, die Religion auf den sinnlichen, praktischen Menschen. Der Gott der Religion bekümmert sich um das Wohl der Menschen, er will die Menschen glücklich, selig machen. Zur Seligkeit gehört aber Existenz, volle Existenz, gehört nicht nur Geist, sondern auch Fleisch. Kurz, die Philosophie ist nur die Position der Vernunft, die Religion die Position des ganzen, des wirklichen Menschen. Gott wird Mensch, Fleisch, Wesen wie wir. Das Christenthum glaubt an die fleischliche Unsterblichkeit und Glückseligkeit, keine abstrakte, geistige. Die Bürgschaft dieser fleischlichen Seligkeit liegt in der Fleischwerdung Gottes. Wie kann das Fleisch selig werden, wenn es nicht göttlich ist? Die Unsterblichkeit des Menschen ist ja nur eine Folge von der Gottheit des Menschen. Die Religion gibt also ihrem Gott nur dadurch Realität, dass sie ihm Sinnlichkeit gibt. Die Religion negirt das Uebersinnliche — nur auf selbst phantastische Weise." —

Sehr bedeutsam ist der Umstand und das Bekenntniss, dass die Wahrheit der Sinnenerkenntniss zuerst auf religiösem Gebiete entdeckt und von hier aus auf das philosophische angewendet worden. Daraus ergibt sich eine Priorität der Religion vor der Philosophie, eine höhere Stellung der ersteren, eine Unterordnung der letzteren.

Wir lesen in der ungedruckten „Vorrede" weiter: „Die Philosophie ist nicht original, sie hängt von der Religion ab; sie schöpft ihr höchstes Wesen nicht aus sich, sondern aus der Religion; sie ist nichts Anderes als die höhere rationelle Theologie. Sie beweist, was die Religion — viel gescheidter als sie — nur behauptet, sie macht zur Verstandessache, was der Religion Herzenssache, unmittelbare Gewissheit ist; tritt aber dadurch in Zwiespalt mit der Religion, dass sie, was dieser ein volles körperliches Wesen ist,

zu einem abstrakten Wesen macht, dass sie die Seele, den Geist der Religion, von ihrem Leibe scheidet.

„Die Philosophie lässt weg von dem Wesen der Religion, was ihr oder der Vernunft widerspricht, d. h. sie macht, was in der Religion ein Objekt der Furcht und Liebe, des Affekts, des Herzens, des Menschen ist, zu einem nur theoretischen, affektlosen Gegenstande. Philosophie hat denselben Gegenstand wie Religion, aber macht ihn doch zugleich zu einem andern, der Religion widersprechenden, von ihr nicht mehr er- und anerkannten Gegenstand. Der Gott der Philosophie ist nicht mehr der Gott der Religion, und doch ist und heisst er noch „Gott“. Man hat daher eben so viel Recht als Unrecht, von der Identität als vom Unterschiede der Religion und Philosophie zu reden.“

F. gesteht, dass er selbst auf dem Standpunkt des Unterschiedes und Widerspruches gestanden, und nur, den Philosophen gegenüber, mit Recht behauptet habe, was sie zum Unwesentlichen, zur Form der Religion gemacht, das sei gerade das Wesentliche. Jedoch habe er dieses Wesentliche der Religion, zu dem er sich längere Zeit ironisch verhalten, selbst noch besser erkennen müssen. „Du musstest dich überzeugen, dass das Mehr, welches die Religion vor der Philosophie voraus hat, nicht nur ein q u a n t i t a t i v e s, wofür es die Philosophie ansieht, sondern auch ein q u a l i t a t i v e s Mehr ist; dass die Religion nicht nur m e h r e n t h ä l t, sondern auch m e h r i s t als die Philosophie; dass das Wesen, welches die Philosophie der Religion entlehnt, nicht nur ein g a n z a n d e r e s Wesen ist im Sinne der Religion, als in dem der Philosophie, und dass dieser Sinn nicht nur relativ im Sinne der Religion, sondern der absolut wahre Sinn, dass die Form der S i n n l i c h k e i t, Menschlichkeit, in welcher die Religion dieses Wesen anschaut, die Form der Wahrheit ist. So wurde die Sinnlichkeit aus einer astronomischen, physikalisch-geologischen, botanischen, zoologischen, kurz naturwissenschaftlichen Wahrheit zu einer r e l i g i ö s e n Wahrheit.

„Aber das Merkwürdigste dabei war, dass du im Gottesglauben die Gottesläugnung, im Theismus den Atheismus erkanntest, und so gerade in der vollständigen Anerkennung der Religion zu ihrer vollständigen Negation kamst. Die Religion will einen Gott, aber einen solchen, der zugleich doch kein Gott, sondern ein menschlich gesinntes Wesen ist, menschliche Eigenschaften hat. Ein Gott, der kein Bewusstsein, keine Liebe, keine Theilnahme für den Menschen ist, der ist kein Gott. Wenn Ihr aber ein Wesen mit menschlichem

Eigenschaften, ein dem menschlichen Herzen entsprechendes Wesen, aus dem Seele zu Seele, Auge zu Auge spricht, wollt, so habt Ihr ja ein solches Wesen vor Euch, an dem wirklichen Menschen. Ist Euch aber der Mensch nicht genug, wollt Ihr ein Wesen ohne menschliche Misère, ohne menschliche Schwächen, Leidenschaften und Bedürfnisse, wollt Ihr mit einem Worte ein nichtmenschliches, ein Wesen, das Euch über die Lächerlichkeit, Schlechtigkeit und Eitelkeit der politisch-moralischen menschlichen Welt erhebt, so habt Ihr ja gleichfalls dieses Wesen vor Euch, in der Natur. Wollt Ihr aber beider Wesen Eigenschaften, menschliche und nichtmenschliche, subjektive und objektive, in Einem Wesen vereinigen, so macht Ihr den Widerspruch zum Gesetz der Wahrheit, den Unsinn zur Vernunft.

„Ein hölzernes Eisen ist ein Unding, aber nicht Eisen und Holz, und beides habt Ihr: Eisen an der Natur, Holz am Menschen, aber nur so lange Ihr sie unterscheidet. Was wollt Ihr also mit einem Wesen, das weder Eisen noch Holz, ebensowohl Eisen als Holz ist?

„Kein Mensch genügt sich allein, richtig; aber er hat sich gegenüber den Andern, der ein von ihm unterschiedenes Wesen, und doch zugleich ein mit ihm identisches Wesen ist, also die Forderungen erfüllt, die Ihr an Gott stellt.“ —

Kürzer kann man nicht wohl Philosophie, Theologie und Ethik resumiren, als es hier, zum Theil über das W. d. Chr. hinaus, geschehen ist.

Ihr müsst den ganzen lebendigen Menschen studiren, wollt Ihr wissen was er ist. Es gilt Knochen, Muskeln und Nerven in ihrer Realität zu beobachten, Physiologie zu treiben, nicht apriorische Psychologie oder Pneumatologie. Der Natur nachdenken, nicht ihr vordenken; anschauen, nicht konstruiren! Was der Mensch glaubt, darin zeigt sich seine determinirte Wollung, sein Willen, und dieser Willen ist das Prius: ich will, also bin ich. Je nach dem was ich will, existire ich so oder so. In der Religion enthüllt sich der geheimste Wille, folglich der Mensch, das Volk, das Zeitalter. Was diese nachher über ihr eigenes Wollen und Glauben reflektiren, wie sich dieses Glauben und Wollen in einzelnen begabten und ruhigeren Köpfen spiegelt — kurz die Philosophie — ergibt sich aus jenem Urmaterial von selbst, kann zu jeder Zeit abstrahirt werden durch einige Vernunft-Operationen, Urtheile und Schlüsse genannt.

Die Religion, die echte, ist stets konsequent mit sich, aus Einem Stücke; die Philosophie, welche ein einseitiges, vereinzelndes Thun ist, verkennt leicht jene Einheit und setzt begrifflich Dinge in Widerspruch mit einander, die organisch Eins waren. In solchen Zeiten der Skepsis hilft weder Religion noch die gewöhnliche Philosophie zur Befriedigung des Menschen. Alsdann muss der religiöse Inhalt vollständig durchschaut, müssen die symbolischen, emblematischen, phantastischen Bezeichnungen beseitigt, der Kern des Räthsels herausgeschält werden. Dieser Kern lautet: Ich bin hülfsbedürftig, gebrauche einen Andern, der meine Last mit mir theile und dessen Last ich dafür wieder theile, einen Andern, der Nicht-Ich und zugleich Ich ist. Mit dieser Erkenntniss sind Religion und Philosophie in Ethik aufgelöst.

Die Frage nach den praktischen Konsequenzen seiner Religions-Erklärung, die bekanntlich darin bestehen, dass an die Stelle des illusorischen, phantastischen, himmlischen Menschen der sinnliche wirkliche Mensch gesetzt werde, und dass nur der mit dem positiven Inhalt der Religion ausgestattete, aber bewusste Mensch die grossen politischen und sozialen Probleme zu lösen vermöge (Vorwort I. XIV. XV.), wird in der „Vorrede“ also gefasst:

„Die Frage ist, ob wir den Menschen der Imagination und Abstraktion, oder die Abstraktion und Imagination dem Menschen opfern, ob wir die Wirklichkeit der Illusion, oder diese jener preisgeben, ob wir im Kopfe bejahen oder verneinen, was wir im Herzen bejahen; ob wir an der Seele Christen, Engel, himmlische Geister, am Leibe Menschen, oder Menschen mit Leib und Seele sein sollen; ob wir unser Vermögen, geistiges wie leibliches, an die Kirche verschwenden, oder an Schulen, Armen- und Krankenhäuser verwenden; ob wir die Köpfe unserer armen Kinder mit theologischem Unsinn oder mit menschlichen Anschauungen füllen; ob wir selbst noch länger am Gängelbande des Glaubens uns in der Irre herum führen lassen, oder endlich auf unseren eigenen Beinen stehen wollen; ob wir es vorziehen, uns im Namen der göttlichen Ordnung und Fürsehung mit Füssen treten zu lassen, oder wie es die Natur will, unter freiem Himmel aufrecht einherzugehn.“

Aus dem bisher Mitgetheilten geht hervor, dass Feuerbach in der Religionsphilosophie den Schlüssel zu seiner philosophischen Weltbetrachtung fand. Der anthropologische Standpunkt wurde im Wirrsal der Mysterien erobert. Desshalb eröffnete er auch die Gesammtausgabe mit den „Erläuterungen und Ergänzungen zum

Wesen des Christenthums", und liess die zum Theil der Zeit nach früheren „Philosophischen Kritiken und Grundsätze" erst im zweiten Bande folgen. Mit dem „Wesen des Christenthums" tritt dann die Harmonie zwischen Sachverhalt und Chronologie ein. Dieses Werk erschien im Jahre 1841; die ihm entsprechenden spekulativen Arbeiten folgen später: die „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie" 1842, die „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" 1843. Die gemeinsame Konsequenz aus Religion und Philosophie, „Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist", trägt die Jahrzahl 1843. Die Ergänzung und theilweise Berichtigung des „Wesen des Christenthums", „das Wesen der Religion", datirt von 1845, und wurde 1848/9 in den Heidelberger „Vorlesungen" des Breiteren ausgeführt.

Der erste oder positive Theil des „W. d. Chr.", hat in klarster Sprache, der freilich noch die metaphysischen Eierschalen hin und wieder anhangen, gewisse Grundwahrheiten für immer festgestellt, für welche die Völker-Psychologie, ja sogar die Sprachwissenschaft zu dauerndem Danke verpflichtet sind. Dass die Theologen an diesen Bollwerken der vernünftigen Einsicht zu Schanden werden mussten, versteht sich von selbst; ihr blosses Dasein hat den Tod der Theologie dokumentirt.

„Das Bewusstsein Gottes ist das Selbstbewusstsein des Menschen, die Erkenntniss Gottes die Selbsterkenntniss des Menschen. Aus seinem Gotte erkennst Du den Menschen, und wiederum aus dem Menschen seinen Gott. Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, seine Seele, und was des Menschen Geist, seine Seele, sein Herz, das ist sein Gott: Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen, die Religion die feierliche Enthüllung der verborgenen Schätze des Menschen, das Eingeständniss seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntniss seiner Liebesgeheimnisse." *)

„Die Religion umfasst alle Gegenstände der Welt; Alles was nur immer ist, war Gegenstand religiöser Verehrung; im Wesen und Bewusstsein der Religion ist nichts Anderes, als was überhaupt im Wesen und im Bewusstsein des Menschen von sich und von der Welt liegt. Die Religion hat keinen eigenen, besondern Inhalt." „Teufel, Kobolde, Hexen, Gespenster, Engel waren heilige Wahr-

*) VII. 39.

heiten, so lange das religiöse Gemüth ungebrochen, ungetheilt die Menschheit beherrschte.“ *)

„So bezweckt der Mensch nur sich selbst in und durch Gott. Allerdings bezweckt der Mensch Gott, aber Gott bezweckt nichts als das moralische und ewige Heil des Menschen, also bezweckt der Mensch nur sich selbst. Die göttliche Thätigkeit unterscheidet sich nicht von der menschlichen.“ **)

Das wahre Wesen der Religion (wie der Geschichte, wie der Kunst, wie der Sprache) ist also das anthropologische. „Gott als metaphysisches Wesen ist die in sich selbst befriedigte Intelligenz, oder vielmehr umgekehrt: die in sich selbst befriedigte, die sich als absolutes Wesen denkende Intelligenz ist Gott als metaphysisches Wesen. Alle metaphysischen Bestimmungen Gottes sind daher nur wirkliche Bestimmungen, wenn sie als Bestimmungen des Verstandes erkannt werden. Und so setzt der Verstand sein Wesen als das ursachliche, erste, vorweltliche Wesen, — d. h. er macht sich als das dem Range nach erste, der Zeit nach aber letzte Wesen der Natur zu dem auch der Zeit nach ersten Wesen.“ ***)

„Aber die charakteristische Bestimmung der Religion, insbesondere der christlichen ist, dass sie ein durchaus anthropotheistisches Wesen, die ausschliessliche Liebe des Menschen zu sich selbst, die ausschliessliche Selbstbejahung des menschlichen, und zwar subjektiv menschlichen Wesens ist.“ †) Das ist die Bedeutung Gottes als eines moralischen Wesens.

„Leiden ist das höchste Gebot des Christenthums — die Geschichte des Christenthums selbst die Leidensgeschichte der Menschheit . . . Das Leiden macht sich zu einem Gegenstande der Nachahmung. Wenn Gott selber litt um meinetwillen, wie soll ich fröhlich sein, wie mir eine Freude gönnen, wenigstens auf dieser verdorbenen Erde, welche der Schauplatz seiner Leiden war? . . . Ein Gott, der an Thränen Gefallen hat, drückt nichts Anderes aus, als das Wesen des Herzens, insbesondere des Gemüths.“ ††)

„Die Grunddogmen des Christenthums sind erfüllte Herzenswünsche — das Wesen des Christenthums ist das Wesen des Gemüths. Es ist gemüthlicher zu leiden, als zu handeln, gemüthlicher,

*) VII. 51.
**) VII. 61.
***) VII. 70. 71.
†) VII. 81.
††) VII. 100. 101.

durch einen Andern erlöst und befreit zu werden, als sich selbst zu befreien, gemüthlicher, von einer Person, als von der Kraft der Selbstthätigkeit sein Heil abhängig zu machen, gemüthlicher, zu lieben als zu streben, gemüthlicher, sich von Gott geliebt zu wissen, als sich selbst zu lieben mit der einfachen, natürlichen Selbstliebe, die allen Wesen eingeboren, gemüthlicher, sich in den liebestrahlenden Augen eines andern persönlichen Wesens zu bespiegeln, als in den Hohlspiegel des eigenen Selbstes oder in die kalte Tiefe des stillen Ozeans der Natur zu schauen, gemüthlicher überhaupt, sich von seinem eigenen Gemüthe, als von einem andern, aber doch im Grunde demselbigen Wesen bestimmen zu lassen, als sich selbst durch die Vernunft zu bestimmen."*)

Der zweite oder polemische Theil des Werkes: „Das unwahre d. i. theologische Wesen der Religion", trifft vielfach nicht nur die Theologie, sondern auch ihren Gegenstand, die Religion selbst, was Feuerbach später beanstandete. Es ist dann als ob der Pferdefuss von Mephisto-Bayle sicht- und hörbar würde.

Wenige Beispiele mögen zum Verständniss dieser Behauptung anleiten. Die Dogmen an und für sich sind nicht zu kritisiren, sondern psychologisch-genetisch zu erklären. Dagegen verfallen die Lehrgebäude der Theologie, diese Inkunabeln der Philosophie, mit vollem Recht der Kritik, weil sie sich mit logischer Konsequenz brüsten. Für den Gläubigen gibt es keinen Widerspruch in der Existenz Gottes, in der Offenbarung Gottes, im Wesen Gottes. „Der Widerspruch in der spekulativen Gotteslehre" sagt uns schon durch den Wortlaut, dass wir uns vom Wesen der Religion entfernt haben. Auch das gilt nur für die Theologie: „Die Religion scheidet das Wesen des Menschen vom Menschen. Die Thätigkeit, die Gnade Gottes ist die entäusserte Selbstthätigkeit des Menschen, der vergegenständlichte freie Wille"**), ganz abgesehen davon, dass die „Gnade Gottes" noch etwas ganz Anderes bedeutet, als den „freien Willen des Menschen", nämlich die Gesammtwirkung der Gattung auf den Einzelnen.

Im Christenthum als Religion herrscht auch kein „Widerspruch von Glaube und Liebe".***) Keine dogmatische Religion kann Menschenliebe lehren, sondern höchstens die korporative Liebe unter

*) VII. 197.

**) VII. 321.

***) VII. 331.

Gleichgesinnten, Mitstreitern, Mitduldern. Wer an die Bergpredigt erinnert, dem muss man den Unterschied zwischen der Religion Jesu oder was dafür gilt, und der Religion von Christo — zwei sehr verschiedene Dinge — zu Gemüthe führen. Der Christ hat ja auch eigentlich gar keine Zeit zur Liebe, so wenig als der asketische Pessimist zum Mitleiden. Diese Leute sind viel zu sehr mit der eigenen Heiligung beschäftigt. Gott ist die Liebe, heisst zwar, die Liebe ist göttlich, es fragt sich nur welche Liebe? Die Liebe zu mir, oder die Liebe zum Andern? Die Gattung existirt ja für den Christen nicht.

Der Christ weiss auch nichts von einem „Widerspruch in den Sakramenten". Feuerbach ärgerte beim ersten Erscheinen seines Buches nicht nur die Theologen, sondern stiess sogar bei den rationalistischen Philosophen an, als er die Göttlichkeit des Wassers, des Brodes und Weines als das latente Bekenntniss des Christenthums proklamirte. Seine Widersacher und Krittler irrten sich nur darin, dass sie dem Verfasser in aller Geschwindigkeit einen Naturkultus ins Gewissen schoben, während Feuerbach meinte: So weit wenigstens erkennt selbst das spiritualistische Christenthum die Natur an, so viel nahm es von den älteren Naturreligionen herüber!*) Und durchaus unverfänglich ist die Stelle, wo es heisst: „Das Fest der Wassertaufe flösst uns Dankbarkeit gegen die Natur ein, das Fest des Brodes und Weines Dankbarkeit gegen die Menschen. Wein und Brod gehören zu den ältesten Erfindungen. Wein und Brod vergegenwärtigen, versinnlichen uns die Wahrheit, dass der Mensch des Menschen Gott und Heiland ist."**) Nicht einmal die „Religion des Geistes" kann von Fleisch, Wein und Wasser loskommen!

Von B. Bauer und Strauss scheidet sich Feuerbach in der Vorrede zur 2. Auflage eben so streng als richtig, indem er sagt: Bauer habe zum Gegenstande das biblische Christenthum oder vielmehr die biblische Theologie, Strauss eigentlich die dogmatische Theologie, während er das Christenthum überhaupt, d. h. die christliche Religion, und als Konsequenz nur die christliche Philosophie oder Theologie behandle. Strauss hatte den christlichen Mythos

*) „Ich für mich wäre wahrlich nie darauf gefallen, Essen und Trinken für religiöse Akte zu erklären", sagt er dem theologischen Rezensenten in den „Studien und Kritiken". I. 405.

**) VII. 369.

als Grundlage der christlichen Religion aufgeworfen. Feuerbach fragt: Woher kommt der Mythos selbst?

Auf ethischem Gebiete haben wohl kaum zwei Bücher in diesem Jahrhundert eine so elektrische und auch tieffahrende Wirkung ausgeübt, als das „Leben Jesu“ und das „Wesen des Christenthums“. Die Physis ist ohnedem nicht dazu angethan, direkt auf den ganzen Menschen zu wirken. Humboldt's Kosmos wurde mehr bewundert als in Fleisch und Blut verwandelt. Erst Bernhard Cotta hat ihn Vielen mundgerecht gemacht. Wo aber die Physis an das Ethos streift, oder direkt ethisch sich äussert, da wird der Leser wach, da ergreift er Partei. Das war bei Darwin der Fall.

Den historischen Christus löste Strauss in Mythen auf: wir wissen nicht ob er existirt, keinenfalls wie er ausgesehen hat. Was uns in den Evangelien vorliegt, ist zusammengedichtet. Der Inhalt der Dichtung aber bleibt, der ist positiv, der ist das Produkt der Menschheit in einem gewissen Volke und Lande, zu einer gewissen Zeit. Die Christus-Idee ist also nicht wegzuleugnen, und die auf diese Idee gebaute Religion ist historisch. Eine Religion hat ihre Dogmen oder Glaubenssätze, und die theologische Beschäftigung mit diesen Dogmen heisst Dogmatik oder Glaubenslehre. Strauss hat nicht nur eine solche Dogmatik verfasst, sondern noch lange nachher den Anspruch erhoben, sie öffentlich als Mitglied der theologischen Fakultät zu lehren. Wenn der Pöbel in Zürich ihm einen noch ärgern Streich spielte, als das Volk in Hannover dem Leibnitz, wenn dieses dem Leibnitz blos nachrief: „Lövenix“, während jener Pöbel gegen den schwäbischen Glaubenichts revoltirte, so war dieser Pöbel eben radikaler als Strauss selbst, der sich noch immer als kritischen Theologen gerirte. Als Feuerbachs „Bayle“ erschien, meinte Strauss: der sage es endlich heraus, der setze den Punkt auf das J. Auch darin irrte jedoch Strauss, denn Feuerbach nahm den Punkt sammt dem J zurück und setzte einen ganz andern Buchstaben dafür hin, oder vielmehr, er löste sämmtliche Buchstaben in die anthropologische Urschrift des Menschen auf.

Historie oder Mythos, Judenthum oder alexandrinische Extase — so lehrte Feuerbach — darauf kommt es gar nicht an, das ist Gegenstand des Streites innerhalb der Fakultät. Gehen wir aus der Fakultät heraus, besteigen wir einen höheren Standort. Nicht die Frage: woher kommt das Christenthum, wie kam es zu Stande? sondern nur die Frage interessirt mich: Was ist das Christenthum? welches war die moralisch-intellektuelle Beschaffenheit der Mensch-

heit, aus der ein solcher Glaube mit Nothwendigkeit hervorging? Und da die Menschheit immer und überall das relativ Wahre produzirt, da nur sie als Gattung absolut ist, — welches ist die Wahrheit des Christenthums? Ich füge gleich hinzu, dass sobald diese Wahrheit erkannt ist, das Christenthum seine kirchliche Bedeutung unrettbar verloren hat; denn bei den Religionen handelt es sich nicht um's Erkennen, sondern um's Fühlen, Empfinden, um die unmittelbare Gewissheit. Eine erkannte, durchschaute Religion ist als solche abgethan.

Das Christenthum ist nun nichts als Gemüth, krankes Herz, insofern die absolute Religion, und natürlich die transzendente Befriedigung aller Gemüthsbedürfnisse, das hypostasirte Leiden der Menschheit. Dieses Leiden ist unleugbar, seine positiven Klagen sind begründet. Nur fragt es sich, ob die Kur der Krankheit, wie sie das Christenthum ausübt, eine rationale, eine dem menschlichen Wesen entsprechende, ihm konforme, daher richtige ist. Es fragt sich, ob die Entfernung von Natur und Wirklichkeit, der absolute Egoismus der Seele, mit den unaustilgbaren Bedingungen des menschlichen Lebens in Einklang zu bringen sind. Ist das nicht der Fall, so fragt es sich weiter, wie der Sehwinkel des Christen richtig zu stellen ist, wie man sein Auge, statt nach Oben, gradaus zu lenken hat, damit er die transzendenten Dinge vor sich, neben sich, sich gegenüber, vorfinde und erkenne. Von seinen Bedürfnissen soll ihm nichts abdisputirt, von seinem Verlangen nach Befriedigung und von der letzteren selbst nichts genommen werden; im Gegentheil, er soll die Befriedigung wirklich finden, die bisher blos imaginär für ihn war; an die er blos glaubte, die soll er tasten und fassen. Aber natürlich, bei dieser andern Richtung des Christenmenschen geht der Christ in die Brüche, es bleibt blos der mit dem erkannten Christenthum bereicherte Mensch übrig. Ich nehme ihm nichts, ausser den Namen; im Gegentheil, ich schenke ihm zu seinem früheren Inhalt die Erkenntniss dieses Inhalts. Ich erkenne das Christenthum an, aber grade dadurch negire ich es für immer. „Sind wir noch Christen?“ Diese Frage hatte Feuerbach im Jahre 1841 endgültig beantwortet.

Die Wirkung des Buches war geradezu ungeheuer. Die stillen, in sich gekehrten Menschen feierten eine wahre Auferstehung; zahlreiche Frauen und Mädchen dachten dem kühnen Denker nach, und sie vermochten es, weil er mit dem Herzen dachte und mit dem Kopfe empfand; weil ihm, wie Schiller'n, das Gedicht Gedanke,

der Gedanke Gedicht war. Die Theologen wurden rasend, weil von ihrem Standpunkt aus jede Replik sich als unmöglich herausstellte. Sie thaten daher, was sie von je gethan, sie tobten und schimpften, sie lästerten. „Heilig das Wasser, heilig das Brod, heilig der Wein!“ Aber der Feuerbach war ja ein vorjonischer Mystagog, ein vorhellenischer Priester der Ceres und des Bacchus! Er hatte ja nicht die mindeste Ahnung von der Seele, der Seligkeit und der Seligmachung! Wilde Orgien musste der Mensch in seinem Bruckberg nächtens begehen, die Profanation alles Heiligen professionell betreiben! Gab es denn keine Polizei mehr?

Nicht so brutal, aber desto perfider, oder lieber hoch-verrätherisch betrugen sich die Philosophen von Métier. Hoch-verrätherisch, denn sie verriethen die Wahrheit des Feuerbachischen Satzes, dass die Philosophie nicht original ist, dass sie von Anlehen bei der Religion ihr Geschäft fristet, dass sie die Dogmatik ins Verständliche, d. h. ins Unglaubliche übersetzt, so dass weder der Glaube noch die Vernunft weiter etwas davon hören wollen, dass die landläufige Philosophie in ihren eigenen Bankerott auch den Ruin der Kirche hineinzieht.

Feuerbach leuchtete den Theologen und Philosophen denn auch gehörig heim. „Beleuchtung einer theologischen Rezension vom „Wesen des Christenthums“ (1842)*) traf zunächst das Residuum der Schleiermacherei, die „theologischen Studien und Kritiken“. Im Nachlasse theilen wir die Exekution eines Unsterblichkeits-Kandidaten in Bezug auf dasselbe Werk mit. „Zur Beurtheilung der Schrift: „Das Wesen des Christenthums“, nahm diejenigen Kritikaster vor, welche den Verfasser noch mit Hegel identifizirten, und bewies ihnen, dass er unendlich gefährlicher sei als Hegel je gewesen.

Unterdessen erglühte die Jugend für den unchristlichen Christen, und in Halle selbst, unter Tholucks Augen, der bekanntlich „noch über den Papst ging“, berauschten sich die künftigen „Diener am Worte Gottes“ am „Wesen des Christenthums““. Es sei mir verstattet, hier ein Akrostichon mitzutheilen, welches einen der bravsten jungen Männer jener Zeit zum Verfasser hat, und welches ein beredtes Zeugniss von der tiefsinnigen Auffassung Feuerbachs ablegt:

„Feuer, Feuer!“ hör' ich rufen:
Ei, der Himmel steht in Flammen!

---

*) I. 200—247.

Und es sturzen Flammenwogen
Einen Thron zur Erde nieder.
„Rette Dich, o Herr, durch Wunder!"
Beten gläubig alle Frommen.
Aber Euer Herr und Meister,
Christen, starb im Feuerbache.*)

Fügen wir einige Aphorismen ein, die der Verfasser in Be
auf seine Art und Weise der Religionserklärung niedergeschriel
Zuerst ein Tadelsvotum gegen sich selbst, wegen der noch a
philosophischen oder spekulativen Behandlung des zweiten The
des W. d. Chr.

„Was einst Du gewesen, das bleibt in Deinem Wesen.]
gilt auch von Luther, der zum Hintergrunde seines Wesens, a
Antipoden seiner Lichtseiten, stets den einstigen Augustinermönch h

Sodann vom Inhalte selbst.

„Ich bin ein „negativer" Denker, jawohl! aber nur in c
Sinne, in welchem der Verstand die Negation der Dummheit,
Klarheit die Negation des Obskurantismus, die Wahrhaftigl
die Negation der Heuchelei, die Entschiedenheit die Negation
Charakterlosigkeit ist."

„Die Aufgabe der Philosophie ist es nicht, den Glauben
widerlegen, aber auch nicht zu beweisen, sondern allein ihn
begreifen, zu erkennen; freilich ist diese Erkenntniss nicht mög
ohne Beseitigung der Popanzereien, die man aus dem Glau
gemacht hat."

„Meine Religionserklärung ist Reproduktion des religiösen P
zips in und aus der Quelle des modernen Natur- und Selbs
wusstseins, Reinigung der Religion von ihren uns absolut wi
sprechenden Vorstellungen, aber keine totale Negation."

Wie richtig er in der Jungfrau Maria das Bedürfniss
katholischen Herzens erkannt hatte, bewies ihm nachträg

---

*) Verfasser: Theodor Held, sechs Jahre lang preussischer Kasem
Bewohner, jetzt „Kohlen- und Export-Geschäft" zu Aussig a. d. Elbe, Böhmen.
einen schönen Gruss!

**) I. 181—199.

das Büchlein „die Gloria der heiligen Jungfrau“, Legenden und Gedichte, durch Eusebius Emmeran (Daumer), 1841, welches er kritisch einführte.*)

Mit Hegel setzte sich F. abermals (Vergl. S. 75—77) gründlichst auseinander. In den Gesammtwerken geschieht dies in der „Beurtheilung der Schrift vom Wesen des Christenthums“ (1842).**) Anknüpfend an eine Frankfurter Korrespondenz in der Augsb. Allg. Zeitung, verwahrt er sich nochmals vor jeder Identität mit dem Standpunkt der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel“, die eine ironische Apotheose Hegels sei, während er im Gegensatze zu Hegel stehe. „Was nach Hegel Bild ist, ist nach mir Sache“. Der Inhalt der Vorstellung ist ein wesentlich anderer als der Inhalt des Gedankens. Hegel identifizirt Religion und Philosophie, ich hebe die Differenz hervor. Der Inhalt des religiösen Glaubens kommt nicht von anderswoher in das Gefühl, er ist Sache des Gefühls. Schleiermacher hat das erkannt, aber nicht den Muth gehabt, in Gott einfach das Wesen des Gefühls zu erblicken.

Die dritte „Kritik des modernen Afterchristenthums“, zu Stahl und Sengler, die „Kritik der christlichen Medizin“, gegen den christlichen Mediziner und k. bayr. Obermedizinalrath v. Ringseis, gehört gleichfalls in diese Gedankenfolge, obwohl vom „W. d. Chr.“ dabei keine Rede ist. Wenn F. nichts geschrieben hätte als diese Charakteristik, so wäre er ein klassischer Prosaist, ein Geist, in welchem sich Satyre und Humor um den Vorrang streiten, während die Gelehrsamkeit den Segen dazu spricht. Das sind Kugeln aus dem vollen Arsenal geschöpft, die sämmtlich ins Schwarze treffen, in die schwarze Magie des 19. Jahrhunderts, in den Obskurantismus, der sich ein hippokratisches Mäntelchen umgeworfen. Es wird den Heutigen kaum glaublich erscheinen, dass so etwas Anno 1841 möglich war; denn wenn wir sonst keine Fortschritte gemacht hätten, in der Physiologie sind sie unleugbar. Hr. v. Ringseis zu München verband noch Theologie und Medizin, gleichsam als steckte die Menschheit noch in jenem Byzantinismus, der die Diakonissen zu Aerzten und die Katakomben mit Heiligenknochen zu Apotheken hatte. Die Medizin, sage die Medizin, hatte für einen Ringseis, wie alle Wissenschaft, ihr Princip in der — Offenbarungslehre! F. weist auch dieser medizinischen Theo-

---

*) I. 181—199 (1842).
**) I. 248—58.

logie ihre albernen Widersprüche höchst ergötzlich nach, und fragt Hrn. v. Ringseis: wozu er denn noch natürlicher Heilmittel bedürfe, trotz aller Segnungen der Kirche! Er erinnert ihn an den Engländer Fludd, der gesagt: Morbus est dolor quem impertitur Deus in ira sua, die Krankheit ist ein Schmerz, den Gott in seinem Zorn verhängt. Er erinnert ihn an den Besessenen, der zu Christi Zeiten eine Legion, d. h. 6666 Teufel im Leibe hatte etc.

Gehen wir zur Philosophie, der sublimirten Theologie, über. Hier entwickeln sich, wie gesagt, die eigentlichen Resultate erst aus der anthropologischen Erkenntniss des religiösen Wesens. Seit 1835 weicht allmählich die Scheu vor der Empirie, und als das „W. d. Chr." beendigt ist, fahren auch die Blitze der erleuchtenden Vernichtung auf die esoterischen Theologen oder Philosophen nieder.

Zuerst (1841) trifft der Blitz Hrn. J. F. Reiff und dessen „Anfänge der Philosophie".*) Die empirische Thätigkeit, so lautet es jetzt, muss auch als philosophische anerkannt werden. Auch das Sehen ist Denken, „auch die Sinneswerkzeuge sind Organe der Philosophie". Die neuere Philosophie sagt: Duce sensu philosophandum, die Sinne sind die Führer zum Denken. Hr. Reiff aber fängt von hinten an, wie Fichte. „Mit der Nicht-Philosophie muss man anfangen, und mit der Philosophie enden", nicht, wie Schelling, umgekehrt. Der Leib ist die objektive Welt, durch den Leib ist Ich nicht Ich, sondern Objekt. „Das Sehen ist zunächst gar nichts Anderes als die Empfindung oder Wahrnehmung des Lichts, die Empfindung des Hellseins überhaupt, das Auge der Lichtsinn."**)

Dann folgt (1842) ein ganzes Gewitter: „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie".***) Man muss dieses Gewitter von hoher Bergeshalde mit anschauen. Wie das da unten im Thale hinrollt! „Theismus, Pantheismus, Atheismus" sind „hier nur im Sinne trivialer Spitznamen gebraucht". Auch die Hegel-Eiche wird in Flammen verzehrt. „Der absolute Geist ist der abgeschiedene Geist der Theologie, welcher in der Hegel'schen Philosophie noch als Gespenst umgeht." Die Theologie ist nämlich auch Gespenster-

*) II. 233—243.

**) Vergl. die akademischen Monographieen von Ewald Hering in Prag, von denen später mehr.

***) II. 244—268.

glaube, die gemeine Theologie hat aber ihre Gespenster in der sinnlichen Imagination, die spekulative Theologie in der übersinnlichen Abstraktion.

„Die Hegel'sche Logik ist die zur Vernunft (?) und Gegenwart gebrachte Theologie. Wie das göttliche Wesen der Theologie der ideale oder abstrakte Inbegriff aller Realitäten, d. i. aller Bestimmungen, aller Endlichkeiten ist, so auch die Logik. Alles was auf Erden, findet sich wieder im Himmel der Theologie, Alles was auf Erden, im Himmel der göttlichen Logik."

Die Identifikation des entäusserten Wesens des Menschen mit dem Menschen kann nur als die Negation der Hegel'schen Philosophie aus ihr abgeleitet werden. „Alles steckt zwar in der Hegelschen Philosophie, aber immer zugleich mit seiner Negation, seinem Gegensatze."

„Das Unendliche ist das wahre Wesen des Endlichen — das wahre Endliche. Die wahre Spekulation oder Philosophie ist nichts als die wahre und universelle Empirie." — „Die Philosophie ist die Erkenntniss dessen, was ist. Die Dinge und Wesen so zu denken, so zu erkennen, wie sie sind, das ist — Philosophie."

„Raum und Zeit sind die Existenzformen alles Wesens. Nur die Existenz in Raum und Zeit ist Existenz. Die Negation von Raum und Zeit ist immer nur die Negation ihrer Schranken, nicht ihres Wesens. Eine zeitlose Empfindung, ein zeitloser Wille, ein zeitloser Gedanke, ein zeitloses Wesen sind Undinge."

„Wo keine Gränze, keine Zeit, keine Noth, da ist auch keine Qualität, keine Energie, kein Spiritus, kein Feuer, keine Liebe. Nur das nothleidende Wesen ist das nothwendige Wesen. Bedürfnisslose Existenz ist überflüssige Existenz ... Nur was leiden kann, verdient zu existiren. Nur das schmerzensreiche Wesen ist göttliches Wesen. Ein Wesen ohne Leiden ist ein Wesen ohne Wesen, ohne Sinnlichkeit, ohne Materie."

„Die neue Philosophie ist die Negation ebensowohl des Rationalismus, als des Mystizismus, ebensowohl des Pantheismus als des Personalismus, ebensowohl des Atheismus als des Theismus; sie ist die Einheit aller dieser antithetischen Wahrheiten als eine absolut selbständige und lautere Wahrheit."

„Die Philosophie muss sich wieder mit der Naturwissenschaft, die Naturwissenschaft mit der Philosophie verbinden." Diese „Verbindung wird dauerhafter, glücklicher und fruchtbarer sein, als

die bisherige Mésalliance zwischen der Philosophie und der Theologie."*)

Da kann man sagen: In hoc signo vinces, in diesem Zeichen wird der Nazarener besiegt. Dieses Wort oder vielmehr der darin liegende Gedanke hat die alte Metaphysik gründlich zerstört. Die noch etwas von ihr retten wollten, antichambrirten wenigstens bei der Naturwissenschaft und machten bei ihr das erste Rigorosum. Wie früher die Mediziner ein sog. Philosophicum absolvirten, ohne sich je mit Philosophie beschäftigt zu haben, so machten jetzt die erschreckten Metaphysiker in aller Geschwindigkeit ein Naturale, um sich zur Philosophie zu qualifiziren. Natürlich schleppten sie dabei den alten Adam weiter mit sich fort.

Feuerbach aber setzte den Fries auf seinen Architrav: „Grundsätze der Philosophie der Zukunft".**) „Was im Theismus Objekt, das ist in der philosophischen Spekulation Subjekt; was dort das nur gedachte, vorgestellte Wesen der Vernunft ist, ist hier das denkende Wesen der Vernunft selbst." Darnach kann über das Wesen Gottes bei Hegel kein Zweifel mehr sein. Gott denkt sich nur im denkenden Bewusstsein. Wo H. anders sagt, da scheint es nur so, oder er hat im Augenblick nicht gedacht. Z. B. da, wo das Denken, abstrahirt vom Ich, zum göttlichen absoluten Wesen gemacht wird.

Bei Cartesius und Leibnitz herrscht noch ein offenbarer Zwiespalt, sie sind halb Idealisten, halb Materialisten. Nur ihr Gott ist absoluter Idealist, „vollkommener Weltweiser" (Wolf). Erst „der absolute Idealismus ist der realisirte göttliche Verstand des Leibnitz'schen Theismus."

Spinoza's immaterieller, antimaterialistischer Gott „macht dem Menschen auch nur antimaterialistische, himmlische Tendenzen und Beschäftigungen zur Pflicht." Spinoza's Philosophie war Religion.

„Das Geheimniss der Hegel'schen Dialektik ist zuletzt nur dieses, dass H. die Theologie durch die Philosophie, und dann wieder die Philosophie durch die Theologie negirt. Anfang und Ende bilden die Theologie, in der Mitte steht die Philosophie als die Negation der ersten Position; aber die Negation der Negation ist die Theologie." Gott ist bei Hegel ein Prozess, und als ein Moment dieses Prozesses ist die Negation, der Atheismus gesetzt.

---

*) II. 267.

**) II. 269—346.

„Die Identität von Denken und Sein drückt nur die Identität des Denkens mit sich selbst aus“. Ein solches abstraktes Denken hat gar keine Vorstellung von Sein, Existenz, Wirklichkeit. Desshalb ist auch der absoluten Philosophie Sein gleich Nichtsein — Nichts. „Hegel ist nicht der deutsche oder christliche Aristoteles“, er ist der deutsche Proklus. Die „absolute Philosophie“ ist die wiedergeborne alexandrinische Philosophie“. Wobei dann zu bemerken, dass nach und aus dem Alexandrinerthum die Neugeburt erfolgt, diesmal die natürliche oder im exzellenten Sinne Natur-Philosophie, welche Dialektik, Ethik und Aesthetik in sich begreift.

Die natürliche Philosophie, denn „Wahr und göttlich ist nur was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiss ist . . . das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche. Das Geheimniss des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit.“ Selbstverständlich ist das epigrammatisch zugestutzt, denn die Sinnlichkeit d. h. die Sinne müssen streng kritisirt, kontrolirt, korrigirt werden. Der wahre Empiriker ist der schärfste und rastloseste Denker.

„Was das Talent nur im Kopfe, das hat das Genie in Fleisch und Blut; das heisst eben, was für das Talent nur noch ein Objekt des Denkens, das ist für das Genie ein Objekt des Sinnes.“ Diese Behauptung ist selbst sehr — genial. Intuition ist ein Geschenk der Natur, und kann und darf nicht gelehrt werden. Sonst würden alle wissenschaftlichen Beweisführungen bald nur noch salti mortali sein. Die Vermittlung durch Zwischenglieder ist unumgänglich. Heisst es doch bei F. selbst gleich weiter: „Die erste Anschauung des Menschen ist selbst nur die Anschauung der Vorstellung und Phantasie. Die Aufgabe der Philosophie besteht darin, das den gemeinen Augen Unsichtbare sichtbar, d. i. gegenständlich zu machen.“

„Die neue Philosophie — F. nennt die rationalistische Spekulation des 16, 17., 18. und halben 19. Jahrhunderts die Neuere, seine Kritik die Neue Philosophie — macht den Menschen mit Einschluss der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstande der Philosophie — die Anthropologie also, mit Einschluss der Physiologie, zur Universalwissenschaft.“ Fügt man die Geschichte der Philosophie, zugleich als Methodologie, hinzu, so haben wir allerdings alles beisammen. Wie weit sind unsere

Lehranstalten noch von diesem Ziele entfernt! Aber wie bekümn
sich auch die studirende Jugend um das, was einer ganzen Faku
den Namen gegeben!

Zwischen den „Thesen“ und den „Grundsätzen“, also zwiscl
1842 und 1843, scheint uns Feuerbach die Abhandlung geschriel
zu haben, die wir im Nachlasse als „Grundsätze der Philosopl
Nothwendigkeit einer Veränderung“ mittheilen werden. Eben d
haben wir auch die Ergänzungen zur Kritik Hegels veröffentli
Um nun mit Hegel abzuschliessen, der erst im letzten Werke v
1866 wieder Gegenstand der Polemik wird, fügen wir hier n
Folgendes hinzu.

Durch die Feuerbach'schen Papiere läuft die Kritik Hegels v
der bekannte rothe Faden hindurch; eine Masse von Ansätz
Glossen, kritischen Aphorismen sind hier und dort verstreut. He
hat ihm offenbar keine Ruhe gelassen. Denken und Sein ist für
absolut nicht identisch; die Identität des Idealen und Realen, d
Subjektiven und Objektiven bei Hegel ist nur eine gedach
logische; es kommt bei ihm nicht zu der als Mensch existirend
reellen sinnlichen Identität. „Die Natur ist das Losungswort d
neuen Zeit. Der Mensch ist der Gott des Menschen. Nicht
Materie als solche, die Materie im Menschen, die mens
gewordene Materie ist die wahre Identität.“

Eben so wenig entgeht unserm Kritiker das beständige ὕσ
ρον πρότερον bei Hegel, die beständige Antizipation der Erfahru
deren Thatsachen aus dem Becher der Dialektik hervorgeschüt
werden, als wären sie nicht vorher hineinpraktizirt worden. All
dings liegt in diesem Hegel'schen Verfahren eine Anerkennu
der Empirie, aber keine grade, offene, sondern eine bemänte
verkappte.

In der „Philosophie des Geistes“ behauptet H. die Identi
von Leib und Seele. F. aber weist ihm nach, dass er für
Seele immer einen geheimen Vorbehalt macht, dass jene Identi
keine Wahrheit gewesen, dass vielmehr die Seele immer noch
Zauberin oder Hexe im Leibe sitze und dort ihre Teufeleien trei
Wie sollte es auch anders sein, wenn man einmal mit dem „Geis
oder „Gedanken“ angefangen hat! On revient toujours à ses p
miers amours.

Mit Herrn v. Schelling — pardon für die Anknüpfung!
räumte Feuerbach in derselben Zeit gründlich und für immer a

Im W. d. Chr. (10. Kapitel: „Das Geheimniss des Mystizismus oder der Natur in Gott") zieht F. das Buch „über das Wesen der menschlichen Freiheit" vor Gericht, und reduzirt höchst einfach die „Kraft und Stärke in Gott", für welche Sch. quasi um Entschuldigung bittet, da ja auch noch etwas „Anderes" in Gott sei, auf die „leibliche Kraft und Stärke", auf die „Muskelkraft", auf „Fleisch und Blut", den ganzen Gegensatz im Wesen Gottes auf den „Gegensatz von Freiheit und Geschlechtstrieb".

„Du entsetzest Dich über diese Deszendenzen und Konsequenzen? O! sie sind die legitimen Sprossen von dem heiligen Ehebündniss zwischen Gott und Natur. Du selbst hast sie gezeugt unter den günstigen Auspizien der Nacht. Ich zeige sie Dir jetzt nur im Lichte." *)

Dazu die Stelle im „Anhange": „So ist auch nur aus der Unzucht eines mystischen Hermaphroditismus, aus einem wollüstigen Traum, aus einer krankhaften Metastase des Zeugungsstoffes in das Hirn, das Monstrum der Schelling'schen „Natur in Gott" entsprossen; denn diese Natur repräsentirt nichts weiter als die das Licht der Intelligenz verfinsternden Begierden." **)

In der Vorrede zur 2. Auflage des W. d. Chr. wird im P. S. die Schelling'sche Philosophie die „Philosophie des bösen Gewissens" genannt, — „die Philosophie der lächerlichsten Eitelkeit, die theosophische Posse des philosophischen Cagliostro des 19. Jahrhunderts", und dabei auf Chr. Kapp's „kategorische Schrift über Schelling" verwiesen. ***)

Das Stärkste aber was je über Herrn v. Schelling gesagt worden, das Brandmal, welches der „Offenbarungsphilosophie" auf der Stirne zischte, findet sich in dem Aufsatze „Ueber meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", 1846, wo man die Stelle selber nachlesen mag. †)

Am Ausführlichsten traktirte Feuerbach seinen Delinquenten bei Gelegenheit einer Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den „deutsch-französischen Jahrbüchern" von A. Ruge und K. Marx, wie wir im Nachlasse sehen werden.

---

*) VII. 136. 7.

**) VII. 390. Beide Stellen könnten sich auch noch andere Leute merken.

***) VII. 22.

†) III. 379. Endlich vergl. man noch II. 400. im Curriculum vitae, Schelling sei es bei seiner „Wiedergeburt" ergangen wie der Lepas anatifera, an der alten Haut seien ihm die Augen hängen geblieben.

Kehren wir zur Identität von Leib und Seele zurück. Im Jahre 1843 noch schrieb Feuerbach eine „Ergänzung zu den Grundsätzen": „Wider den Dualismus von Leib und Seele". Hier stossen Religion und Philosophie in einem Winkel zusammen.*)

In der grossen Enzyklopädie von Ersch und Gruber stand ein entschieden dualistischer Artikel, der mit apriorischer Psychologie der Physiologie ins Gesicht schlug. Feuerbach dagegen: „Die Seele ist eben so wenig als die Gottheit ein Gegenstand der „Erfahrung" und „unmittelbaren Gewissheit", wie viele vorgeben; sie verdankt vielmehr ihre Existenz nur einem Schlusse, und die Basis dieses Schlusses, die Prämisse ist die Identität oder „Einfachheit" unseres Selbstgefühles, unseres Bewusstseins. Diese Identität oder Einfachheit ist selbst keine unmittelbare Thatsache, sondern ein Produkt der Abstraktion und Reflexion". Tetens: „Das ganze wirkliche Objekt, was gefühlt wird, ist also eine Seelenbeschaffenheit und Gehirnsbeschaffenheit zugleich, oder es ist der Mensch, der von dem Menschen gefühlt wird."

Feuerbach: „Mit Ausnahme natürlich der Theologie, welche ja nichts Anderes ist, als eine hyperbolische Psychologie, hat keine Wissenschaft mehr den Menschen an der Nase herumgeführt und ihre Chimären zu Wesen gemacht, als die Psychologie." Sie ist die biologische Theologie.

„Das Dasein eines von den Sinnesnerven und Organen unterschiedenen Zentralorgans, dessen Funktion eben ist, die Sinne zu konzentriren, ihre Data zu sammeln, zu vergleichen, zu unterscheiden, zu klassifiziren — eine Funktion oder Thätigkeit, welche der sprachliche und logische Unfug unter dem Namen „Geist" zu einem Substantiv, einem vom Menschen unterschiedenen, selbständigen Wesen gemacht — das Dasein eines Denkorgans also ist gleichfalls nicht nur eine anatomisch-physiologisch konstatirte, sondern auch unmittelbar sinnliche Thatsache. Ein Schafskopf und ein denkender Kopf — welch' ein augenfälliger Unterschied!"

Der Streit zwischen abstrakter Psychologie und den Resultaten der Physiologie, den Feuerbach hier so frisch begann, hat sich in neuester Zeit auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaft fortgesetzt und verschärft, und man könnte ihn jetzt auch Hering

---

*) II. 347 — 379.

contra Helmholtz nennen, wenn anders Professor Helmholtz sein vornehmes Schweigen brechen wollte.*)

Ewald Hering, Professor der Physiologie zu Prag, hat seit dem 6. Juni 1872 der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Reihe von Mittheilungen „zur Lehre vom Lichtsinn" vorgelegt, und sich gleich in der ersten Mittheilung entschieden gegen den psychologischen Standpunkt erklärt.**)

„Die fortgesetzte Beschäftigung mit physiologischen und psychologischen Fragen hat mich immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, dass jene moderne Richtung der Sinnenphysiologie, welche insbesondere in der „Physiologischen Optik" von Helmholtz den scharfsinnigsten Ausdruck gefunden hat, uns nicht zur Wahrheit führt, und dass, wer der Forschung auf diesem Gebiete neue Wege erschliessen will, sich zuerst frei machen muss von den jetzt herrschenden Theorieen.

„Die Unzulänglichkeit der letztern hat meiner Ansicht nach ihren wesentlichen Grund in der spiritualistischen, oder, wie man sie euphemistisch bezeichnet hat, „psychologischen" Behandlung von Fragen, die, wenn sie überhaupt mit Erfolg erörtert werden sollen, physiologisch untersucht werden müssen. Es zieht sich durch die moderne Sinnenphysiologie in ähnlicher Weise ein verhängnissvolles Vorurtheil, wie früher durch die Physiologie überhaupt. Wie man nämlich einst Alles, was man nicht physiologisch untersuchen konnte oder wollte, aus einer „Lebenskraft" erklärte, so erscheint jetzt auf jedem dritten Blatte einer physiologischen Optik die „Seele" oder der „Geist", das „Urtheil" oder der „Schluss" als Deus ex machina, um über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen ... Dass zahlreiche Erscheinungen, die schon jetzt eine physiologische Untersuchung zulassen, noch immer mit psychologischen Gemeinplätzen abgethan werden, ist wohl zu bedauern.

„Im Gegensatz zu dieser spiritualistischen Richtung ... habe ich mich vom Anfang an auf den physiologischen Boden gestellt und mich bemüht, die Phänomene des Bewusstseins als bedingt und getragen von organischen Prozessen anzusehen ... Es ist nicht besonders zweckmässig, sich über die Bewegungen eines Spiegelbildes den Kopf zu zerbrechen, wenn man den gespiegelten Körper

*) Dieses vornehme Schweigen bezieht sich auch auf die so laut erhobene Frage Zöllners an Prof. Helmholtz: wie es sich mit der hartnäckigen Ignorirung Schopenhauers verhalte?

**) LXVI. Bd. der Sitzungsberichte. III. Abth. Juni-Heft. 1872.

selbst in seinen Bewegungen untersuchen kann. Ganz anders verfährt die physiologische Psychologie oder wie ich sie lieber nennen möchte, die Physiologie des Bewusstseins. Sie betrachtet die Bewusstseins-Phänomene als Funktionen physischer Vorgänge... Das physische Ereigniss macht ihr das psychische verständlich, und das psychische Ereigniss wirft umgekehrt sein Licht auf das physische."

Das Resultat der hochinteressanten, überaus wichtigen Hering'schen Experimente und Deduktionen in Bezug auf den Lichtsinn, lautet bei Göthe poetisch:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnt' es Göttliches erkennen?"

Im Jahre 1844 erschien die klassische Abhandlung: „Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers".*) Klassisch, denn hier wird an einem Muster des Glaubens musterhaft gezeigt, wie der wahre Glaube, diesmal der protestantische oder besser evangelische, wirklich aussieht, und so die Frage nahegelegt: Gibt es unter den Lebenden noch einen einzigen Lutheraner?

Im Katholizismus bestand eine vielfache Vermittlung zwischen dem Menschen und Gott. Luther stürzte alle Brücken ein und liess nur den Gottmenschen als einzige Vermittlung zwischen den absoluten Gegensätzen stehen. Die ganze Christologie wird auf den Menschen bezogen, Gott erscheint nur im Fleisch, damit wir ihn sehen. Die Offenbarung ist ein sinnlicher Akt. „Damit unser Fleisch und Blut, Haupt und Haar, Hände und Füsse, Bauch und Rücken, oben im Himmel Gott gleich sitzen."

„Nur der Mensch kann dem Menschen die Sünde vergeben", folgert F. aus den direktesten Aussprüchen Luthers; daher der blutige Gottmensch. Christi Königthum und Herrlichkeit ist des Menschen Königthum und Herrlichkeit. Der Mensch wird zu Gott, der Gott zum Menschen gemacht. So verräth der denkbar äusserste Spiritualismus, die konsequenteste Weltentfremdung, den allersinnlichsten Anthropomorphismus. Nur dass aller Anthropomorphismus und alle Sinnlichkeit die „grässliche Lehre" nicht aufheben, die Luther in einem Briefe an Amsdorf aussprach: „Im Leben fürchten sie sich wohl und sind schwach, aber so wie es zum Sterben kommt,

*) I. 259—325.

werden sie alsbald andere Menschen und sterben muthig im Herrn. Und das ist auch ganz billig und recht, dass die Lebenden sich fürchten, die Sterbenden aber in Christo sich stärken, d. h. dass die Lebenden fühlen, dass sie sterben, die Sterbenden aber fühlen, dass sie leben werden.“ So wird allerdings „ein akutes Uebel in ein chronisches verwandelt“.*)

Wenn nun Feuerbach den Kern der Anthropologismen im Christenthum enthüllt und ihn auf ethische Maximen reduzirt, so gewinnt es leicht den Anschein, als ob er optimistisch von der Menschheit denke, als ob er sie nach Zerstörung der religiösen Halluzination der Vollkommenheit für fähig erachte. So nannte ihn Max Stirner**) einen „frommen Atheisten“, behauptete: „Feuerbach flüchte aus dem Glauben in die Liebe“. Aber bei solcher Konsequenzziehung sollte man vorsichtig sein. Dem Stirner antwortete Feuerbach zunächst: sein Nihilismus sei doch auch dogmatisch. Ferner aber ist F. fast nie thetisch oder apodiktisch, er lässt die Religion, die Geschichte, die Völker und Menschen reden; er sagt nur, was diese eigentlich sagen wollten oder ihm sagen zu wollen schienen. Wenn die Menschenliebe der verborgene Inhalt der Religion ist, so folgt doch daraus nicht, dass man die Welt mit Menschenliebe regieren oder organisiren kann. Die allgemeine Menschenliebe, als oberstes Prinzip so abstrakt hingestellt, wäre grade so supranaturalistisch wie irgend ein religiöses Dogma.

Ehe man einem so scharfen Denker die bare Idealisterei in die Schuhe schiebt, wäre es doch angemessen, sich in seinen Denkprozess etwas zu vertiefen. Einem Feuerbach konnte es sicherlich nicht entgehen, dass die Widersprüche der Religion auch Gegensätze im menschlichen Wesen sind, welche mit der Erkenntniss der Halluzination nicht verschwinden, sondern dann erst nackt hervortreten. Die Dialektik der religiösen Illusion setzt sich auch im enttäuschten Menschen fort. Der grosse Fortschritt besteht nur darin, dass nunmehr die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt werden, dass reale Gegensätze real geschlichtet oder doch gemildert werden können, dass man dem wirklichen Feinde endlich ins wirk-

*) S. den Zusatz-Artikel: „Merkwürdige Aeusserungen Luthers nebst Glossen“, I. 334—341.

**) M. Stirner: „Der Einzige und sein Eigenthum“. Dazu Feuerbachs Kritik. I. 342—359.

liche Auge schaut. Man sollte denken, dass die sozialen Bewegunge der neuesten Zeit über diesen Punkt hinlänglich Aufschluss gebei Doch auch das wird sich bei Feuerbach noch finden, und bei seine eigentlichen Ethik sind wir noch gar nicht angelangt.

Im „Wesen des Glaubens im Sinne Luthers" erklärt der Ve fasser ausdrücklich, dass er hier und im W. d. Chr. Gott nur nac seinen menschlichen Eigenschaften betrachte, dass dagegen di Abhängigkeit des Menschen von Gott die Abhängigkeit vo der Natur bedeute, welche besonders betrachtet werden müss Diese besondere Betrachtung erfolgt im „Wesen der Religion' 1845.*) Hier handelt es sich um Gott-Natur, nicht mehr um Got Mensch. Die Gott-Natur ist der erste, ursprünglichste Gegenstan der Religion. Nicht der Gottesglaube, sondern das Abhängigkeit gefühl ist angeboren. Im Vendidad, dem ältesten Theile des Zen Avesta, heisst es: „Durch den Verstand des Hundes besteht di Welt. Behütete er nicht die Strassen, so würden Räuber und Wöl alle Güter rauben." Das ist die Anerkennung der gesetzmässige Ordnung in der Natur, das erklärt den Thierdienst, weil der Ve stand in den Thieren nicht von der Vernunft beirrt, so zu sage unfehlbar ist. Von diesem untrüglichen Hunde-Verstande hän die Sicherheit des Menschen ab, folglich der Hund gleich Gott. I Christenthum hängt der Mensch vom Gottmenschen ab, d. h. vo seinem eigenen Herzen.

Lange Zeit, eigentlich bis heute, war die Natur von eine „Geiste", von „Geistern" besessen, nämlich von der Phantasie un dem Gemüth des Menschen. Die Natur-Eigenschaften Gottes sin 1. Allmacht. Der grosse Manitu der Indianer kann allein das Gra wachsen machen; 2. Ewigkeit. Die Sonne stirbt nicht, sagte de peruanische Ynka zu den Dominikanern; 3. Allgüte. Was wir Gute haben, stammt von der Natur. Dazu kommt noch die allumfassend Dieselbigkeit des Naturwesens.

Die Natur ist unermesslich gross, unendlich, überirdisch, ge heimnissvoll, unbegreiflich; daraus machte man später metaphysisch Eigenschaften, die doch nur mechanische, physikalische, chemisch und organische Kräfte bedeuten.

*) I. 410—486.

Der Theist endlich macht die Schranken seiner Vernunft zu Schranken der Natur, und setzt einen Faiseur; aus dem abstrakten Gott wird die konkrete Natur abgeleitet.

Die Unbegreiflichkeit der Natur, ihre Unberechenbarkeit stimmt den Menschen religiös. Wüsste man ihre Gesetze, so wäre man atheistisch. Die Welt wird in der That immer atheistischer, je mehr sie begreift.

„Das Wesen der Götter ist das Wesen des Wunsches". „Gott gebe!" heisst: Ich wünsche. Daher alle Zauberei und Hexerei. Der Gott soll.

Der Mensch opfert in der Naturreligion seine Gefühle einem gefühllosen, seinen Verstand einem verstandlosen Wesen.

Von den Naturwesen, den phantasirten Naturgöttern, flüchtet dann der Mensch ins Unsichtbare, Unsinnliche. Sein Gott wird übernatürlich. Gott wird ein moralisch-politischer Gott, welcher straft und heimsucht.

Also entweder Glaube an die Natur als menschliches Wesen, oder an das menschliche Wesen als das Wesen der Natur: Polytheismus oder Monotheismus.*)

Die Religion ist heutzutage Heuchelei, der Theismus Atheismus, Gott ein Naturwesen.

An das „Wesen der Religion" schliessen sich die „Ergänzungen und Erläuterungen zum Wesen der Religion"**) (1845). Schon hier findet sich ein Korrektiv gegen die falsch gedeutete „Menschenliebe". Denn es heisst: „In der Religion liebt sich der Mensch in Gottes Namen, ausser der Religion in seinem eigenen Namen". Liebt — wen? — Sich, sich selbst. Das ist der Anfang der Weisheit, aber nur der Anfang.

„Die Religion ist ein Dialog, ein Gespräch des Menschen mit sich selbst, aber in gebundener, nicht ungebundener Rede." Die Philosophie ist Prosa, später und schwerer. Das Jenseits ist immer das Nicht-hier. Das Jenseits des Kamtschadalen ist wo es „weniger Sturmwinde, Regen und Schnee als in Kamtschatka" gibt.

Gott „überhebt sie (die Menschen) der Pflichten, das selbst einander zu sein, was er an ihrer Statt ist". Darnach ist Gott die

*) So heisst es auch in dem Aufsatz: „Unterschied der heidnischen und christlichen Menschenvergötterung" (I. 326 — 33. 1844): Der Polytheismus ist heidnisch, der Monotheismus christlich; bei den Heiden wurden die Eigenschaften, bei den Christen das Wesen vergöttert.

**) I. 360 — 409.

Trägheit der Menschen. Und wenn der Remplaçant fehlt, so wird um dieselbe Gunst und Gnade gerauft, die früher Gott seinen liebsten Kindern erwies. Nur dass die staatliche Ordnung keine Maskerade mehr sein wird, ihre Stütze und Sanktion nicht mehr in Fiktionen, sondern in Realitäten suchen muss; nur dass dann nicht mehr lateinisch, sondern deutsch geredet werden muss, nicht mehr in todten Formeln, sondern in klaren, dem Begriff entsprechenden Worten. Der theoretische Atheismus ist eben auch nur ein Stossseufzer; erst der praktische ist Freuden- und Kampfgeschrei.

In den 40er Jahren war Feuerbach am Thätigsten, und seine Thätigkeit voller Energie. Er sass zu Gericht über die philosophische Vergangenheit, seine eigene miteinbegriffen. Im dritten Bande der Gesammtausgabe erschienen auch die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" wieder; aber die Zusätze waren eben so voluminös als die Schrift selbst. Diese Zusätze führten den Titel: „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie"*) (1846). Hier wird der historische Prozess der „Seele" oder die Geschichte der Animistik skizzirt, eine Aufgabe, die sich Edw. B. Tylor später in grossartigem Massstabe stellte.**)

„Der Mensch, heisst es hier, der, wie die meisten Menschen, in der Identität von Denken und Sein aufwächst und lebt, der nicht unterscheidet zwischen Gedanke oder Vorstellung und Gegenstand, hält daher dieses im Gegensatz gegen die Leiden des wirklichen Seins als Seligkeit vorgestellte und empfundene Nichtsein für ein wirkliches Sein nach dem Tode. So ist denn auch der christliche Himmel in seiner reinen, von allen anthropopathischen Zusätzen und sinnlichen Ausschmückungen entkleideten Bedeutung nichts Anderes, als der Tod, die Verneinung aller Müh- und Trübsale, Leidenschaften, Bedürfnisse, Kämpfe, gedacht als Gegenstand der Empfindung, des Genusses, des Bewusstseins, folglich als ein seliger Zustand. Der Tod ist daher Eins mit Gott, Gott nur das personifizirte Wesen des Todes; denn wie in Gott alle Leiblichkeit, Zeitlichkeit, Bedürftigkeit, Begierlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Unstätigkeit, Mangelhaftigkeit, kurz alle Eigenschaften des wirklichen

*) Die „Gedanken" gehen von I. 1—148; die „Zusätze" von I. 261—408.

**) Edw. B. Tylor: Primitive Culture. deutsch: „Die Anfänge der Kultur, von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig. C. F. Winter. 1873. 2 Bde.

Lebens und Daseins aufgehoben sind, so auch im Tode. Sterben heisst daher zu Gott kommen, Gott werden — so schon bei den Alten —, der Todte der Selige, der Verewigte, der Vollendete."

Ganz exemplarisch wird ferner der rationalistische oder ungläubige Unsterblichkeitsglaube abgestraft, der noch immer von Zeit zu Zeit auf dem Schatten des praktischen Kantischen Pferdes einherreitet, und mit verständnisspfiffigem Augenzwinken murmelt: „Es muss etwas nachher sein", grade wie er etwas „vorher" wittert, welches „Vorher" nur seine eigene Kopflosigkeit, wie das „Nachher" seine geckenhafte Eitelkeit ausdrückt.

Hier rügt F. auch den Missbrauch des Wortes „Glauben". „Die Worte Religion und Glauben haben so widersprechende Bedeutungen, dass auch die Ungläubigen sich Religion und Glauben vindiziren; so Glauben in der Bedeutung subjektiver Gewissheit, thatkräftiger Ueberzeugung."

Er protestirt gegen den Begriff der abstrakten Pflicht, gegen das Kantische „Wohlthun nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht", und stellt als einzigen Heischesatz auf: Setze Deine Tugend in Einklang mit Deiner Neigung, Deiner Sinnlichkeit!" „Nur die Tugend, die ein natürliches Kind, ein Kind der Liebe, ist allein die wahre Tugend." Das klingt herrlich an Schillers Polemik wider Kant an, und bildete das Samenkorn zur Feuerbach'schen Ethik.

Tief ist auch die Identität von Staat, Philosophie und Religion gefasst. Der abstrakte Gott des Glaubens ist gleich dem Despotismus und der spekulativen Philosophie. Im Rechte hat gleichzeitig der Mensch einen unsichtbaren abstrakten Richter über sich, ein Ens rationis, das nur über Akten brütet und den Menschen unter einen Paragraphen des Gesetzbuchs subsummirt (Vergl. Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, von Ans. v. Feuerbach). Da stimmt der Sohn mit dem Vater zusammen, dem der junge Philosoph durchgegangen war.

Ueber der Eingangspforte zur historischen Wissenschaft jeder Gattung sollten die Worte stehen: „Die wahre und eben desswegen versöhnende Verneinung ist nur die, welche in der genetischen Erklärung des Gegenstandes seine Auflösung gibt, welche ihn nur indirekt verneint, so, dass die Verneinung nur eine unwillkürliche sich von selbst ergebende Folge ist, so, dass der verneinende Schlusssatz: es gibt keine Unsterblichkeit, nur der negative, plumpe Ausdruck von dem, was die Unsterblichkeit ist, die Nichtigkeit der Unsterblichkeit nur die Enthüllung ihres

Wesens, ihre Wahrheit, die Verneinung nur die sinnvolle Auflösung eines Räthsels ist." Die Wahrheit des Unsterblichkeitsglaubens ist so „seine innere, anthropologische Entstehungsgeschichte". Die Geschichte der Unsterblichkeit ist die Geschichte des Animismus.

Im Jahre der „Revolution", 1848, befand sich Feuerbach in Frankfurt, als ihn eine Anzahl Heidelberger Studenten zu öffentlichen Vorträgen einlud. Er folgte diesem Rufe und hielt die Vorlesungen „über das Wesen der Religion" im Rathhaussaale zu Heidelberg. Dez. 1848 – 2. März 49, gedruckt 1851.*)

Die Heidelberger Vorlesungen sind ein Kommentar zu der Abhandlung vom „Wesen der Religion". Sie fassen den menschlichen Gott und den Naturgott zusammen — eine vollständige Religionsphilosophie vom anthropologischen Standpunkt.

Sehr knapp und elegant charakterisirt F. einleitend seine früheren Schriften. Man fühlt, wie ihm die schwierigsten Objekte Veranlassung zu „duftigen Epigrammen" geworden, und dass die Zeit naht, wo die Form den Inhalt verzehren wird.

An Spinoza habe er nur das getadelt, „dass er das nicht nach Zwecken, nicht mit Willen und Bewusstsein wirkende Wesen als das vollkommenste, als das göttliche Wesen bestimmte, und daher sich den Weg zu einer Entwicklung abschnitt, das bewusste menschliche Wesen nur als einen Theil, nur als einen Modus, statt als den Gipfel der Vollendung des bewusstlosen Wesens erfasste". Wenn das noch „philosophischer" Styl genannt werden kann, so lese man die folgende Plastik.

„Der Antipode Spinoza's ist Leibnitz, dem ich einen besondern Band gewidmet habe. Wenn Spinoza die Ehre gebührt, die Theologie zur Magd der Philosophie gemacht zu haben, so gebührt dagegen dem ersten deutschen Philosophen der neuern Zeit, nämlich Leibnitz, die Ehre oder Unehre, die Philosophie wieder unter den Pantoffel der Theologie gebracht zu haben. Dieses that besonders Leibnitz in seinem berühmten Werk: „Die Theodicee". Leibnitz schrieb bekanntlich dieses Buch aus Galanterie gegen eine in ihrem Glauben durch Bayle's Zweifel beunruhigte preussische Königin. Aber die eigentliche Dame, für die es Leibnitz

---

*) VIII. Bd. der Gesammtausgabe.

schrieb, der er den Hof machte, ist die Theologie. Gleichwohl machte er es den Theologen nicht recht. Leibnitz hielt es überall mit beiden Parteien, und eben dadurch befriedigte er keine. Er wollte Niemand beleidigen, Niemand verletzen; seine Philosophie ist eine Philosophie diplomatischer Galanterie.“*) Man sieht, das Frankfurter Parlament hat Modell gesessen.

Zwecke muss der Mensch haben, auch der Philosoph, und diese Zwecke muss er mit Energie verfolgen. Feuerbach selbst bekennt seine Zwecke: „Mir war und ist es vor Allem darum zu thun, das dunkle Wesen der Religion mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, damit der Mensch endlich aufhöre, eine Beute, ein Spielball aller jener menschenfeindlichen Mächte zu sein, die sich von jeher, die sich noch heute des Dunkels der Religion zur Unterdrückung der Menschen bedienen ... Wenn bis jetzt die unerkannte Religion, das Dunkel der Religion, das oberste Prinzip der Politik und Moral war, so wird von nun an oder einst wenigstens die erkannte, die in den Menschen aufgelöste Religion das Schicksal der Menschen bestimmen ... Der Zweck meiner Schriften, so auch meiner Vorlesungen ist: die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokrastie zu freien, selbstbewussten Bürgern der Erde zu machen.“**).

Die Offenbarung richtet sich an das Ohr, gebraucht das Wort. Das Trommelfell ist der Resonanzboden der religiösen Gefühle. Man glaubt auf Hörensagen. Ohne Gehör keine Religion. — In unserm dunkeln Abhängigkeitsgefühl bleibt der Unsterblichkeitsglaube das einzige Mittel gegen den Tod. Der katschinische Tatar betet nur so zur Sonne: „Schlag mich nicht todt!“

Das Opfer, auch das Menschenopfer, ist jeder Religion eigenthümlich.***) Die Griechen opferten Menschen, nicht nur in der Heroenzeit des Agamemnon, sondern auch in der Glanzzeit des Themistokles — „drei vornehme persische Jünglinge dem Bacchos Oinestes“; die Skandinavier und alten Germanen opferten Menschen (Wachter in Ersch und Gruber, Art. Opfer).; die Gallier opferten Menschen, nach Cäsar; die Israeliten „vergossen unschuldiges Blut, das Blut ihrer Söhne und Töchter, die sie opferten den Götzen

*) VIII. 9. 10.
**) VIII. 28. 29.
***) S. d. 9. Vorles., VIII. 87 — 93.

Kanaans“, oder dem „Herrn“, wie Jephthah seine Tochter; die Hindu opfern Menschen, stürzen in Zeiten grossen Unglückes die vornehmsten Brahminen von den Pagoden herunter. Die Christen haben nach dem ersten stellvertretenden Opfer das psychologische, geistige Menschenopfer eingesetzt. In den „Zusätzen und Anmerkungen“ heisst es berichtigend, dass die christliche Kirche ihrem Gotte auch genug blutige Menschenopfer gebracht hat.*) Wie sollte es auch anders sein? Wer positive Religion sagt, sagt gränzenlosen, fanatischen Egoismus, Selbsterhaltung à tout prix, unendlichen Preis für unendliches Wohl.

Zuerst tritt die Natur als Göttermutter, Gottgebärerin auf. Was sich aus der Natur nicht erklären lässt, wird dann vom Menschen entnommen. Es giebt daher Natur- und metaphysische Religion. Schlägt man den Menschen zur Natur, so ist Alles Naturreligion oder Alles metaphysisch; denn hinter den Koulissen der Physis wird stets die Wahrheit gesucht.

„Man kann auch sagen: die Religion ist Poesie, ein Gott ist ein poetisches Wesen.“ Also hebe ich die Poesie auf! „Ich hebe nicht die Religion auf, nicht die subjektiven, d. i. menschlichen Elemente und Gründe der Religion, nicht Gefühl und Phantasie, nicht den Drang, sein eigenes Innere zu vergegenständlichen und zu personifiziren, was ja schon in der Natur der Sprache und des Affekts liegt.. Liefert uns denn aber nicht das menschliche Leben, nicht die Geschichte, nicht die Natur Stoff genug zur Poesie? Hat die Malerei keinen Stoff mehr, wenn sie nicht mehr die Gegenstände der christlichen Religion zu ihren Stoffen nimmt? Ich hebe so wenig die Kunst, die Poesie, die Phantasie auf, dass ich vielmehr die Religion nur insofern aufhebe, als sie nicht Poesie, als sie gemeine Prosa ist... Die Kunst muthet mir nicht zu, dass ich diese Landschaft für eine wirkliche Gegend, dieses Bild des Menschen für den wirklichen Menschen selbst, aber die Religion muthet mir zu, dass ich dieses Bild für ein wirkliches Wesen halten soll.“**)

Am Tollsten unter allen christlichen Konfessionen treiben es die byzantinischen Russen mit dem Fetischdienst ihrer Heiligen. Der Verfasser zitirt nach Städlin, Magazin für Religionsgeschichte, höchst ergötzliche Beispiele.***)

---

*) „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört“. (Braut von Korinth.)

) VIII. 233. *) VIII. 235.

Abhängigkeit des Menschen von der Natur ist der Grund der Religion; aber die Freiheit von dieser Abhängigkeit der Endzweck. Gott und die Götter sind daher nur die Hülfsbedürftigkeit und Rathlosigkeit des Menschen, der Mangel seiner Einsicht und Macht. Mit der Gottheit der Natur wird der Anfang gemacht, mit der Gottheit des Menschen geschlossen. Sich das Leben erträglich machen! Der Glückseligkeitstrieb, darin liegt Alles. Die Religion ist die erste Kultur, die wirkliche Kultur ihr Ende. „Wer Wissenschaft hat, braucht die Religion nicht", sagt Göthe. Mit der Religion ist jede Unmenschlichkeit möglich, mit der Bildung keine. Wo man blind liebt, da hasst man eben so leichtsinnig. Gott und Teufel kommen aus Einem Sacke.*)

Glücklich sein! Da liegt's. Wunsch kommt nach Jakob Grimm von Wunjo, Wonne. „Inbegriff von Himmel und Seligkeit."

Der Schluss vom endlichen Geist auf den unendlichen ist der psychologische Beweis. Eigentlich ist das auch der Cartesische. Mit seinem persönlichen Cogito fängt er an, mit dem absoluten Gedanken schliesst er.**)

Der Mensch will nur die Uebel dieses Lebens beseitigt wissen, dem Christen aber ist dieses ganze Leben ein Uebel: er ist immer drüben. Wie bescheiden sind die Grönländer! „Sie versetzen den Ort der Seligen unter das Meer, weil sie aus dem Meer die meiste Nahrung bekommen. Da ist, sagen sie, gutes Wasser und ein Ueberfluss an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne Mühe fangen kann oder gar in einem grossen Kessel lebendig gekocht findet."***)

Im Christenthum braucht man keine Liebe, wenn man nur glaubt. Der Russe stiehlt und mordet eher als er die Fasten bricht. Der Kriminalist Carpzow las 53 mal die ganze Bibel, und verurtheilte 20,000 Menschen zum Tode.†)

Gott ist zuletzt Glück, d. i. Zufall. Nisi qui Deus vel casus subvenerit, wenn nicht ein Gott oder ein Zufall dazwischen kommt.

Am Schlusse erfolgt noch ein Aufschwung zu metaphysischen Höhen: „Der Mensch steht mit seinem Ich oder Bewusstsein an dem Rande eines unergründlichen Abgrundes, der aber nichts An-

*) Vergl. VIII. 408. 9.
**) Vergl. X. 147.
***) VIII. 362.
†) VIII. 385.

deres ist als sein eigenes bewusstloses Wesen, das ihm wie ein fremdes Wesen vorkommt. Das Gefühl, das den Menschen an diesem Abgrund ergreift, das in die Worte der Be- und Verwunderung ausbricht: Was bin Ich? Woher? Wozu? ist das religiöse Gefühl, das Gefühl, dass ich nichts bin ohne ein Nicht-Ich, welches zwar von mir unterschieden, aber doch mit mir innigst verbunden, ein anderes und doch mein eigenes Wesen ist. Aber was ist denn Ich, was Nicht-Ich in mir? Der Hunger als solcher oder die Ursache desselben ist Nicht-Ich; aber das peinliche Empfindniss oder Bewusstsein des Hungers, welches mich zugleich antreibt, alle meine Bewegungswerkzeuge nach einem Gegenstande zur Stillung dieser Pein auszustrecken, das ist Ich."*)

Da haben wir also das Unbewusste als Ursprung der Religion; kürzlich ist eine Philosophie daraus hervorgegangen, die Philosophie des Nicht-Ich oder des Hungers.

Es ist unleugbar, und soll auch durchaus nicht in Abrede gestellt werden, dass Feuerbachs Popularität im strikten Sinne des Wortes mit der Bewegung von 1848 stand und fiel. Wenn er in den Heidelberger Vorlesungen frei heraus erklärte, sein Zweck sei, „die Menschen aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie zu freien, selbstbewussten Bürgern der Erde zu machen", so wurde das schon im Jahre 1851 kaum noch gehört. Die irdischen Monarchen und Aristokraten hatten bereits das unterthänige Kammerdienerthum wieder hergestellt; die Rebellen seufzten in den Kerkern, oder waren glücklich nach Amerika entkommen, oder bekehrten sich allmählich, weil „man es doch wirklich zu arg getrieben."

Die Feuerbach'sche Popularität fiel, wie gesagt, unter den Streichen der Reaktion. Aber etwas Anderes ist die Feuerbach'sche Popularität, und wieder etwas Anderes die Feuerbach'sche Philosophie. Diese zu würdigen, dürfte erst unserer Zeit vorbehalten sein, welche sine ira et studio, oder wenn sie will, auch mit Zorneseifer, die Grundlagen einer ächten Naturphilosophie studiren mag, wie sie der einsame Denker in den beiden folgenden Jahrzehnten in den Boden gemauert hat.

Uebrigens, nicht nur Feuerbach verschwand von der Tagesordnung, allen ernsten Denkern erging es nicht besser. Schrullen

*) VIII. 403.

und pathologische Einfälle kamen auf, der desperaten Stimmung vollständig entsprechend. Frauenstädt benutzte geschickt den Moment, um seinen neuen Heiligen auszurufen. Pessimistisch war die Zeit geworden, der Pessimismus lag den Menschen in den Gliedern und bemächtigte sich endlich auch ihres Kopfes. Die Koketterie mit der Natur sollte den schreienden Widerspruch bemänteln, in welchen der Pessimismus mit den Grossthaten der Erfahrungswissenschaft nothwendig gerieth. Als ob es sich noch der Mühe lohnte, der Natur auf den Grund zu gehen, wenn die ganze Natur des Teufels ist!

Die zeitweilige Feuerbach'sche „Unpopularität" ist nichts anders als die logische Kehrseite der Popularität der Naturwissenschaft.

IX.

Ruhige Klarheit.

Nach kurzer Berührung mit der politischen Welt und dem Heidelberger Auditorium zog sich Feuerbach wieder in seine Einsamkeit, zum ernsten Dialog mit sich selbst zurück. Man wird die Beweise zum Theil schon gefunden haben, zum Theil noch finden, dass er weder von der einen noch von der andern Berührung sehr erbaut war. Er war auf ein Stillleben angelegt, und wenn seine Natur zu ändern gewesen wäre: die Verhältnisse seit Anfang der 30er Jahre hatten wahrlich wenig auf eine solche Veränderung hingewirkt. Im Gegentheil, sie hatten ihn hartnäckig auf sich selbst zurückgedrängt, ja geworfen.

Mit dem Jahre 1849 trat in Feuerbach's Geist ruhige Klarheit ein, jene Klarheit, in welcher sich seitdem sein ganzes reiches Wesen spiegelte. Er studirte jetzt auch noch Chemie, die Vorschule der Physiologie, zeigte Moleschott's „Kreislauf" an, und wies nach, dass die grossen Bewegungen der Menschheit, vulgo Revolutionen genannt, ihren Ursprung und Ausgang nur scheinbar in „Ideen" haben, in der Wirklichkeit aber von höchst realen Faktoren bedingt werden. Die organische Chemie kam ihm wie ein Bundesgenosse zur Unterstützung seines anthropologischen Feldzugs.

Dann durchmusterte er ein volles Jahr lang seines Vaters Nachlass, sonderte, sichtete eine ihm — so glaubt man — fremde Materie, errichtete des Vaters Standbild aus des Vaters Briefen, Abhandlungen, Vorträgen, und bekundete sich als Jurist, wenigstens als Rechtsphilosoph — den Kreislauf der Fakultäten zu schliessen. Natürlich erblickte er auch in der Jurisprudenz, besonders im Kriminalprozess, jene theologische Transzendenz, jene Beraubung des menschlichen Wesens, die er in der Religion so klassisch konstatirt hatte. Natürlich waren ihm die Fachjuristen polizeiliche Theologen, der Inquirent ein Inquisitor, die Todesstrafe parallel der ewigen Höllenpein. Wo sein verehrter Vater Fachjurist gewesen, da that sich auch der Antagonismus zwischen Sohn und Vater hervor. Wo aber der Vater reformatorisch gewirkt und gestrebt, für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, für humane Behandlung selbst der Verbrecher gewirkt hatte, da feierte der Sohn den Vater um so freudiger.

Das Hauptwerk der 50er Jahre jedoch, das gedanklich wie stylistisch abgerundetste Werk Feuerbach's überhaupt, ist die „Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums“,*) ein Werk, welches weder zur Zeit seines Erscheinens — mitten in den Orgien der politischen Reaktion — noch auch später diejenige Würdigung erfahren hat, die seinem hohen Werthe entspräche.

Versuchen wir in der Kürze, diesen Werth in genetischer Weise zur Geltung zu bringen. Theogonie heisst Götter-Entstehung; so nannte schon Hesiod eines seiner Werke. Also wie entstehen die Götter, wie kommen sie zur Welt, bei Griechen und Römern, bei Juden, bei Christen, kurz überhaupt? Und damit Niemand sagen könne, wir hätten ein vorgefasstes System, in welches wir die göttlichen Erscheinungen hineinzwängten, so eine Art rationalistisch-euhemeristisches Prokustesbett, auf welchem wir den frommen Gedanken der Völker die Glieder ausreckten oder abhackten: so wollen wir die heiligen Bücher überall selbst reden lassen und uns dabei ganz passiv verhalten.

Früher hiess es: die Götter sind der Ausdruck unserer Abhängigkeit von der Natur, unsere personifizirte Hülfs- und Rathlosigkeit. Existiren heisst für jedes Wesen, am Meisten für das organische, Mangel empfinden. Mangel empfinden und das Be-

*) 1857. IX. Bd.

streben haben, diesem Mangel abzuhelfen, ist Eins. Aber auch Mangel empfinden und sich als Einzelner ohnmächtig fühlen, ist Eins. Des Einzelnen Ohnmacht, beschränkter Wirkungskraft steht die grosse und allmächtige Natur mit all ihrer „Wirkenskraft und Samen“ gegenüber. Es handelt sich also darum, dass ich, Einzelner, mir von der allgemeinen Kraft so viel abringe, als zu meiner Selbsterhaltung erforderlich, unumgänglich nöthig ist. Der Mensch, welcher sich im Besitze der Naturerkenntniss befindet, über Mechanik, Physik, Chemie gebietet, entnimmt der Natur ihre Kräfte und schmiedet sich daraus seinen Schutz, seine Nahrung, seinen Comfort. Was aber thut der Mensch, dem diese Waffen noch ganz oder doch grösstentheils oder grossentheils abgehen? Er wünscht jene Kräfte zu besitzen, trägt ein inbrünstiges Verlangen nach ihnen, gäbe viel darum, wenn er sie in seinen Dienst nehmen könnte. Und da ihm ferner jene Kräfte nicht als Kräfte, sondern als Mächte erscheinen, als jenseitige Gewalten und Uebergewalten, die er der Form nach sich gleichstellt, d. h. personifizirt, wenn er sie auch dem Inhalt nach weit über sich erhebt: so bildet sich das Verhältniss von untergeordneten und übergeordneten, von hülfsbedürftigen kleinen und hülfreichen grossen Wesen aus. Dieses Verhältniss ist das religiöse, sein Quell das Bedürfniss, das Verlangen, der Wunsch. Jeder Wunsch nach unmittelbarer, plötzlicher, in ihrer Prozedur nicht zu erklärender Hülfe ist Religion, und die Religion umgekehrt nichts Anderes als die verschiedenen Wunschzettel der verschiedenen Völker und Kulturepochen. Sage mir was du wünschest, und ich will dir sagen, welche Religion du hast! Oder: sage mir deine Religion, so sage ich dir was du wünschest!

Die Götter sind also personifizirte menschliche Wünsche; der Olymp, der Himmel, nichts Anderes als das systematisirte Verlangen ihrer Anbeter. Hört man die Menschen wünschen, so kann man den Götter- oder Gottesstaat derselben Menschen aufbauen, und sieht man einen Götter- oder Gottesstaat, so hört man die Menschen unten wünschen. Die Götterwelt besteht aus den Chladni'schen Klangfiguren für das Auge, welche von den Tönen der hörbaren Wünsche gebildet wurden.

Das sieht äusserst einfach, beinahe trivial aus, ist jedoch von ungeheurer Tragweite und löst alle Fragen und Zweifel bis auf die letzten. Von diesem Standpunkt aus tritt man an die Religion nicht mehr mit der Frage heran: Kann ich das auch glauben, geht

dieser oder jener Satz in meinen Kopf hinein, oder muss ich mich negativ, leugnend, ablehnend gegen ihn verhalten? Sondern die Frage lautet so: habe ich überhaupt noch einen Wunsch nach unmittelbarer, plötzlicher, unerklärlicher Hülfe? Die Antwort auf diese Frage ist entscheidend.

Dass dieses religiöse Wünschen und folgerecht dieses Walten höherer Gewalten ein Quid pro quo ist, das weiss natürlich der Mensch auf jenen Stufen nicht; aber er verräth es hinlänglich, und dieser Selbstverrath des praktischen Menschen ist gerade die interessanteste Seite der ganzen Untersuchung.

„Homer beginnt ja nicht, wie er doch hätte beginnen sollen, wenn die Theologie Recht hätte, mit den Worten etwa: „Singe den Zorn, o Göttin, des Herrschers im Donnergewölk, Zeus etc.“; nein! Homer beginnt mit dem verderblichen Zorn des Achilleus. Er setzt also dem Zeus den Achilleus, dem göttlichen Willen den menschlichen Unwillen voraus.“*) Und daher - um des Räthsels Lösung gleich vorauszuschicken — der Feuerbach'sche Satz: „die Menschen sind im Gebet Theisten, im Handeln Atheisten.“ Daher die klassische Weisheit: „Selbst thu' erst etwas, dann rufe die Götter an!“ Aide-toi, le ciel t'aidera. Bei Virgil in der Aeneide: Audentes fortuna juvat, dem Kühnen ist das Glück hold. Bei Ovid in den Metamorphosen: sibi quisque profecto fit Deus, ignavis precibus fortuna repugnat, „Selber wird wahrlich sich Jeder zum Gott, dem Glücke sind eitle Gebete zuwider.“**)

„Die Götter sind Erscheinungen, die kommen und verschwinden. Wenn die Götter, sagt der Kaiser Mark Aurel, sich um Niemand kümmern, so wollen wir weder opfern noch beten, noch schwören, noch sonst was thun, was wir nur in der Voraussetzung thun, dass die Götter uns gegenwärtig sind und mit uns leben.“***)

„Die Erscheinung der Götter ist nur da eine nothwendige und ursprüngliche, eine eben desswegen nicht nur poetische, sondern auch religiöse Erscheinung, wo sich mit Nothwendigkeit ein Wunsch in der menschlichen Brust erhebt. So war der Wunsch des Chryses, der Wunsch des Achilleus, sich zu rächen, ein nothwendiger, unabweisbarer, unwiderstehlicher Wunsch . . . Bei jedem Anliegen, bei jedem wichtigen Schritt, den der Mensch thut, bei

*) IX. 1. 2.
**) IX. 282. 85. 86.
***) IX. 36.

jedem Unternehmen, das über Glück oder Unglück entscheidet, entsteht nothwendig der Wunsch dass es gelinge.*)

„Von universeller und tiefer Bedeutung ist es, wenn bei den alten Germanen der oberste Gott selbst gradezu Wunsch, Oski heisst: — ein frappanter, sprachlicher Beweis, dass das allmächtige Wesen nur aus dem allmächtigen Wunsch stammt."**)

Bei den Juden haben es nur die Lebenden mit dem Preise Jehovahs zu thun. Im Scheol, Schatten- oder Todtenreich, Perditionis locus, hört mit der Hoffnung Alles auf.

Der altgläubige Grieche hielt die Götterstatue für den Gott selbst, für ein „von den gemeinen, weil allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen des Lebens bewegtes, selbst aus Angst und Furcht vor bevorstehendem Unglück in Schweiss versetztes Wesen." Quid cum Cumis Apollo sudavit, Capuae Victoria (Cicero de Div.), Was, wenn zu Cumä der Apollo schwitzte, zu Capua die Victoria!***)

Der Fluch ist auch ein Wunsch, nur ein negativer; die Götter sind daher auch die „wunschverneinenden Wesen", natürlich für den Einen, während sie die Wünsche des Andern erfüllen.†) „Der Eidschwur ist nichts als eine bedingte Verwünschung oder Verfluchung, eine mit einem Fluch beschwerte Betheuerung oder Versicherung überhaupt. Jeder Eid endet in Flüchen, sagt Plutarch, für den Fall dass einer falsch schwören sollte, d. h. jeder Eid enthält einen Fluch gegen den Meineid."††)

„Das Gewissen ist der Alter Ego, das andere Ich im Ich. So ist der Vater das Gewissen des Sohnes — was würde mein guter Vater dazu sagen, wenn ich das thäte? — der Freund das Gewissen des Freundes, der Lehrer das Gewissen des Schülers, der Jude, nicht der Mensch überhaupt, nicht die Gojim, die Nichtjuden, das Gewissen des Juden, der Grieche, nicht der Barbar, das Gewissen des Griechen." — „„Nicht nur der Glaube, auch das Gewissen kommt aus dem Gehör"", aber auch aus den Augen. Das Gewissen ist keine besondere „Anlage", überhaupt nichts Angebornes, sondern etwas Angebildetes, oft selbst mit vieler Mühe

---

*) IX. 43.

**) IX. 83.

***) IX. 110.

†) IX. 118.

††) IX. 133.

Eingebläutes.*) Wer nie eine Strafe gesehen oder gefühlt, nie einen Vorwurf von Andern gehört, oder auch selbst nie einen Vorwurf gemacht hätte, würde auch nun und nimmermehr sich selbst Vorwürfe machen können. Wo ein Verbrechen oder Laster Brauch, Sitte ist, da macht sich auch der Mensch aus diesem Verbrechen, diesem Laster kein Gewissen. Das Gewissen ist die Furcht, Etwas zu thun, worauf Strafe steht, bestehe diese Strafe auch nur in dem missbilligenden Urtheil der Andern.“ **)

„Die Götter sind nicht die Gesetzgeber, oder gar, wie sich die Gedankenlosigkeit ausdrückt, die Geber des Gewissens, des Bewusstseins von Recht und Unrecht. Nein! nicht das uninteressirte, bedürfnisslose Wesen der Gottheit, sondern der interessirte Mensch will, und zwar mit derselben Nothwendigkeit, mit der er sich, sein Leben, sein Glück will, also aus innerstem Naturgrund, aus Selbstliebe, dass eine „moralische Ordnung“ sei, dass mit dem Verbrechen Strafe, Uebel, mit der Tugend, Lohn, Glück verbunden sei. Die Götter vollstrecken nur diesen Willen, erfüllen nur diese Hoffnung, diese Furcht.“***)

Das Christenthum unterscheidet sich nur dem Modus, nicht dem Wesen nach von den übrigen Religionen. Die theogonischen Wünsche gestalten sich in ihm nur anders, gemüthlicher, gemüthskranker. Wenn die züchtige Penelope durch holden Gesang unter den Menschen unsterblich wird, so verschmäht der Christ die ganze Diesseitigkeit, um drüben mit Haut und Haaren ewig selig, Gott selbst zu werden.†) Das Christenthum löst die Widersprüche des Lebens, wie der Buddhismus, durch die Flucht aus dem Leben, nur dass jenes sich seine Revanche vorbehält, während dieser einfach resignirt. Das Christenthum ist epikuräischer Buddhismus, der Buddhismus stoisches Christenthum.

Ertheilen wir bei dieser Gelegenheit wieder den Nachgelassenen Aphorismen das Wort, um aus dem geheimen Kabinet des Autors etwas zu erfahren.

---

*) „Anlage“ nicht, aber Anlage zur Anlage, denn nicht alle Wesen sind des Gewissens fähig. Das Ganze ist die höhere Fortsetzung von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts.

**) IX. 167. 9.

***) IX. 178. 9. Locke und Leibnitz haben beide Recht im Punkte der „angebornen Ideen“.

†) IX. 299, wo die klassischen Stellen aus der christlichen Literatur zu lesen sind.

„Was meine philosophische Methode, meine Art und Weise die Dinge zu behandeln betrifft? Davon habe ich eine Probe in meiner „Theogonie“ geliefert: Prinzipielle Fragen an der Hand der Empirie, Gegenwärtiges aus ferner Vergangenheit, oder vielmehr wie Historisches behandelt.“

„Mein geistiges Wesen ist kein „System“, sondern eine Erklärungsweise. Ich verhalte mich zu meinem Gegenstande, wenigstens zu dem hauptsächlichsten, den ich zum Thema meiner Schriften gemacht, wie der Naturforscher zu seinem Gegenstande. Ich suche eine Thatsache zu erklären, aber eine nicht schon im Denken vorher zubereitete, von der Art der Erklärung vorausbestimmte, gedachte Thatsache, wie die oft sogenannten „Thatsachen des Bewusstseins“; sondern rein empirische, durch empirische Mittel und Studien gegebene Thatsachen. Daher ich stets Stellen, thatsächliche Aeusserungen des Religions- oder Menschenwesens vorausschicke, wenn gleich diese wie im „Wesen des Christenthums“, im „Wesen der Religion“, scheinbar nicht in der Weise der Empirie, der Gelehrsamkeit, sondern im Gedankenauszug gegeben werden. Ich unterscheide mich daher wesentlich von den früheren spekulativen Philosophen. Ich frage nicht wie Kant: wie sind apriorische Sätze möglich? also nicht: wie ist Religion möglich? sondern was ist Religion, was Gott? und zwar auf Grund gegebener Thatsachen. Einzige Widerlegungsweise ist hier, dass man mir beweist, dass meine Thatsachen falsche, falsch verstandene sind, oder dass die Erklärung derselben falsch ist.“

„Mein Bestreben war, das Denken und Studiren den Menschen nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern, auf das Wesentlichste, Nothwendigste allein den Geist zu konzentriren, damit nicht die Studirstube allein der ihn umfassende Raum sei, sondern ihm auch Zeit und Raum zum Leben, zum Wirken bleiben.“

Ueber F.'s Styl und Darstellungsweise sind alle kompetenten Beurtheiler einig. Selten ist der Gedanke so klar, so fertig ausgedrückt worden, selten die Form so knapp und passend gewesen. Wer seine Jugend-Manuskripte durchgesehen hat, wer sich nur an den Brief an Hegel erinnern will, dem wird ein Begriff davon aufgehen, welcher Selbstkritik, welcher gottlosen Arbeit sich ein

Schriftsteller unterziehen musste, der über Philosophie geschrieben hat wie Keiner, nicht einmal F. H. Jakobi — vom Inhalte natürlich ganz zu geschweigen. Wie ein Achilleus fährt er auf dem Streitwagen daher, die Chlamys wallt edelsten Schwunges nach, die Rosse greifen kunstgerecht aus, aber Tod und Verderben bringt der Held unter die Feinde. Oder er wandelt in Perikleischer Peribole sanft und gemessen im Schattenhaine, ruhige Weisheit den Lippen entlassend. Am Interessantesten ist er jedoch, wenn er den Spott im Antlitz, das Wahrheitsfeuer im Herzen, mit seinem Gegenstande zu spielen scheint, Beiläufiges fixirend, Wichtiges ausser Acht lassend, lächelnd das strengste Nachdenken herausfordert, wenn er, nach seinen eigenen Worten, sich „überhaupt uneigentlich, änigmatisch, ironisch ausdrückt, und seinen höchsten Triumph darin setzt, zum Aerger aller philosophischen Pedanten und gelehrten Philister, den Ernst der Nothwendigkeit in das Spiel des Zufalls einzukleiden, und den Stoff von Folianten in den Duft eines Epigramms zu verflüchtigen." *)

Bereits im Vorwort zur dritten Auflage des W. d. Chr. (1848) macht er darauf aufmerksam, dass er diesmal „alle fremden Wörter so viel als möglich vermieden, und alle grösseren lateinischen und griechischen Belegstellen übersetzt habe". Dasselbe gilt auch von der „Theogonie", die, obwohl auf den strengsten philologischen Studien beruhend, dennoch jedem Gebildeten, ja nur Empfänglichen vollkommen, wenigstens in der grossen Hauptsache verständlich ist.

Wohl hat daher R. Haym Recht, wenn er Feuerbachs Genialität nicht zum Wenigsten darin findet, dass die Sprache ihm hilft, wie die Götter ihren Lieblingen helfen. Aber auch vor diesen Sieg und Triumph hatten die Götter den Schweiss gestellt. Wie es auf Schiller nicht passte: Poeta nascitur, der Poet wird geboren, so heisst es von Feuerbach: Stylus fit, der Stylist wird.

Die Liebe Gottes oder der Götter ist Selbstliebe. Das ist der „Theogonie" letzter Schluss.**) Von uneigennütziger Liebe, von der Liebe ohne Rücksicht auf Lohn und Vergeltung, ist im wahren ächten Glauben nie die Rede. Aber die Selbstliebe im Sinne des bekannten Egoismus ist auch erst das Räthselwort der Religion,

*) I. Bd. Curric. vitae.

**) Im Nachlasse findet der Leser einige illustrirende, auch an und für sich werthvolle Stellen aus dem grossen Manuskript der „Theogonie", welche der stets diskrete Verfasser vom Drucke ausschloss. Sie schienen mir der Erhaltung wohl werth.

nicht des Menschen. In der Religion, als Religiöser, komme ich gar nicht aus mir heraus. Wie gelange ich denn ausser mich, zu Andern?

Das bildet den Gegenstand der letzten Arbeiten Feuerbachs, welche frühere Andeutungen zu bedeutsamen Problemen erheben. Die Nothwendigkeit dieser Arbeiten ist daher eben so eine subjektive wie objektive, eine im Wesen der Sache wie in seiner Person liegende. Wie oft und schmerzlich er auch das Fragmentarische besonders dieser Leistungen beklagen mochte: die Brücken hat er überall geschlagen, als Pfadfinder wenigstens die Schrittsteine gelegt.

X.

Die Zeit des Leidens und der Ethik.

Wenn irgend Jemand vollste Ursache zum Pessimismus gehabt hätte, so war es Ludwig Feuerbach. Die widrigsten Verhältnisse stürmten auf ihn ein und setzten ihn zwölf Jahre lang in förmlichen Belagerungszustand. Von Bruckberg nach dem Rechenberge! Darin liegt eine ganze Matthäus-Passion. Er seufzte oft, er stöhnte, wenn ihm der Geier des Zeus täglich an der Leber frass; aber er widerstand dem Geschick und richtete jeden freien Gedanken auf seine liebe Menschheit, seine irdische Göttin.

Das Stöhnen des Gemarterten vom Kaukasus-Rechenberg ist bisweilen herzzerreissend.

„Nur Eins fehlt mir. Ein Häuschen, oder wenigstens eine Studirstube nach meinem Sinn und Bedarf. Du lachst! — Ich verlange nichts mehr als Ruhe, nichts als ein geheimes Gemach zur Entleerung meines Kopfes.“

„Wie wieder die verfluchten Hunde bellen! Wahrlich, meine Existenz auf dem Rechenberg ist eine Hunde-Existenz. Und hier sollst Du schreiben, hier Probleme lösen oder wenigstens zum Gegenstand Deiner Feder machen, worüber so Viele schon sich ihren Kopf zerbrochen und verloren haben. Die Weisheit verstummt, wo die Hunde das grosse Wort führen.“*)

*) Nachgelassene Aphorismen.

„Ich wollte, ich wäre ein Holzhacker geworden!“ rief er einmal aus.

Und dann schrieb er wieder: „Als Jüngling feierte ich den Tod, als Greis feiere ich das Leben.“*)

Es währte lange, bis er sein letztes gedrucktes Werk in Angriff nahm, noch länger bis er „nur einige Bruchstücke von dem im Kopf entworfenen Ganzen unversehrt ans Licht brachte“ (Vorw.). Mit der Vollendung dieses Werkes begann die Natur, ihre Dienste zu versagen.**)

Der wesentliche Inhalt dieses Buches ist: „Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit“, mithin ethischer Natur. Zuthaten sind: „Das Geheimniss des Opfers“ im Eingange, die „Unsterblichkeitsfrage“ und die „Theogonie“ nach römischen Quellen, am Schlusse.

In einer Anzeige von Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“, 1850, hatte F. den Satz niedergeschrieben: Der Mensch ist was er isst“.. Darob natürlich grosses Entsetzen in Israel und bei den Heiden. Man lese jetzt F.'s überaus geistreiche, auf grosser Belesenheit beruhende Abhandlung: „Das Geheimniss des Opfers“, ob seine Beweisführung nicht vortrefflich ist, so weit sie eben etwas beweisen soll. Für die Manschetten der Pedanten kann doch am Ende keine Wäscherin der Welt sorgen.***)

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, d. h. erhält den Organismus. Eicheln und Trüffeln schmecken dem Schweine wohl, aber das Schwein selbst ist Eicheln und Trüffeln in zweiter Potenz, und das geräucherte Schweinefleisch bildet schon die dritte Potenz. Nektar und Ambrosia sind die exklusiven Göttergenüsse, die Götter blieben nicht Götter, wenn sie gemeiner Menschen Nahrung zu sich nähmen. Wo kein Salz im Blute, da ist auch kein Salz im Kopfe, und ohne Salz kein Witz, kein Scharfsinn.

Doch lassen wir das. Wie steht es um die Willensfreiheit?†) In dem gewöhnlichen Sinne, wo sie Willkür, Wahlfreiheit u. dergl. bedeutet, existirt sie nicht, ist sie ein theologisches Hirngespinnst, wie Luther, der Determinist, dem Erasmus be-

---

*) Nachgelassene Aphorismen.

**) 1866, X. Bd. „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“.

***) X. 1—36.

†) X. 37—204.

reits nachwies, der zwar ein Humanist, aber kein Philosoph war. Spinoza leugnet die Willkür gradezu, und Lessing dankt seinem Schöpfer, dass er „wollen muss"! Es lautet hart für Viele, die wenigstens an einem kurzen Stricke flattern möchten, und Mancher, der die Identität von Nothwendigkeit und Freiheit philosophisch deduzirt hat, reservirt sich doch ein Stückchen Freiheit als Dessert zum Mahle der Nothwendigkeit. Er wird gar nicht gewahr, dass diese Freiheit eine Nothwendigkeit seines unlogischen Gehirns ist, und dass er auf demselben Altare geschlachtet wird, an dem er fungirt.

All unser Thun, sagt Feuerbach, ist Nothwendigkeit. Der Selbstmord selbst, die scheinbar willkürlichste Handlung, ist nur der Vollzug unserer Unmöglichkeit zu leben. Wir sind schon fertig, ehe wir Hand an uns legen. Aber kann denn der Mensch nicht immer leben wollen? Das wäre Freiheit.

Kant setzte die Willensfreiheit klüglich ausser der Zeit, weil in der Zeit „Alles auseinander folge". Wie nun der Wille ausser der Zeit existiren und von dort oben auf die Dinge wirken könne, ist nicht wohl abzusehen. Glücklicherweise befreit uns die Zeit auch von der Vergangenheit, bringt uns einen andern Willen, denn „Alles hat seine Zeit".

Willen ist F. identisch mit Glückseligkeitstrieb. „Wo kein Glückseligkeitstrieb, da ist auch kein Wille, höchstens ein Schopenhauer'scher, d. h. ein Wille, der Nichts will."*)

Hier zuerst fliesst der Name Schopenhauer aus Feuerbachs Feder. Auf den Gegensatz zwischen den beiden Denkern kommen wir sofort zurück.

Die Selbstliebe ist der Grund alles unseres Wollens. Aber was bei mir der Fall ist, das ist auch der Fall bei dem Andern, bei allen Menschen. Durch die Selbstliebe des Andern wird mir eine Pflicht auferlegt — ja auferlegt, zunächst als ein Joch, eine Last. Der Andere macht sich mir gegenüber geltend, fühlbar geltend; er zwingt mich zur Rücksicht auf ihn. So ist die Pflicht zunächst Gegensatz zum Glückseligkeitstriebe.

„Mein Recht ist mein gesetzlich anerkannter Glückseligkeitstrieb, meine Pflicht ist der mich zu seiner Anerkennung zwingende Glückseligkeitstrieb des Andern ... Die Moral kann nicht

*) X. 62. Sollte heissen: „Ein Wille, der nichts wollen soll", ein Imperativ, der sich gegen das Weltgebäude richtet.

aus dem blossen Ich oder der blossen Vernunft ohne die Sinne — sie kann nur aus der Verbindung von Ich und Du, welches, im Gegensatze zu dem sich denkenden Ich, nur durch die Sinne gegeben ist, nur aus der Verbindung der Kantischen „Autonomie“ und der „Heteronomie“, der Selbstgesetzgebung und der Gesetzgebung durch ein vom Selbst Unterschiedenes erklärt werden.“ *)

Diese Grundlagen aller Ethik, die man nicht wieder verlassen können wird, ohne Vernunft und Wissenschaft zu verachten, stimmen auf das Genaueste mit denen überein, die mein verstorbener Freund Proudhon in seinem letzten Hauptwerke für die Gesellschaftswissenschaft legte. Im Andern das eigene Ich erkennen und achten lernen, das ist der Weg zur Sittlichkeit, die zuerst Polizei, dann Justiz heissen mag, zuletzt aber Achtung oder Respekt vor der Menschenwürde, empfundene und bethätigte Gerechtigkeit heisst. **)

Feuerbach gräbt hier wiederum so tief, wie noch kein Bergmann vor ihm gegraben hatte. Denn das „wohlverstandene Interesse“ der französischen Enzyklopädisten ist erst ein verstandenes Interesse, noch kein für Andere empfundenes. Das alte: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“, hat den Fehler des kategorischen Imperativs, des Sollens überhaupt. Das zeitliche, nicht das imperativische Futurum: Du wirst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, ist das Motto der Sittengeschichte und Sittenphilosophie. Feuerbach schrieb einmal den Satz nieder: „Die Moral ist eine empirische Wissenschaft.“

„Was anders kann daher die Aufgabe der Moral sein, als das in der Natur der Dinge, in der Gemeinschaft selbst von Luft und Licht, von Wasser und Erde gegründete Band zwischen eigener und fremder Glückseligkeit, mit Wissen und Willen zum Gesetz des menschlichen Denkens und Handels zu machen?“ ***)

Nothwendiger Wille heisst aber nicht einfacher Wille. Im Menschen geht ein Streit der Motive vor, den er nach seinem Charakter entscheidet. Das höhere Motiv siegt über das niedere, der Wille wird reflexiv, d. i. sittlich. Vergiftetes Wasser trinke ich nicht im brennendsten Durst.

---

*) X. 66.

**) P. J. Proudhon: De la Justice dans l'Eglise et dans la Révolution (sollte Raison heissen, damit der Götzendienst der „Revolution“ einmal aufhörte). Nouvelle édition, Bruxelles 1860, trefflich übersetzt von L. Pfau, O. Meissner, Hamburg. Proudhon ist auch so ein „Verschollner“, der ebenfalls die Todtenrichter, d. i. Todtsager, überleben wird.

***) X. 70.

„Nothwendigkeit und Folge aus einem gegebenen zureichenden Grund sind Wechselbegriffe", sagt richtig Schopenhauer, heisst es bei Feuerbach, der positiv die pessimistische Willenstheorie studirt hatte. Aber, fügt der Humanist hinzu, zwischen dem bestimmenden Grunde und seiner Folge stehe ich, dieses bestimmte Wesen. Was für mich gestern nothwendig war, ist es heute nicht, die Nothwendigkeit ist nur eine momentane und subjektive. Woher auch sonst die Reue, woher das Gewissen? Mit dem einfachen Mechanismus des Kausalgesetzes reichen wir also psychisch nicht aus; sonst wäre keine Reaktion möglich. Die Reue aber reagirt gegen die vergangene Nothwendigkeit.*)

„Kant und nach ihm Schopenhauer" suchten die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen mit der Verantwortlichkeit dadurch zu vereinbaren, dass sie den „empirischen Charakter" des Menschen von dem „intelligibeln", idealen Charakter unterschieden. Der letztere soll die Verantwortlichkeit tragen, weil er „frei" ist. „Aber dieser freie Wille ist nur eine leere Tautologie des Dinges an sich". Es heisst nichts Anderes als: der freigedachte Wille ist frei. Da fehlte nur noch ein Schritt, den Schopenhauer richtig auch gethan hat, nämlich zu behaupten: Operari sequitur esse, das Thun folgt auf das Sein, also ist der Mensch für sein Sein verantwortlich! Mit dieser Auffassung wusste sich Schopenhauer bekanntlich gar viel; die indische Abbüssung des Seins däuchte ihm die Tiefe aller Tiefen.

Feuerbach: „Wofür ich keinen Grund weiss, dafür mache ich den Willen verantwortlich; was ein Fehler meiner Vernunft ist, das rechne ich dem Willen des Andern — oft auch dem eigenen — zur Schuld an. Weil ich in meinem Kopfe keinen Zusammenhang finde zwischen dem Menschen und dem Diebe, so finde ich ihn ausser mir in dem Strange, woran der Dieb am Galgen hängt. Operari sequitur esse, auf das Stehlen folgt das Hängen."**)

Gerade auf das Sein, sagt F., welches doch die Vorbedingung des Wollens ist, kann eingewirkt werden. Diätetische Mittel bestimmen den Organismus, influiren auf den Charakter und seine Wollungen. Nach dem spiritualistischen Cartesius und dessen eignen Worten „hängt der Geist von der Beschaffenheit der körperlichen Organe ab, so dass, wenn irgend ein Mittel ausfindig

*) X. 88 ff.
**) X. 96—101.

gemacht werden kann, die Menschen weiser und sinnreicher zu machen, als sie bisher gewesen, dieses nach meiner Ueberzeugung nur in der Medizin gefunden werden kann; denn die Menschen würden von unzähligen, sowohl leiblichen als geistigen Uebeln frei werden, wenn sie geeignete Kenntniss von den Ursachen dieser Uebel und den Mitteln hätten, die uns die Natur dagegen gewährt.*)

Diesen weisen Worten, die nur eine Erweiterung des Mens sana in corpore sano sind, möchte man hinzufügen: Wenn es schwer, ja unmöglich ist, die fertigen Individualitäten oder „empirischen Charaktere" zu ändern, so ist doch ein grosses Feld von Wirkungen eröffnet bei der Bildung von Individualitäten, ja von ganzen Generationen. Der absolute Wille als „Ding an sich" mag sich auf den Kopf stellen, die relativen Willen sind gerade so zu züchten wie die Tauben oder Orchideen — durch Erziehung, die anthropologische Uebersetzung von Züchtung. Und hier liegt offenbar ein dankbareres Geschäft, eine menschenwürdigere Verwendung der Geistesgaben vor, als in dem bequemen Anachoretenthum des Pessimismus.

Der Determinismus, weit entfernt, uns das Menschenthum in trübem Lichte zu zeigen und eine trostlose Aussicht in die Zukunft zu eröffnen, bildet vielmehr den Leitstern des Menschen wie der Gattung. Mit Willensfreiheit wären wir längst im Chaos der Anarchie versunken. Nur die Willensbestimmtheit hat uns gefördert und kann uns weiter fördern.

Der Determinismus — wir haben das hervorgehoben — ist weder Mechanismus noch Fatalismus. Wäre er eins von beiden, so wäre noch keinem Menschen auch nur der Begriff: „Freiheit des Willens" in den Kopf gekommen. Die Uhr philosophirt nicht, und ein Türke auch nicht, wenigstens so lange nicht, als er ausruft: „Es steht geschrieben". Gerade der Determinismus bürgt für die Freiheit; wir können die Kinder und die folgenden Geschlechter „determinirt" frei machen. Betrachtet man freilich die bisherige Erziehung, so möchte man an die Willkür glauben. —

Der Streit der medizinischen mit der philosophischen Fakultät, fährt F. fort, ist der wahre Befreiungskampf der Menschheit. Der alte Kaspar Hofmann im 17. Jahrhundert äusserte sich dahin: „Galen sagt immer: das richtige Massverhältniss oder die gehörige

*) X. 110. 111.

Mischung und Beschaffenheit (temperamentum) des Körpers ist — die Seele."*)

Um aber medizinisch-diätetisch auf uns einwirken zu lassen, um Jugend zu erziehen, müssen wir den Spiritualismus, die Lehre von der selbständigen Existenz des pneumatischen Prinzips und seinen willkürlichen Einflüssen auf das Andere, den Leib, ein für alle Mal aufgeben. Cartesius, Malebranche, Leibnitz, und an ihrem Schweife Hegel, sind lauter Spiritualisten, denen die Materie im Grunde verächtlich, dem Letztgenannten das „Aussersichsein" war. An dieser Stelle läuft die Hegel'sche Psychologie Spiessruthen.**)

Ein höchst bedeutsames Kapitel ist das 15.: „Kritik des Idealismus". So frisch als wäre es gestern geschrieben, so scharf, dass es zum Verwundern ist, wie die Gegner des Pessimismus sich nicht in dieser Waffenkammer ausrüsteten, anstatt ihre lahmen Bedenken, die selbst auf Krücken gehen, wider die schreibfertige Modekrankheit ins Feld zu führen.

Dass F. von Fichte anhebt, um auf Schopenhauer zu kommen, hätte die Schopenhauerianer stutzig machen sollen. F. kannte eben seine Geschichte der Philosophie zu genau, um sich durch Schimpfereien auf Beraubte irre machen zu lassen.***) Das Ich, von welchem Fichte ausgeht, ist aber ein nur gedachtes, nicht wirkliches Ich; das wirkliche Ich ist nur das Ich, dem ein Du — zunächst der eigene Leib — gegenübersteht. Ich bin und denke nur als ein ausser dem Andern seiendes und denkendes Wesen, nur in Raum und Zeit. „Was weiss ein an sich unräumliches und unzeitliches Wesen von Zeit und Raum?" Wie wären also Zeit und Raum nicht Wesensbestimmungen, ihr Herren?

„Ich denke, ich empfinde nur als Mann oder Weib, und ich bin daher vollkommen berechtigt, die Frage: ist die Welt nur eine Vorstellung und Empfindung von mir, oder auch eine Existenz ausser mir? mit der Frage: ist das Weib oder der Mann nur eine Empfindung von mir, oder ein Wesen ausser mir? auf gleichen Fuss zu stellen."†)

Der Grundmangel des Idealismus besteht darin, „dass er die Frage von der Objektivität und Subjektivität, von der Wirklichkeit

*) X. 124.

**) X. 153 ff.

***) Der hier angeregte Gedanke einer genetischen Kritik Schopenhauers verlangt eine besondere Ausführung.

†) X. 188.

oder Unwirklichkeit der Welt, nur vom theoretischen Standpunkt aus sich stellt und löst, während doch die Welt ursprünglich, zuerst, nur weil sie ein Objekt des Wollens, des Sein- und Haben-Wollens ist, Objekt des Verstandes ist". Wie tief und fein zugleich! Der brutale absolute Wille wird psychologisch erklärt, wie jedes Dogma; auch psychologisch folgt der Intellekt auf den Willen; aber grade der Wille fegt die Traumwelt der „subjektiven Anschauung", die aufgewärmte Berkeley'sche Illusion weg!

„Kinder existiren allerdings zunächst nur „„inner- oder unterhalb der Haut"" — der Mutter; aber der wesentliche Sinn und Trieb, das eigentliche Ziel und Objekt dieser verzwickten Existenz ist das direkte Gegentheil der Schopenhauer'schen Philosophie — ist die Existenz ausser der Haut". Existiren etwa die Kinder mit allen Wehen und Schmerzen bis zum Kaiserschnitt auch nur in der subjektiven aprioristischen Form der Anschauung? Ist die chirurgische Kausalität ein Traum des Philosophen?

„Warum streckt denn die Katze ihre Krallen, statt nach der Maus, nicht lieber nach ihren eigenen Augen aus, wenn die Maus, die sie sieht, nur in ihren eigenen Augen existirt, nur eine Affektion ihrer Sehnerven ist?"

Mit Einem Worte, das Objekt ist nicht blos Vorstellung, das „Objekt ist eben so gut Objekt-Subjekt, als das Subjekt Subjekt-Objekt, d. h. das Ich Du, Ich, der Mensch, Welt- oder Naturmensch, gleich wie die Katze wesentlich Mauskatze, die Raupe, die von der Wolfsmilchstaude lebt, Wolfsmilchraupe, die Laus, die von den Blättern der Pflanzen lebt, Blattlaus ist und heisst."*)

„Wenn die Empfindung ein in sich verschlossenes, karthäuserisches, gnostisches, buddhistisch nihilistisches Wesen wäre, so wäre es allerdings unmöglich, ja unsinnig, von ihr aus zu einem Objekt, einem Etwas ausser ihr, einen Uebergang finden zu wollen; aber die Empfindung ist das grade Gegentheil der asketischen Philosophie: ausser sich vor Wonne oder Schmerz, leut- und redselig, lebenslustig, genusssüchtig, d. h. objektsüchtig, denn ohne Objekt kein Genuss."*)

Und jetzt fasst Feuerbach Schopenhauer, den er einen „übrigens selbst von der Epidemie des Materialismus angesteckten Idea-

*) X. 191.
*) X. 189—193.

listen nennt, corps à corps, von wegen der Empfindung „innerhalb der Haut“, wie man das gefälligst nachlesen möge.*) Aber kaum lässt er den philosophischen Idealisten los, so packt er auch schon den „physiologischen Idealisten“, in der Person Joh. Müller's („Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes“). Müller meinte nämlich, das Licht sei „nicht der erste und vornehmste Impuls zur Erzeugung der Empfindung des Lichts und der Farbe, sondern unter vielen andern der gewöhnlichste“. F. fragt: „Wie verträgt sich dieser Gedanke mit gesunden Sinnen? Der Sehsinn (Lichtsinn) ist nur für das Licht empfänglich, für das Licht von der Natur prädestinirt; das Licht ist sein Eins und Alles; für ihn existirt nur Licht, darum ist alles Andere für ihn auch nur Licht, oder er nimmt jeden Eindruck auf sich, welcher Art er auch sei, als Lichterscheinung auf; aber eben desswegen hat die phantastische oder überhaupt subjektive Lichtempfindung nicht gleiche Bedeutung mit der objektiven, jene ist eine dieser untergeordnete, von ihr abzuleitende. Wie kann ich eine ohne äusseres Licht entstandene Sehsinnaffektion als feurigen Kreis, als Funken oder Flammen wahrnehmen und bestimmen, wenn ich nicht schon unter dem Beistand des göttlichen Lichts in natura Feuer, Funken und Flammen gesehen habe? Licht ohne Auge, oder was Eins ist, ohne äusseres Licht, ist ein Licht, das nicht leuchtet und erleuchtet, das nur Ich, aber kein Anderer wahrnimmt, mit dem ich selbst nichts sehe und wahrnehme. Also ist dieses subjektive, dieses nichtsnutzige, dieses äffische Licht himmelweit verschieden von dem wahren, dem allgemeinen Lichte, worin nicht nur Ich, sondern zugleich auch der Andere sieht, worin ich nicht nur sehe, sondern auch gesehen werde, nicht nur Subjekt, sondern auch Objekt des Sehens bin.... Desperater Durst macht selbst den eigenen Urin zu einem Getränke. Wer sollte aber desswegen dieses selbstfabrizirte, von unsern Nieren ausgeschiedene Wasser mit dem Quellwasser der Natur ausser uns auf gleichen Fuss stellen — schliessen, dass das

*) X. 193—6. Freilich ist Schopenhauer vom Materialismus angesteckt, da er die Materie für die wahre, beharrliche Substanz erklärt. Aber er ist eben aus Widersprüchen zusammengesetzt: auf dem realistischen Göthe'schen Boden erwuchs ihm die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“, und doch gewahrte er die sichtbare, bunte Welt nicht, erklärte sie vielmehr für einen „Traum“, mit demselben Calderon, der da sagte: El mayor delitto
Del hombre es haber nacido.

Wasser nur der gewöhnlichste, nicht der normale, naturgemässe Gegenstand unseres Durstes, d. h. unseres Wasserbedürfnisses ist!"*)

Man wird diese ruhige, geistvolle Klarheit mitten im „Elend des Lebens", in der „Qual des Daseins" verehrend bewundern. Feuerbach war nicht der Mann, der seine persönlichen Schrullen auf den Markt hinaustrug, der aus individuellen Capricen ein System aufbaute. Was er subjektiv zu klagen hatte, das blieb subjektiv, epistolarisch an Freunde gerichtet, oder monologisch ad se ipsum niedergeschrieben. Erst wir, die Nachlebenden, haben die Pflicht, den Schleier seines subjektiven Martyriums ein wenig zu lüften, weil uns daraus das Recht erwächst, von seiner Grösse zu reden. Ja, er war ein Märtyrer für die Menschheit, aber ohne Paukenwirbel und Trompetengeschmetter. Er feierte das Leben — auf der Asche seiner bescheidensten Lebenshoffnungen. Er war in der That ein „moralisches Genie".

XI.

Die Moral von der Geschichte.

Die „Geschichte" bedeutet hier die Philosophie, und die „Moral" — die Moral, als Resultat der Philosophie. Feuerbach wollte schon lange sein Fazit ziehen, die Quintessenz aller Spekulation, alles Denkens, aller negativen und positiven Kritik, in planster Darstellung, in durchsichtigstem Style, in den populärsten Ausdrücken hinstellen. Das wollte er, natürlich ausführlicher als ihm vom Geschicke verstattet wurde. Soll aber ein Fazit kurz und gedrungen sein, muss sich ein Resultat übersichtlich gestalten, darf die epigrammatische Spitze nicht fehlen: tant de bruit pour une omelette — und doch ist auch der Eierkuchen etwas in seiner Art und zu seiner Zeit Vortreffliches, „Vollkommenes" — so haben wir die kurze Fassung des handschriftlichen Nachlasses: Zur Moralphilosophie, nicht einmal zu bedauern.

Feuerbach liebte es, gewisse Abstrakta, die aus der Aufklärungsperiode und aus dem sie abschliessenden praktischen Kantia-

*) X. 197 — 200.

nismus sich ins gewöhnliche Bewusstsein hineingestohlen hatten, als Probleme seiner Untersuchungen festzuhalten, um durch die Analyse solcher Begriffe jenem Bewusstsein über sich selbst hinauszuhelfen. So setzte er den Hebel an „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit“, so warf er den „Glückseligkeitstrieb“, den verdeutschten Eudämonismus, in die Retorte, und quälte ihn von einem Brautgemach ins andere. Die hochwohlweisen Metaphysiker von Profession, in Amt und Würden, mochten das gemeinplätzig finden und auf solch vulgäres Treiben geringschätzig hinabblicken. Was kümmerte es ihn? Hatte er doch seine Freude dran, wenn er ihnen nachwies, dass der ganze Inhalt ihres Abrakadabra eben nur Gemeinplatz sei, dass man die Philosophie jedem Menschen von gesunden fünf Sinnen in einer Stunde beibringen kann, sobald man ihm nur den Kopf vorher ausgefegt hat, und dass die Weisesten aller Zeiten im Grunde nur behauptet haben: „Das Getriebe erhalte sich durch Hunger und durch Liebe“, vorbehaltlich des Pleonasmus, dessen sich Schiller bei dieser Gelegenheit schuldig gemacht habe.

Auch Lessing schloss sich seiner Zeit an solche courante Ausdrucksweisen mit Vorliebe an, er zahlte gern in landläufiger Münze. Gar oft kam ihm z. B. das Wort „Vollkommenheit“ in die Feder. Darob kanzelte ihn später der aristokratische Plebejer Schopenhauer ab, als ob Lessing die Münze geschlagen hätte, als ob er sie aus einem andern Grunde hergegeben, als weil Jeder sie unbedenklich für voll nahm!

Im letzten gedruckten Werke war F. in der Mitte seiner Erörterung von „Spiritualismus und Materialismus“ wieder von der Ethik abgekommen und auf die spekulative Philosophie und Physiologie gerathen. Es blieb ihm also das ethische Problem auf dem Gewissen. Zwei Jahre nach der ersten Mahnung der Natur an seinen Kopf, im Winter 1868 auf 69, verfasste er das, was man die Moralphilosophie in der Nuss nennen könnte. Ein allgemeiner Titel findet sich in der Handschrift nicht vor; nur die Abtheilungs-Titel sind authentisch. Die Familie hatte eine Autobiographie erwartet, sie war einigermassen erstaunt, als sie die Fragmente einer Theorie der Moral unter den Papieren des schweigsamen Dulders entdeckte.

Die Anlehnungen an den 10. Band sind sichtbar, oft greifbar; bei den Hauptstellen haben wir dies unter dem Text angemerkt.

Man kann die Moralphilosophie, wie sie Feuerbach hier gibt,

in den Satz zusammenziehen: Die Sittlichkeit besteht in der Vereinbarung des fremden Glückseligkeitstriebes mit dem eigenen, und hinzufügen: Da die Sittlichkeit eine empirische Angelegenheit, folglich ein Werden und Wachsen ist, so geht sie vom äusserlichen Zwange aus, wird später Thatsache des innerlichen Zwanges, und endet damit, selbstredend, d. i. Gesinnung zu sein.

Wieder hat er es mit Schopenhauer zu thun, dessen Ideal der hinterasiatische Buddhismus oder Buddhaismus war. F. weist nach, dass der Buddhismus weit entfernt, den Glückseligkeitstrieb zu leugnen, vielmehr gleich jeder andern Weltanschauung auf ihn gebaut ist. „Wehe der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, die nur in dem plumpen deutschen Hopsasa, oder gar in dem brutalen Hurrahgeschrei, nicht auch in dem Weheruf und Klageton irdischer Schwermuth die Stimme des Glückseligkeitstriebes vernimmt! Auch der asketische Buddhist hat, wie unser Eins, kein Gefallen am Kranksein, nein! so eifrig wie wir sucht er nach einer Panacée, nach einer Arznei, die ihn von allen seinen schmerzlichst empfundenen Krankheiten und Uebeln heile; aber weil er mit seinem überreizten Nervensystem das Leben selbst als eine Krankheit empfindet und ansieht, so findet er begreiflicher Weise diese Arznei nur im Tode. Nirwâna heisst daher unter Anderm ausdrücklich „die Arznei, die alle Leiden hebt und alle Krankheiten heilt.“

Schopenhauer wird persönlich als „vor den übrigen deutschen spekulativen Philosophen durch seine Unumwundenheit, Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichnet“ anerkannt, auch seiner Theorie vom „Mitleid“ alles Gute nachgesagt, was sie enthält. Die Konsequenz aber, die der Pessimismus nicht zieht, zieht Feuerbach für ihn aus dessen eigenen Prämissen: Wem die menschliche irdische Glückseligkeit ein Nichts ist, dem muss auch das menschliche Leid und Elend Nichts sein. Der Massstab für das Elend liegt ja in seinem Gegensatze, im Glück; wer nicht weiss, was Glück ist, hat auch keine Idee von Elend. Woher aber weiss er etwas vom Glück? doch nur aus der irdischen Erfahrung. Und wer das Nichts anstrebt, der verlangt wieder nach Glück, wenn auch nach einem absonderlichen.

Dass Zeit und Raum „keine blossen Erscheinungsformen“ vielmehr „Wesensbedingungen, Vernunftformen, Gesetze des Seins wie des Denkens“ sind, wussten wir

schon aus den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft".*) Hier, im Nachlass, hören wir es in populärer Weise zum letzten Male. — Der Zusammenhang und das Verhältniss von Recht und Moral wird im 9. Abschnitt höchst einfach und prägnant dargestellt: Die Moral beginnt mit der Zwangspflicht, unter der Sanktion der Strafe. Das Recht umfasst also ein bestimmtes und begränztes Moralgebiet; wenn aber die Moral weiter greift, neue Forderungen stellt, so zwingt sie das Recht, ihr nachzukommen und ihre sittlichen Ansprüche legislatorisch zu sanktioniren. Ein Gedanke von der grössten Tragweite!

In den Jahren 1843—44 schrieb Feuerbach in sein Tagebuch: „„Der Mensch kann nicht aus der Natur abgeleitet werden""! „nein, aber der Mensch, der unmittelbar aus der Natur entsprang, war auch nur noch ein reines Naturwesen, kein Mensch. Der Mensch ist ein Produkt des Menschen, der Kultur, der Geschichte. Viele Pflanzen und Thiere sogar haben sich unter der Pflege der menschlichen Hand so verändert, dass wir ihre Originale gar nicht mehr in der Natur nachweisen können. Willst Du zur Erklärung ihres Ursprungs zu einem Deus ex machina Deine Zuflucht nehmen?"**)

Das war vor Darwin. Im zweiten Abschnitt des nachgelassenen Werkes wird Darwin selbst zitirt, und zwar mit seiner Schrift: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen etc. I. 384". Feuerbachs frühere Naturanschauung wurde also später glänzend gerechtfertigt. Der unermüdlich Fleissige war bis an seinen Lebensabend allen bedeutenden Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur eifrigst gefolgt.

Er hatte die spekulative Philosophie in Psychologie und Physiologie, d. i. in Anthropologie aufgelöst, dem Menschen die fatale Deuteroskopie ausgetrieben, ihm seine natürlichen gesunden Augen zurückgegeben. Erkenne Dich selbst, hatte er ihm zugerufen, in all den transzendenten Phrasen, in dem ganzen Gallimathias der Theologie und Philosophie! Werde im Kopfe, was Du im Herzen bist, natürlich! Du bist ja aus der Natur.

Und grade während Feuerbach auf seinem Gebiete unermüdlich vordrang und dabei glänzende Perspektiven in das Naturerkennen

---

*) II. 332. Auf die ganze Apriorität, welche Schopenhauer von Kant entnahm und noch schroffer gestaltete, komme ich an anderm Orte zurück, und bedaure zum Voraus, dass nicht viel von ihr übrig bleiben wird. D. H.

**) II. 411 (1846).

eröffnete, arbeitete die Naturwissenschaft von allen Seiten auf den Punkt hin, wo sie sich mit dem Gedanken begegnen sollte. Die Naturforscher ihrerseits riefen: Es ist nichts mit der brutalen Empirie, mit dem unendlichen Experimentiren, Vernunft muss bei dem Werke sein.*) Mit aller gesegneten Induktion kommen wir nicht über den Baconischen Hamlet hinaus; die Deduktion muss mit der Induktion in die engste Verbindung gebracht werden. — Die Franzosen hörten die Italiener mitten im Mont-Cenis bohren: die Naturforscher hörten Feuerbach, Feuerbach die Naturforscher. Und ein freudiger Seufzer entwand sich der Brust Beider.**)

Wenn das menschliche Denken vorzugsweise durch Einen zur reinen Naturbetrachtung, zum Naturverständniss vorbereitet worden ist, so heisst dieser Eine Ludwig Feuerbach, weit eher als Schopenhauer; denn Schopenhauer, der sich beständig seiner ehernen Konsequenz rühmt, sprang von der Natur ab in die religiöse Mystik. So klar durch Göthe in das Allleben eingeführt, desertirte er doch in den Alltod. Der scharfsinnige Kantianer suchte ein Absolutes, er der behäbige, geistreiche Spötter über jedes „Absolutum"; was Kant als gleichgültig zur Seite geschoben hatte, das Ding an sich, das imponirte ihm gewaltig, und er jubelte sein „Gefunden" in allen Tonarten, als er den Willen, d. h. im Grunde das Leben, die treibende Kraft des Daseins, an die Stelle der „absoluten Idee" auf den Thron gesetzt hatte.

In der That, der absolute Wille ist gleich und parallel der absoluten Idee, oder dem absoluten Geist. Beide objektiviren sich in den besondern (Platonischen) Ideen. Das Einzelne ist nicht, ist verschwindendes Moment, das „Dieses" ist nichts, das „Hier" nichts, oder das Objekt existirt nicht, ist Illusion der Anschauung. Bei Hegel ist der absolute Geist Nirwâna Hegel fängt nur mit dem

*) „Wir dürfen nur nicht den Verstand von den Sinnen abtrennen, um das Uebersinnliche, d. i. Geist und Vernunft im Sinnlichen zu finden." II. 331.

**) „Als man in den Fünfziger Jahren anfing, die Geistesschöpfungen, namentlich eines Humboldt, weiteren Kreisen zugänglich zu machen und seitdem überhaupt die Naturwissenschaft in ihren weitesten Verzweigungen einen neuen Aufschwung nahm, da besannen sich die für den humanistischen Gedanken Eintretenden rechtzeitig auf die Feuerbach'schen Philosopheme, um sie zur Grundlage ihrer Deduktionen zu machen. So wie auf dem kosmischen Gebiet überall Humboldts Geist weht, so tränkte der Feuerbach'sche Sensualismus die geistige Atmosphäre des gesammten modernen Lebens." So schrieb Dr. H. Benecke, fidus Achates, am Tage nach Feuerbachs Begräbniss. S. Wiener „Presse", Sept. 72.

Nichts an, während Schopenhauer mit dem Nichts aufhört. Ist das wohl der Mühe werth, Hegeln einen „Charlatan, Windbeutel, Kaliban" zu schelten, von „Afterweisheit und Pöbelphilosophie" zu reden?

Wie weise, wie sokratisch, ist Feuerbach gegen Beide! Er beginnt nicht mit dem Nichts, sondern mit der Nichtphilosophie, mit dem fühlenden, empfindenden Menschen, entlockt ihm die Geheimnisse der Philosophie, erklärt sein Wesen, und schliesst wieder nicht mit dem Nichts, sondern mit dem bewussten Menschen, der einen mächtigen Inhalt zu entfalten, geschichtlich zu realisiren hat.

Die Naturforscher aber, jene heilige Schaar von Priestern des erkannten Lebens, des ewigen Werdeprozesses — wenn sie noch Lust und Musse zur Apotheose haben, sollen Ludwig Feuerbach in ihr Pantheon stellen. Denn er hat sie errathen, vorausverkündigt; er hat als Herkules die zwölf Grossthaten vollbracht, um das hellenische Land von den Ungeheuern, Wäldern und Morästen zu säubern, vor deren Beseitigung von einer wahren Geisteskultur keine Rede sein kann. Das ist seine Bedeutung, seine Grösse, in saecula saeculorum.

„Wirkliche Erkenntniss ist eben nur die Erkenntniss des Wirklichen. Erkenntniss des Wirklichen ist aber das Wesen und der Zweck meiner Philosophie, gleichgiltig ob nun das Mittel, das Organ dieser Erkenntniss, Idealismus oder Realismus heisst oder ist."

„Nichts ist gemeiner und niederträchtiger, unwürdiger nicht nur eines ehrlichen, sondern eines wissenschaftlichen Mannes, als den naturwissenschaftlichen oder philosophischen Materialismus mit dem bürgerlichen Materialismus, dessen Materie, dessen Grundstoff das Geld ist, mit dem Pecunialismus zu identifiziren. Nichts ist dem Pecunialismus entfernter, nichts ein grösserer Widerspruch, als die Beschäftigung mit dem Stoffe der Natur, des Hirns, und dem spiritualistischen Stoffe der Gesellschaft, wieder dem Gelde."*)

„Ich bin Idealist auf dem Gebiete der praktischen Philosophie, d. h. ich glaube unerschütterlich, dass gar Manches, ja wohl

*) Nachgelassene Aphorismen. Die letztere Stelle stimmt vollkommen zu der berühmten Häckelschen Erklärung in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Abermaliges Zusammentreffen!

gar Manches, was den kurzsichtigen, kleinmüthigen Praktikern heute für Phantasie, für nie realisirbare Idee, ja für blosse Chimäre gilt, schon morgen, d. h. im nächsten Jahrhundert, in voller Realität dastehen wird. Aber auf dem Gebiete der eigentlich theoretischen Philosophie gilt mir nur der Realismus."*)

Idealismus, Realismus, Materialismus, Theismus, Pantheismus, Atheismus — „Spitznamen!" — „Triviale Spitznamen!" —

Er begann mit der scholastischen Spekulation, mit dem unendlichen Vertrauen zu sich selbst, zur absoluten Vernunft. Wir sind in den Flegeljahren — extemporiren wir eine Welt!

Dann wurde er kritisch, skeptisch, suchte und strebte — aber immer noch vom „Geist" aus, nach dem Gegensatze, nach dem Andern. Er negirte die Religion und hielt bescheiden den Bayle vor sich hin.

Hierauf untersuchte er die Dinge, und vorzüglich das Ding aller Dinge, das wahre Ding an sich, den Menschen, das menschgewordene Ding. Die konkrete Vernunft enthüllte sich vor seinen Augen, die Negation wurde zur thatsächlichen, d. h. zur Affirmation des Negirenden selbst.

Endlich liess er den Menschen in schlichter, ungelehrter Sprache reden, er war anthropologischer Naturforscher, naturwissenschaftlicher Anthropologe geworden.

Jetzt musste er sich nothwendig mit der Entwicklungstheorie begegnen. Es gibt fortan keine andere Philosophie mehr als diejenige, welche die Resultate der Anschauungs-Erkenntniss zum Ausgangspunkte nimmt. Das kosmische Gesetz geht mitten durch den Menschen hindurch.

Und nun fahre wohl, Du seliger Todter — denn selig ist, würdest Du sagen, wer beseligt hat und noch beseligt, nämlich Andere. — Emigravit, rief Wilibald Pirckheimer dem Altmeister deutscher Kunst, dem Franken Albert Dürer nach. Emigrasti, Du bist ausgewandert, — nicht auf einen Stern, Du selber Stern in der Nacht der Erde, nicht in eine unfindbare Welt, auch nicht ins Nichts, sondern in die bewusste Menschheit, aus der Du hervorgegangen, und deren Bewusstsein Du so mächtig gesteigert hast. Dort lebst Du, reich durch sie — sie reicher durch Dich — un-

*) „Wesen des Christenthums". Vorrede zur 2. Aufl. VII. 10.

sterblich. Vom traurigen Rechenberg in die heitere Unsterblichkeit! Du hörst nicht mehr „die verfluchten Hunde bellen“, Du frierst nicht mehr in Deinem unheizbaren Zimmer, Du wünschest nicht mehr ein „Holzhacker“ geworden zu sein — ach, es wird Holz genug gehackt, schlechtes und schlecht. Jetzt strömst Du unaufhörlich Deinen Feuerbach aus, den Dir des Lebens Noth so oft zum Stocken brachte .....

Auf den Sockel des Denkmals, welches Dir ein edelgesinnter „Bourgeois“ — es gibt auch solche, wie Mirabeau ein edler Adliger war, und der Herzog von Noailles — auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg errichtet hat, lege ich dieses geistige Denkmal in stolzer Bescheidenheit nieder.

Feuerbach! — wenn ich nur zur Hälfte gesagt habe, was Du gewesen bist, nein, was Du bist — es wäre die beste That meines Lebens. Ganz — das weisst Du ja — will so etwas nie heraus, ganz kann man sich nicht „ausschütten“; ein Unsagbares, der musikalische Rest, bleibt immer zurück.

Sei also halb zufrieden — als Du unter uns wandeltest, war das ein hohes Lob .....

Goisern bei Ischl, Juni 1874.

Karl Grün.



Ludwig Feuerbach's

Briefwechsel und Nachlass.



Redaktionelle Vorbemerkung.

Das Leben und Wirken Ludwig Feuerbach's hat sich mir bei der Durchsicht seiner Papiere, in natürlicher Uebereinstimmung mit seinen „Sämmtlichen Werken“, von selbst in fünf Perioden getheilt, nach denen ich das Druckenswerthe in der Korrespondenz wie in den handschriftlichen Aufzeichnungen zu ordnen bemüht war. Diese fünf Perioden sind kurz folgende:

I. Periode: Von der Geburt bis zur Promotion, 1804—1828, also Knabe, Jüngling und Eintritt in eine selbständige Existenz.

II. Periode: Von der Habilitation des Dozenten bis zur Proklamation einer eigenen Philosophie, 1829—1839, also Durchkämpfung des Hegelthums und mächtige historische Schöpfungen.

III. Periode: Die eigene Philosophie Feuerbach's und deren Vertheidigung, beides noch im Gewande des „spekulativen“ Denkens. Centrum: das „Wesen des Christenthums“ und das „Wesen der Religion“, die „Thesen“ und „Grundsätze“. 1840—1850.

IV. Periode: Die Natur und Mensch gewordene Philosophie: „Theogonie“, für ihn selbst das Höchste. 1850—1860.

V. Periode: Die Leidenszeit. Alle Gedanken gehen auf sittliche Probleme, auf Moralphilosophie: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit“. 1860—1872.

Die der fünften Periode ganz zugetheilten „Aphorismen“ repräsentiren wesentlich den Charakter der Feuerbach'schen Thätigkeit in diesem Zeitraum. Ansätze, Programme, Motti, Maximen, auch Seufzer und Klagen, bedecken sprungweise das Papier; zu Ausführungen kommt es nach 1866 nicht mehr recht. Die Arbeit über

„Moralphilosophie“ bildet den letzten grösseren Ansatz. „Die Gegenwart ist mir fortdauernde Vergangenheit“, sagte er. Allerdings gehört ein Theil dieser „Aphorismen“ in die 50er Jahre, in die „Zeit der ärgsten Reaktion“, ein ganz kleiner Theil sogar in die 40er Jahre. Diese beiden letzteren Klassen schienen mir jedoch nicht einen so prägnanten Zeitcharakter an sich zu tragen, dass sie unbedingt von ihren Geschwistern hätten getrennt werden müssen. Auch dünkte mir eine Sonderung dieser Keilschriften nach Materien und Gedankenrichtungen weit rathsamer, als die abstrakte chronologische Ordnung mit dem bunten Gewirr der Gegenstände und Zielpunkte. Zum Ueberfluss wird der aufmerksame Leser die Zeitunterschiede leicht herausfühlen.

Unter „Nachlass“ begreife ich sämmtliche ungedruckte, noch vorhandene Manuskripte, einerlei, welcher Lebensperiode sie angehören. Manches war hier werthvoll, weil es gewisse Durch- und Uebergänge schärfer markirte, als dies in den „Werken“ der Fall ist; Anderes, weil die zukünftige Entwicklung sich deutlicher darin ankündigt; noch Anderes endlich, weil es an und für sich schön und bedeutsam ist. Obgleich ich die 10 Bände „Sämmtliche Werke“ ziemlich inne zu haben glaube, ist es doch möglich, dass etliche Anklänge, ja sogar kleine Wiederholungen von bereits Gedrucktem sich eingeschlichen haben. Man mag dann das Gute — vielleicht Vergessene — zweimal lesen.

Der Briefwechsel Feuerbachs ist mir zum grössern Theile so übergeben worden, wie er hier vorliegt. Das soll heissen, nur aus dem Gegebenen hatte ich die zweckmässige Auswahl zu treffen. Dann habe ich allerdings verschiedene Versuche gemacht, in den Besitz anderweitiger Briefe Feuerbachs zu kommen; von diesen Versuchen sind einige geglückt, andere — zum Theil unbegreiflicher Weise — missglückt. Wo Feuerbachs Meinung aus der Replik klar wurde, konnte ich mich trösten und kann sich auch der Leser trösten; wo dieses nicht der Fall ist, bleibt hin und wieder ein Fragezeichen stehen.

Die Briefe Anderer sind häufig, nicht immer, eine nothwendige Ergänzung der Briefe des Einen; sie adumbriren, illustriren oft die undeutlicheren Züge seiner Physiognomie. Bei Feuerbach aber, dem ungern, nur gezwungen Schreibenden, erhalten jene Briefe eine noch viel höhere Bedeutung. — Ich habe in jenen Briefen an F. bei der strengsten Prüfung und Erwägung, ob sie und in wieweit sie sich auf Ihn, auf sein Wesen,

seine Entwicklung beziehen, Manches mit Vorbedacht stehen lassen, was scheinbar keine Beziehung auf ihn hat, was aber den philosophischen Hintergrund der betreffenden Zeit auf die Scene malt, und Ihn selbst daher desto besser abhebt. Man kann sich da im Einzelnen irren, aber dieser Irrthum ist verzeihlich.

Im Prinzip ist selbstredend die chronologische Ordnung eingehalten worden. Von ihr bin ich nur da abgewichen, wo es sich um den Abschluss oder die Abrundung eines bedeutenden brieflichen Verkehrs handelte, so namentlich bei den Briefen Feuerbach's an seine Braut, bei Daumer und Moleschott. Dasselbe gilt auch von den Aktenstücken zur Auseinandersetzung mit Hegel, die ich dem Schluss der zweiten Periode einverleibt habe, obgleich die Polemik z. B. gegen die Hegel'sche Psychologie bis in das letzte gedruckte Werk von 1866 hineinspielt. Aber etwas Anderes schien mir die erste bewusste Loslösung, und wieder etwas Anderes das spätere kritische Zurückgreifen.

Vielleicht findet Dieser und Jener, dass die „untern Götter“ des Feuerbach'schen Olymps zu sehr berücksichtigt wurden, dass Persönlichkeiten ins hellste Licht gestellt sind, die, wie man sich vornehm ausdrückt, „nicht zur Philosophie gehören“. In diesem Punkte kann ich indessen nicht einmal Verzeihung annehmen, da ich die Manen des grossen Todten zu respektiren hatte. Feuerbachs Stolz war es, für Menschen gedacht und geschrieben zu haben; er verachtete schier seine „philosophischen“ Leistungen im engeren Sinne; er hatte kein Herz für Dilettanten, er liebte das Volk, den sog. „gemeinen Mann“. Er arbeitete sich beständig aus der Schulstube heraus, auf den Markt hin; er dachte an eine Volksausgabe seiner Schriften, er hätte reden mögen — wenn es seine Natur, und langjährige Vereinsamungs-Gewohnheit vielleicht noch mehr, gestattet hätten.

In seinem Geiste, im Einverständniss mit seinen Herzensgedanken, ist daher das „Philosophische Idyll“, natürlich aus rein objektivem Material, erbaut worden. Diesen Konrad Deubler, eine Kern- und Prachtnatur, hat Feuerbach unter den Männern geliebt, wie die „Theogonie“ unter seinen Werken. Der hat ihm bewiesen, was das Volk verstehen kann, und wie das Volk die Märtyrer des Gedankens ehrt und liebt. Feuerbachs Leben ist nicht ohne Konrad Deubler.

Es war eben eine andere Zeit, aus welcher solche Idylle erwuchsen, eine andere Philosophie, welche die Menschen erwärmte

und begeisterte. Man war noch weit zurück, man wandte sich noch nicht an die „gebildeten und gutsituirten Klassen“, welchen dann zugemuthet wurde, alles aufzubieten zur „Verbreitung der pessimistischen Doktrin“. Man hatte noch die leidige Achtung vor „Allem was Menschenantlitz trägt“, man bildete sich noch ein, man „könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren“. Und man ehrte und liebte, wo man es fand, „das Herz, das der Bauer im Kittel trug“.

Tempi passati. —

K. G.

I. Periode.

Von 1804 — 1828.

Von der Geburt bis zur Promotion. — Knabe, Jüngling und Eintritt in eine selbständige Existenz.

Ludwig Andreas Feuerbach wurde geboren am 28. Juli 1804, Samstag Nachts $^1/_2$2 Uhr, als vierter Sohn des damaligen Hofraths und Professors Anselm Feuerbach, zu Landshut. Der spätere Adel des Vaters war ein Verdienstadel, und erbte nur auf den ältesten Sohn, den berühmten Archäologen fort. Seine Mutter war eine geb. Mina Tröster, aus Dornburg bei Jena, eine schöne Frau.

Das mir vorliegende Taufzeugniss vom „k. bayrischen Stadt-Pfarramt zum heiligen Jodokus“ zu Landshut besagt ausdrücklich: „nach katholischem Ritus getauft“. Das hätte der P. Ildephons, O. S. B., zu Mariastein wissen sollen, als er dem grossen Ketzer unter dem 11. October 1867 schrieb: „O möchtest du, da du so bist, unser sein!“ (S. den Brief im II. Bde.) Von einer Rebaptisation oder Wiedertaufe ist schlechterdings keine Spur aufzufinden, und so könnte der Katholizismus aus der Taufe der Noth — da kein protestantischer Geistlicher zu haben war — eine Nothwendigkeit der christ-katholischen Bestimmung folgern.

Von 1806—1814 lebte die Familie Feuerbach in München, wo der Vater legislatorisch beschäftigt war. 1814—16 war er zweiter Appellationsgerichts-Präsident zu Bamberg, dann Staatsrath und erster Präsident zu Ansbach bis zu seinem Tode, 1833.

Zu Ansbach absolvirte Ludwig das Gymnasium, den 7. September 1822, lebte aber noch ein halbes Jahr im älterlichen Hause.

Ostern 1823 ging er nach Heidelberg, Theologie zu studiren. Schon das Jahr darauf zog es ihn nach Berlin, wo er von Ostern 1824 bis zum 22. April 1826 studirte, und zwar offiziell Philosophie vom 25. April 1825 an.

Ein Umstand verdient hier Erwähnung: Ludwig bezog in Berlin ein k. bayerisches Stipendium von 800 fl. jährlich, und dennoch musste ihm der Vater noch jährlich 200 fl. zulegen. In Heidelberg liessen sich die 800 fl. wegen der „Nähe der Bergstrasse", des Fahrens, Reitens und Fechtens (mit Bruch der Rappiere), begreifen; wer aber in den 20er Jahren zu Berlin „trockenes Brod" ass, „keinen Kaffee" trank, für monatlich 5 Thaler wohnte, keine Ausflüge und Sprünge machte — wie er das wahrheitsgetreu berichtet —: wohin geriethen dem 1000 fl.? Gewiss hat Ludwig geheime Ausgaben gehabt, die er schamvoll verschwieg; gewiss übte er schon damals das Laster des Wohlthuns und Mittheilens, der Unterstützung von Hülfsbedürftigen, das er in Bruckberg so kräftig fortsetzte. Von Jugend auf war ihm das „Mitleid" zu wenig, nur die werkthätige Liebe genug.

1826 kehrte er auf ein halbes Jahr nach Ansbach zurück, und ging dann 1827 nach Erlangen, um Botanik, Anatomie und Physiologie zu treiben; er hörte besonders die Professoren Koch und Fleischmann.

1828 promovirte er als Dr. ph. und etablirte sich als Privatdozent an der Universität Erlangen.

Seine Dissertation sandte er nach Berlin an Hegel, mit dem weiterhin folgenden höchst bedeutsamen Begleitschreiben.*)

*) Die wort- und buchstabengetreue Kopie dieses Briefes verdanke ich der Güte des Herrn Professor Karl Hegel zu Erlangen.

Briefe.

Ludwig an seine Mutter.

Ansbach, Sonntag d. 22. Oct. 1820.

Liebste Mutter! Freitag den 20. October vor 14 Tagen kamen wir von unserer grossen Reise zurück. Wir gingen über Stuttgart und Tübingen nach Freiburg, wo wir uns 5 Tage aufhielten. Der Karl hatte eine rechte Freude über uns. Karl ist sehr fleissig, ordentlich und sparsam, er trinkt und raucht sehr wenig und macht in der Mathematik grosse Fortschritte. Auch ist er gesund und wird auf Ostern nach Ansbach kommen. Von Freiburg gingen wir in die französische Stadt Strassburg, die über dem Rhein liegt, bis wohin uns Karl begleitete. In Strassburg wurden wir überall ausgelacht und mit Gläsern beschaut, wahrscheinlich wegen unserer altdeutschen Tracht, und weil überhaupt die Franzosen in dieser Gegend die elendsten unter den Franzosen sind. Hier trennten wir uns von Karl und wir wanderten fort und kamen nach Rastadt, Karlsruhe, Speier und dann nach Mannheim, wo wir uns einen Nachmittag aufhielten. Wir gingen auch auf den Kirchhof und sahen die Stelle, wo der brave Sand begraben liegt, welche aber ganz eben ist und nur mit Gras bewachsen. Wir rissen sehr viel Gras ab, wovon ich auch Dir ein wenig schicke, weil doch auch Du den deutschen Jüngling lieb hast. Auch sahen wir Kotzebue's Grab und den Platz, wo Sand erschossen (sic) wurde. Dann gingen wir von hier und über Heidelberg nach Ansbach wieder zurück.

Wie, sieht es denn bei Euch in Bamberg aus, seid Ihr doch alle gesund? O schreibt uns bald! O tröste Dich, dass wir nicht

bei Dir waren; es war Gottes Wille! O grüsse mir die lieben Schwestern! Und lebe wohl, gute Mutter! Gott gebe Euch Allen Gesundheit!

Dein treuer, Dich ewig liebender Sohn Ludwig.

Ludwig an die Mutter.

Heidelberg, 1823.

Lass meinen Brief Niemanden lesen, da ich ihn aus Mangel an Zeit nur flüchtig hinwerfen konnte.

Liebe gute Mutter! Möge ich Dich nur ja nicht aufgebracht haben durch das lange Stillschweigen von mir, da mir doch das Viele, das ich seither gesehen und gehört habe, einen so reichhaltigen und unterhaltenden Stoff an die Hand gab; o möge ich Dich nur nicht dadurch erzürnt haben, da ich jetzt immer mehr in der Fremde einsehe, dass der Mensch keine Ursache zu klagen habe, wenn er nur von einem treuen Mutterherzen geliebt wird, schlage ihm auch sonst keines anderen Menschen Herz warm und liebevoll entgegen, und dass man eine Welt entbehren kann, aber keine Mutter.

Erst von meiner Reise also, die ich in Begleitung eines wackeren und lieben Studenten aus Holstein, der wieder in sein Vaterland zurückreiste, machte. Das anmuthige und wegen seines herrlichen Weines, den auch wir uns herzlich gut schmecken liessen, berühmte Rheinbaiern war es, in dem wir die ersten Tage unserer Reise zubrachten. Aber erst die Stadt Kreuznach war ein eigentlich interessanter Ort durch die äusserst romantische Gegend, in der sie liegt, und besonders durch die beiden nahe gelegenen Burgen, die dem Franz von Sickingen gehörten, und die den damals wegen ihrer Freimüthigkeit verfolgten Männern, wie z. B. dem Ulrich von Hutten, sichere Zufluchtsörter waren. Ich kann Dir nicht die eigenthümlichen Gefühle beschreiben, die sich in mir regten, als ich Kreuznach verliess und nun den herrlichen Rhein mit seinen vielen theils zerfallenen, theils noch ganz stehenden Burgen, seinen prächtigen Städten und Dörfern, seinen blühenden Weinbergen und Thälern und lieblichen Inseln erschauen sollte. Wie wurde ich überrascht und gleichsam überwältigt von dem majestätischen Anblicke, als plötzlich der Rhein in seiner ganzen Pracht bei Bingen vor uns lag und in wilder Wuth über die beengenden Ketten, in welche ihn das sich dort ungeheuer nahe zu-

sammenhängende Thal einschmiedet, seine Wogen dahin wälzte. Der Eindruck wurde besonders dadurch noch erhöht, dass gerade jetzt der Himmel, der vorher lauter trübe hypochondrische Grimassen schnitt, sich völlig aufheiterte und mir Alles in der schönsten Beleuchtung sehen liess, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit; denn alsbald machte wieder der alte Philister da oben eine so trübselige mürrische Fratze, dass wir uns ohne Weiteres gezwungen sahen, die Wasserpost zu besteigen, die so eben nach Koblenz abfuhr. So sehr ich mich ärgerte, dass ich an den wundervollsten Gegenden des Rheins so schnell vorübersegeln und sie nur wie flüchtige Bilder aus der Vergangenheit betrachten sollte, so herzlich musste ich oft lachen über die bunte und gemischte Welt, die wie in ein Kehrichtfass in das Schiff eingepfropft war, und wie ein aus allen möglichen Lumpen von den verschiedensten Farben zusammengeflicktes Harlequinskleid auf dem ehrwürdigen Rheine dahinschwamm. Denn es befanden sich darinnen Komödianten, deren heroischem Anstand man ansah, dass sie schon oft über Völker und Reiche zu gebieten hatten, während jetzt vielleicht der ganze Glanz ihres Fürstenthums in ein paar blinkenden Kreuzern bestand, und die oft so elephantendickdumme Possen rissen, dass ich in die beunruhigende Besorgniss gerieth, es möchte einmal der ganze Schiffskasten zusammenbersten, wenn noch öfter solche Witze von jenen Theatergenies herabplumpsen sollten; hochmüthige Soldaten, die Tod und Entsetzen in ihren Blicken, den Untergang einer Welt drohten, die selbst aber vielleicht noch keine anderen Strapazen erfuhren, als die Stockprügel des Korporals, und deren Helden- und Siegeszug sich vielleicht noch nicht weiter erstreckt hat, als von der Wiege bis in die Kaserne; arme Schulmeister, auf deren demüthigem Gesichte jedoch die Würde durchschimmerte, mit der sie ihren Herrscherstab über die ganze Dorfjugend ausstreckten; Amtsboten und Kanzelisten, die mit gewichtiger Geschäftsmiene auf jedes Wort genau aufpassten, als müssten sie Alles zu Protokoll nehmen; schmutzige und galante Kaufleute, Studenten aus allen möglichen Himmelszonen, und weiss der Henker noch was für anderes Lumpengesindel. Erst tief in der Nacht bei dem reinsten Mondscheine kamen wir in Koblenz an; wahrlich Kolumbus konnte nicht bei der Entdeckung des festen Landes froher zu Muthe sein, als es mir war, wie ich aus diesem schwimmenden Menageriekasten heraus auf festen Boden trat und in der frisch wehenden Nachtluft noch mit meinem Freunde durch die Gassen dieser uralten Festungsstadt

wandelte, um endlich noch ein Gasthaus zu finden, das sich uns freundlich erschliessen würde, nachdem wir schon an so vielen anderen vergeblich gepocht und gelärmt hatten. Wir sahen uns am andern Morgen in Koblenz um, und bestiegen dann die furchtbare Festung Ehrenbreitstein, die aller feindlichen Macht höhnisch zu spotten und trotzen scheint, aber noch nicht ganz in ihrem Baue vollendet ist, machten uns aber dann bei Zeiten fort, um noch in ein vier Stunden seitwärts im Nassauerlande gelegenes Städtchen zu kommen, wohin uns ein Heidelberger Student zu sich eingeladen hatte. Es waren schöne Tage, die wir im Kreise dieser einfachen und gebildeten Försterfamilie zubrachten; es waren herrliche Abende, wenn wir in den alterthümlichen Zimmern (die Familie wohnt nämlich auf einem alten Schlosse) traulich und friedlich beisammen sitzend, als wären wir alte Bekannte, in ungezwungener Herzlichkeit und Fröhlichkeit über die verschiedensten Gegenstände uns besprachen und bis in die Nacht hinein unsere Gespräche ausdehnten. Die ältere Tochter des Hauses ist in der ganzen Gegend wegen ihres männlichen Muthes, bei dem sie aber doch den weiblichen Charakter nicht verloren hat, berühmt. Sie geht nämlich oft ganz allein, nur in Begleitung treuer Hunde, in den dortigen ungeheueren Wäldern auf die Jagd, von der sie schon oft die reichlichste Beute nach Hause brachte; denn sie hat es zu einer solchen Fertigkeit im Schiessen gebracht, dass sie selbst den geübtesten Jägern bei Spielen, die der Herzog veranstaltete, zum grössten Aerger und Spott, die Preise abgerungen hat. Dabei versteht sie sich aber ebensogut auf die Anordnung und die Arbeiten des häuslichen Wesens. Wohl mag dieses einfache, schlichte, muthige Mädchen achtungswerther und liebenswürdiger sein, als manche vornehme Dame, die mit erheuchelter Zartheit schon bei dem blossen Namen Pulver in Ohnmacht fällt, und deren schwache Nerven, trotz der Vierschrötigkeit ihrer Rhinozerosgestalt, den gellenden Ton des Jagdhornes nicht vertragen, und die nur in der Stille der Stube an dem quiekenden Mäusetone ihrer weichen Zither sich zu ergötzen vorgibt, während sie doch in miserablen Romanen mit den kläglichsten Rittern und anderen verliebten Abenteurern wüst und wild umherschweift.

Als wir die gute Försterfamilie verlassen hatten, führte uns unser Weg über hohe Berge und durch lange, finstere, dichte Wälder hindurch, die uns nur manchmal eine spärliche Aussicht auf blaue ferne Gebirge und den Rhein erlaubten, der sich wie

ein Silberstrahl durch die Thäler hinzog. Erst nach einer bedeutenden Strecke Weges wurden wir aus diesen finsteren Waldstrichen, diesen Nachtgedanken der Natur, wieder in heitere Gegenden, wie in eine neue Welt versetzt, wo der Rhein wie ein munteres Lied dahin tönte zwischen eng an einander fortlaufenden Bergen, die gleichsam zwei Reihen bildeten von schönen, grossen und kleinen Bauernburschen, welche mit Kränzen und frischem Laubwerk ausgeschmückt, in den mannigfaltigsten Stellungen, mit den verschiedensten Zügen im Gesichte, den munteren Tönen des Liedes aufmerksam zuhören. Wie diesen ganzen Tag über unser Geist sich in der Anschauung und Betrachtung der unendlichen Schöpfungen der Natur verloren und vergessen hatte, so wurde er Abends wieder zu sich selbst gebracht und gesammelt durch unsere Gespräche über religiöse Dinge mit einem alten ehrwürdigen katholischen Geistlichen, den wir in dem kleinen Städtchen Andernach, dem Ruhepunkt unseres heutigen Marsches, trafen. Seine Ansichten über das Christenthum, die nicht mit den gewöhnlichen Vorurtheilen bekleckst, sondern rein aus der inneren Wahrheitsquelle des Menschen geschöpft waren, sprach er auf die einfachste und rührendste Weise aus, und was seinen Worten noch mehr Eingang zum Herzen verschaffte, war sein Aeusseres, seine gebückte Gestalt, die müde des Lebens und sehnsuchtsvoll nach dem Grabe sich hinzuneigen schien, und seine Stimme, die wie eine tiefe Klage aus dem Innersten der Brust heraufklang.

So gerne ich noch mehrere Tage in dem Umgange mit jenem biederen Geistlichen zugebracht hätte, so verliessen wir doch schon in aller Frühe Andernach, weil wir nach dem Aussehen des Himmels am Morgen zu schliessen, einen schönen Nachmittag zu hoffen hatten, den wir auf einem der herrlichsten Punkte des Rheins zubringen wollten; wir mussten ja so mit jedem Sonnenstrahle, den uns der liebe Herrgott schenkte, geizen, um uns damit eine heitere Aussicht zu erkaufen, die uns bisher nur selten vergönnt worden. Wirklich ward auch unsere Hoffnung erfüllt; der ganze Himmel heiterte sich auf, nur noch hie und da hatten einige Wolken ihre leichten, duftigen Gezelte ausgespannt, die wie wachsame, lichte Engel hin- und herschwebten, als wollten sie anderen schwarzen Wolkenteufeln die Thore in das Paradies des reinen Himmels versperren; so traf in glücklicher Weise mit dem schönsten Wetter auch eine der schönsten Gegenden am Rhein, nämlich das alte Rolandseck nebst seinen Umgebungen zusammen. Gestärkt

durch einige Gläser Weins, klommen wir rasch und ungeduldig vor Erwartung den schwer ersteigbaren Berg hinauf, auf dem vor alter Zeit die Burg Rolandseck in vollster Pracht dastand, von der aber jetzt nur noch ein hohes Thor und eine davon auslaufende Mauer übrig ist; aber ich kann Dir sagen, dieses einfache erbärmliche Thor, das sich nur noch mit Mühe aus alten verwitterten Steinen zusammenhält, sagt unendlich mehr, als wenn noch Mehreres von der Burg stünde. Ha! es ist unverkennbar, dass die Zeit nur aus ironischem Hohne und Bosheit dies schlechte Thor stehen liess, damit sie die spätere Affenwelt nur recht bei der Nase herumführen, erst recht neugierig anlocken und dann wie die Ochsen am Berge stehen lassen könnte. Hier ist es, wo einst jener treffliche Jüngling in der reinsten Liebe zur reinsten Jungfrau, aber aus schwerem Grame, dass er sie nie besitzen könne, plötzlich verschied, während jetzt unsere Liebesheroen nicht der innere Seelengram, sondern eine Kugel durch den Kopf aus dem Leben spedirt. — Die Aussicht auf Rolandseck ist über alle Beschreibung bezaubernd. Ernst und langsam, gleichsam in einem tragischen Schritte, wälzt sich der alte Rhein mit seinen wogenden Silberhaaren dicht am Fusse des Berges dahin, und bildet gerade hier eine grosse, herrlich grünende Insel, auf der noch ein altes ehemaliges Nonnenkloster steht, das traulich zwischen Gebüschen und Bäumen hervorblickt. Gerade gegenüber zieht sich das hohe Siebengebirge, das so wunderlich anzieht durch die vielen Märchen und Sagen, welche von den sieben versteinerten Jungfrauen gehen, in einem weiten Halbzirkel hin, und wild und furchtbar starrt der alte verfallene Drachenfels wie ein grosses Todtengerippe aus dem Grabe herüber. Gegen Westen verfolgt man die eine Seite des Rheingebirges bis an ihren Endpunkt, wo man Bonn erblickt und auf der anderen Seite breitet sich vom Siebengebirge her eine unübersehbare Ebene aus. Lange sassen wir oben und blickten hinunter auf das sehnsüchtig heraufschauende Nonnenkloster. Wir waren ganz versunken in der goldenen Zeit jener kindlichen Märchenwelt, und allein der empörende Gedanke, dass das alte Kloster unten schändlicher Weise in eine galante Kneipe verwandelt worden sei, stiess uns immer feindselig aus unserer Traumwelt heraus; so muss halt überall unsere liebe Zeit an die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit ihre verunstaltenden, beschmutzenden Pfoten legen. Es wird wahrlich bald noch so weit kommen, dass man den Kölner Dom zu einem Stall, und Ställe zu Kirchen macht.

Was mir jedoch über Alles auf der ganzen Reise ging, war das uralte Köln, dieses deutsche Rom, wie es sonst genannt wurde, mit seinem prachtvollen Dome, bei dessen Anblicke man vor Staunen wahrhaft zu einer entseelten Büste erstarrt, seinen vielen anderen Kirchen und Klöstern, seiner majestätischen Lage, seinen wunderlichen Gassen und originellen Häusern, die oft wie Betrunkene dastehen und deren sonderbare Bauart einen oft herzlich lachen macht, oft aber durch ihr finsteres, altes, verdächtiges, geheimnissvolles Aussehen wahren Geisterschauer erregen.

Lebe recht wohl, liebe Mutter!

Dein gehorsamer Sohn Ludwig.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, d. 16. Juni 1823.

Ich freue mich sehr, mein lieber Ludwig, dass es Dir in Heidelberg und in Deinen Studien wohl ist. Je ernster Du es mit den Wissenschaften meinst, je früher Du eindringst, je höher Du aufwärts strebst, desto zufriedener und froher wirst Du werden. Aber der Weg in die Höhe ist ziemlich rauh und steil; es bedarf der Geduld und des Muthes.

Wer verzagt, wie es leider Deinem guten Eduard begegnet zu sein scheint, ist in Gefahr stehen zu bleiben und zurückzusinken. Eduard macht mir in dieser Hinsicht grosse Bekümmerniss. Seine und seiner Lehrer Briefe lassen mich fürchten, dass er an seinen Kräften verzweifelt und aus Muthlosigkeit sein schönes Ziel verfehlt. Doch hoffe ich noch, dass er sich wieder findet. Sein Fehler ist nur das Uebermass im Guten, wie mir sein Lehrer schreibt. Durch gänzliche Zurückgezogenheit vom menschlichen Umgange, durch seinen alle Zerstreuung zurückweisenden ununterbrochen anstrengenden Fleiss ist er in Trübsinn und Schwermuth verfallen; Dämonen, die sich mit dem heiteren Geiste der Wissenschaft nicht vertragen. Der Himmel stehe ihm bei, um dieser bösen Geister Herr zu werden; was ich allerdings von ihm hoffe. Du kannst Dir hieran Dein Beispiel nehmen. Nichts übertreibe! selbst nicht das Beste! Fleiss, aber nicht bis zur Erschöpfung. Ernst, aber neben heiterem Sinne.

Den Umgang mit Voss, Paulus und andern solchen würdigen Männern vernachlässige nicht. Solcher Umgang ist nicht bloss

zerstreuend und erheiternd, sondern auch belehrend und bildend. Solche Menschen sind auch Bücher, und zwar lebendige. Gib mir ja, lieber Junge, von Zeit zu Zeit Nachricht über Dein Leben und Treiben, über Deine Studien und Deine Ansichten. Du bist von der Art, dass Du nichts vor Deinem Vater zu verbergen hast, und einen bessern Freund als Deinen Vater findest Du nicht. Anselm wird Dich bald besuchen. Karl ist Professor der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen geworden mit 500 fl. Gehalt, und wird diese Woche an den Ort seiner Bestimmung abgehen, — wenn er das Bett verlassen darf; er hat das rheumatische Fieber, das zwar nichts bedeutet, aber doch abgewartet werden muss. Auch die Mutter liegt seit beinahe 8 Wochen zu Bette; doch grösstentheils ohne Schmerzen, und ohne alle Gefahr. Ihre Krankheit ist bloss Folge einer Verkältung Ich selbst bin erst wieder seit vorgestern von dem Bette aufgestanden, und bin noch nicht ganz so, wie ich sein muss, um mit Ernst meine gelehrten Arbeiten fortzusetzen. Alles Andere im Hause ist wohl. Mutter, Geschwister grüssen Dich von Herzen.

Dein treuer Vater v. Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Heidelberg, 1823.

Lieber Vater! Da ich Dir in meinem letzten Briefe nichts von meinen Kollegien geschrieben habe, so geschehe es diessmal. Gleich das Erste, was ich Dir sage, wird Dich befremden, nämlich das, dass ich bei Paulus nichts mehr höre. Wenn ich ihm auch nur eine gehaltvolle und gediegene Seite abgewinnen könnte, so würde ich gerne alles Andere übersehen, und Fleiss und Aufmerksamkeit verwenden auf seine Vorlesungen, hätten sie auch noch so viel Abgeschmacktes und Absurdes in sich; aber durchaus nicht kann ich ihm auch nur eine Seite abgewinnen, die ihn würdig machte gehört zu werden von Jedem, der noch ein Auge, das sieht, ein Herz, das fühlt, und einen Kopf, der denkt, und noch einen Sinn hat, welcher nur das Wahre will und sucht, nur in dem Elemente des Wahren seine Existenz hat und sich nicht von Lug und Trug bei der Nase herumführen lässt. Beschränkte er sich ausschliesslich auf eine gewissenhafte, treue, gründliche Erklärung der Sprache, selbst ohne alle höhere Beziehung und Bedeutung derselben zu berücksichtigen, nun so würde die Redlichkeit der

Verfahrungsweise mit der Trockenheit derselben einen versöhnen, und man würde sich nicht die Zeit gereuen lassen, die man auf dem Leichenhügel eines solchen Kollegiums, wo man nur die Kadaver der entseelten Worte erblickte, zubrächte, da man ja allein auf dem Trödelmarkt der gelehrten Wortkenntnisse seine staatsbürgerliche Existenz erkaufen kann; allein das ist bei Paulus nicht der Fall. Bei rein historischen Stellen geht er wohl redlich und ohne Schliche zu Werke, und das ist eben kein grosses Verdienst; aber bei solchen, wo er die höchste Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit beweisen sollte, erlaubt er sich wahre Gaunerstreiche und Kniffe, um seine Chimaeren aus ihnen herauszubringen. Sein Kollegium ist weiter nichts, als ein Spinngewebe von Sophismen, die er mit dem Schleimauswurf seines missrathenen Scharfsinnes zusammenleimt; ein Inquisitionsgericht, wo die Sprache unter den Torturen eines spanischen Stiefels in ihrer freien Selbstauslegung gehindert wird; eine Pritsche, wo von dem Korporalstocke seines gewöhnlichen Witzes, den selbst der liebe Himmel keiner Magd hinter ihrer Kuh versagt hat, die armen unschuldigen, wehrlosen Worte so lange geprügelt werden, bis sie, durch die Prügel dazu gebracht, etwas gestehen, was nie in ihrem Sinne lag; eine Schenke, wo er so lange den Stellen gleichsam Schnaps eingiesst, bis sie besoffen umhertaumeln, und er sie dann nach dem, was sie in ihrem Rausche aussagen, den er ihnen selbst beibrachte, unter dem Scheine eines wahren Verfahrens auf hinterlistige Weise erklärt. Allen Respekt vor einem Manne, und wäre es auch ein Bahrdt, der mit unerschrockenem Muthe und freimüthiger Offenherzigkeit Alles, und wäre es auch das Höchste, niederwirft; aber Pfui über den Mann, der auf Schleichwegen umherkriecht, der nicht kühn und muthig ausspricht, wie es ihm ums Herz ist, und vorgibt, er verfahre unbefangen und redlich, während er nur mit Jesuitenpfiffen ans Werk schreitet.

Aber auch abgesehen von der unredlichen Verfahrungsweise bei der Spracherklärung, so weiss ich nicht, warum ich meine Zeit auf ein Kollegium verwenden sollte, wo er oft seine triviale Ansicht vom Christenthum u. s. w., an der man gar nichts zu studiren hat, weil sie keinen Gedanken enthält, der Stoff zum Nachdenken darböte, und an der man nur bei der höchsten Geistlosigkeit Geist finden kann, wie eine vornehme Dame mit dem Flitterstaate der Sophistik ausgeputzt oft Stunden lang vor seinen Zuhörern vorbeipromeniren lässt. Wenn ich Paulus' Ansichten kennen lernen will,

da brauche ich in kein Kollegium zu gehen, sondern nur in die nächste beste Kneipe, da höre ich sie eben so gut und vielleicht noch besser von Leuten, die sie in dummnaiver Herzenseinfalt herausplaudern, ohne, wie der Herr Kirchenrath, die hässlichen Krähengestalten ihrer Ansichten mit der Pfaufeder spitzfindiger Gelehrsamkeit auszuschmücken. Glaube also nicht, lieber Vater, dass ich bei Paulus desshalb nichts höre, weil er mir zu wenig orthodox ist; denn die Nichtigkeit eines blinden, engherzigen, begriffslosen Orthodoxismus habe ich schon längst eingesehen durch den herrlichen, geistreichen Daub, bei dem ich in diesem Semester seine herrliche Dogmatik, die er wöchentlich in 12 Stunden liest, höre, das einzige theologische Kollegium, dass ich jetzt besuche.

Ich kann es bloss der trivialsten Seichtigkeit und Gedankenleerheit, ja der beschränktesten Bornirtheit zuschreiben, wenn man Daub einen Mystiker nennt, ihn, der alle Philosophen mit der grössten Gründlichkeit und dem unermüdlichsten Fleisse studirt, nicht bloss gelesen und auswendig gelernt, sondern in sich selbst gleichsam reproduzirt hat, und der selbst der spekulativste, denkendste Kopf von der Welt ist, der nicht grund- und bodenlos in den Tag hineinschwätzt, sondern Alles aufs tiefste und streng wissenschaftlich begründet, Alles in seiner inneren gesetzmässigen Nothwendigkeit aufs bestimmteste und schärfste nachweist, Alles aus sich selbst heraus in dem klaren Sonnenscheine der Vernunft entwickeln lässt, so dass es in seinem ganzen Umfange klar vor Augen liegt, der nur in dem lichten Reiche des lebendigen Begriffs und Bewusstseins lebt und webt, dem bis in den Tod verhasst ist das dunkle Vorstellungswesen und die unbestimmte Gefühlsspekulation des Mystikers, der z. B. bei der Einleitung in seine Dogmatik bei der sich nothwendig ergebenden Frage noch der Möglichkeit der Erkenntniss Gottes, die ganze kritische Philosophie mit all ihren furchtbaren Katapultengeschützen gegen sich anrücken lässt, aufs kräftigste angreift, und aufs unwiderleglichste widerlegt. Ein Mystiker hebt doch wahrlich nicht so leicht einen Kant aus dem Sattel heraus mit den schwachen dummen Bohnenstangen seiner Gefühle, die abbrechen, sobald sie nur an einen etwas festen Grund stossen, und mit den Hatschierspiessen seiner wenig gründlichen Gedanken, die keine wahren tauglichen Kriegswaffen sind, mit denen er vielmehr nur der äusseren Form nach das königliche Kabinet seines Gefühlssystems beschützt. Ich höre ferner in diesem Semester Kulturgeschichte bei Schlosser und Logik bei Erhardt.

Ich habe jetzt eine neue Wohnung bezogen, die alle Vorzüge hat, welche man nur wünschen mag; sie besteht aus zwei niedlichen Stuben, sie ist nahe am Kollegiengebäude, sie hat den ganzen Tag die Sonne, die Aussicht von ihr geht auf das Schloss und nahe Berge, und was das Schönste ist, sie ist ganz still, ja ich möchte sagen, schauerlich still, so dass es wohl hier heissen kann: „Die Welt hört auf in diesen Mauern, hier ist es still wie ein Geheimniss.“ Dabei sind auch meine Hausphilister gute, redliche, gefällige Leute.

Mögest Du so wohl und gesund leben als es Dein treuer, gehorsamer Sohn Ludwig von ganzem Herzen wünscht.

Ich fühle mich gedrungen, mich in Betreff meines strengen und freien Urtheils über Paulus' Kollegien noch näher auszusprechen, weil es leicht den Schein haben kann, als sei es naseweis, schnippisch, hochmüthig, ja frevelhaft von mir, als einem homo novus in dem Staate der Akademie, als einem Polypen, der in seiner Entwicklung noch schwebt zwischen dem freien lebendigen Leben des Wissens und dem todten Pflanzenleben bewusstlosen Vorstellens und Meinens, kurz als einem ledernen Fuchs in der Wissenschaft, über einen Mann zu urtheilen, der grau geworden ist im Dienste der Wissenschaft, und ein ehrwürdiger Patriarch gegen unser Einen ist. Es mag also allerdings mein Urtheil über einen solchen Mann als die Ausgeburt der höchsten Naseweisheit erscheinen, allein nur bei solchen, die nur unter der Zuchtruthe ihrer feigen Engbrüstigkeit aufgewachsen, Alles, folglich auch die Universitäten, zu einem Zuchthaus konstruiren wollen, die es selbst für die grösste Ehre halten, als Hetzhunde gegen die Züchtlinge dressirt zu werden, die den Despoten auf der Stirne und den Papst selbst als Protestanten immer in der Tasche bei sich führen, um ihn bei der nächst-besten Gelegenheit auf den Thron zu setzen, und wäre es auch auf den Nachtstuhl. Das Verhältniss des akademischen Professors zu seinen Zuhörern ist wahrlich nicht das des katholischen Priesters zu dem blind unbedingt folgsamen Laien, sondern das des evangelischen Geistlichen, in seinem reinsten Sinne aufgefasst, zu seiner Gemeinde; es ist nicht das des grob und unverschämt sich aufdringenden, zwingenden Gebotes zum knechtischen Gehorsam, sondern das des vernünftigen, liebreichen Vorschlages und Rathes zur vernünftigen, aus Freiheit und wahrer Ueberzeugung beschlossenen Befolgung desselben. Das zeigt sich äusserlich schon darin, dass kein Studirender gezwungen

wird, irgend einen Professor zu hören, sondern dass es in seiner Wahl, in seinem Belieben steht, welchen er hören will; alle Wahl aber ist ja nothwendig bedingt durch ein Prüfen und Unterscheiden des Guten und Schlechten, und durch ein sich hieraus ergebendes entscheidendes Urtheil, weil man von Jedem, der die Universität betritt, fordern und voraussetzen kann, dass er wisse, was er zu thun und zu unterlassen habe, und nach diesem seinem innersten Wissen handle. Es zeigt sich selbst in den Benennungen „Vorlesungen" und „Zuhörer", die deutlich genug jenes freie ungezwungene, gegensatzlose Wechselverhältniss andeuten.

Aber abgesehen von jenem Aeusserlichen, das Wesen der Akademie, in ihrer Idee aufgefasst, rechtfertigt selbst mich in meinem Urtheile. Absolute Einheit des Wissens mit sich selbst in allen seinen Beziehungen, des Lebens mit sich selbst, und beider mit einander, ist die hohe Tendenz der Universität; wohl Verschiedenheiten, aber keine Gegensätze können auf ihr stattfinden, durch zufällige Mehrheit oder Minderheit von Jahren, Geburt, Reichthum u. s. w. herbeigeführt. Die Wissenschaft allein ist die Göttin, die hier herrscht, vor der Alle demuthsvoll knieen, und die Professoren sind nur die Organe, durch welche die in Aller Herzen glühende Andacht zur Anschauung des Bewusstseins hervorbricht; ein Frevler ist, der an dem Tempel dieser heiligen Jungfrau auch nur vorbeigehen kann, ohne Ave Maria inbrünstig zu beten; aber ein niedriger Knecht der, der vor dem Professor als solchem niederfällt. Da aber die Wissenschaft nicht von aussen her an den Menschen gebracht und erlernt werden kann, da sie oder doch wenigstens die Idee von ihr unmittelbar mit der Vernunft gegeben und folglich nur als ein schon Vorhandenes von Innen heraus entwickelt und zum Begriffe ihrer selbst gebildet werden kann, da der Mensch nicht allein ein moralisches Gewissen hat, das ihn zum Guten treibt, vom Bösen abhält, sondern auch ein intellektuelles Gewissen, das allein das echte Kriterium des Wahren und Unwahren, der untrüglichste Massstab ist, nach welchem er Tiefes und Seichtes, Echtes und Falsches zu unterscheiden und zu beurtheilen weiss, so kann nur Unverstand und krankhafte Geistesschwäche es dem Studirenden verargen, wenn er ein freies Urtheil über die Kollegien fällt, da er ja nicht nach seinem zufälligen Gutdünken und seinen Launen urtheilt, sondern nach der heiligen Stimme seines intellektuellen Gewissens, von der freilich Viele nichts wissen, die Viele nicht befolgen oder gar betäuben.

Ist es ja doch nur die in ihm lebende Idee, welche durch ihn das Urtheil fällt, das vortheilhaft oder unvortheilhaft für den Professor ausfällt, je nachdem sie in dem Professor als ihrem Spiegel wiederscheinend sich verunstaltet oder gar vernichtet, oder ausgebildet und entwickelt erblickt. Ganz anders verhielte es sich freilich, wenn die ganze Universität mit all ihren vier Fakultäten in das Mauseloch der Gelehrsamkeit sich verkröche, die ihre Gefrässigkeit nur an den ekelhaften Speckklumpen todter Wort- und Sachkenntniss befriedigt, welche sie von der Oberfläche, von dem Leibe der Gegenstände gierig abnagt, wenn sie bloss an den leblosen Buchstaben und Büchern herumkieferte und in diesem lumpigen Mausewinkel ihre Heimath, ihr Leben und Wesen suchte. Denn da die Kenntnisse erst durch viele Erfahrungen erworben, zusammengescharrt und zusammengehamstert werden müssen, da es nicht gar so geschwinde und leicht geht, bis man allen Geist aufgibt, um in solchem geistlosen Zeug Geist zu finden, und viele Jahre dazu erfordert werden, so kehrt sich natürlich jenes ganze Verhältniss um; was soll so ein armer Jüngling, der noch weiter nichts hat, als die gesunde Vernunft, dazu sagen, wenn so ein Hamster, so ein Ungeheuer, das ganz aus Buchstaben und Worten komponirt ist, auf dem Katheder steht und das ganze Kehrichtfass, den vollen Nachttopf seiner gelehrten Schnurrpfeifereien ohne Gnad' und Barmherzigkeit über ihn ausschüttet? Da vergeht ihm natürlich Hören und Sehen, da wird alles freie Urtheilen weggespült, und er nolens volens von dem Strome blindlings fortgerissen.

Doch ich will Dich nicht länger, guter Vater, mit meinem langweiligen, breiten und faden Geschwätze belästigen; denn ich verderbe Dir am Ende so durch diesen meinem Brei den Appetit zum Mittagsessen. Du weisst schon selbst, was Du von meinen derben Aeusserungen und Urtheilen über Paulus' Kollegien zu halten hast, die mich bestimmen, nun und nimmermehr etwas von ihm zu hören.

Ludwig an den Vater.

Heidelberg, den 8. Januar 1824.

Lieber Vater! Ich nahe Dir in diesem Briefchen mit einem Wunsche, den ich schon längst in meiner Seele schüchtern verbarg, aber jetzt durch das Näherrücken der Zeit, wo er realisirt werden soll, wenn er es darf, nicht mehr länger verbergen kann; mit einem Wunsche, der nicht aus kindischen und zufälligen Launen, aus

grund- und gedankenlosem Faseln, sondern aus ruhiger Ueberlegung der Sache, ja aus der Sache selbst, die er betrifft, hervorgeht, und zu dessen Erfüllung, da ihm keine wesentlichen Punkte und Vernunftgründe entgegenstehen, ich wohl keine Hekatomben von Gebeten zu Dir emporzuschicken vonnöthen haben werde. Ich wünsche nämlich zu Ostern Berlin, als den zweckmässigeren und geeigneteren Ort für meine weitere theologische und allgemeine Geistesbildung beziehen zu dürfen, und ich bitte Dich daher, guter Vater, inständigst um die Erlaubniss dazu. Du weisst schon aus meinen früheren Briefen, dass hier Daub der einzige Mann ist, der mich ganz befriedigt, mich völlig in Anspruch nimmt und mit ganzer Seele fesselt, und das mit Recht, da er, ohne Uebertreibung, allen und jeden Forderungen, die man nur immer an einen akademischen Lehrer stellt, aufs vollkommenste entspricht. Allein da ich im vorigen Semester nebst der theologischen Moral bei ihm sein geistvolles Kollegium über den Ursprung des Bösen hörte, und in diesem seine Dogmatik höre, die sein gehaltvollstes und gediegenstes Kollegium, unstreitig die Krone aller seiner Bemühungen, der Centralpunkt und Inbegriff seines ganzen geistigen Lebens und Webens ist, gleichsam die Essenz seiner Vernunft; wie würden mich die weniger bedeutenden Vorlesungen, die er im folgenden Semester halten wird, die Einleitung in die Moral und die Encyclopaedie der theologischen Wissenschaften unbefriedigt lassen, da sie auch bei dem geistreichsten Manne nothwendiger Weise, ihrem Gegenstande und Inhalte nach, weniger geistvoll und lehrreich sein müssen als seine Dogmatik? Was soll ich allein zweier Kollegien wegen, die weniger dem Denken und Spekulativen, als der Gelehrsamkeit, worin gerade Daub nicht sehr zu Hause ist, Stoff darbieten, länger hier verweilen? Was soll ich hier anfangen und treiben, wenn ich auch diesen einzigen Haltpunkt meines hiesigen Lebens verloren habe und ausser ihm sonst Niemanden hier habe, der einen wahrhaft wirksamen Einfluss auf meine weitere Entwickelung und Ausbildung üben könnte? Denn Paulus ist, wie ich Dir schon geschrieben, in seiner Exegese unerträglich; seine Kirchengeschichte, die Du mir durch Fritz zu hören angerathen hast, ist nicht viel besser. Auch in ihr kann der liebe Mann nicht lassen, seine Weisheit in subjektiven Meinungen, wo sich nur Gelegenheit dazu darbietet, aufzutischen und seine Zeit darauf zu verwenden, um grossartige Gedanken und Lehren aus psychologischen gemeinen Gründen, aus dem Magen u. s. w. ab-

zuleiten; warum nicht lieber z. B. eine Prädestinationslehre (sit venia verbo) aus dem Hintern?

Wenn ich eine Vorlesung über Kirchengeschichte besuche, so will ich auch Kirchengeschichte hören, nicht die Meinungen dieses oder jenes Herrn, der sie vorträgt; unter den erhabenen Ruinen vergangener Jahrhunderte will ich wandeln, aber nicht unter den Kartenhäusern von Hypothesen und subjektiven Ansichten, die man wohl Kindern zum Spielzeug in die Hände geben mag, aber nicht Studirenden. Man stelle doch nur rein objektiv die Facta, sei es in Handlungen oder im Glauben hin, wie sie sich aus sich selbst ergeben, sich nothwendig bedingen und abstossen, und sich gegenseitig Tod oder Leben bringen; dann erklärt die Geschichte sich durch sich selbst und in sich; sie bedarf dann keines fremden Kommentators. Um die Grösse, Erhabenheit und Schönheit des Kölner Domes einzusehen, braucht man wahrlich keinen Häuser-, Strassen- und Brückenbaumeister bei sich zu haben, der Einen auf Alles aufmerksam mache. Ferner: der einzige Philosoph ist hier Erhardt; allein dieser ist ein Philosoph dem Namen, nicht der That nach, wie die römischen Könige Könige waren nomine, aber nicht re. Er hat zwar oft gute und schöne Gedanken, aber alle sind bei ihm arme Waisenkinder und grinsen sich an wie Hunde und Katzen, statt dass sie in eine Liebesflamme zerfliessen und sich dem einen Urgedanken, der bei einem Philosophen durch alle seine Werke und Produkte als der heilige Geist und Träger des Ganzen hindurch wehen muss, aufopfern sollten.

Wie vortheilhaft wäre es daher für mich, nachdem ich das Vorzüglichste bei dem herrlichen Daub gehört habe, und gehört nicht bloss mit den äussern Ohren, sondern mit den inneren Ohren des Geistes und ungetheilter Seele, zu Ostern meine angefangene Bahn in Berlin fortzusetzen, dort, wo nicht wie hier unter vielen fruchtlosen Gesträuchen und Dornen ein einziger Baum steht, von dem man die Früchte der Erkenntniss und Wissenschaft pflücken kann, sondern wo ein ganzer Garten voll blühender Bäume ist, die dem müden Wanderer, der hier von der paulinischen Aufklärung fast den Sonnenstich bekommt, und bei der Seichtigkeit so mancher anderer Herren, nach geistiger Erquickung lechzt, in ihre kühlenden Schatten aufnehmen und mit ihren Früchten laben; dort, wo fast jede einzelne Disziplin von ausgezeichneten und berühmten Männern gehandhabt wird und die Theologie tüchtige Werkzeuge zu ihrer Verwirklichung in allen ihren Theilen und Zweigen hat;

dort, wo ich das lebendige Wort des Geistes nicht allein vom Katheder, sondern auch von der Kanzel herab vernehmen kann, die ein Schleiermacher, anerkannt der grösste geistliche Redner seiner Zeit, dort besteigt. Wo habe ich wohl besser Gelegenheit eine gediegene Exegese zu hören, als dort, wo Marheinecke, Strauss und der grosse Schleiermacher lehren? Und Kirchengeschichte, welche dort der bekannte und geschätzte Neander vorträgt? Lauter Kollegien, die dem Theologen äusserst nothwendig sind und nach denen ich auch schon längst sehnlichst verlangte. Die Philosophie ist in Berlin wahrhaftig auch in anderen Händen, als hier. Abgesehen davon, dass ich selbst von ganzem Herzen wünsche, in das Studium der Philosophie eingeweiht zu werden, so ist es ja auch von der Regierung vorgeschrieben, philosophische Kollegien zu besuchen, und wenn es einmal sein muss, so ist es gewiss besser wahre, nicht bloss sogenannte philosophische Kollegien zu besuchen, damit man doch nicht an einem leeren Namen ohne Inhalt seine Zeit verschwendet.

Glaubst Du vielleicht desswegen, dass sich in Berlin mehr Gelegenheit und Anregung zu wilden und rauschenden Vergnügungen, zu einem ausschweifenden und liederlichen Leben darbietet, mir die Erlaubniss versagen zu müssen, so kann ich Dir versichern, und Du weisst es ja selbst, dass ich nie ein Freund von rauschenden Vergnügungen war, noch es auch jetzt bin, und Veranlassungen zur Liederlichkeit gibt es ja überall, die braucht man nicht erst in Berlin zu suchen. Der Teufel quartirt sich nicht bloss an Höfen, sondern auch in Städtchen und Dörfern ein; aber der Mensch, der etwas Anderes im Herzen und Sinne trägt, als das gemeine Leben und Streben, wird auch mitten durch die Hölle unbeschadet gehen; was sie ihm abzwingt, ist bloss höhnender Spott über sie. Dort wie hier wird mein enges einsames Stübchen die grosse und weite Welt sein, in der ich mich bewege und ein liebender Charon mich aus dem Lande der fröhlichen Lebendigen in das stille Todtenreich der Bücher übersetzen; dort wie hier werde ich mein armes, trockenes Abendbrot allein für mich verzehren, statt in durstigen Gesellschaften zu schwelgen, und kaltes Wasser wird mein sprudelnder, feuriger Champagner sein; dort wie hier wird die Streusandbüchse das Füllhorn meiner vielen und grossen Lustbarkeiten, und die Tinte der Burgunder, wenigstens für meine Feder, sein.

Lieber Vater! ich bitte Dich noch einmal recht herzlich, erfülle diesen Wunsch, der bloss rein und allein aus dem Drange nach

meiner Wissenschaft, die ich wohl in keinem besseren und herrlicheren Zustande als in Berlin treffen kann, hervorgeht, und lasse sobald als möglich das erfreuliche „Ja“ — oder traurige „Nein“ mir zu Ohren kommen.

Dein treuer und folgsamer Sohn Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 21. Apr. 1824.

Lieber Vater! Schon seit mehreren Tagen bin ich in Berlins öden Sandsteppen angekommen, überdrüssig des Nomadenlebens, das ich durch meine Reise bisher führen musste, und mich glücklich preisend, in der Periode der Menschheit zu stehen, wo sie in festen Hütten wohnt und eine sichere Stätte hat, wohin sie ihr Haupt legen kann. Nicht leicht war ich wohl nach einer Reise froher, in dem Hafen der Ruhe angelangt zu sein, als nach dieser; denn das ewig veränderliche Wetter, die schmutzigen und wässerigen Wege, das Waten durch den oft sehr tiefen Schnee, die ihres Schmuckes noch gänzlich entblösste Natur und die auch an sich schon meist uninteressanten Gegenden (die Städte, die ich sah, ausgenommen), waren nicht dazu geeignet, die Reise nur einigermassen angenehm zu machen und das Verlangen zu unterdrücken, sie sobald als möglich beendigt su sehen. Es stürmte und regnete bisweilen so heftig, dass wir nolens volens, und wider das gewaltige Veto des Beutels, in einer Kutsche unseren Zufluchtsort suchen mussten. Ebenso war ich nicht minder froh, als ich nach vielem Hin- und Herrennen, Fragen und Suchen endlich in Berlin eine ziemlich angenehme Wohnung fand, nämlich in der Mittelstrasse, No. 30. Die Strasse ist eine der ruhigeren, die Wohnung ziemlich billig im Vergleich zu anderen, sie kostet nämlich 5 Thaler monatlich.

Die Kollegien, ob sie gleich schon als am 20. April angehend ausgeschrieben wurden, beginnen erst den nächsten Montag. Ich bin gesonnen, wogegen auch Du lieber Vater nichts einzuwenden haben wirst, dieses Semester hauptsächlich der Philosophie zu widmen, um mit desto mehr Nutzen und Gründlichkeit den vorgeschriebenen philosophischen Kursus grösstentheils in diesem Kurse zu vollenden. Ich höre daher Logik und Metaphysik und Religionsphilosophie bei Hegel, dessen Studium mir sehr erleichtert wird durch Daubs unvergessliche Kollegien, durch seine gedrängte, aber zugleich klare und umfassende Darstellung

der Hegel'schen Philosophie, auf welche ihn die Art und Weise, wie er die Theologie behandelt, nothwendig in seiner Dogmatik führte. Ausserdem werde ich noch eine oder mehrere exegetische Vorlesungen hören, entweder das Buch der Weisheit, oder die Exegese der Apokalypse.

Ich freue mich unendlich auf Hegel's Vorlesungen, wiewohl ich desswegen noch keineswegs gesonnen bin, ein Hegelianer zu werden, wie vor Kurzem ein Theologus, dem der Generalsuperintendent schon zentnerschwer im Kopfe lag, und auf der Nase wie ein Dukatensch...... sass, daraus, dass ich zu ihm sagte, ich wolle bei Hegel hören, den hochwohlweisen, reichsstädter Schluss zog: „Also wollen Sie ein Hegelianer werden". Man kann ihn ja hören, und zwar mit Fleiss, Anstrengung und Aufmerksamkeit, ohne desshalb als Zoll- und Mauthdefraudator des allgemeinen menschlichen Verstandes, der ja gewöhnlich den Hegelianern abgesprochen wird, in seine Schule hinüber zu passiren, in der freilich Viele, wie der einäugige Cyklope die Galathee, die Weisheit, statt sie durch zärtliche Liebeserklärungen zu gewinnen, verlieren.

Die Erlaubniss von der Regierung, dass ich hier studiren darf, brauchst Du mir nicht zu schicken; hier wird nicht im Mindesten darnach gefragt.

Wenn ich völlig eingerichtet und mit meinen Kollegien vertraut geworden bin, so werde ich Dir ausführlicher von Allem, was Dich etwa interessiren kann, schreiben. Nimm also einstweilen, lieber Vater, mit diesen wenigen Zeilen gütigst vorlieb. Ihr seid doch Alle recht wohl? O, grüsse mir Alle recht herzlich. Möge ich doch recht bald einen Brief von Euch bekommen!

Lebe recht wohl. Dein folgsamer Sohn

Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 24. Mai 1824.

Lieber Vater! Den herzlichsten Dank für Deinen theuern Brief, der zu keiner gelegeneren Zeit hätte kommen können, als gerade heute; denn gestern erhielt ich durch Schmidt, dem Eduard geschrieben, die bestürzende Nachricht von Karl. Den geliebten Bruder in die traurigste Lage versetzt zu wissen, die Seinigen in trostloser Betrübniss darüber versunken zu glauben, und sich selbst so weit entfernt und abgeschlossen von aller regen und thätigen

Theilnahme an ihren Bekümmernissen zu sehen, Du kannst Dir denken, wie das Alles mich tief erschütterte. Wie willkommen war mir daher Dein Brief, der mir die süsse Gewissheit gab, dass die Meinigen ausser Sorgen sind und auch mir Euere beruhigende Hoffnung, Karl bald wieder befreit zu sehen, einflösste. Möge sie nur recht bald von dem gutem Geiste erfüllt werden; ist ja nichts unerträglicher und erschrecklicher für den Menschen, als seinen Nächsten leiden zu sehen und dabei seine Hände in den Schooss legen zu müssen, und nur diesen armen Trost zu haben, sich mit dem Leidenden mitleidend zu wissen. Doch wie gesagt, Euere Hoffnung soll die meinige sein, Gott wird sie nicht täuschen, nicht zulassen das Schrecklichste was uns treffen könnte, dass Karls Lage bleibt, wie sie jetzt ist; denn unertragbar ist eine Trennung, die der Menschen Willkür, nicht Gott verursacht. Das Grab ist keine Kluft zwischen liebenden Herzen, wohl aber die kalte Mauer des Kerkers. —

Vier Wochen zwar dauern erst meine Kollegien, allein ich bin überzeugt, dass schon diese wenigen Wochen mir mehr genützt haben, als es vielleicht vier Monate in Erlangen, oder sonst auf einer anderen Universität gethan hätten. Vieles, was mir bei Daub noch dunkel und unverständlich war, oder nur zufällig hingeworfen und isolirt für sich erschien, habe ich jetzt allein schon durch die wenigen Vorlesungen Hegel's durchschaut, und wie ich wenigstens glaube, in seiner Nothwendigkeit und seinem innern Zusammenhange erkannt, den Samen, den Daub in mich legte, vor meinen Augen merklich sich entwickeln gesehen. Dass ich mir hiermit keine Elogen machen will, davon wirst Du selbst überzeugt sein; mir selbst Weihrauch zu streuen, ist wahrlich nicht meine Sache, und ich habe es auch gar nicht nöthig. Es ist übrigens ganz natürlich und in der Ordnung, dass, wenn man durch irgend einen Mann, etwa wie Daub, vorbereitet und im Denken geübt, mit einem inneren Seelenzuge nach der tieferen Einsicht in den Urgrund aller Dinge zu Hegel kommt, dass man dann schon in wenigen Stunden den mächtigen Einfluss seiner tieferen Gedankenfülle verspürt. Wird doch selbst derselbe Felsenblock, den das schwache Herabträufeln einer Dachrinne viele Jahrhunderte hindurch nicht erweichend durchdringt, schnell von den reissenden Fluthen eines Stromes aus roher Gestalt zu einem schönen Becken gewölbt; und ich bin doch gerade kein roher Steinblock, nicht wahr, lieber Vater? Hegel ist in seinen Vorlesungen bei weitem nicht so undeutlich, wie

in seinen Schriften, ja ich möchte sagen, klar und leichtverständlich; denn er nimmt sehr viel Rücksicht auf die Stufe der Fassungskraft und Vorstellung, auf der seine meisten Zuhörer stehen; übrigens — und das ist das Herrliche in seinen Vorlesungen — selbst wenn er die Sache, den Begriff, die Idee nicht in ihr selbst, nicht rein und allein in ihrem eigenthümlichen Elemente entwickelt, so bleibt er doch immer streng in dem Kerne der Sache, holt nicht meilenweit Proviant etwa für ein passendes Bild herbei, sondern zeigt den Gedanken nur in der anderen Gestalt und Weise seines Erscheinens, und weist ihn im ersten unmittelbarsten Bewusstsein des Menschen und gewöhnlichen Lebens nach, wie er auch hier ist seinen wesentlichen Bestandtheilen nach, aber nur in einer anderen Form; so dass man bei ihm in dem Begriffe die Anschauung und in der Anschauung den Begriff bekommt. Ausser Hegels Vorlesungen höre ich noch „Einleitung ins A. T.“ und „Erklärung der Apokalypse“ bei zwei jungen Professoren, die aber recht gut lesen, und weil es mir gerade gelegen fällt und bloss aus 2 Stunden wöchentlich besteht, die „Farbenlehre nach Göthe“ bei Henning, der diesen Theil der Physik ganz philosophisch vorträgt. Bei Schleiermacher und Marheineke höre ich für dieses Semester noch nichts, weil ich mich sonst zu viel vertheilen müsste.

Hitzig lässt sich Dir vielmals empfehlen und danken für Deinen Brief. Da ich gar nichts davon wusste, dass Du mich in dem Briefe, den Du Heidenreich gabst, empfohlen hattest, war ich um so mehr überrascht, als er mich sogleich mit Heidenreich, ohne dass ich ihn vorher besucht oder gesprochen hätte, zu sich auf einen Abend einlud. Zum erstenmale zu einem grossen berliner Thee eingeladen zu werden, ist keine Kleinigkeit, zumal da weit und breit die Ansprüche bekannt sind, die an Einen gemacht werden, der in diese Mysterien treten will, nämlich dass er sei Poët, Schriftsteller, Künstler, Philosoph, kurz in Allem Stümper; aber ich bin bekanntermassen weiter nichts, als ein armer Theolog, und wollte daher, um in einem berliner Thee doch vernünftig aufzutreten, mir vorher aus der Leihbibliothek einige Romane, Almanache oder Journale holen, damit ich einige poetische, hohle, bombastische Phrasen und Worte in petto hätte, die dann von Zeit zu Zeit wie süsse Lindenblüthen herabfielen unter den sanften Zephyrshauchen einer Theetasse, sanft geröthet von der Morgenröthe Beifall äussernder Damenlippen, und sich spiegelnd in dem blauen Himmelsgewölbe poetisch verzückter Augen; aber wenn ich auch

wirklich, wie ich zuerst wollte, solche Anstalten und Präparationen getroffen hätte, um auf der Eselsbrücke poetischer Ausdrücke die brausenden Fluthen des Thees glücklich zu passiren, so wäre es doch umsonst gewesen; denn Hitzig ist ein höchst einfacher, schlichter und gebildeter Mann, wie auch der ganze Kreis, der damals versammelt war und zum Theil aus bekannten Männern bestand, wie z. B. von Chamisso, der mit Kotzebue die Welt umsegelte. —

Von meiner Reise weiss ich Dir nichts zu erzählen, als dass ich mich in Göttingen entschloss, über Jena zu gehen. Ich hielt mich aber bloss zwei Tage dort auf. Die Verwandten sind alle recht wohl und gesund; ich war recht vergnügt daselbst. Tief gerührt ging ich oft durch die Gassen, denkend, wie Du oder Grossvater durch sie einst gewandelt seid. Wenn Ihr etwas von unserem guten Karl erfahrt, so schreibt es mir recht bald. Lebe recht wohl.

Dein treuer, gehorsamer Sohn Ludwig.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 6. July 1824.

.... An Trinkgelage, an Duelle, an gemeinschaftliche Fahrten u. s. w. ist hier gar nicht zu denken; auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch' allgemeiner Fleiss, solcher Sinn für etwas Höheres als blosse Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille, wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus. Wäre aber auch das Gegentheil von dem eben Gesagten hier zu finden, so würde mich doch das blutwenig anfechten; denn ich habe in den wenigen Monaten meines ersten Semesters in Heidelberg, in welchen ich mehr Umgang mit Studenten pflegte, ihr Treiben und Leben schon vollauf satt bekommen, und die Wissenschaft, die hier in der höchsten Blüthe steht und ihr inneres inhaltsvolles Wesen dem der Lust hat, auf's Genügendste erschliesst, nimmt mich so in Anspruch, dass ich für nichts Anderes leben, denken und nichts Anderes betreiben mag, als sie, und die Gelegenheit, mich wissenschaftlich auszubilden, recht zu benützen strebe. Denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Mein ganzes Leben ist daher auf die Stube beschränkt und in ihre vier Mauern eingeengt; mein Weg erstreckt sich nicht weiter, als in das Kollegiengebäude und eine Speiseanstalt, wo Kommen, Essen, Fortgehen ein Akt ist, und, was aber selten geschieht, zu Heidenreich oder

Schmid, oder zum Herrn Oberfinanzrath, oder Kriminalrath Hitzig. Da siehst Du, lieber Vater, wie eng der Umkreis ist, in dem ich mich bewege, und wie ich von Allem entfernt lebe, was nur im Geringsten mir Anlass geben könnte, mich zu übereilen oder in ein verdächtiges Licht zu setzen, so dass Du also aller Besorgnisse hinsichtlich meiner überhoben sein kannst. Lebe recht wohl.

Dein folgsamer, treuer Sohn

Ludwig Feuerbach.

Herzliche Grüsse an Alles im Hause.

An Denselben.

August 1824.

.... Auf die unschuldigsten, unbedeutendsten Erholungen, denen zu huldigen auch der ängstlichste Moralpedant, der auch nur einigermassen nach Lebensheiterkeit verlangt, sich kein Gewissen machen wird, habe ich gar nichts verwandt, mich von allen Seiten eingeschränkt und Allem entsagt, was selbst ausser den selbst dem Bettler nothwendigen Bedürfnissen die Gesundheit und das physische Leben erhalten und fördern kann; mein Morgen- und Abendessen ist trockenes, dürres Brod, und mein Mittagsessen besteht aus einer Portion Fleisch und Gemüse, das in einer Restauration nach Berliner Art, d. h. kraft- und saftlos, gekocht ist. Wahrlich, lieber Vater, wenn man in einer Stadt, wie Berlin, wo einem selbst der selige, stärkende Blick auf eine schöne Gegend versagt ist, wo man die Natur nicht etwa bloss aus dem Gesichte, sondern auch aus dem Herzen verliert, und sich nie gedrungen fühlt zu dem Ausspruche: „O wunderschön ist Gottes Erde!“, und so ferne von den Seinigen und allen, auch geringsten Erheiterungen ist, die Beschränkungen seiner physischen Existenz auf die äusserste Spitze treibt, wird's Einem schwül ums Herz. Du glaubst vielleicht, dass im Hintergrunde dieses Klageliedes ein Wunsch verborgen liegt, in den Ferien, die jetzt bald, ungefähr in drei Wochen, beginnen werden, eine Reise zu machen; allein daran habe ich nicht im Entferntesten einen Gedanken, ich habe nicht das geringste Verlangen nach einer Reise. Nein, ich will die Zeit nur zum ununterbrochensten Studium verwenden, aber eben dazu wünschte ich mir einige Erleichterung meines armen äusserlichen Lebens. Wenn ich nur dazu etwas habe, dass ich den bei meinem vielen Sitzen unentbehrlichen Kaffee trinken und hie und da etwas besser zu Nacht essen kann. Da ich ja noch auf eine bairische Universität muss und

es auf diesen fast um die Hälfte wohlfeiler zu leben ist, als auf einer auswärtigen, so kannst Du dann Alles ja wieder hereinbringen. Verzeihe meine Bitte. Du und Alles im Hause ist ja doch gesund und wohlauf? Grüsse Alles aufs herzlichste. Lebe wohl, lieber Vater!

Dein gehorsamer Sohn Ludwig.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, den 15. August 1824.

Mein lieber Ludwig! Habe ich mit Angst und Bekümmerniss und unter mancherlei trüben Ahnungen, die so ziemlich der Wahrheit nahe kommen, Dein Zeugniss erwartet, so habe ich dieses gestern unter den bittersten Empfindungen der tiefsten Indignation erhalten. Was ist das für eine Zeit, wo ein Jüngling, sei er auch noch so brav, lebe er auch noch so unschuldig, bloss auf sich und seine Wissenschaft zurückgezogen, zeige er auch besiegelte, öffentliche Urkunden über sein rechtliches, untadelhaftes, sogar musterhaftes Betragen vor, — gleichwohl noch durch alles dieses gegen die Anfechtungen und Verfolgungen der Späher nicht gesichert ist? Du verdienst übrigens meinen Dank, dass Du edelmüthig genug gesinnt warst, um dem Vater, dessen Haupt ohnedies durch mancherlei schwere Lasten niedergebeugt ist, von jener, man darf wohl sagen, unerhörten Vorfallenheit nicht eher etwas mitzutheilen, bis sich zu Deinem Vortheile aufgeklärt hatte, was freilich schon von Anfang an klar genug war. Was Du unterdessen magst ausgestanden haben, begreife ich wohl und beklage Dich von Grund meines Herzens. Suche jetzt die Kränkung, welche Dir widerfahren, so gut als möglich zu vergessen, und lasse sie Dir nur dazu dienen, um Dich in Deinen guten Vorsätzen zu bestärken. Dass diese nie wanken werden, traue ich Dir vollkommen zu. Du hast die Annehmlichkeiten der Wissenschaften gekostet und hast an Dir den Ernst des Lebens erfahren. Und dieses ist wahrlich gerade jetzt in seinem Ernste so finster, dass Derjenige halb toll sein müsste, dem es einfiele, sich mit ihm einen Spass machen zu wollen.

So gut auch Dein Zeugniss lautet, so ist mir es doch sehr verdriesslich, dass darin nur zwei Kollegien bezeugt sind. Das gibt Anmerkungen, die nicht zu Deinem Vortheile ausfallen. Ein Student, der nicht wenigstens 4 Kollegien hört, wird, zum Theil nicht ohne Grund, wie ein blosser Dilettant betrachtet. Du hättest also wohl die Mühe, das Kollegium über die Einleitung in das neue Testament Dir bezeugen zu lassen, nicht versäumen sollen. Ich fürchte sehr,

dass die Unterlassung unangenehme Folgen hat. — Ueberhaup
kommt es mir so vor, als studirtest Du nicht ganz planmässig
und berechnetest nicht genug die grosse Zahl der Kollegien, worübe
Zeugnisse vorliegen müssen, mit der Zeit, welche Du auf de
Universitäten, besonders zu Berlin zubringen darfst. Von de
Haupt- und Grundkollegien — Kirchengeschichte, Dogmenge
schichte u. s. w. — hast Du noch keines gehört. Und ob di
Offenbarung des mystischen Johannes vor andern Büchern de
alten und neuen Testamentes in dem Kurs eines studirende
Theologen den Vorzug verdient, scheint mir sehr problematisc
Karl wird Dir den Plan zu den Kollegien, welche man von eine
Baiern fordert, der zum theologischen Examen zugelassen werde
will, hoffentlich mitgetheilt haben.

Ich sende Dir hiermit, so schwer es mir auch fällt, als Zulag
zu Deinem Wechsel, eine Anweisung auf 100 fl., da ich auch vo
anderen Orten her erfahren, wie theuer es in Berlin zu leben is
Mehr als 200 fl. jährlich bin ich aber Dir zuzulegen ausser Stand
Sobald es Zeit ist, sende ich Dir Deinen Wechsel auf das nächst
halbe Jahr mit 400 fl., und dann sobald Du mir meldest, dass D
es nöthig hast, noch 100 fl. Zulage.

Anselm hat zu München sein Examen mit grossem Ruhm
bestanden.

Mit dem armen Karl steht es noch wie bisher. Eduard ve
lässt diesen Herbst Göttingen — und wird nach Heidelberg gehe

Gott sei mit Dir und erhalte Dir die Kraft zu allem Guten un
Edlen, damit Du dereinst zur Freude Deines Vaters, der nur noc
glücklich ist in dem Glücke seiner Kinder, wieder hieher zurück
kehrst. Mit inniger Liebe Dein treuer Vater A. v. Feuerbac

Grüsse mir von Herzen die beiden würdigen Männer Dü
und Hitzig, und danke ihnen einstweilen in meinem Namen fü
alles, was sie durch Rath und That Dir Gutes geleistet habe
Versäume ja nicht, diese trefflichen Bekanntschaften Dir zu e
halten! v. F.

Ludwig an die Mutter.

Berlin, den 2. Okt. 1824.

Theuerste Mutter! So äusserst selten kommen Briefe vo
mir an Dich, dass es fast nöthig scheint, statt dessen, was gewöhn
lich den Inhalt eines Briefes ausmacht, nur mit Entschuldigunge
warum ich so selten schreibe, das Papier anzufüllen . . . Wo sol

ich aus der Einförmigkeit meines Lebens Dich interessirende Seiten herausheben? ich müsste denn, — und dafür würdest Du Dich wohl sehr bedanken — das Pfauenrad meiner geringen Gelehrsamkeit schlagen und Dir erzählen von geschundenen und gebratenen Ketzern und Sekten, von hirnverbrannten Doktoren und Magistern, von den Stiergefechten und Prügeleien der Theologen, die nicht die Vernunft, sondern die Polizei beendet, überhaupt von den abenteuerlichen, eulenspiegelischen Leben, Thaten und Schicksalen meiner theueren Herrn Kollegen. Daher Du Dich auch diessmal, liebe Mutter, ob ich Dir gleich zum erstenmale schreibe, mit dem Wenigen begnügen magst, was ein paar Seiten enthalten werden.

Der freilich traurige Fall, der mich verflossenen Sommer traf, war rein zufällig, und dergleichen wird und kann sich wohl schwerlich wiederholen. Der billige Student, der keine Hirngespinnste im Schädel trägt, die er verwirklicht sehen möchte, wird nie klagen können über Strenge und Härte und Eingriffe in seine vernünftige, rechtmässige Freiheit; denn eine zügel- und schrankenlose hat er wahrlich nicht vonnöthen, und wird ihm die nicht gestattet, so ist es recht und billig. Ich möchte fast lieber ein Preusse, als ein Baier sein. . . . . . .

Fritz an Ludwig Feuerbach.

Ansbach, den 3. Februar 1825.

Lieber Ludwig! Wie hast denn Du das neue Jahr begonnen? Die Deinigen hier haben das alte Jahr in Trauer und Leid beschlossen und in Trauer und Leid das neue begonnen. Du ahnst eine schlimme Nachricht und Deine Ahnung, lieber Ludwig, täuscht Dich nicht. Doch Gott sei Dank — dass ich Dich, sie ruhig anzuhören, durch die Versicherung vorbereiten kann, dass sich die trüben Aussichten wieder ganz aufgeheitert haben. Es war der letzte Sonntag des vorigen Jahres, als dem Vater von München gemeldet wurde, Karl habe durch Oeffnung einer Ader sich das Leben zu nehmen versucht. Wie furchtbar erschütternd für uns diese Nachricht war, wiewohl ihr ein ärztliches Zeugniss über die gänzliche Gefahrlosigkeit von Karls Zustand beigefügt war, kannst Du Dir wohl denken. Es waren hierauf drei oder vier Wochen in verhängnissvoller Stille vergangen, als uns ein Brief von Thiersch meldete, Karl habe einen zweiten Versuch gemacht und sich aus einem Fenster des Krankenhauses herabgestürzt, ohne dass jedoch durch den Fall etwas verletzt worden sei. Zugleich

schrieb Thiersch, dass Karl nunmehr seiner Pflege übergeben und bereits ausser aller Gefahr sei, und seitdem erfahren wir auch lauter erfreuliche Nachrichten von Karls täglichen Fortschritten in Genesung des Leibes und Gemüthes. Gegenwärtig ist Vater in München. Er lässt Dich herzlich grüssen, wie alle die Deinen. Anselm hat einen Ruf nach Speier bekommen, wo er am dortigen Gymnasium mit einer guten Besoldung angestellt werden soll. Lebe wohl, lieber Ludwig, und schreibe uns ja recht bald.

Dein treuer Bruder Fritz.

Studiosus W. K. an Ludwig Feuerbach.

Heidelberg, den 6 Februar 1825.

Viellieber Feuerbach! Als ich heute bei Daub gegessen hatte, sagte er mir allein, dass Du ihm einen überaus erfreulichen Brief geschrieben habest. Er würde Dir sogleich darauf antworten; da er aber auf Deine zwei lieben Briefe nur ausführlich antworten könnte, wozu er bei seinen dringenden Prorektoratsgeschäften unmöglich im Stande sei, so wolle er wenigstens durch mich das Nöthige erwidern lassen. Er gab mir daher auf, Dir zuvörderst seine freundschaftlichsten Grüsse zu melden (und diess sagte er mit dem Ausdrucke der grössten Innigkeit —) und zu schreiben, dass ihm Dein Vorhaben um so mehr Freude gemacht habe, als er ja schon nach Deinem ersten Brief zu mir gesagt habe: „Feuerbach bleibt gewiss nicht bei der Theologie, der schreitet noch vor ins Gebiet der Philosophie; denn das deutet sein mächtiges Streben an; wenn er nur nicht versäumt, des übrigen Wissenkrams, welcher doch nicht ignorirt werden darf, zuvor mächtig zu werden, — um da des Lebens Aufgabe zu lösen.“ Nun aber fügte er hinzu: „Wenn ich in seinem Alter wäre, so würfe ich gleich das andere Zeug von mir, eilte zu ihm, um in gleichem Streben zu ringen nach dem Ziele, das er sich vorsteckt.“ Hiermit habe er Dir eigentlich Alles gesagt, was Du werdest wissen wollen, und er setze voraus, dass Du schon jetzt entsagt habest allem eitlem Streben nach den gemeinen Zwecken des Lebens, und verzichtest auf jede Anerkennung und Auszeichnung von Seite der Welt; denn so habe er Dich in der kurzen Zeit — bei freilich seltener Annäherung von Deiner Seite — kennen gelernt. Er fügte hinzu: „Während alle Scienzen in der Welt anerkannt, geehrt und ausgezeichnet werden, ist die Philosophie nicht nur meist

ignorirt und verkannt, sondern auch verschmäht und angefeindet, und so wird's wohl noch lange bleiben — was eben der Philosoph auch nicht achtet."

Als ich sagte, ich kenne Dich schon von der Schule her in der Art, dass Du die irdischen Güter und Freuden mit ihrem ganzen Anhange verachtetest, so sagte er: „Das ist auch nicht recht, das soll er auch nicht, sondern nur durchaus resigniren soll er! Die nicht seltene enthusiastische Weltverachtung der Jugend geht in späteren Jahren oft in Reue über. Resignation kann nie in Reue umschlagen." —

Er hält für nöthig, dass Du die theologischen Schulstudien ablegest und Dich zu den philosophischen, Mathematik, Naturkunde u. s. w. mit Ernst wendest, da man nie mehrerlei mit Erfolg studire.

W. K.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 22. März 1825.

Lieber Vater! Da kommt schon der Verheissene heran; beladen mit den Resultaten meines bisherigen, besonders hiesigen akademischen Lebens und mit dem Baurisse der Zukunft, mit dem Schmerz über eine trübe Vergangenheit und den Bildern einer befriedigenden Gegenwart, beworfen mit dem Schmutze einer abgestossenen, schmalen Erdzunge und glänzend im Morgenthaue eines sicheren reichen Landes, fällt er Dir an Dein Vaterherz, um Deine Hand an meinen wunden Schädel, den die zu Dornenkränzen erstorbenen Neigungen einer trüglichen Saatzeit zerstochen haben, zu führen, und Deinen Segen zu erkaufen. Sturm und Wetter bringen ihn Dir nicht, wie den Messias der Juden, sondern nach vorhergegangener Ueberlegung, nach überwundenen Zweifeln und Bedenklichkeiten, nach vor- und auskehrenden Anstalten beruhigte Einsicht und die Ueberzeugung, dass zu dem, was ich innerlich beschlossen, Deine Bestätigung und Beistimmung nicht ausbleiben werde und ich mich mit der Besorgniss nicht mehr zu ängstigen brauche, ob ich Dir dadurch etwa, zumal nach der traurigen Periode in unserem Hause, nicht unangenehme Stimmungen bereite. Solltest Du jedoch im ersten Augenblicke unwillig und verstimmt werden über die Abweichung von einer mir einmal bestimmten, übereingekommenen Sphäre und Lebensregel, so wirst Du es willig auch zu verzeihen wissen. Was ist Freundschaft ohne Verzeihung? Was ist ein Vater, der sie nie ertheilt? was ein Sohn,

der sie nie empfangen hat? Unsere Fehler führen uns oft mehr zu dem Herzen der Menschen, wie zu den Pforten des Himmels, als bornirte Tugenden. Was Du übrigens vielleicht als Vater dem Sohne missbilligst, wirst Du als Mensch dem Menschen gewöhnlich und daher verzeihlich, als Mann in der Natur des Jünglings gegründet und daher entschuldigt, als Geist vernünftig und daher geheiligt finden.

Der Vorhang wird aufgezogen, das Orchester spielt Jeremiä Klagelieder nach der Melodie: Ei Du lieber Augustin! In der Ferne sieht man die Kinder Korah, einige Kirchenräthe und Bürgermeister der Stadt Jerusalem feierlichst heranziehen; in der Hand tragen sie das Berliner Wochenblättchen, Einer beginnt mit tief bewegter Stimme zu lesen: „Unsern fernen und nahen Geistesverwandten haben wir zu publiziren, dass vor mehreren Wochen unser vielgeliebter Amtsbruder und Kollege Ludwig Feuerbach, nachdem er mehre Jahre im Weinberge des Herrn gearbeitet, aus den irdischen Thälern der Theologie im Herrn verschieden, sein Geist aber in eine bessere Welt gefahren, wohin ihm seine Werke nachfolgen. Wir verbitten uns übrigens alle weiteren Beileidsbezeugungen! — Zur symbolischen Beglaubigung dieser mystischen Todtenanzeige wird der Leichnam selbst vorgetragen, vom kritisch historischen Standpunkte aus, und der theologischen Fakultät als Preisaufgabe vorgelegt. Einige aufgeklärte Rationalisten, die schon längst dem gesunden Menschenverstande zu Ehren ihren Verstand verlieren wollten über diesen anachronistischen Gespensterspuk und antiquarische Gotteslästerung, erklären nach den gerichtlichen Medizinaluntersuchungen ihrer Exegese den Leichnam für einen einmarinirten Häring, den bis auf seine Urgestalt zu reformiren zum Besten der Menschheit wohl der begeisterndste Traum eines aufgeklärten soliden Mannes wäre. Der Vorhang fällt, mit ihm die Komik in die gemeine Wirklichkeit der Prosa herab: Die Theologie — kann ich nicht mehr studiren. Vater, lasse Deinen Sohn gewähren; wo die innere Möglichkeit gebricht, halten nicht mehr die Baustützen und Balken anderer Rücksichten, Reflexionen und äusserlichen Gründe; Speisen, die das zartere Alter nähren, sind den gereifteren Naturen unverdaulich. Sie ist für mich eine verwelkte schöne Blume, eine abgestreifte Puppenhülle, eine überstiegene Bildungsstufe, eine verschwundene formgebende Bestimmung meines Daseins, deren Andenken jedoch noch segensreich fortwirken wird in der Nachwelt meiner neu begonnenen Lebensweise.

Ein ganz anderes Verhältniss, so zu sagen gesetzliche und berechtigte Hindernisse träten allerdings ein, wenn ich voreilig, muthwillig, aus blinder Willkür, eigensinnigen Launen und Einfällen, die Theologie zum Fenster hinaus schmisse, etwa mit dem nachdonnernden Urtheilsspruch: „Sie gefällt mir eben nicht!" Da man dann freilich besser thäte, wenn man das Modejournal, als die Bibel in die Hand nähme. Ein grosser Unterschied ist, ob der, welcher am Thore des öden Hauses das Thor zuwirft, oder der es mühsam durchbrochen, spricht: „Hier haben wir keine bleibende Stätte." Aber ich kann getrost sagen, ich habe in der Theologie gelebt, gewohnt, gefühlt, gedacht; ich sass an jenen Quellen, wo sie ewig verjüngt, als schöne Nymphe mir emporstieg, aber auch an Brandstätten, wo sie wie eine Hexe zu einem verrunzelten, verkrüppelten, verschrumpften Apfelschnitt eindorrte; ich konnte fröhlich jauchzen und jubeln mit dem Sänger David, Winter, Frühling, Sommer und Herbst brachte mir der Wechsel seiner tiefen Empfindungen, den Menschen gab mir die Lieblichkeit seiner Hirtenlieder, den Gott die Erhabenheit seiner Preisgesänge; jammern mit Jeremias über den Untergang der gottgeweihten Stadt, zürnen und dräuen mit Ezechiel dem verruchten Volke, Flüche mit Donner und Blitz, wie von Cherubinen getragen, auf seine Härte schleudern; mit den Jüngern durch das heilige Land wandern, an den Lippen des Herrn hangend, den Honig seiner Lehre einsaugen: — ich habe in ihr gelebt. Aber jetzt befriedigt sie mich nicht mehr, sie gibt mir nicht, was ich fordere, was ich brauche, nicht mein tägliches Brod, nicht die nothwendigsten Viktualien meines Geistes; dem Armen reichten sie am Kreuze noch statt des ersehnten Trunkes kühlen Wassers einen Essigschwamm. Palästina ist mir zu eng; ich muss, ich muss in die weite Welt, und diese trägt bloss der Philosoph auf seinen Schultern. Von Morgen nach Abend zieht die Geschichte des Menschengeschlechts; aus dem jugendlichen, schönen Reiz des Morgenlandes trete ich zurück in mich, in den tiefen Ernst, in die gereifte männliche Besonnenheit germanischer Philosophie. Sollte ich bei der Theologie mein Verbleiben haben, so würde ich aus einem Freien ein Sklave, wider Ueberzeugung und Einsicht, wider die eigene Befriedigung meiner selbst, wider Interesse, Lust und Neigung mich in ihre Bande schlagen; ich müsste gehen ohne Beine, athmen, ohne Luft zu haben; sie ist mir abgestorben und ich ihr. Der Mensch kann Alles, sagt man; ja wohl — auch eine Todte zur Braut nehmen; und wie wollte ich denn ihr bleiches

Leichentuch als Brautzelt über mich spannen, oder zu den schwellenden Segeln meines zerbrochenen Schiffes nehmen! Zerfressene Knochen sollten die Krücken eines kranken Herzens, die durchlöcherte, ausgehöhlte Brust eines Todtengerippes sollte die Krippe meines Bethlehems sein! der Modergeruch der süsse Weihrauch, den ich dem Herrn opferte! Mich wieder in die Theologie zurückweisen, hiesse einen unsterblich gewordenen Geist in die einmal abgelegte sterbliche Hülle wiederzurückwerfen; denn die Philosophie reicht mir die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit und gewährt mir den Genuss ewiger Seligkeit, Gegenwart, Gleichheit mit mir selbst. Ich will reich, unendlich reich werden, und sie ist eine unerschöpfliche Fundgrube; glücklich und zufrieden in mir — wo kann das anders sein, als dort, wo das Kinder- und Weibergeplärre, Aechzen und Krächzen des gemeinen Lebens und Treibens schweigt! Ich bin wie eine hab- und herrschsüchtige Seele, die Alles, aber nicht als empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität an sich reissen und verzehren will; unbegränzt, unbedingt ist mein Verlangen: ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker missdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet. Den Menschen, aber den ganzen Menschen; nicht ihn, wie der Arzt auf dem Krankenlager oder in der Anatomie, wie der Jurist im Staate oder im Zuchthause, der Kameralist als Bäcker oder Bierbrauer. Mit den Alles durchdringenden und durchlaufenden Wurzelfasern der Gedanken will ich reichen und mich ausdehnen bis an die Enden der Welt; Gott und sie, dieses schöne Geschwisterpaar, aus ihren vergrabenen Grundfesten und nächtlich verborgenen Sitzen emporgehoben, um das Sonnenrad der Philosophie kreisen und freudig entfalten sehen zu Einem blüthe- und früchtevollen Baume des Lebens! — Vater! wende nicht zürnend Deinen Blick weg von Deinem Sohne, weigere nicht Deine Beistimmung, lass mich freudig einziehen in das neue Land, das ich im Schweiss meines Angesichts mir erobert, in dem ich etwas zu leisten das Vertrauen, mich befriedigt oder beruhigt zu finden die sicherste Gewissheit habe. Theile mit mir die Freuden über die Stiftung eines neuen Reichs in mir, über mein neues Leben und den Untergang einer Welt, die so stiefmütterlich für mich sorgte, dass sie mir keinen andern Ausweg gelassen hatte, als mich gramvoll in mir selbst zu verzehren, und das wohlthuende Gefühl, den Händen

der schmutzigen Pfaffen entronnen zu sein, und Geister wie Aristoteles, Spinoza, Kant und Hegel zu meinen Freunden zu haben.

Was meine äusserliche Existenz in Zukunft betrifft, so fragt sich, ob in Ansehung ihrer in meiner neuen Wissenschaft nicht bessere oder wenigstens nicht eben so gute Aussichten sich eröffnen, wie in der Theologie, da ja so das Land mit Theologen wie überschwemmt ist. Was meine bisherige akademische Zeit betrifft, so ist diese keineswegs verloren, da ich ja hauptsächlich der Philosophie in ihr oblag. Was meinen künftigen Studienplan anlangt, so sei versichert, dass ich keineswegs die Gelehrsamkeit als solche vernachlässige, vielmehr Geschichte, Philologie, Naturwissenschaft fleissig studiren werde. Nächstes Semester will ich daher Enzyklopädie der Naturwissenschaften, Platon's Republik bei Böckh, ausser den philosophischen Kollegien wo möglich noch Mathematik hören. Was die Güte und Gnade des Königs betrifft, so wird dieser unschuldige Schritt nicht seine Hand uns entziehen, wenn anders etwas davon zu seinen Ohren gelangt ....

Ermuthigt durch den unbedingten Beifall eines Geistes wie Daub, bitte ich Dich zuletzt noch einmal um Deinen, bester, geliebtester Vater! Lebe wohl!

Dein folgsamer Sohn Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 10. April 1825.

Liebster Vater! Es schmerzt mich tief, wenn Dich mein Brief bestürzte; wenn aber die Ursache hievon vorzüglich der Ton war, in dem er abgefasst ist, so wirst Du ihn leicht erklärlich finden, wenn Du Dich hineinstellst in die Reihe der mannigfaltigen Empfindungen, die die Seele eines Sohnes durchziehen, wenn er einen lange in sich gehegten und gepflegten Entschluss über die ihm wichtigste Angelegenheit seinem Vater plötzlich zu Füssen legt, getheilt in Zaghaftigkeit und Nothwendigkeit ihn endlich auszusprechen, in Furcht und Hoffnung; war es aber die Sache an und für sich selbst, so höre mich in Betreff derselben noch einmal gütigst an.

Die Philosophie ist kein solches Vacuum und Abstractum, dass sie in der Einsamkeit des Gedankens als solche allein ihr Wesen triebe. Wie sie selbst gleich jedem anderen Dinge dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit unterworfen, eine

äusserliche Geschichte verläuft, so ist sie auch nicht so selbständig und sich selbst genügend, dass sie nicht auch noch andere Kenntnisse als sich selbst, anderes Material und einen gegebenen Inhalt nöthig hätte, Sprachenkunde und Geschichte vornehmlich; sie ist nicht so etwas Verlassenes und Ausserweltliches, dass sie nicht in der wesentlichsten Beziehung und Verbindung stünde mit dem ganzen konkreten Erfahrungsschatze der Menschen.

Dasselbe gilt von Jedem, der sie wahrhaft betreibt. Abgesehen von dem schon ohnehin anziehenden Reize des klassischen Alterthums, werde ich durch das eben so interessante als nothwendige Quellenstudium der alten, besonders griechischen Philosophen zur gründlichen Erlernung der alten Sprachen aufs zwingendste angetrieben. Nach Verlauf meiner akademischen Zeit kann ich ja, ausgerüstet mit Sprachkenntnissen, wohl ohne Schwierigkeit eine kleine Stelle an einem Gymnasium bekommen, die bis auf anderweitige Aussichten auf meinen eigentlichen Beruf einstweilen ebensogut, wo nicht besser als ein Vikariat mir meinen Lebensbedarf verschafft; oder ich kann unterdessen eine Hofmeisterstelle übernehmen, in der ich wohl reichlicher versorgt bin wie als Pfarrverweser, und die mir einestheils so viel Zeit noch immer übrig lässt, um mich mit mir zu beschäftigen und für mich auszubilden, anderntheils in der Bildung der Kinder mir die vortheilhafte Gelegenheit darbietet, zu lernen und mich zu üben, wie man sich den Vorstellungen und Denkungsarten Anderer und ihren Fassungskräften akkommodiren, sich deutlich und klar machen könne.

Ueberhaupt aber ist der Philosoph kein Wolkenfüssler, Nachtwandler und Nebeltreter, der realitätslosen Gedanken nachhinge, unbekümmert, was die empirische Wirklichkeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten dazu sage; er schwebt nicht in schwärmerischem Hochmuthe über die Menschen hinweg, sondern weilt in ihrer Mitte, selbst im Kreise ihrer subjektivsten Interessen, Bedürfnisse und Freuden; er steht in der Welt und in ihren Diensten nicht weniger, als der gemeinste Taglöhner; er braucht sie zu Allem, dankbar gibt er ihr auch wieder, was er hat; seine Gedanken sind nur in Beziehung auf sie und vermittelst ihrer gedacht; kurz die Philosophie ist wesentlich Weltweisheit, zumal in einer Zeit wie die unserige ist, wo die Bildung so allgemein verbreitet ist, wo jeder Stand, selbst der Militärstand, ja auch das andere Geschlecht, sei es nun wahrer Sinn oder blosse Mode, sich nicht für ausgeschlossen hält von der Theilnahme und den Genüssen des

Ichsten was der menschliche Geist produzirt, wo alles vergessene
d vergrabene Edle und Grosse, jeder fromme Ausspruch irgend
ies verborgenen und unbekannten Klosterbruders, jeder frei-
lthige Gedanke eines verbrannten Ketzers, jedes Gedicht eines
Elende verhungerten Poeten mit unverkennbar heissem Eifer
rvorgesucht und mit Liebe empfangen wird; wo über Religion
imüthiger als je gesprochen, aufgeklärter als je gedacht wird;
daher die Philosophie nicht mehr für religions- oder gar für
atsgefährlich, wenigstens im Allgemeinen, verschrieen ist. Oben-
ein sind gebildete, ächt wissenschaftlich gebildete Menschen —
d aus welcher Schule gehen wohl Gebildetere hervor als aus
r der Philosophie? — so gesucht und doch so selten, dass es
lchen nimmermehr grauen darf vor der Zukunft in Rücksicht ihrer
bsistenz. Beweise liegen vor, allenthalben sieht man genauer
e sonst auf die Talente, die Kenntnisse und den Fleiss Derer,
e sich zu irgendeinem Amte melden, und ist schon durch die
asse der zum Studiren sich Hindrängenden, wie der Eselsköpfe,
it denen die Lehrstühle auf Universitäten und Gymnasien besetzt
nd, genöthigt aufs Strengste zu verfahren.

Ein Amt, das ich gewissenlos verwalte, kann keinen Segen
ingen, und es ohne Liebe betreiben, heisst es ohne Gewissen-
ftigkeit verwalten. Das sind nur verschiedene Worte und Formen
sselben Inhaltes. Wie würde mir bei dem Missmuthe, Trübsinne
i demselben, dem Zwange, dem Bewusstsein meiner Gewissen-
sigkeit, wohl die Geistes- und Gemüthsdisposition bleiben, die
m Amte erfordert wird, um es nach seinen verschiedenen Seiten
d Umständen mit genauer Aufmerksamkeit und Ordnung, pflicht-
emäss zu handhaben, wenn es anders nicht ohne Nutzen und Er-
lg sein soll?

Was würde mir gewiss bleiben? Die verzehrendste, unüber-
indbarste Sehnsucht aus ihm hinweg, die mich über mich selbst
ütend, stumm, bewegungslos, gleich einer Pflanze, in mich selbst
nein verwelken hiesse. — Das unwandelbare Vertrauen auf Deine
terliche Liebe und Güte, Deine tiefe Einsicht und Sorge für mein
ahres Wohl, leitete getrost und ruhig bisher meine Feder, und
sst mich auch jetzt hoffnungsvoll die wohl schwerlich fruchtlose
nigste Bitte noch einmal thun: Gib mir, theuerster Vater, Deine
rlaubniss und Einwilligung zu meinem Schritte. Dein im Ver-
auen auf Deine Vatergüte und in Hoffnung glücklicher Sohn

Ludwig Feuerbach.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, den 20. April 1825.

Dein erster Brief, mein Ludwig, war so gestaltet, dass ich nicht anders glauben konnte, als ich müsse schleunige Anstalten zur Wiederherstellung Deiner geistigen Gesundheit treffen lassen; so arg raste die Tollheit in verkehrten, verzerrten, durcheinander gewirrten Bildern, während sie als Philosophie sich ankündigte. Dein jüngster Brief an mich, Deine Erklärung an Hitzig sind zwar ruhig und, der Form nach, vernünftig abgefasst, ohne mich jedoch durch ihren Inhalt zu erfreuen, oder nur meinen Gram und Kummer zu mildern. Zwei Jahre also sollen rein verloren sein, und Deines Vaters, um Dein Wohl bekümmerten Vaters Warnungen finden keinen Eingang bei Dir. Seinen Einsichten und Erfahrungen setzest Du Deine Einbildungen entgegen, und in jugendlichem Dünkel wähnst Du durch Belehrungen, welche Du über das Wesen der Philosophie ihm ertheilst, Deinen Vorsatz zu rechtfertigen. — Du scheinst nicht zu wissen, dass auch ich als Jüngling, mir selbst überlassen, von keinem solchen Vater gewarnt — ebenfalls auf demselben Wege, wie jetzt Du, mich verirrt, dass ich die Berufswissenschaft, für welche ich die Universität betreten hatte, verachtend aufgegeben, mehrere Jahre auf dem bodenlosen Grunde der Philosophie nach Schätzen der Wahrheit vergebens gegraben, und endlich, noch zur rechten Zeit enttäuscht, aber die verlorenen Jahre reuevoll beklagend, die in philosophischem Hochmuthe weggeworfene Jurisprudenz wehmüthig wieder vom Boden aufgehoben und, nachdem ich als Philosoph an Geist und Magen gedarbt, nur mit ihr und durch sie erst Brod, dann Ruhm und endlich Aemter und Würden mir erworben habe. Diese Erfahrung des Vaters ist für den Sohn verloren, der, erfüllt von jugendlich schwärmenden Einbildungen, in selbstgefälligem Dünkel, jene Thatsache mit der ganz einfachen Bemerkung niederschlagen wird: „Aber der Vater war auch nicht Ich (der echtphilosophische Geist), und die Philosophie der Kante, Reinholde, Fichte war auch noch nicht — die allein wahre und alleinseligmachende Hegel'sche Philosophie!" Wenn ich, um von Deiner Verirrung Dich zurückzuführen, Dir sagen wollte: Du selbst (vorausgesetzt, dass echt wissenschaftliches Talent Dir zu Theil geworden) werdest früher oder später ganz gewiss zu der Ueberzeugung gelangen, die sich so nennende Philosophie sei nichts als ein vermeintliches Wissen dessen, worüber

sich nichts wissen lässt; es habe noch nie eine Philosophie, sondern immer nur Philosophieen gegeben; es gebe, habe gegeben und werde geben immer gerade so viel Philosophieen, als denkende Köpfe, welche sich mit sich selbst über das Unbegreifliche und Unerfassliche zu verständigen suchen; wer das System seiner Meinungen, durch „Wenn“ und „Weil“ und „Darum“ künstlich zusammengestrickt, für eine (objektive) Wissenschaft, selbst für die Wissenschaft der Wissenschaften ausgibt, sei entweder ein Sophist oder ein in Selbsttäuschung Befangener; und, wenn es, um den Geist in einer strengen Disziplin zu üben und dadurch für andere (echte) Wissenschaften zu bilden, nützlich, ja nothwendig sei, das scharfsinnig durchgeführte Meinungs-System eines ausgezeichneten Selbstdenkers nachdenkend durchzuarbeiten, es im Gegentheile Thorheit sei, von einem solchen Studium einen materiellen Gewinn allgemeiner und immer geltender Wahrheit zu erwerben; — wenn ich dieses und anderes Dir sagte, so würde ich damit doch nicht mehr bewirken, als dass Du in Deinem Inneren den Vater bemitleiden würdest, der in seiner geistigen Beschränktheit sich zu den Höhen, von welchen herab Du das Kanaan der Philosophie überblickst, nicht zu erheben vermöge. Fest überzeugt, dass über Dich nichts zu gewinnen ist, dass selbst der Gedanke an eine Dir künftig bevorstehende, kummervolle Existenz ohne Brod und Ehre allen Einfluss auf Dich verloren hat, überlasse ich Dich Deinem eigenen Willen, Deinem Dir selbst bereiteten Geschicke und — ich sage es Dir voraus — Deiner eigenen Reue. Was ich nicht erlauben kann — weil man nicht erlauben kann, was man missbilligt — das muss ich wenigstens geschehen lassen, weil ich es nicht hindern kann. Thue also, was Du willst, nur klage künftig Deinen Vater nicht an, wenn Dir die Reue gekommen ist. Anselm und Karl, wie vielen Gram haben sie mir bereitet; wie viele Jahre haben ihre Verirrungen an meinem Leben verkürzt! Nun auch Du, auch Du, mein Sohn Ludwig, von dem ich so viele Freude mir versprach!

Im Uebrigen beherzige folgendes:

1) Ich befehle Dir auf das Ernstlichste, Dir von allen Professoren, bei denen Du gehört hast, über die gehörten (auch theologischen) Lehrgegenstände Deine Zeugnisse geben zu lassen und diese wohl aufzubewahren. Du bedarfst derselben nach Deiner Rückkehr gemäss gesetzlicher Vorschrift. Wäre auch dieses nicht, so werden sie Dir alsdann nothwendig werden,

wenn Du in der Philosophie gelernt haben wirst, was an der Philosophie ist, wenn Du alsdann freiwillig wieder auf den verlassenen Weg zurückkehren willst, oder durch den Drang äusserer Umstände, der Noth, der Amt- und Nahrungslosigkeit u. s. w. dahin zurückzukehren genöthigt werden wirst.

2) Bedenke, dass Du nicht einen Monat länger auf einer auswärtigen Universität, oder überhaupt auf einer Universität verweilen kannst, als die baierischen Gesetze verstatten. Zwei Jahre sind schon vorüber. Das letzte Jahr muss auf einer baierischen Universität zugebracht werden, wo weder für Philosophie, noch für Philologie, noch für Geschichte etwas zu lernen ist.

3) Sind Deine Universitätsjahre vorüber, so hast Du Dir selbst Dein Brod zu verdienen. Da die Philosophie Dich nicht nähren wird, so musst Du, wie Du selbst einsiehst, als Lehrer auf einem Gymnasium unterzukommen suchen. Dazu ist aber nöthig, dass Du zu München das strenge philologische Examen überstanden habest, welches hauptsächlich zweierlei: 1) Philologie im ganzen grossen Umfange, 2) Geschichte zum Gegenstande hat. Ob es Dir in der zu den Universitätsstudien noch übrigen kurzen Zeit, zumal den Kopf voll von Hegel'scher Metaphysik, noch möglich sein werde, so viel in der Philologie und Geschichte zu leisten, als nöthig ist, um mit Ehren jenes Examen zu bestehen, ob und wie sich Lust und Eifer für diese Brodfächer mit Deiner Leidenschaft für die brodlose Sophistenkunst vereinigen lasse: darüber wirst Du Dich mit Dir selbst berathen müssen.

Was nun Deine Geldangelegenheiten betrifft, so scheint es mir, dass es etwas konfus damit aussehen muss, weil Du Dich genöthigt gesehen hast, kurz nach dem empfangenen letzten Wechsel, bei A. 40 Thlr. aufzunehmen. Ich erkläre Dir kurzweg, und auf das allerfeierlichste, dass Du (wenn Du nicht dem A. die geliehenen 40 Thlr. etwa zurückzahlst, sondern ich selbst sie zurückzahlen soll) ausser den im Wechsel hiebei folgenden 400 Fl. (deren Empfang zu melden ist) in diesem selben Jahre keinen Kreuzer mehr erhältst. Der brave Eduard hat anders hauszuhalten gewusst. Dieser herrliche Jüngling beschämt Euch alle.

Noch habe ich Dich auf folgenden sehr wichtigen Umstand aufmerksam zu machen. Im Laufe des vorigen Jahres traf Dich die Konskription; ich wurde aufgefordert, Dich zur Ziehung zu stellen, konnte jedoch dieses noch dadurch abwenden, dass ich

Deine Schulzeugnisse produzirte, welches die Folge hatte, dass mir von dem Magistrate am 14. März eröffnet wurde:

„Dass der Konskribirte der Altersklasse 1804, Ludwig Andreas F., durch höchsten Beschluss des königlichen Konskriptionsrathes vom 26. vorigen Monats zur Ziehung aufs nächste (folglich gegenwärtige) Jahr hingewiesen wurde, wo der Fortgang der Studien wieder nachzuweisen ist."

Sobald ich Dich daher in diesem Sommer auffordern werde, mir solches Zeugniss zu schicken, so muss dasselbe ungesäumt bewerkstelligt werden. Hiezu triff im Voraus, wo möglich, die nöthigen Vorbereitungen. Fällt das Zeugniss entweder nicht befriedigend aus, oder kommt es nicht zur rechten Zeit, so bist Du der Konskription verfallen und musst Soldat werden, wo Du dann freilich versorgt wärest, auch Zeit genug übrig behieltest, auf der Wachtstube, in der Kaserne, auf dem Posten u. s. w. Deinem Hange nach philosophischen Spekulationen nachzugehen.

Empfehle mich H. geh. Oberfinanzrath Dürr und Kriminalrath Hitzig.

Dein trauernder, um Dich bekümmerter Vater.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Ansbach, Dezember 1828.

Lieber Eduard! Wenn ich Dir so manchen Zeitabschnitt, den ich in Berlin erlebte, schildern wollte, so würdest Du gewiss finden, dass ich die Hypochondrie auch schon und vielleicht nicht im kleinsten Grade gehabt habe; allein ich glaube schon längst und für immer von ihr befreit zu sein, wenn wenigstens das Gefühl, in nichts eine Beschränkung zu spüren auf dem Gebiete, dem man bestimmt ist, ein Zeichen davon ist; und dass es wohl kein besseres Mittel dagegen geben kann, als Eines zu wollen, auf Eines seine Thätigkeit und Gedanken zu werfen. So ein Eins hält im eigentlichsten Sinne Leib und Seele zusammen, besser wohl als Essen und Trinken; so ein Eins braucht aber nicht zu sein so arm, wie das arithmetische Eins, es kann sein ein reiches, ein vielhaltiges, ein volles Eins, eine Wissenschaft, dieses Eins kann eine Welt sein, und wer in Einem thätig und lebendig ist, wie sollte der unglücklich und missvergnügt sein können, da nur in Trennung überhaupt Missmuth und Verdruss liegt, und jede Sache Einem nur dann schwer und drückend vorkommt, wenn

man ausser ihr an sie denkt, aber nicht, wenn man in ihr is
Und das ist wenigstens und wird es bleiben mein angelegentlichst
Streben, mich in der Thätigkeit in Einem zu erhalten, ohne nebe
ihr hinaus, über oder unter sie hinunter zu schauen. Was für e
gefährliches, verwegenes, übermenschliches Geschäft würde es Eine
scheinen, wenn man, ehe man seine Augen gebrauchte, sie anat
miren und diese tausendfachen Beziehungen, Unterschiede, B
dingungen, Häute u. s. w. kritisiren wollte, ob und was man seh
könnte. Und doch ist der Akt des Sehens selbst ein so einfache
seliger und sanfter Akt, in dem man nichts von Brüchen, zerbrec
lichen Glaskörpern, Traubenhäuten und von der Sklerotika u. s. v
vernimmt. So denke ich mir jede Thätigkeit, jedes Geschäft d
ganzen Lebens; der Kritiker — und wir sind fast in jedem Auge
blicke des Lebens mehr Kritiker, als wir sein sollten — findet n
die Schwierigkeiten, die er selbst macht. In transitu: so ist's au
mit der Kritik der Philosophie, die heutigen Tages noch imm
in ore et more est: untersuchen, ob und was man sehen kann, el
man sieht. Die Herren Kritiker, denen nichts angelegentlich
scheint und nichts mehr am Herzen liegt, als die Sache der Wah
heit, kommen natürlicher Weise nie zur Sache und in die Sach
Nur im Glauben an die Sache bin ich fähig sie zu kritisiren, den
dann geht's nicht von Aussen über die Sache glücklich hinüb
und hinaus, sondern von Innen wieder nach Innen. Doch ich bi
schon wieder ins Raisonniren gerathen, wie man es nennt; allei
ich halte die Briefkorrespondenzen für eine Art fliegender od
flüchtiger Restaurationen oder Kaffeehäuser, wo sich alles ausse
dem Geschiedene neben einander einfindet, das strenge sonstig
Tafelzeremoniell beseitigt ist u. s. w.

Ich für meine Person bin jetzt in Ansbach und arbeite a
einer lateinischen Dissertation, die vielleicht in 4 Wochen han
schriftlich fertig sein kann, ein Latein, das den eingebildeten Ohre
geschmackvoller Philologen wie die barbarische und einförmig
Trommelmusik amerikanischer Wildenstämme vorkommen wird
doch man kann nicht zwei Herren zugleich dienen, den Ge
schmäckern der Philologen und dem Gedanken, welches zw
widersprechende Dinge sein mögen. Hängt es von mir ab, bleibt
beim Alten, was freilich noch ein Neues ist; komme ich nic
wieder in solche unentschiedene Lage, wo ich mich zu gleich
Zeit auf einen Hofmeister vorbereite und Französisch lerne, zugleic
auf einen Philologen und griechische und lateinische Grammati

treibe, zugleich auf einen Dozenten, zuletzt auf Nichts, — so fange ich im Sommer (Pfingsten vielleicht) in Erlangen an. Unverzüglich und bloss darauf mit Gedanken und Sorgen gerichtet, werde ich es anfangen, um doch einmal wo zu sein, an einer Stelle. Hoffentlich wird der Vater in derselben bestimmten Gesinnung bleiben einer baldigen Antretung eines Lehramtes.

Lebe recht wohl und gesund.

Dein Bruder Ludwig.

Feuerbach an Professor Harless in Erlangen.

Dez. 1828.

Wohlgeborner Herr! Hoch zu verehrender Herr Professor. Euer Wohlgeboren hatten die Güte, meine Bitte, mir bei meiner Disputation zu opponiren, zu gewähren. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen meine Dissertation zu schicken, da ich sie bereits der philosophischen Fakultät zur Zensur eingereicht habe, und also mit Nächstem die Disputation vor sich gehen dürfte. Ich bin mir wohl bewusst der Unvollkommenheit, der vielen Fehler und einzelnen Mängel meiner Dissertation, Mängel, die theils in der allgemeinen Schranke, die jedes Individuum sich selbst ist, theils in den besonderen Schranken einer Dissertation ihren Grund haben; und ich kann mir daher nur in der Ueberzeugung von der Wahrheit des hauptsächlichsten Inhaltes derselben und in dem Bewusstsein, dass sie aus einem Leben in der Philosophie hervorgegangen, im Ganzen wenigstens auch den Geist tieferer Spekulation athmet, die Freiheit verzeihen, Sie, einen anerkannt in der Philosophie und der ganzen Geschichte der Menschheit bewanderten, in jeder Beziehung erkenntnissreichen Mann, zu meinem Opponenten gewählt zu haben. Ungeachtet dieser Ueberzeugung und dieses Bewusstseins, übergebe ich nur mit Schüchternheit Ihnen meine Arbeit, anerkennend die gerechte Forderung, dass nur das Vollkommene existiren soll, nur das Ewige werth ist in die Zeit zu treten, nur Das aus der geheimen und verborgenen Werkstätte des einsamen Individuums an das Licht der Welt gebracht werden soll, was das Licht vertragen kann und desselben würdig ist, und fern von der Schamlosigkeit mancher Neueren, die keinen Anstand nehmen zu glauben, auch dem Andern, auch der Welt müsse daran gelegen sein, zu wissen, dass sie sind, auch in der Geisterwelt gelte dasselbe Recht, wie in der natürlichen, wo das Widerlichste

neben dem Herrlichsten gleichen Anspruch auf selbständig
Dasein hat. Uebrigens bin ich, abgesehen von den vielen Unvc
kommenheiten und selbst vielleicht den Irrthümern, die sich
meiner Arbeit finden, doch von der Wahrheit des hauptsächlich
Inhaltes, wie gesagt, überzeugt und zwar so sehr, dass ich, we
ich anders etwas Positives geleistet habe, nur dies geleistet
haben glaube: einen Schein, eine Täuschung des sinnlichen I
wusstseins vernichtet und einen Irrthum aufgedeckt zu haben, d
nur in einer Zeit aufkommen konnte, wo das einzelne Individu
für sich selbst als Absolutes, als Unendliches galt, und ihm d
Allgemeine daher als ein Attribut, das Denken als eine Kraft, a
eine Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit beigelegt wurde. De
bei den Alten, um nur dies flüchtig zu berühren, wo überhau
nicht die unmittelbare Persönlichkeit, nicht die wirkliche, sonde
nur die geschaute, gedachte, durch die Kunst vermittelte Indi
dualität galt, galt und gab es so zu sagen gar keine individue
Seele; die Seele galt für das Absolute, Allgemeine, für Gott selb
Animus Deus est, wie bei den Indern Brahma das reine Denk
das Anschauen, die Weisheit, die Seele heisst. Doch ich brec
hievon ab aus Furcht die Bescheidenheit zu verletzen, vor ein
so tiefen Kenner des Alterthums meine geringe Kenntniss a
kramen zu wollen. Ich halte daher jene Gedanken, dass ich
Denken nicht mehr Ich bin, dass es ein aufhebbares Verhältn
ist, wo das Ich einem Anderen entgegensteht und überhaupt I
ist, nur für eine Widerlegung des Sinnenscheines; doch bin i
zufrieden, wenn ich nur dies geleistet habe; ist ja doch, w
Novalis ungefähr ganz richtig spricht, die wahre Entwicklung d
Irrthums selbst Wahrheit. Vieles habe ich schlecht entwicke
Anderes dürftig, Vieles aus Beschränktheit des Raumes ganz au
gelassen, so z. B. den Irrthum des Meinens und Wähnens, welch
eben beweist, dass das Denken ein von mir, dem vom Andern G
schiedenen, Geschiedenes, Abgetrenntes und darum Allgemeines i
Wäre das Denken selbst subjektiv, so würde das Individuum nic
irren, so gäbe es gar keinen Irrthum. Darum ist auch im Se
Fühlen, wo das Individuum sich von sich nicht abscheidet, ke
Irrthum; so wenig aber im Sein, Fühlen, so wenig ist im Denk
selbst (oder in der Wirklichkeit desselben, in der Philosoph
Irrthum; er fällt nur in die Gränze, die zwischen dem Individu
und dem Denken ist. Ebenso habe ich, um die Kette des so k
Zusammengedrängten nicht zu unterbrechen, den natürlichen T

als die sinnliche Erscheinung, als die sinnliche Vollendung und Darstellung des innerlichen Todes, den der Geist auf geistige Weise, durch das Denken am Individuum vollbringt, den natürlichen als den Affen des geistigen; ebenso die Generation, wie auch die Philosophie der Subjektivität, die ich meinem Plane gemäss, statt die Stufen des empirischen, erscheinenden, meinenden Denkens u. s. w. zu betrachten, einreihen musste, nur obenhin berührt. Dadurch, dass ich die Stufe der Philosophie, in der das Ich, das Individuum überhaupt eigentlich der einzige Inhalt des Denkens war, das Individuum aber in seiner Trennung vom Denken, die Quelle des Irrthums des Meinens und subjektiven Denkens überhaupt ist, kurz freilich, abhandelte, und von dieser Stufe aus den Uebergang machte zu dem Denken, das einen unendlichen Gegenstand und Inhalt hat, und in welchem folglich auch das Individuum nach dem Inhalte des Denkens aufgehoben ist, habe ich allerdings der Nothwendigkeit, auf die Euer Wohlgeboren selbst mich aufmerksam zu machen die Güte hatten, nämlich das Denken in sich selbst zu unterscheiden, Genüge gethan, indem eben das, was ausserhalb der Philosophie als Meinen, Vorstellen u. s. w. erscheint, wenn es seinen allgemeinen Prinzipien nach innerhalb der Philosophie auftritt, als Philosophie der Subjektivität sich darstellen muss. Freilich wäre es besser gewesen, wenn ich besonders auf das Meinen, Vorstellen u. s. w. hätte eingehen können. — Besonders ungenügend werden Sie finden, was § 14 über das Verhältniss des Bewusstseins zum Denken überhaupt gesagt wurde. Ich erlaube mir desswegen, das Verhältniss kurz noch anzudeuten, wie ich es ungefähr meine. Das Bewusstsein gehört nicht dem Individuum. Das Individuum hat nicht Bewusstsein, sondern es ist nur im Bewussstsein, wie die Pflanze des Lichts geniesst, die Luft einathmet, aber sie nicht an sich selbst hat. Der Eintritt des Menschen, als eines einzelnen, nach allen Seiten bedingten Wesens, in das Bewusstsein ist daher auch ein mannigfach bedingter; der Mensch tritt im Schlafe, in der Trunkenheit ausser das Bewusstsein hinaus; hätte das Individuum das Bewusstsein, so würde es nicht dem Wechsel von Schlaf oder Wachen unterworfen sein; oder könnte das Individuum, wie Viele fast zu glauben scheinen, das Bewusstsein gleichsam in sich absorbiren, in sich, dieses einzelne Individuum, zusammendrängen und verschlingen, so müssten, wenn Ein Individuum betrunken ist, alle anderen betrunken sein u. s. w. Das Bewusstsein ist daher, wie das Denken überhaupt — und es

ist ja auch denken — vom Individuum abgeschieden, allgemein, durch alle Menschen sich gleich, unabgebrochen von sich. Das Individuum, ein besonders, mannigfach gefärbtes und von anderen Individuen unterschieden, kann sich selbst nur wissen oder sehen durch ein durch keinen Unterschied Gefärbtes, durch keine Besonderheit Verdunkeltes; nur in einem ganz Hellen, Reinen, d. i. eben Allgemeinen, kann es sich schauen und erkennen: sich, das Dunkle und Unreine. Wäre das Bewusstsein, wodurch ich mich selbst weiss und sehe, ein ebenso von Anderen Abgetrenntes, wie ich es als besonderes Individuum bin, so bedürfte das Bewusstsein selbst eines Lichtes, eines Bewusstseins, wie das Licht der Natur, wenn es selbst so unterschieden wäre, wie die Dinge, die es erleuchtet, selbst eines Lichtes, um hell zu sein, bedürfte. Das Bewusstsein ist daher eben so schlechthin Eines, wie das Denken selbst überhaupt. Gleichwohl nenne ich das Bewusstsein § 14 die Unterbrechung der absoluten Einheit der Menschen, als welche ich das Denken als solches nannte. Das Bewusstsein kann nur aus einer absoluten Einheit begriffen werden; aber es ist zugleich die Erleuchtung oder Beleuchtung des Unterschiedes und der Unterschiedenen; es ist, so zu sagen, die aufgeschlossene und aufgebrochene, die auf das Individuum scheinende und eben wegen seiner Gleichheit zugleich ihm sein eigenes Dasein gewährende Einheit; es ist gleichsam der Raum, nicht bloss nach der Beziehung, dass, wie die unterschiedenen Körper im Raume, so die Individuen im Bewusstsein existiren (denn das Individuum existirt doch wahrlich nicht ausserdem und ohne das Bewusstsein, man müsste dann auch den Schlaf, die Trunkenheit u. s. w. für eine Existenz gelten lassen), sondern auch nach der Seite, dass wie der Raum eben in seiner durchgängigen Gleichheit (denn worin wäre denn ein Theil des Raumes vom anderen unterschieden, da jeder ausser dem anderen, also gerade darin keiner ausser dem anderen, sondern ihm absolut gleich ist?) die allgemeine Bedingung des Unterschiedes ist, ebenso das Bewusstsein gerade in und durch seine Einheit und Gleichheit das alles Aussereinandersein der Individuen Gewährende, Bedingende und zugleich Insichfassende ist. Daher auch die Zweideutigkeit und die Täuschung, dass die Menschen gerade durch das Bewusstsein, worin sie Eins sind mit den Anderen, sich am Meisten von den Anderen geschieden glauben. Im eigentlichen Denken verliert sich dieser Schein, denn da bin ich zurückgekehrt zur Einheit als Einheit, zu der, nicht mehr die

Individuen, sondern sich selbst in sich fassenden und schliessenden Einheit, zu der nicht Anderes, sondern zu der sich selbst erleuchtenden Einheit. Denn im Denken bin ich ganz aus mir selbst verschwunden, während ich im Bewusstsein zwar ausser mich selbst hinausgehoben (denn sonst wäre ich nicht bewusst, sondern Thier, Stein, Holz) und aufgehoben in die Einheit, zugleich existire. Ich erinnere hiebei nur noch an das Verhältniss, in welches manche Naturphilosophen und Mathematiker alter Zeit das Licht und den Raum zu Gott setzten, welches sich auch ganz hier anwenden lässt. In der Hoffnung, dass Sie dieses mein (aus Mangel an Zeit) eilfertiges Schreiben wohlwollend aufnehmen und manches Fehlerhafte, theils in dem Gedanken, theils in der Sprache meiner Dissertation mit Ihrer anerkannten Humanität beurtheilen werden, verbleibe ich in tiefer Hochachtung Euer Wohlgeboren ganz gehorsamster

Ludwig Feuerbach, Dr. Phil.

Aus dem Nachlass.

Excerpta aus Herders
„Briefe das Studium der Theologie betreffend“.
Anno 1823 im Winter.

Aus XIV., wo das Christenthum als historische Begebenheit gefasst wird, zu deren gläubiger Annahme man Niemanden zwingen könne, die Bemerkung:

„Unglaube mag die Pest des Christenthums sein; schlechte Beweis-Metaphysik ist seine garstige, faule Seuche. Es sterben mehr Menschen an dieser, wie vielleicht an jener, und in unsern Tagen ist sie die Modekrankheit“.

Aus XV. „Werden Sie so glücklich, nur Einige zu überzeugen, dass sie sich ohne Schwärmerei und Aberglauben entschlössen, dem Leben und der Lehre Christi nämlich zu folgen, nach seinen Grundsätzen zu leben in Wahrheit und stiller Liebe, mögen Sie nun diese Leute kennen oder nicht — das letzte immer um so besser! Lasset uns Christo Jünger ziehen, nicht uns! Lasset uns ihn, nicht uns predigen! Liebe ist Geist des Christenthums, nicht Gebräuche; allgemeiner, reiner Geist der Wahrheit, wo Wahrheit sich finde; keine einzelne Klausur von Worten.“

„Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen, was in dieser reell, d. i. ächtes Christenthum war und als solches in sie übergehen konnte.“

Aus XXIII. „Fliehen Sie es wie eine Pest, über Religion zu streiten; denn über das, was eigentlich Religion ist, lässt sich nicht streiten. Weder erstreiten noch wegstreiten lässt sich's, so wenig man das Licht hören, oder den Geist malen kann."

De Ratione,

una, universali, infinita.

Dissertatio inauguralis philosophica, auctore

Ludovico Andrea Feuerbach,

Phil. Doct. Erlangae MDCCCXXVIII.

Zur Ergänzung des Briefes an Professor Harless und als Einleitung zum Verständniss des Briefes an Hegel, folge hier der charakteristische Gedankengang der Dissertation, die wohl kaum noch Jemanden bekannt sein dürfte.

„Die Eine, allgemeine, unendliche Vernunft" ist wesentlich die Hegel'sche „Thätigkeit des Allgemeinen". F. erklärt, man müsse sich skeptisch gegen das subjektive Denken verhalten, und macht dabei die scharfe Bemerkung, dass die Skeptiker, welche das Denken überhaupt für nichtsnutzig erklären, selbst an die Gränzen der Philosophie streifen, weil sie, über die Subjektivität hinaus, die Vernunft als die „universelle Substanz der Individuen" indirekt anerkennen.

Wir betrachten also mit F. zuerst den reinen Gedanken, dann den sich selbst denkenden Gedanken, getrennt von der Erkenntniss, endlich die Einheit des Gedankens und des Gedachten — die Erkenntniss.

Denken heisst, der Form nach, allgemein sein. Sinnliches kann nicht mitgetheilt werden. Die Empfindung bleibt mir allein, nur der Begriff geht auf Andere über (Hegels „sinnliche Gewissheit"). Auch Sophisten können sich einander nichts erklären, weil sie rein subjektiv sind. Zum Mitleiden und Mitgefühl sind Zwei erforderlich; aber Mitdenken, Mitgedanke ist Unsinn, weil Meines hier zugleich vollständig des Andern ist.

Das Denken geht durch alle Einzelnen hindurch und bleibt untrennbar von sich selbst. Im Denken bin ich alle Menschen.

Bei der Zeugung verdoppelt oder vervielfacht sich sogar das Thier; der Gattungsprozess ist ein Schatten des Denkens. Aber

das neue Thier ist im alten enthalten und trennt sich völlig vo[n] ihm; das Thier ist also auch zwar die Einheit seiner selbst un[d] des Andern, weil aber die Natur nicht denkt, so besteht die Ein[-] heit nicht als Einheit, sondern geht in verschiedenen Individue[n] auseinander.

Im Wissen ist die Einheit meiner selbst und des Andern[.] Man kann sagen, die Pflanze weiss sich selbst allein, aber nich[t] dass sie Pflanze ist. Das aber nennen wir nicht wissen, sonder[n] leben, wachsen, blühen, sich ernähren. Wir aber haben Bewusst[-] sein. Im Recht, in der Moral, bin ich auch allgemein, aber al[s] dieser Mensch, und beziehe mich als bestimmtes Individuu[m] auf die übrigen. Woraus beiläufig folgt, dass der Wille nich[t] den Vorrang vor dem Gedanken habe (non praestare volun[-] tatem cogitationi), noch die praktische Philosophie der speku[-] lativen vorhergehe. In allen andern Verhältnissen erscheint di[e] Einheit des Ich mit den Andern als über uns gesetzt, nicht mani[-] fest; nur im Denken bin ich diese Einheit selbst.

Cogitans ipse sum genus humanum, non singulari[s] homo, sed Nemo. Im Denken bin ich selbst das Menschen[-] geschlecht, nicht ein Einzelner, sondern Niemand.*)

Wenn ich also denke, so bin ich nicht allgemein als eine Person, die an sich besonders ist, sondern einfach allgemein, ohne irgend eine Einschränkung und Ausnahme. Wollt Ihr Euch also die absolute Gleichheit der Menschen vor Augen stellen, so braucht Ihr nicht zu den Begräbnissstätten zu wandeln, die Gebeine und Cadaver betrachtend, die Blicke zum Himmel zu er- heben; denn dieser Tod, diese Gleichheit, und jenes jenseitige Leben, welches alle Unterschiede aufheben soll, ist nicht weit von Euch entfernt. Es ist dies nämlich zur Hand im Denken. Ja, in Euch selbst steckt ein sicherer Tod, und zwar der Tod, welcher im Leben vorhanden ist, noch mehr, der das Leben selbst ist und in Eurer Gewalt steht, ein vorzüglicherer und göttlicherer wahrlich als der natürliche Tod. Denn dieser ist nichts als der Tod, d. h. eine reine und leere Negation. Sagt nicht Plato, die Philosophie sei das Studium des Todes, *τὴν μελέτην τοῦ θανάτου*?

Das Denken ist ein allgemeines, gemeinsames Thun. Schon den Stoikern war das Denken ein Zwiegespräch. Das Denken is[t]

*) Hier wird die zwei Jahre spätere Schrift über „Tod und Unsterblichkeit antizipirt.



ein Handeln (Fichte), nur ist das Handeln complizirt, das Denken einfach. Beim Denken sind wir „ausser uns", und wir sprechen nicht, um das subjektiv Gedachte zu sagen, als wäre die Sprache erfunden, sondern es wird gesprochen, weil das Gedachte gemeinsam ist.*)

Das Ich ist die unendliche Form, es fasst unendliche und unzählige Dinge in sich. Das Bewusstsein verschlingt Alles, wie die Zeit. Es ist nicht Etwas, sondern die unendliche Form, eher Nichts als Etwas. Bei aller Verschiedenheit der aufgenommenen Dinge bleibt es sich selbst gleich und kongruent. Würde es selbst verschieden, so könnte es sich der Verschiedenheiten nicht bewusst sein. Ich werde nicht Tisch, Hund, Stern, wenn ich das Wissen von ihnen habe. Nur so können wir auch Gott kennen, als von ihm verschieden. Denn die Differenz und Unterscheidung ist die Quelle aller Erkenntniss, und ihre erste Bedingung. Freilich ist hinzuzufügen, dass in gewisser Weise die Seele nicht verschieden von den zu erkennenden Dingen, ja diese Dinge selbst ist, wie Aristoteles und die christlichen Mystiker vielfach sagen; aber die Seele ist doch nur die Dinge, insofern sie denkbar und gedacht sind, so dass die Wahrheit nicht in der Einheit des Gedankens und des Dinges, sondern des Gedankens und des Gedachten liegt, und der Gedanke nur mit sich allein übereinstimmt (τὸ εἶδος εἰδῶν des Aristoteles). Der Intellekt ist das Intelligible. Diese absolute Gleichheit fällt nicht in die Sache oder Substanz, sondern nur in die unendliche Form. Das Denken also, nach der Materie endlich, ist nach Form und Akt unendlich.**)

Das Selbstbewusstsein, wenn es vom Erkennen des Unendlichen absieht, sieht dann nichts als sich selbst, wird abstraktes Denken seiner selbst, ohne alle Bestimmung und Erkenntniss, „Philosophie der Subjektivität", eine partikulare Beziehung des Bewusstseins. So wird nicht die Vernunft zur Substanz und Essenz des Individuums, sondern dieses Individuum zur Substanz der Vernunft, die Vernunft gehört diesem Individuum. Das Individuum wird unendlich, die Vernunft endlich. Der Mensch ist das Mass

*) 1828 war die „Erfindung der Sprache" noch nicht so abgethan wie heute.

**) Hier tritt die Kantische, aber allgemein menschliche, universale Subjektivität der Vorstellung zu Tage.

aller Dinge (Protagoras). Das Individuum bleibt einzig fest, **ist allein**. So treibt es die moderne Unsterblichkeitslehre, welche nicht dem Gottlosen die ewigen Strafen, dem frommen Christen die ewige Seligkeit vindizirt, sondern dem hohlen Individuum die Unsterblichkeit verleiht (Jakobi, Novalis sind solche subjektive Philosophen).

Das unendliche Individuum verschafft sich schliesslich auch unendlichen Inhalt, das Erkennen des Unendlichen. Dieses ist nicht das schlechte quantitative Unendliche, sondern das in Eins geschlossene, die Monade, das Atom des Giordano Bruno (De triplici minimo et mensura: „Das Kleinste ist zugleich das Grösste, überall gegenwärtig, die Monas ist alle Zahl, das Eine oder das Atom ist Alle und Alles. Das Unendliche ist nichts als das allgegenwärtige Zentrum, der unendliche Körper das Atom, die unendliche Fläche der Punkt. Ausser der Monas gibt es nichts; denn die Körper sind für nichts ausser dem Atom, die Fläche ist für nichts ausser dem Punkt zu erachten"). Der Uebergang des Bewusstseins zum Unendlichen ist keineswegs ein Salto mortale; denn die unendliche Form, der Gedanke, erheischt eine unendliche, ihm kongruente Materie, wie es die Erkenntniss des Unendlichen ist; Form und Materie werden daher nothwendig Eins. Diese Identität von Form und Materie ist schon analoger Weise in der Natur vorhanden, nur dass der Sinn lediglich für ein bestimmtes Bereich geeignet ist und darin sich unendlich zeigt, während das Denken mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher das Auge Licht und Farbe, das Ohr den Ton etc. in sich aufnehmen, das was Eins ist, All, Ganz, Unendlich, Allgemein, die Natur aller Dinge, zum Gegenstand seiner Erkenntniss hat. Denn im Geiste wie in der Natur ist es nicht etwas Anderes was sieht und etwas Anderes wodurch gesehen wird; sondern der Geist ist zugleich Auge und Sonne, oder Licht und Objekt; er sieht sich selbst, und nicht durch etwas Anderes, sondern durch sich selbst.*)

Die Natur ist nichts Stabiles, sondern innerliches Widerstreben, das nicht zur wahren Einheit gelangt; was an sich ein Ununterschiedenes ist, das zertheilt sie, und ist daher nichts als Werden, Genesis und Geburtsstätte des Geistes, so dass für die wahre Essenz

---

*) Dieses Hegel'sche Residuum von der Substantialität des Geistes bleibt übrig. so sehr auch die absoluten Manifestationen des Absoluten eingerissen werden.

der Natur nicht die Natur selbst, sondern der Geist, der ausser und über ihr steht, zu halten ist. Desshalb beruhigt auch die blosse Oberfläche und Aussenseite der Natur, das Innere aber erschreckt und stösst ab; wogegen die Aussenseite des Menschen oder des Geistes Schrecken, das Innere die höchste Ruhe darbietet.*)

Der Geist schliesst sich mit dem Einen, Ganzen, Unendlichen, als seinem Inhalt zusammen; er ist überall im Geistigen zu Hause, lässt sich keine Kantischen Schranken anweisen. Das Verlangen nach Erkenntniss bürgt für die Erfüllung; „und dieses Streben des Geistes nach Vollendung ist nicht leer und ohne Gegenstand" (Giord. Bruno). Die äusseren Dinge, welche ich begehre, sind mir quasi auch schon gegenwärtig, noch vielmehr aber die inneren. Jene sind Gegenstand der „Sucht" — Hab-, Ehr-, Ruhm-, Herrschsucht; diese Gegenstand des „Triebes", studium. Durch das Studium kommt das latent Vorhandene actu heraus; durch das Studium hebt sich der Mensch als Individuum auf, welches noch von der Vernunft getrennt ist.

Vor dem Selbstbewusstsein geht schon ein objektives Denken her, welches weder aus der Erfahrung noch aus der Subjektivität stammt. Wie sehr ich mich vom Andern unterscheide, so hängen doch unsere Gedanken, so verschieden sie sein mögen, als Gedanken zusammen, und dieses geschieht nur durch das allgemeine oder gemeinsame Bewusstsein. Von allem Partikularen abgesehen, gibt es ein allgemeines Ich. Das Bewusstsein zeigt die Menschen nur verschieden, macht sie nicht so, grade wie die Sonne die Dinge verschieden zeigt. Auf dem Grunde des Bewusstseins weiss man erst den Unterschied. Das Bewusstsein bricht die absolute Einheit der Menschen; auf dem Grunde des universalen Bewusstseins ist die allgemeine Form der Besonderheit.

Hier haben wir also schon im reinen Bewusstsein eine Dyas, eine Zweiheit: Denken und Bestimmung, Determination; die Determination als Sache der Erkenntniss, und ihre Negation das Denken. Ich bin mithin Wissendes und Gewusstes, Denkendes und Gedachtes (das Fichte'sche Subjekt-Objekt der „Wissenschaftslehre"). Das Bewusstsein ist mithin Erkennen, aber blos in der Form des Denkens. Es handelt sich noch darum, Erkennen und Denken auseinander zu reissen und dann wieder zusammenzubringen.

*) „Des Menschen oder des Geistes!"

Aus Allem dem geht hervor, dass die Vernunft keine endliche, noch lediglich eine menschliche ist. Die allgemeine Vernunft ist so viel wie die Eine. Liess sich doch der fromme Malebranche von der Nothwendigkeit und Unabhängigkeit der Vernunft zu der Erklärung hinreissen: Nous la concevons en un sens plus indépendante que Dieu; car Dieu ne peut agir que selon cette raison, il dépend d'elle en un sens, il faut qu'il la consulte et qu'il la suive". (Eclaircissements sur la Recherche de la Vérité).

Das individuelle Eins ist Eins neben und ausser andern Individuen, durch die Relation auf sie; aber das wahre Eins ist das Allgemeine, welches in seinem Begriffe nichts Anders enthält als sich selbst. Die Theologen, welche Gott ausserhalb der Welt setzen, und dann vom Polytheismus der Philosophie reden, sind selbst Polytheisten; denn sie setzen Gott als das Eine, und das Andere daneben, sie machen Gott zum Individuum. Dagegen sollte das gewöhnliche Individuum eigentlich Dividuum heissen, d. h. getheilt in sich und Andere.

Es gibt nur Eine Vernunft, und folglich zwar Modi der Erkenntniss, aber nur Eine Erkenntniss. Der Geist ist allein das Allgemeine, ist kein von der Thätigkeit getrenntes Ding, sondern ist nichts neben und ausser seinem Akt. Nur um uns der gewöhnlichen Vorstellung anzubequemen, sagen wir: der Geist ist ein Ding, ein Sein, aber ein solches Ding, welches ganz und gänzlich Akt ist. Alle andere Thätigkeiten könnten nicht statthaben, wenn sie nicht begriffen wären in der und durch die Einheit des Geistes: z. B. ich würde nicht empfinden, wenn ich nicht beim Empfinden zugleich meiner bewusst wäre.

Der Wille ist nicht erstgeborne und originale That des Geistes, sondern geht erst aus dem Denken selbst hervor. Denn der Wille ist selbst Gedanke, insofern er sich auf das Individuum bezieht und mit ihm verbunden ist, was auch daraus hervorgeht, dass Wollen nichts Anderes ist als Sich-selbst-bestimmen.*)

Aber — „was das Individuum betrifft, so geht der Wille dem Gedanken vorher. Denken kann nur, wer Denken will". Im einzelnen Menschen entsteht nur aus dem Willen, der als indi-

*) Man sieht, der Wille, die Empfindung, sind hier wie in aller Idealphilosophie nichts Apriorisches, Ursprüngliches, sondern erst Kinder des absoluten Hausherrn, des Intellekts. Zweite, zu überwindende Schranke des jungen Philosophen.

viduelles Denken das Individuum durchdringt, aufhebt und sich unterwirft, das reine Denken.

Das Wollen ist ein unterbrochenes und getheiltes Denken; denn es ist getheilt in sich, das Denken, welches mich bestimmt, und in mich, der ich bestimmt werde. Wenn ich mich bestimme, trenne ich mich von mir selbst, und hänge zugleich mit mir zusammen. Denkend aber bin ich an sich schon von mir getrennt, ganz frei von mir, ganz ausser mir als Einzelnem. Das Denken ist daher der Grund und Ursprung des Geistes selbst.

Der Mensch wird, er wird nicht geboren: Von Natur denkt der Mensch nicht, er ist irrationell. Dem Menschen wohnt die Vernunft nicht inne, wie dem Magneten seine Kraft; der Staat, die Gesellschaft bringen ihn zur Vernunft; jene beruhen daher nicht auf einem Pakt, sondern sind selbstredend vernünftig. Die Menschen sind nur Menschen als Res publica. Im Mutterleibe wird ja der Mensch schon verdorben, wenigstens bestimmt.

Liebe, Freundschaft, jede besondere Verbindung freier und bewusster Menschen geht nur aus der allgemeinen ursprünglichen Einheit hervor, welche einfach ist, vor dem Bewusstsein. Aber wie heftig der Trieb sei, alle solche Verbindungen sind endlich, weil der Unterschied in ihnen nicht völlig aufgehoben wird. In der Gegenwart und im Besitz des geliebten Gegenstandes bleibt immer ein gewisses Verlangen, d. i. Empfindung des Unterschiedes und der Gränze. Daher sagt Novalis: „Liebe ist durchaus Krankheit“. In der Einheit der Liebe bleiben immer zwei, sie ist nur sinnliche Einheit. Im Innersten des Menschen ist nur Ein Ort, wo Ich Dir nicht mehr entgegengesetzt bin, wo die Einheit absolut, unendlich, vollständig ist; diese göttliche Einheit ist nur im Denken zu finden.

„Ich denke, also bin ich alle Menschen“, ist auch oberstes Sittengesetz. Sei auch äusserlich im Leben so Eins, wie Du es im Gedanken bist!

Nicht nur in Bezug auf den Menschen, sondern an und für sich selbst ist die Vernunft Eine, ihre Existenz ist ihre Einheit. In jedem Urtheil ist die Unendlichkeit vorhanden, jede Wahrheit ist die ganze Wahrheit. Den Tod begreift die Vernunft als etwas Rationales, nicht als eine ihr auferlegte Schranke. Der Tod ist also vernünftig. Die Schranken unserer Vernunft wären ja ihr Wesen; hätten wir eine beschränkte Vernunft, so könnten wir weder über die Gränzen hinaus, noch hätten wir einen Begriff von

ihnen. *Πέρας*, Gränze, ist Bestimmung, Wesenserklärung, dasselbe mit *Τέλος*, finis, Endzweck.

Feuerbach an Hegel.*)

Ansbach, den 22. November 1828.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Professor!

Ich nehme mir die Freiheit, Euer Wohlgeboren meine Dissertation zu schicken. — Nicht desswegen, weil ich ihr etwa einen besondern Werth beilege, oder mir gar einbilde, dass sie an und für sich und für Ihren Geist Intresse habe, sondern nur desswegen schicke ich sie Ihnen, weil ich, der Verfasser derselben, zu Ihnen in dem besondern Verhältniss eines unmittelbaren Schülers stehe, da ich zwei Jahre lang in Berlin Ihren Vorlesungen beiwohnte, und Ihnen hiermit nur meine persönliche Hochachtung und Verehrung bezeugen möchte, welche ich Ihnen als meinem Lehrer schuldig bin und mit Freuden auch als meine Pflicht anerkenne. Allein eben dieses besondre Verhältniss eines unmittelbaren Schülers erzeugt auch zugleich die Schüchternheit in mir, mit welcher ich Ihnen meine Arbeit überreiche. Denn wenn die wahre Hochachtung und Verehrung seines Lehrers der Schüler nicht durch äusserliche Handlungen oder Worte und Empfindungen, sondern nur durch seine Werke bezeugt und ausdrückt, so kann er eben dieses nur durch Werke, die im Geiste seines Lehrers gearbeitet sind, seiner als eines Schülers würdig sind und die Forderungen erfüllen, die man an ihn als einen unmittelbaren Schüler macht. Aber eben an meinem Werke, wenn anders dieses Namens meine Dissertation würdig ist, erkenne ich selbst nur zu gut das Mangelhafte, das Ungenügende, das Corrupte und Verwerfliche, als dass ich es vielmehr nicht für ein selbst den Forderungen, die ich selbst nur an mich mache als den, der zwei Jahre Ihren bildenden und lehrreichen Unterricht genossen hat, nicht entsprechendes Werk halten sollte. Wenn nun gleich der Grund von vielem Mangel- und Fehlerhaften darin nur in den engen Grenzen des Umfangs, des Zwecks und der Sprache einer Dissertation überhaupt, zumal auf dem Gebiet der Philosophie, zu suchen ist, und so manches Tadelnswerthe von selbst seine Entschuldigung findet; so kann ich mir

---

*) An diesem Briefe ist mit Ausnahme einer einzigen, dadurch unverständlichen inkorrekten Satzbildung nichts verändert worden. Das gesperrt Gedruckte war natürlich von F. nicht unterstrichen, ausgenommen die zwei Wörter S. 216, Randnote.

doch diese meine Freiheit, Ihnen selbst meine Dissertation zu überreichen, nur verzeihen durch das Bewusstsein, welches ich offen bekenne, dass sie im Ganzen und Allgemeinen einen speculativen Geist athmet; dass sie (freilich nur als ein durch äussere Veranlassung herausgerissenes Fragment) das Product eines Studiums ist, das in einer lebendigen, so zu sagen wesentlichen (nicht formalen), die Seele, die eigne Productiv- und Selbstkraft in sich fassenden und aufnehmenden, freien (desswegen aber keineswegs willkührlichen, auswählenden, hie und da nippenden) Aneignung und Einbildung der Ideen oder Begriffe besteht, die den Inhalt Ihrer Werke und mündlichen Vorträge ausmachen; durch das Bewusstsein, dass die durch Sie in mir erzeugten oder geweckten und in Ihrer Philosophie ausgesprochenen Ideen nicht oben im Allgemeinen über dem Sinnlichen und der Erscheinung sich halten, sondern schaffend in mir fortwirken, und so zu sagen, aus dem Himmel ihrer farblosen Reinheit, ihrer unbefleckten Helle, Seligkeit und Einheit mit sich selber zu einer das Besondre durchdringenden, in und an der Erscheinung die Erscheinung aufhebenden und bewältigenden Anschauung sich heruntersenken und gestalten, und auch diese meine Dissertation, wenigstens im Allgemeinen, und wenn gleich auf eine höchst unvollkommene, noch ganz rohe und fehlerhafte, das Abstrakte nicht vermeidende Weise, doch eine Spur von einer Art des Philosophirens an sich trägt, welche man die Verwirklichung*) und Verweltlichung der Idee, die Ensarkosis oder Incarnation des reinen Logos nennen könnte. Dieses Bewusstsein also gibt mir den Muth, ungeachtet der von mir selbst eingesehenen und gefühlten Mangelhaftigkeit meiner Arbeit, sie Euer Wohlgeboren zu überreichen. Auch bin ich fest überzeugt, dass jene Art des Philosophirens, die noch unabgelöst und unbefreit von mir selbst, in diese meine Arbeit nur hineinschimmert, nur noch als Werden in meinem Innern vorhanden ist, vielleicht auch nie durch mich wenigstens zum Dasein und zur vollendeten Gestalt hervortritt, an der Zeit ist oder (was eins ist) im Geiste selbst der neuern oder neuesten Philosophie begründet ist, aus ihm selbst hervorgeht. Denn wenn es sich bei der Philosophie, die nach Ihnen benannt wird, wie die Erkenntniss der Geschichte und der

*) (Am Rande) keineswegs aber Popularisirung oder gar Verwandlung des Denkens in ein anstierendes Anschauen oder etwa der Gedanken in Bildchen und Zeichen sein soll.

Philosophie selbst lehrt, nicht um eine Sache der Schule, sondern der Menschheit handelt, wenn der Geist wenigstens der neuesten Philosophie darauf Anspruch macht, dahin drängt, die Schranken einer Schule zu durchbrechen, und allgemeine, weltgeschichtliche, offenbare Anschauung zu werden, und in eben jenem Geiste nicht bloss der Same zu einem bessern literarischen Treiben und Schreiben, sondern zu einem in der Wirklichkeit sich aussprechenden, allgemeinen Geiste, gleichsam zu einer neuern Weltperiode liegt; so gilt es jetzt, so zu sagen, ein Reich zu stiften,*) das Reich der Idee, des sich in allem Dasein schauenden und seiner selbst bewussten Gedankens, und das Ich, das Selbst überhaupt, das, seit Anfang der christlichen Aera besonders, die Welt beherrscht hat, und sich als den einzigen Geist, der ist, erfasst hat und als absoluten den wahren absoluten und objectiven Geist verdrängenden Geist geltend machte, von seinem Herrscherthron zu stossen, auf dass die Idee wirklich sei und herrsche, Ein Licht in Allem und durch Alles leuchte, und das alte Reich des Ormuzd und Ahriman, des Dualismus überhaupt nicht im Glauben einer aus der Welt in sich gekehrten Kirche oder in der Idee Einer Substanz, oder überhaupt auf eine Weise, die ein Jenseits, ein Negatives, ein ausschliessendes Verhältniss zu einem Andern hat (was bisher in der Geschichte immer der Fall war), sondern in der Erkenntniss der sich als aller Realität bewussten, Einen und allgemeinen, seienden und erkennenden, wirklichen, allgegenwärtigen, durch keinen Unterschied von sich getrennten und unterbrochenen Vernunft überwunden werde. Es wird und muss endlich zu dieser Alleinherrschaft der Vernunft kommen; die Philosophie, die seit Jahrtausenden an ihrer Vollbringung und Verwirklichung arbeitete, aber stufenweise aufsteigend das Ganze, das All (oder wie man es bezeichnen will) immer in eine besondere Bestimmtheit, in einen bestimmten Begriff einfasste, und damit nothwendig immer ein Andres (sei's nun eben die Bestimmtheit und das Dasein selbst überhaupt, sei es die Religion, oder die Natur oder das Ich, u. s. w.) ausser sich liegen liess, nun endlich das Ganze selbst in ein Ganzes fasste und in der Form eines Ganzen ausdrückte, muss nun endlich auch diess bewirken, dass

*) (Am Rand) Der Stifter dieses Reiches wird freilich keinen Namen haben, kein Individuum, oder jenes einzige Individuum, das ist, der Weltgeist sein (sic).

nicht mehr ein Zweites oder Andres, etwa mit dem Scheine, oder dem Recht und Anspruch, eine zweite Wahrheit, etwa Religionswahrheit u. s. w. zu sein, bestehe; tausendjährige Formen, Anschauungsweisen, die von der ersten natürlichen Schöpfung an durch die ganze Geschichte hindurch als Grundlagen sich durchziehen, müssen, da die Erkenntniss ihrer Nichtigkeit und Endlichkeit gekommen, wenn auch noch nicht offenbar geworden ist, verschwinden, und Alles wird Idee und Vernunft werden. Es gilt jetzt einen neuen Grund der Dinge, eine neue Geschichte, eine zweite Schöpfung, wo nicht mehr die Zeit und drüber und draussen der Gedanke, sondern die Vernunft die allgemeine Anschauungsform der Dinge wird. Wenn, wie sich sonnenklar nachweisen lässt, der Mensch sich den verrücktesten Widerspruch zu Schulden macht, wenn er auch nur spricht von Dingen als vom Gedanken abgelösten und getrennten, wenn, geschweige dass das Denken etwas Subjektives und Nichtreales ist, vielmehr der Mensch, wie die Dinge selbst, gar nicht ausser dem Denken existiren, das Denken das Allumfassende, der allgemeine wahre Raum aller Dinge und Subjecte ist, ferner jedes Ding, jedes Subject nur diese sind, durch die Vorstellung davon, in dem Gedanken derselben; so ist klar, dass wenn das Ich, das Selbst (nebst dem unendlich Vielen, was damit zusammenhängt) als das absolut feste, als das allgemeine und bestimmende Princip der Welt und der Anschauung überwunden ist in der Erkenntniss, es aus der Anschauung selbst verschwindet, dass das Selbst aufhört das zu sein, was es bisher war; ja es selbst erstirbt. Es kommt daher jetzt nicht auf eine Entwicklung der Begriffe in der Form ihrer Allgemeinheit, in ihrer abgezogenen Reinheit und abgeschlossnem Insichsein an, sondern darauf an, die bisherigen weltgeschichtlichen Anschauungsweisen von Zeit, Tod, Diesseits, Jenseits, Ich, Individuum, Person und der ausser der Endlichkeit im Absoluten und als absolut angeschauten Person, nämlich Gott u. s. w., in welchen der Grund der bisherigen Geschichte und auch die Quelle des Systems der christlichen sowohl orthodoxen als rationalistischen Vorstellungen enthalten ist, wahrhaft zu vernichten, in den Grund der Wahrheit zu bohren, und in ihre Stelle als unmittelbar gegenwärtige weltbestimmende Anschauung die Erkenntnisse einrücken zu

lassen, die sich in der neuern Philosophie als ein Reich des An sich und Jenseits, in der Form der nackten Wahrheit und Allgemeinheit eingewickelt finden. Das Christenthum kann desswegen nicht als die vollkommene und absolute Religion gefasst werden, diese kann nur sein das Reich der Wirklichkeit der Idee und der daseienden Vernunft. Das Christenthum ist nichts Andres, als die Religion des reinen Selbsts, der Person als des Einen Geistes der ist überhaupt, und ist damit nur der Gegensatz der alten Welt. Welche Bedeutung hat z. B. die Natur in dieser Religion? welche geist- und gedankenlose Stellung hat sie in ihr? und doch ist eben diese Geist- und Gedankenlosigkeit eine der Grundsäulen derselben. Ja unbegriffen, geheimnissvoll, unaufgenommen in die Einheit des göttlichen Wesens liegt sie da, so dass nur die Person (nicht die Natur, die Welt, der Geist) ihre Erlösung feiert, welche eben ihre Erkenntniss wäre. Die Vernunft ist daher im Christenthum wohl noch nicht erlöst. Auf eine ganz geistlose Weise gilt daher auch noch der Tod, obwohl ein blos natürlicher Act, für den unentbehrlichsten Taglöhner im Weinberg des Herrn, für den das Werk der Erlösung erst ganz vollendenden Nachfolger und Gefährten Christi. Da der Grund und die Wurzel jeder Religion in der Philosophie, in einer bestimmten Anschauungsweise liegt, worauf erst die Religion aufgetragen wird, so liesse sich aufs bestimmteste und schlagendste das Endliche, das Negative, das vom Christenthum selbst geahndete Jenseitige nachweisen. Ueberhaupt war bisher immer jede Religion nichts anders, als die unmittelbare Gegenwart, der Schein, und die Erscheinung des allgemeinen Geistes einer in dem Unterschiede der Systeme sich als Eines zusammenhaltenden Philosophie, z. B. der griechischen; das Christenthum die in der Form fixer Endlichkeit sich ausbreitende Erscheinung des Geistes der nachgriechischen Philosophie. Jetzt jedoch dürfte dahin das Streben der Einzelnen gehen müssen, dass der Geist als Geist da sei, in der Erscheinung nichts als er selbst. Doch ich breche ab aus Furcht, die Gränzen der Bescheidenheit und Achtung zu übertreten, wenn ich Sie, meinen tief verehrten Lehrer, noch länger mit mir, mit Angabe meiner Erkenntniss, meines Strebens, meines Denkens hinhalten wollte. Ich

der Hoffnung, dass Sie dieses mein Schreiben und die Ueberreichung meiner Dissertation, die doch wenigstens im Allgemeinen ein philosophisches Studium und ein Streben nach unmittelbarer Vergegenwärtigung abstracter Ideen andeutet, wohlwollend aufnehmen werden, verharre ich in tiefster Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamster
Ludwig Feuerbach. Dr. philos.

Ich erlaube mir noch die Bemerkung, dass ich, um Euer Wohlgeboren durch ein allzu weitläuftiges Schreiben nicht beschwerlich zu fallen, es unterlassen habe, Näheres hinsichtlich meiner Dissertation anzugeben, und das Besondere, welches ich daran selbst für falsch und schlecht anerkenne, zu bezeichnen, wie auch die Hauptsache derselben, die nun ganz einfach vor mir liegt, herauszustellen, so viel mir selbst auch daran gelegen wäre, um manches Schlechte, wenigstens durch Angabe desselben, und das ausgesprochene Bewusstsein über dasselbe, noch eher zu vertilgen, als Sie vielleicht meine Arbeit zu lesen würdigen. Aus demselben Grund vermied ich einen ausführlichen Brief, wie ihn wohl der Gegenstand an sich verlangt hätte.

II. Periode.

Von 1829 — 1839.

Von der Habilitation des Dozenten bis zur Proklam einer eignen Philosophie. Durchkämpfung des He thums und mächtige historische Schöpfungen.

1829 las Feuerbach als Privatdozent zu Erlangen über sius und Spinoza. Sein Bruder Eduard lehrte dort in g Eigenschaft die Rechtswissenschaft, während Fritz Phi studirte — Anselm arbeitete derweilen anderswo am „A An Ludwigs erstes Kolleg schloss sich ein zweites über: , und Metaphysik“, welches in erneuerter Ausarbeitung wie wurde.*)

Der junge Philosoph hatte schwerlich einen glänzende trag, Alles war ihm Sache, Begriffsbestimmung, er war zu fertig mit sich selbst, zu sehr Philosoph. Auch in späteren hat er nur gut gesprochen, wenn er im Privatkreise feuer wurde, wenn der Geist über ihn kam. Obendrein kabali pietistische Partei zu Erlangen gegen seine Richtung und ihm die Studenten abspenstig.

Schon im Frühjahr 1832 war er des Dozirens müde u liess den Hörsaal. Von 1832—35 lebte er abwechselnd in furt, Ansbach, Erlangen und Nürnberg. Auf den dringende seiner Freunde und Verwandten kehrte er noch einmal zum Ka zurück, und las im Winter von 1835 auf 36 „Geschichte der Philosophie bis auf die neueste Zeit“.*) Dann verliess er Er für immer.

---

*) Die betreffenden „Hefte“ sind zum guten Theile noch vorhanden.

Zweimal schon war ihm die ausserordentliche Professur abgeschlagen worden; das zweite Mal auf Bericht des Erlanger Senats vom 14. October 1833, durch den Fürsten Oettingen-Wallerstein zu München. Jetzt, 1836, frug er zum dritten Male an, „wie zu erwärten war" — vergeblich. Damals trieb er viel Französisch und sagte: Le Sénat ne veut pas de moi.

Dem bayrischen Landfrieden hatte er ohnehin nie getraut, seitdem man ihm 1830 sein Buch über „Tod und Unsterblichkeit" konfiszirt hatte. Die bayrische Polizei wollte absolut unsterblich sein, und Er fühlte, dass er es als bayrischer Staatsdiener nicht werden könnte.

Seit dem Frühjahr 1832 hatte er bereits in der weiten Welt umher an einer Bestimmung und einem Bestimmungsorte gesucht. Sein Bruder Fritz lebte damals in Paris, Ludwig schrieb ihm, dass er um Alles gern nach Paris käme, dass er Privatstunden geben, sich durch literarische Korrespondenzen ernähren wolle — wenn er nur nicht im Anfang zusetzen müsste! Im September desselben Jahres wandte er sich an Victor Cousin, den Allerweltsphilosophen, den Entdecker des „Landes der Schulen und Kasernen". Der französisch geschriebene, natürlich etwas holprige Brief von vier Quartseiten liegt noch vor. Cousin soll ihm rathen, helfen, eine Stellung in Frankreich verschaffen. „Votre très-obéissant et très-humble serviteur Dr. L. A. Feuerbach, Frankfurt a. M. vor dem Allerheiligen-Thore auf dem Wege nach Bornheim." Von einer Antwort Cousin's — keine Spur.

Die Sehnsucht nach Befreiung und Unterkunft wird immer quälender. Im Mai 1834 meldet er sich, wieder in Quarto — bei einem „hohen Erziehungsrath" zu Bern um die ausgeschriebene Stelle eines Professors der Philosophie. — Umsonst. Im selben Jahre bittet er einen Freund seines bereits verstorbenen Vaters um dessen Verwendung bei der griechischen Regierung: Altgriechisch verstehe er, Neugriechisch werde er bald lernen.

Eduard Gans in Berlin schrieb ihm freundlich und aufmunternd, Altenstein lobte seine „Geschichte der neueren Philosophie"; aber auch in Preussen geschah nichts für ihn, ausser dass die „Societät für wissenschaftliche Kritik" ihn zum Mitarbeiter — mit gebundener Marschroute — bei den Berliner „Jahrbüchern" machte.

Seine Sorge um die Zukunft wuchs, seitdem ein anderes, theures Wesen sich eng in sein Geschick verflochten hatte. Oest-

lich von Ansbach, nach Nürnberg zu, liegt, 3 Stunden vom ersteren Orte, das Dorf und Schloss Bruckberg in reizendster Gegend. Oben im markgräflichen Schlosse befand sich eine Porzellanfabrik, die vom Staate betrieben wurde. Nach dem Tode des letzten Markgrafen, als Ansbach preussisch geworden, erhielt Hr. Löw auf Alex. v. Humboldt's Empfehlung die Stelle eines Inspektors der Fabrik. Diese ging später aus den Händen des Staates in ein Privat- und Kompagnie-Geschäft über, welches Hr. Stadler, der Schwiegersohn Löw's, nach dem Tode des letzteren leitete. Frau Stadler war die ältere Tochter; der Genius des Schlosses, die Fee in Flur und Wald, war die jüngere Tochter Bertha. Feuerbach erblickte sie zuerst im Jahre 1833, als er von Ansbach nach Bruckberg streifte.

Das interessante Paar verlobte sich ein Jahr darauf; aber wo und worauf diesen Bund besiegeln? Bertha hatte neben ihrer Bildschönheit und ihrem verständnissvollen Herzen nur eine kleine Rente aus dem Ertrage der Fabrik; Ludwig hatte nicht, wohin sein gedankenschweres Haupt legen.

Er zog nach Bruckberg im Jahre 1836, gab seinen „Leibnitz" heraus, aus dem ein ganzes Dutzend Philosophie-Professoren zu schnitzen waren — „Alles vergebens, Glück ohne Ruh".

Am 12. November 1837 wurde, trotz der Ungunst der Verhältnisse, der eheliche Bund geschlossen. Der Voranschlag zum Budget des Haushaltes erinnert lebhaft an die Rechnung, welche Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld ihrer Zeit mit einander anstellten, als sie zu Jena ihr Nest bauten.

Bertha Feuerbach bezog für ihren Theil jährlich etliche hundert Gulden aus der Fabrik; Wohnung und Holz im Schlosse waren frei; die jungen Leute erhielten einen Garten zum Gemüse- und Kartoffelbau; an den Erträgnissen eines grossen Familien-Obstgartens waren sie betheiligt, desgleichen an der gemeinsamen Jagd und Fischerei. Der Philosoph konnte nach Herzenslust durch den Wald pirschen und mit der geistigen Beute auch Wildpret heimschleppen. Dazu aber kam eine k. bayrische Pension, die er als Sohn seines Vaters bezog, und die nach dem Tode der Mutter auf 420 Gulden erhöht wurde. Rechnet man dazu noch die Honorare eines deutschen philosophischen Schriftstellers, so wird man versucht auszurufen: O Herr, halt' ein mit deinem Segen!

Das waren selige Tage und Jahre in Bruckberg! In schönster Natur der Natur gemäss leben, nur von sich selbst abhängen, den

Genuss sich täglich durch Anstrengung, ja Abhärtung, verdienen, sich Abends zur Belohnung in die bescheidene Schlosswirthschaft unter die Handwerker und Bauern setzen, mit ihnen rauchen, trinken und philosophiren, beständig fremdes Leid, meist heimlich, oft mit persönlichen Opfern, mildern und stillen, und dabei den grössten Gedanken hegen, der im 19. Jahrhundert in eines Menschen Kopf gekommen war —: das war so die Lebensregel unseres epikuräischen Stoikers.

Auf einem Merkzeichen in einem seiner Bücher finde ich deutlichst geschrieben die drei Wörter untereinander: „Tabaksbeutel, Quittung, Pulverhorn." Das ist Feuerbach in seinen Bruckberger Jahren: er liebte wie Lenau sein „Pfeifchen traut, voll duftender Narkose"; er hielt Haus mit Soll und Haben und hasste die Schulden; im Walde ging ihm die Seele auf, wie dem Uhland'schen Jäger. Etwas später gesellte sich der geognostische Hammer zu diesem Handwerkszeug.

Lassen wir hier das Porträt folgen, zu dem Feuerbach in der Blüthezeit seiner Existenz gesessen, und das Dr. C. Beyer nach der Natur entworfen hat.

„Ihm, den Geistesfürsten, zeichnete eine aristokratisch vornehme, an die Bedeutung seines hohen Geistes erinnernde Haltung aus, die mit einer gewinnenden männlichen Anmuth und einer entgegenkommenden Liebenswürdigkeit gepaart war. Er war eine imponirende Erscheinung trotz seiner nur mittleren Grösse. Schon der oberflächliche Blick auf ihn erzeugte den Eindruck eines ganzen ächten Mannes; eines Menschen, dessen Wesen in der That den Stempel deutscher Gründlichkeit und deutscher Geistesgrösse trug. Ueber die Einfachheit seiner Kleidung, die sein bescheidenes, selbstloses Wesen bewies, blickte man in seine ebenmässigen, ernstmilden, geistverkündenden Züge, die er von seiner Mutter, einer anerkannt vollendeten Schönheit, geerbt haben mochte, blickte man in sein feurig erglänzendes Denkerauge, sah man auf die gedankendurchfurchte, hohe Stirn, auf die männliche, leicht gebogene Nase, auf den zum Wohlwollen angelegten, ernst geschlossenen Mund, bewunderte man seinen idealen fränkischen Charakterkopf, den ein in's Blonde — um nicht zu sagen in's Fuchsige — schillernder, kräftiger Vollbart zierte, und der mit reichem dunklen Haupthaare bedeckt war. Selbst bei ernsten Gesprächen blieb er lange wortkarg, oder seine Sprache war abgerissen, kurz, schwer, und machte für den Nichteingeweihten den Eindruck einer gewissen Schüchtern-

heit und Befangenheit, oder aber einer Vornehmheit, die es verschmäht, sich des auch ungesprochen bekannten und geläufigen Phrasenschatzes unserer Sprache zu bedienen."

Ich erzählte ihm einst, fährt Dr. B. fort, in welch' erbärmlicher Weise ein deutscher Universitäts-Professor die Erkenntnisstheorieen von Locke und Leibnitz vorgetragen habe. „Ich sehe ihn noch mit dem plötzlich zurückschnellenden, herausfordernden Kopfe, höre noch die Hastigkeit seiner nun mächtig hervorsprudelnden, sich überstürzenden Rede, gewahre noch das zornsprühende, rollende Feuerauge dieses feuerströmenden Feuerbach's. Ich werde nie dieses halbstündige Kolleg über Locke vergessen, das uns der einsame Gelehrte in der Schlosswirthschaft zu Bruckberg hielt. In solchen Momenten wurde es in seiner Umgebung plötzlich still. Feuerbach erschien mit einem Male grösser, mit jeder neuen Gedankenwelle wurde er entzückender, bezaubernder — hinreissender. Aber trotz aller Emphase verlor er, der sich in seiner Umgebung wie Zeus unter den Göttern ausnahm, nie das Sympathische, Erwärmende im Ausdruck, wie sich da überhaupt niemals die geistige Scheidewand hob, die ihn von den Honoratioren und seinen Bekannten aus der Umgegend trennte, so dass selbst Geistesbevorzugte es einräumten, wie schon eine gewisse Selbstüberwindung, ja ein längerer Umgang dazu gehöre, um sich in seiner Gegenwart so zu sagen als seines Gleichen zu fühlen und auf menschlich unbefangenem Fusse mit ihm zu verkehren."*)

Grade um die Zeit der Verheirathung knüpfte sich auch das Band der geistigen Ehe zwischen Feuerbach und Arnold Ruge als dem Vertreter der fortschrittlichen Philosophie. Das Missverhältniss zu den Berliner „Jahrbüchern", schon 1835 bei Gelegenheit der Stellung von „Kirche und Staat zum christlichen Prinzip" konstatirt, führte zunächst zur Erkältung und endlich zum Bruche. Die Kritik über Erdmanns „Geschichte der Philosophie", 2ter Theil, lag 1837 bereits in Berlin vor, als sich Ruge meldete. Ruge, Echtermayer, Schaller und Hinrichs gründeten die „Halle'schen Jahrbücher", in denen Feuerbach mit der Kritik des „positiven" Sengler debutirte. Im Jahre 1841 verwandelten sich die „Halle'schen Jahrbücher" in „Deutsche Jahrbücher", welche auf preussisches Betreiben der Tendenz-Zensur erlagen, und 1843 verboten wurden.

---

*) Dr. C. Beyer: „Leben und Geist Ludwig Feuerbachs". Festrede vom 11. Nov. 1872. Frankfurt 1873. S. 4. 5.

Strauss trug die Fahne der kritischen Theologie voraus, Feuerbach folgte mit dem Banner der philosophischen Kritik. Er wurde der bedeutendste, der ton- und massangebende Mitarbeiter der Jahrbücher; wesentlich seiner Richtung, welche sich immer praktischer und verständlicher zuspitzte, fiel die Ruge'sche Schöpfung zum Opfer.

Doch wir sind um etliche Jahre über die Gränze unserer Periode hinausgeschweift. Im Jahre 1838 erschien Feuerbachs „Bayle" „mit dem apokryphen E." Von da an trug er sich mit seinem ersten Hauptwerke eigener Philosophie. Er war er selbst geworden, kein „Aner" mehr, oder wie er scherzte: soll ich durchaus ein „Aner" sein, wohlan, so bin ich ein „Bruckbergianer".

In den heftigsten Stürmen der geistigen Kämpfe, welche bereits auf das Gebiet der praktischen Politik hinübergriffen, blieb er „unentwegt." Sein Tibur lächelte ihm jeden Tag. Ille mihi praeter omnes angulus ridet.

Briefe.

Tiedge an L. Feuerbach.

Dresden, den 31. Nov. 1831.

Hochgeschätzter Herr! Zuvörderst sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gütige Mittheilung Ihrer Schrift: Gedanken u. s. w. Ich habe mich zwar noch nicht ganz durchgearbeitet durch das ganze mit mancherlei Dunkelheiten durchschossene System Ihrer zum Theil sehr scharfsinnigen Gedanken. Wie dunkel, oder auch als Wiederholtes mir Manches darin erscheint, so gestehe ich doch aufrichtig gerne die gefühlte Wahrscheinlichkeit ein: dass jene Dunkelheiten und manches sonst noch Auffallende bloss subjektiver Natur sein möge. Nur das ist mir vollkommen klar, dass Ihre ganze Schrift einen grossen, zum Theil feuerigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität enthält, der nur die Fortdauer der Gattungen zulässt. Ich begreife, dass ein junger geistvoller Mann, der das grosse, obgleich ungewisse Kapital seines Lebens vor sich liegen hat, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit die endliche Auflösung seiner Existenz und den materiellen Uebergang in andere Form in kunstreichen und scharfsinnigen Begriffen und poetischen Betrachtungen anschauen und in der durch ihn bereicherten Begränzung seines Daseins sich gefallen kann. Sehr viele Ihrer Leser hingegen werden wahrscheinlich Ihre Darstellung scharfsinnig, aber trostlos finden. Auch fürchte ich, dass Ihr System Ihnen bei Ihrem Fortkommen in der von Ihnen eingeschlagenen Laufbahn böse Hindernisse veranlassen wird. In Ihren Xenien spricht sich ein gewisser kecker Muthwille aus, dessen jugendliche Natur die Anstössigkeit derselben hoffentlich beseitigen wird. Indessen macte hac tua virtute esto! Recht sehr wünsche ich bald

twas von Ihnen zu lesen, wo ich Ihnen nachfliegen kann,
: eben auch nicht mehr schnell zu fliegen vermag.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Tiedge.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 26. April 1832.

ber Eduard! Höchst unangenehm ist mir, ich muss es
stehen, die Ungewissheit, in die mich der unbestimmte
is des Vaters gesetzt hat, erst dann mich nach Paris reisen
ı, wenn Fritz sich versorgt weiss, da ich doch vielleicht,
bald hinkäme, mir noch früher als Fritz eine selbständige
verschaffen könnte und für meinen dortigen Aufenthalt
nicht mehr verlangte, als ich bisher nach Erlangen bezog.
mag hin- und hersinnen, wie ich will und mit der grössten
d Besonnenheit Alles überlegen und erwägen, was nur
ei einem Schritte, wie ich ihn vorhabe, in Erwägung zu
, es bleibt mir keine andere Bürgschaft für meine Zukunft
s Paris, wo mir doch ganz untrüglich gewiss die Stelle
rachmeisters ist. Darum hält mich auch nur noch der
ın Reisegeld hier auf. Die Tante ist leider durch ihre
: grosse Auslage für ihre Häuser jetzt verhindert mir es
, sonst würde sie es gern thun; doch hat sie mir noch
: Hoffnung genommen; denn wäre ich nur einmal dort, so
:h, dass es dem Vater eins ist, ob er mir die 40 fl. monat-
ı Erlangen, nach Frankfurt, oder nach Paris schickte.
nez patience! sage ich zu mir selbst und tröste mich, dass
nger ich hier bleibe, um so mehr Fortschritte im Fran-
mache. Dein Bruder Ludwig.

Derselbe an denselben.

Frankfurt, den 22. Juni 1832.

ber Eduard! Ununterbrochen war ich bisher mit der
chen Literatur beschäftigt und bin es noch, und habe
für die Zukunft gewiss so oder so brauchbaren Stoff ge-
und bin noch mehr zu sammeln im Begriffe, ehe ich nach
er zu einem Thätigkeitskreis, der mir den Weg dazu bahnt,
ıen gedenke.

Wenn Jemand nach mir fragt, sage nur, ich würde noch ein zurück kommen, aber Du wüsstest noch nicht wann.

Dein treuer Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Nürnberg, den 23. Sept. 1832.

Lieber Ludwig! Von Fritz sind neuerdings Nachrichten er ist gegenwärtig wieder ganz gesund und wohl; dass er es n immer war, wirst Du wahrscheinlich erfahren haben. Er h zweimal einen Anfall von der Cholera, von welchen der zw sehr heftig war. Allein seine treffliche Natur widerstand unc fühlt sich jetzt gesunder und heiterer als je. Seine Existenz Paris ist noch immer nicht begründet, und der Vater muss daher, da die Lebensmittelpreise gestiegen sind, monatlich n 65 fl. schicken; da ferner der noch immer kränkliche Zustand Vaters vermehrte Ausgaben erfordert, so reichen jetzt freilich Geldmittel nicht hin, dass Du nach Paris gehen könntest.

Die Annahme einer Hofmeisterstelle, wenn sie nicht mit s guten Bedingungen und der Aussicht auf eine dauernde Versorg verknüpft ist, scheint mir bedenklich; denn Du kommst dadu nicht nur aus der Erlanger Carriere, sondern aus dem akademisc Leben überhaupt. Desshalb hielte ich es für das Zweckmässig wenn Du wieder zurückkehrtest nach Erlangen und baldmöglic die alte Bahn wieder beträtest, wofern Du nicht in Frankfurt e baldige Versorgung finden kannst. Für Erlangen spricht, dass hier doch wenigstens einige literarische Hilfsmittel antriffst u einige Personen, mit denen man umgeben kann. Auch ist zu sorgen, dass, wenn Du von Erlangen wegbleibst, Dir irgend Ignorant oder Plattkopf, wie L......... den Rang abläuft. Indess kann ich nur dann zu einer Rückkehr nach Erlangen rathen, we Du mit dem festen Entschlusse kommst, ganz dem Ziele zu leb in Baiern und insbesonders in Erlangen angestellt zu werden; we Du Dich in Alles das fügst, worein sich Jeder jetzt fügen mu Ausserdem würde sich kein günstiger Erfolg erwarten lassen. Ge hierüber ernstlich mit Dir zu Rathe und schreibe mir bald Dei Ansicht. Dein ehemaliges Quartier steht Dir, wenn Du willst, wied zu Diensten.

Ich bin mit Anselm auf einige Tage nach Nürnberg gegang werde aber morgen wieder nach Ansbach zurückkehren und h

noch bis zum 10. oder 12. Oktober bleiben, wegen des noch immer schwankenden Gesundheitszustandes des Vaters, der leider so beschaffen ist, dass wir beständig seinetwegen in Sorgen sein müssen.

Lebe wohl! Dein treuer Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 28. Sept. 1832.

Lieber Eduard! Deine letzte Nachricht von dem Befinden des Vaters hat mich und die Tante sehr beunruhigt. Der Gedanke tröstet mich jedoch, dass sein gegenwärtiges Uebel nicht von den früheren Anfällen verschieden sein wird, die er immer glücklich überwand, und dass er auch jetzt wieder bei seiner doch sonst so gesunden Leibeskonstitution obsiegen werde. Versichere ihn doch meiner innigsten Theilnahme und kindlichen Liebe, und schlage ihm in Betreff meiner alle allenfallsigen trüben Gedanken aus dem Kopfe, und gib recht bald wieder Nachricht.

Was mich betrifft, kann ich bis jetzt noch nichts Bestimmtes schreiben. Ich betrachte noch immer Paris als den angenehmsten Ort, und alles Uebrige nur als Mittel diesen Zweck zu erreichen. Ich werde daher auch alle mir nur möglichen Wege einschlagen, um mich dort unterzubringen. Bereits habe ich daher die Kühnheit gehabt, mich geradezu mit meinem Anliegen an Cousin zu wenden; bis jetzt habe ich aber noch keine Antwort. Da jedoch eine selbständige Existenz mein Hauptzweck ist, so habe ich mich indess auch dem Herausgeber einer politischen Zeitung im Preussischen, der einen Redaktor sucht, angeboten. Aber es ist noch zu früh, um auch von dieser Seite her schon eine Antwort erwarten zu können. Fallen beide Antworten negativ aus, oder findet sich sonst nichts bald, so verlasse ich Frankfurt, wo ich wohl nicht mehr lange bleiben könnte, ohne die Tante zu geniren, da ein baierischer Oberst mit Familie eingezogen, der so viel Gepäck und Zeug hat, dass er fast Alles für sich braucht, und gehe entweder nach Erlangen, oder zum Riedel auf sein Dorf, wo ich nur mit einigem Taschengelde versehen leben kann, arbeite dort eine kleine Schrift aus, die ich im Kopfe habe, erhalte aber durch Briefe mich in Kommunikation mit der Welt, um nicht meinen Zweck zu verfehlen. Hätte ich allerdings die Zuversicht, zu einer Anstellung in Erlangen zu gelangen, so hätte ich wohl so viel Resignation, mich dort lebendig begraben zu lassen; aber wo ist diese? Uebrigens

ist die Welt gross und wird gewiss irgendwo, sei es in Deutschland, oder Frankreich oder gar in Amerika sich ein Platz finden, der mich den Verlust einer Bettelexistenz in Erlangen nicht wird bereuen lassen. Auch wird sich hoffentlich das tempora mutantur bald bewahrheiten. Vielleicht sehe ich Dich bald, denn es ist mir nothwendig, den unerträglichen Zustand der Zwecklosigkeit und Ungewissheit wenigstens durch Ortsveränderung einigermassen erträglich zu machen. Indessen grüsse herzlich die Eltern, Anselm und die Uebrigen. Dein Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Erlangen, den 31. Oktbr. 1832.

Lieber Bruder! Mit Deinem Plane, die Redaktion einer Zeitung zu übernehmen, kann ich durchaus nicht einverstanden sein; abgesehen davon, dass Du die dazu erforderlichen Eigenschaften (Mässigkeit, Klugheit und Umsicht) nicht besitzest, und Dich gewiss in Kurzem in eine Menge für Dich und uns verdriesslicher Händel verflochten sehen würdest — so würdest Du überdiess dadurch gänzlich aus aller wissenschaftlichen Bahn herausgeworfen. Kein Geschäft würde Dich so in Anspruch nehmen und von aller wissenschaftlicher ernsten Thätigkeit abziehen, als dieses. Im Vergleiche mit diesem halte ich Stundengeben oder Hofmeistersein für eine goldene Beschäftigung.

Eine Gewissheit, dass Du hier in Erlangen reüssirst, ist freilich nicht vorhanden, allein sehr viel hängt dabei von Dir ab; und ist mehr Wahrscheinlichkeit da, dass Du anderwärts eine feste Stellung erhalten werdest? Wohl zu erwägen ist indessen auch, dass Kapp fest entschlossen ist, Erlangen ganz zu verlassen, und bereits sein Gesuch um temporäre Quieszenz eingereicht hat. Der Vater ist noch immer kränklich und schwach. Es geht zwar jetzt etwas besser als zu Anfang der Ferien; ob aber seine Gesundheit je zu einem dauerhaften Bestande wieder gelangen werde, ist zweifelhaft. Er selbst ist sehr besorgt wegen des kommenden Winters.

Dein Bruder Eduard.

Der Vater an Eduard Feuerbach.

Ansbach, den 16. Nov. 1832.

Lieber Eduard! Ich habe Deinen und Ludwigs Brief erhalten, und was Du mir von ihm und er von sich sagt, ist ziemlich

tröstlich. Den Plan wegen Zürich billige ich sehr, ob ich gleich für dessen Gelingen wenig Hoffnung habe; denn die Masse der Zuströmenden, nach Brod hungernden Philosophen wird Legion sein. Indessen es ist zu versuchen. Ludwig wird sich gehörig erkundigt haben, an welche Behörde er seine Bewerbung zu richten, und mit welchen Belegen er seine Vorstellung zu unterstützen hat.

Er wird z. B. ein Zeugniss des Erlanger akademischen Senates brauchen, dass und wie lange er dozirt hat, mit welchem Beifalle; dass er und mit welchem Erfolge disputirt hat u. s. w. Die Hauptsache wird sein, dass eine gedruckte Probe wissenschaftlicher Leistung beigelegt werde, und er sich in Ansehung derselben auf beifällige öffentliche Urtheile beziehe. Aber leider gerade hieran fehlt es. Das von Anselm s. g. fünfte Evangelium ist zu diesem Zwecke so wenig zu brauchen, dass er vielmehr alle Ursache hat, dahin zu trachten, dass er als Verfasser ewig verborgen bleibe.

Es bleibt nichts übrig, als die Dissertation. Allein diese wird den Züricher Scholarchen und Theologen, die bekanntlich eine orthodoxe Philosophie verlangen, ebenfalls sehr wenig zusagen, und sie werden puren Spinozismus oder Atheismus darin erkennen. Ueberhaupt wünschte ich aber wegen dieser und anderer Angelegenheiten mich mit ihm und Dir mündlich besprechen zu können.

Du siehst, dieser Brief ist von einer dritten Hand geschrieben, indem auch Heckenberger krank geworden ist. Mit meiner Gesundheit geht es im Ganzen ein wenig besser; doch ist meine Hand noch so wenig schreibtüchtig, dass ich nur mit Mühe nothdürftig meine Namensunterschrift zusammenbringen kann. Grüsse Ludwig. Ich verbleibe Dein Dich liebender Vater v. Feuerbach.

Ludwig an Friedrich Feuerbach.

Ansbach, den 29. Mai 1833.

Lieber Fritz! Vor allem unseren herzlichen Gruss und Ausdruck der Freude darüber, dass Du nach solchen traurigen Erfahrungen und Gefahren wieder glücklich auf vaterländischem Boden angekommen bist. Würde diese Freude nur nicht durch den Gedanken getrübt, dass Du sogleich bei Deiner Rückkunft in Deiner liebsten und schönsten Hoffnung auf eine so schmerzliche und unerwartete Weise Dich getäuscht sahst! Wir waren doch Alle hier noch so glücklich, vor seiner Abreise nach Frankfurt noch herzlichen Abschied vom lieben Vater nehmen zu können. Durch einen

sonderbaren Antrieb zog es mich und Eduard mehrmals diesen Winter von Erlangen hieher. Noch 8 Tage vor seiner Abreise war ich 3 Wochen hier gewesen. Obgleich der Vater auch während dieser Zeit meistens bettlägerig war, so war er doch in den Vormittagsstunden ein paar Mal auch des Abends recht rege, munter und theilnehmend an den Dingen, die Welt und Literatur bewegen, und ich war in diesen Stunden so glücklich, mit ihm Momente der innigsten gegenseitigen Verständigung zu verleben. Jedoch war auch da schon eine gewisse Schwäche und Mattigkeit, ein Nachlass aller physischen Kräfte, der sich nach jeder geistigen Aufregung um so sichtbarer zeigte, an ihm unverkennbar, ebenso an seiner Theilnahme der Charakter einer affektlosen Ruhe, die in Frankfurt bei aller seiner dortigen Empfänglichkeit für die Genüsse der Natur und das ungezwungene gesellige Leben fast in völlige Apathie überging. So machte die Nachricht vom Tode seiner Freundin Elise v. d. Recke keinen besonderen Eindruck auf ihn.

Kein Wunder! Er fühlte selbst sein eigenes baldiges Ende voraus. So äusserte er unter anderem auf dem neuen Kirchhof in Frankfurt sein Entzücken über die schöne Lage und Aussicht, und den Wunsch: Hier möchte er begraben sein, ein Wunsch, der dann auch leider nur zu bald in Erfüllung ging. Es muss uns Allen doch zur grössten Beruhigung gereichen, dass er, so unerwartet auch sein Tod war, doch nicht plötzlich, nicht gewaltsam uns entrissen wurde; er hatte in jeder Hinsicht vollendet. Nur ein äusserliches Merkmal dieser Vollendung auch in physischer Hinsicht war es wohl auch, dass sich in Frankfurt auf eine auffallende Weise seine Haupthaare weiss und grau färbten. Der Tag seiner Erkrankung war der Pfingstmontag auf einer Parthie nach Königstein; er war unterwegs und dort noch ganz heiter und aufgeräumt, als er plötzlich wieder einen solchen Anfall bekam wie im Sommer vergangenen Jahres, und in diesem Zustande nach Hause gebracht wurde; er vorlor den Gebrauch der Sprache; was er wollte und verlangte, schrieb er mit seiner rechten Hand auf. Sein Ende war sanft und schmerzlos, nur an Krämpfen hatte er noch einige Stunden zu leiden; aber auch diese lösten sich in den beiden letzten Stunden in völlige Ruhe auf. Immer gegenwärtig, unverletzlich wird in unserer Liebe unser bester Vater fortleben; aber es ist jetzt auch unsere Pflicht öffentlich zu beweisen, wie heilig uns sein Andenken ist. Besinnt Euch auf ein würdiges Mittel! Aber es muss bald geschehen! Eine Todesanzeige in einer Zeitung auf die gewöhn-

liche Manier haben wir nicht gemacht. Das Mittel ist zu trivial, zu tädiös. Ein literarisches Denkmal, seine Lebensbeschreibung, wozu gehörige Papiere sich in Menge hier finden! A. oder Du könntest dieses übernehmen! In welcher Art und Weise, welches die würdigste Form, welches überhaupt das passendste Mittel, wird A. am besten wissen. Könnte man hievon vielleicht schon eine vorläufige Anzeige machen? Dein Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

1833.

Lieber Ludwig! Du wirst wahrscheinlich schon erfahren haben, dass ich mittler Weile zum ordentlichen Professor mit einem Gehalte von 926 fl. ernannt worden bin. Es freut mich vorzüglich desswegen, weil ich nunmehr im Stande bin, ungestört meiner weiteren Ausbildung und den Wissenschaften leben zu können.

Neulich beschäftigte mich sehr lebhaft der Gedanke an eine deutsche Geschichte. Diese müsste, wenn sie wahrhaft diesen Namen verdienen sollte, eine Geschichte des menschlichen Geistes im deutschen Volksstamme sein. Sie müsste darstellen, wie sich das geistige Element in den Deutschen nach seinen verschiedenen Richtungen hin, nämlich hinsichtlich der Wissenschaft, Religion, Kunst, Sitte, Recht, mit innerer Nothwendigkeit entwickelte, wobei dann die äusseren Fakta, die jetzt unsere s. g. Geschichte allein einnehmen, nur ein untergeordnetes Moment bildeten.

Wie wäre es, wenn wir unsere Kräfte vereinigten, um ein solches Werk zu vollenden, wenn Du Wissenschaft und Religion, Anselm Kunst, ich Recht, Sitte, Verfassung übernähmen; sollte sich nicht ein harmonisches Ganze gestalten lassen, welches der deutschen Literatur Ehre bringen würde? Ueberlege einmal diesen Gedanken und theile mir Deine Meinung mit.

Gib bald Nachricht Deinem treuen Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 4. August 1833.

Lieber Eduard! Die Nachricht, dass Du ordentlicher Professor geworden, war mir schon mitgetheilt; sie freute mich natürlich ausserordentlich. Ist gleich Erlangen ein elender Ort, so hast Du doch in der Ruhe, die Dir jetzt gegeben ist, ein Mittel mehr, dieses

Elend für Dich nichtig und gleichgültig zu machen, und wo w
denn auch wirklich ein Ort in der Welt, wo nicht auf jedem Pflas
steine uns das menschliche Miserere und der Ekel am men
lichen Leben entgegenträte, wenn uns nicht die Studien gegen sol
Eindrücke unverwundbar machten! Dein Plan einer gemeinsch
lichen Bearbeitung einer deutschen Geschichte ist wohl sehr sch
aber woher bekämen wir die Zeit zu einem Werke, das nur u
den günstigsten Verhältnissen unternommen werden, wenigs
glücklich ausfallen könnte? Aber den Theil, den Du Dir auserle
könntest Du ja recht gut allein als ein selbständiges Ganzes
arbeiten.

Aus dem Anerbieten, das Du mir machst zu schliessen,
Du noch nicht unterrichtet von dem neuen Spiele, das mit
getrieben wurde.

Jungfer G. schrieb mir nämlich, ich glaube schon zu Anf
Juni, dass, da ich mein Geld so gut wie früher fortbezöge,
entweder, wenn ich meinen Plan nach Paris aufgeben wollte, n
Ansbach zurück, dort den Sommer und Winter noch zubrin
sollte, und dass dann vielleicht es möglich wäre, dass me
Reise zu Stande käme, oder so lange hier bliebe, unterstützt
Hause, bis ich eine Unterkunft an einem Institute oder eine H
meisterstelle gefunden. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, d
diese Alternative mich im höchsten Grade indignirte, dass ich m
aber natürlich zu dem letzteren tausendmal lieber entschloss,
dazu, auf ein ungewisses Vielleicht hin nach Ansbach zurück
kehren in die alte Schmach und das alte Elend. Zwei Hofmeis
stellen hätte ich bereits haben können, aber sie waren mir
schlecht. Finde ich keine in pekuniärer oder anderer Hinsi
höchst vortheilhafte, oder bis dahin, dass ich eine finde, werde
mit Privatstunden, die mir bereits versprochen wurden, aber o
dass ich bis jetzt noch welche erhielt, und vor Allem, wenn ic
möglich machen kann, durch Mitarbeitung an literarischen Zeitun
mich zu ernähren suchen. Der Ort natürlich ist mir eins, ob P
oder ein deutsches Landstädtchen, wenn mir nur Stunden f
wissenschaftliche Leben übrig bleiben; aber wenn ich mich ein
durch Stundengeben ernähren soll, so ist mir natürlich Paris
mehrfachen und reellen Gründen der liebste und angenehmste.

Von Kapp's Zeitschrift weiss ich nichts. Sage ihm jed
dass ich etwas im Umfange etwa von 1½ Bogen unter dem Dru
dieser Tage: „Ueber Bücher und Schriftsteller, ein Beitrag

Metaphysik der Seele, aber ein höchst sonderbarer“, ausgearbeitet habe.

Wenn er es braucht und will, kann er's haben.

Dein treuer Bruder Ludwig.

Eduard Gans an L. Feuerbach.

Berlin, den 11. Oktober 1833.

Verehrtester Herr Doktor! Nach meiner Rückkehr von einer ziemlich langen Ferienreise habe ich den ersten Theil Ihrer Geschichte der neueren Philosophie nebst Ihrem werthesten Briefe erhalten, und mich sogleich an das Studium des Buches begeben. Der Eindruck, den es auf mich gemacht hat, ist sehr erfreulich gewesen und ich kann Ihnen, verehrtester Herr, meine Genugthuung nicht schildern, dass doch endlich die Geschichte der Philosophie, eine ihrer wichtigsten und bedeutendsten Seiten, in solche Hände gefallen ist, die mit der Bewegung des spekulativen Geistes vertraut, nicht genöthigt sind, eine bloss äusserliche Aufzählung der Lehren ohne Selbstverständniss zu geben. Begierig bin ich nun auf die Fortsetzung dieser Geschichte. Ihrem Wunsche gemäss habe ich gestern Abend in der Sitzung der „Societät für wissenschaftliche Kritik“ den Antrag auf eine Rezension Ihres Buches gestellt, aber in Erfahrung gebracht, dass bereits eine Anzeige des Dr. Erdmann eingelaufen sei, die nächstens abgedruckt werden wird, und mit der Sie, wie man mich versichert, zufrieden sein werden.

Gerne biete ich Ihnen, wenn ich sonst von einigem Nutzen sein kann, meine Dienste an, und bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster Gans.

Minister von Altenstein an L. Feuerbach.

Berlin, den 13. Oktober 1833.

Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch gefällige Mittheilung der von Ihnen verfassten „Geschichte der neueren Philosophie“ bezeigt haben. Mit lebhaftem Interesse habe ich von diesem Werke nähere Kenntniss genommen, das sich durch gründliche Benutzung der Quellen, sorgfältige Entwickelung der einzelnen philosophischen Systeme, einsichtiges Hervorheben der ihnen zu Grunde liegenden Gedanken, zweckmässige Auswahl der Belegstellen, und auch eine

im Ganzen angemessene Darstellung vortheilhaft auszeichnet. Indem ich Ihren weiteren wissenschaftlichen Bestrebungen einen glücklichen Fortgang wünsche, benutze ich gern diese Veranlassung, Sie meiner vorzüglichsten Hochachtung zu versichern.

Altenstein.

Lochner an L. Feuerbach.

Nürnberg, Montag den 8. Dezember 1833.

Sie erhalten hier Ihrem Wunsche gemäss die oft gewanderten „Aphorismen“ zurück. Ich hatte in voriger Woche noch einen Versuch und zwar bei Ebner gemacht, der mir aber erst heute antwortete, und zwar, wie Alle, dankend und ablehnend. Unwahr ist jedoch die Bemerkung nicht, dass diese „Aphorismen“ ein zu kleines Publikum finden würden, als dass es sich der Kosten verlohnte. Denn, werther Freund, wer sie liest und sich für sie interessirt, der kauft sie nicht, nämlich Autoren und Literaten, weil sie in der Regel kein Geld haben, und das übrige Publikum kümmert sich den blauen Teufel um die darin enthaltenen Ansichten über Dinge, die nur den Autor und das Leben angehen. Dann ist es allerdings eine sehr gewagte Sache um eine neue Zeitung. Ich sprach gestern mit einem hierin wohlerfahrenen Manne über solche Unternehmungen, — natürlich ohne einen Namen zu nennen — der, und wie mir schien mit vielem Rechte, behauptete, zwei Jahre lang müsste ein Buchhändler die Kosten rein für Nichts achten, denn erst nach wenigstens 2 Jahren dürfe ein selbst übrigens gutes Blatt auf Success hoffen, unter dieser Zeit sei an gar keinen Gewinn zu denken. Bei uns aber ist die Bedächtigkeit zu gross. Stets der Ihrige.

Lochner.

Ed. Gans an L. Feuerbach.

Berlin, den 4. Januar 1834.

Verehrtester Herr Doktor! Auf Ihren Brief vom 25. v. M. und J., den ich vor einigen Tagen erhalten habe, finde ich zu erwidern, dass ich es für sehr angemessen halten würde, wenn Sie hieher kämen und sich hier habilitirten. Der berühmte Name, den Sie führen, das Talent, das Sie selbst gezeigt haben, würde Ihnen bei der philosophischen Sterilität, die eigentlich jetzt hier herrscht, eine sichere Laufbahn verbürgen. Alles, worauf es hier

ankommt, ist sich eine Zeit lang aus eigenen Mitteln erhalten zu können, bis man den Fuss in den Dozentensteigbügel gethan hat.

Was Sie mir von der südlichen Flora, wie Sie es nennen, sagen, ist mir nicht neu. In der Vorrede zu meiner Ausgabe des Hegel'schen Naturrechts hatte ich eine recht ordentliche Polemik mit Kartätschen gegen Schelling, Stahl u. s. w. ergehen lassen; aber meine Mitherausgeber, die weder den Krieg lieben, noch verstehen, hatten sich dem Abdrucke widersetzt, und so ist jener matte Guss entstanden, den ich kaum mehr als mein Werk anerkennen kann. In einer Anzeige des Stahl'schen Naturrechts will ich indessen auf eigene Hand fortsetzen, was mich die Kollegialität zu thun verhindert hat.

Mit der Erdmann'schen Anzeige Ihres Buches in den Jahrbüchern bin ich nicht ganz zufrieden, und obgleich Sie persönlich sich nicht beklagen können, so hätte ich doch gründlicheres Eingehen gewünscht. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenster Gans.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, den 8. Mai 1834.

Die von Euer Hochwohlgeboren im Verlaufe des vorigen Jahres herausgegebene „Geschichte der Philosophie der neueren Zeit" von Baco bis Spinoza hat bei allen Freunden dieser Wissenschaft so gerechten Beifall gefunden, dass die hiesige „Societät für wissenschaftliche Kritik" den lebhaften Wunsch hegt, Sie unter die Zahl ihrer Mitarbeiter zu den Jahrbüchern rechnen, und dann und wann von Ihnen einen Beitrag zu dieser von ihr herausgegebenen Zeitschrift entgegen nehmen zu können. Indem ich mich, erhaltenem Auftrage gemäss, beehre, Sie von diesem Wunsche der Societät in Kenntniss zu setzen, erlaube ich mir zugleich, Sie in Betracht der Tendenz unserer Zeitschrift, sowie in Ansehung der aus dem Ganzen nothwendig resultirenden, äusseren Beschaffenheit der einzelnen Rezensionen auf die bisher erschienenen Jahrgänge zu verweisen, und nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, dass bei Werken von geringerer Bedeutung weniger eine ausführliche Darstellung der Einzelheiten, als vielmehr eine kurzgefasste, summarische Angabe der etwa vorhandenen wissenschaftlichen Ergebnisse wünschenswerth erscheinen würde. Eine gedrängte Relation ist in solchem Falle um so mehr nothwendig, da auf dem

beschränkten Raume unserer Zeitschrift so mannigfache Interessen zur Sprache gebracht werden müssen.

In der Hoffnung einer geneigten Zustimmung zu dem Ihnen gemachten Vorschlage, stellt Ihnen die gedachte Societät, in Ermangelung grösserer Werke, die noch nicht zur Beurtheilung vertheilt wären, folgende beide neu erschienenen Schriften zu einer Anzeige im Umfange von einigen Druckspalten, hiemit ganz ergebenst in Antrag: Kuhn, Jakobi und die Philosophie seiner Zeit, Mainz 34. Rosenkranz, Sendschreiben über die Hegel'sche Philosophie an den Professor Bachmann. Königsberg 1834. — Auch würde es der Societät sehr erwünscht sein, wenn Sie Veranlassung finden sollten, aus dem Kreise Ihrer literarischen Interessen einige neue Werke in Vorschlag zu bringen, die Sie in unseren Jahrbüchern zu beurtheilen sich geneigt fühlten.

Mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen meine besondere Hochachtung auszudrücken und verharre Euer Hochwohlgeboren ergebenster Diener L. v. Henning, Professor.

Derselbe an denselben.

Berlin, den 20. Mai 1834.

In der Aussicht, dass Sie unsern Jahrbüchern dann und wann einen Beitrag zuzuwenden geneigt sein dürften, erlaube ich mir, erhaltenem Auftrage gemäss, Ihnen die beiden ersten Bände von Hegel's „Geschichte der Philosophie“ zur Beurtheilung für das genannte Journal ganz ergebenst in Antrag zu stellen. Ich brauche kaum anzudeuten, dass es bei der Rezension dieses Werkes vornehmlich darauf ankommt, Hegels Auffassung der Geschichte der Philosophie in ihrem Unterschiede von den sonstigen Darstellungsweisen der historischen Entwickelung des Gedankenlebens zu charakterisiren. Schliesslich füge ich nur noch hinzu, dass es bei dem beschränkten Raume der Jahrbücher und der Tendenz derselben für ein allgemeines wissenschaftliches Publikum wünschenswerth erscheinen würde, die Beurtheilung des genannten Werkes innerhalb mässiger Grenzen (etwa 1 Druckbogen) zu halten. Mit der Bitte um eine geneigte Erwiderung verharre ich hochachtungsvoll Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Dr. L. v. Henning.

Lochner an L. Feuerbach.

Nürnberg, den 20. Mai 1834.

Geschätzter Freund! Literärische Anstalt in Nürnberg? Lieber Freund, Sie kennen uns doch zur Genüge, haben Sie um Himmelswillen keine solche Idee! Und ich — einen guten Rath geben?! Cultivons notre champ, wie Candide. — Nach Bern gehen, in ein Land, das mit dem politischen Interdikte belegt ist, gegen das 41,000 Oesterreicher in Tirol ihre Spiesse richten, in ein Land, das seine usurpirte Freiheit, dieses skandalöse Vorbild aller Demagogen, hoffentlich bald wieder verlieren und wieder unter die Fittige des Habsburg-Lothringischen Aars, unter die väterliche Obhut der Gessler und Landenberger zurückgeführt werden wird, so dass nur wegen besonderer, im Sarnerbunde gezeigter Loyalität die 3 Urkantone als historische Ueberreste, wie sie die ersten waren, als die letzten werden gelassen werden, — in dieses Land sich melden! Ja es ist endlich Zeit, dass diesem ewigen Gered von „Menschenrechten“ und „Freiheit“ eine Ende gemacht werde, und ich meditire über einem grossen Werke, nämlich einer Kastrirung des ganzen Alterthums und demnächst Restituirung zur absoluten Form des Absolutismus. Denn ist es nicht entsetzlich, dass unsere Jugend, anstatt mit China, Persien, der Mongolei und der Türkei, den reinsten und ausgebildetsten Monarchien, vielmehr mit den heillosen Griechen und Römern, lauter gottlosen Republikanern, die erste Bekanntschaft macht? Meiner Meinung nach sollte in Zukunft Chinesisch, Türkisch gelehrt, oder: wenn in ohngefähr ein paar Lustren, die allein selig machende Lehre, wie Immermann sagt — dass der Mensch zur Befriedigung seiner selbst einen König oder Fürsten haben muss, den er anbete — gehörig befestigt ist, eine grosse Kreuzfahrt gegen das gottlose Amerika unternommen werden, wo die Grundsätze, die allem ferneren Bestehen der Legitimität geradezu Hohn sprechen, förmlich die Grundlage ihres Staates bilden. Aber der Herr Herr, welcher nicht mit sich spassen lässt, wird diesen gottlosen Nationen ihren Uebermuth austreiben; er wird ihnen zeigen, dass wie Leo in seiner Naturlehre des Staates sagt, Nichts bestehet, was nicht ein göttliches Schema ist oder hat, und er wird behilflich sein, dass wie derselbe gottlose Renegat anderswo sagt, die segensreichen Spuren der beginnenden Zivilisation am Don und in Kasan das Uebergewicht gewinnen über die ruchlosen Bestrebungen der Republikaner in Frankreich.

Sollte aber dieses Projekt, wie ich von Herzen wünsche — misslingen, so können Sie freilich immer noch den Ausweg nach Nürnberg ergreifen, den ich Ihnen aber alles Ernstes abrathen muss. Solche Unterhaltungen, wie Sie beabsichtigen, passen nur für müssige, reiche Frauen, welche nach einer mariage de raison die nach verrauchtem Sinnenrausche bemerklich gewordene Leere — anstatt mit einem Hausfreunde — mit Schöngeisterei ausfüllen mögen, und dazu ist unser Nürnberg zu arm. Frankfurt, Hamburg, Residenzen, das sind die wahren Plätze für solche Unternehmungen; hier ist bisher noch jeder Versuch der Art gescheitert; denn wenn es auch nicht an den Personen dazu fehlte, so fehlt es doch diesen an Geld, um einen Lektor anständig zu besolden. Wir sind ein housekeeping, managing people und die bluestockings sind nirgends mehr im Diskredit als bei uns. Und somit Gott befohlen.
Der Ihrige L.

Tiedge an L. Feuerbach.

Dresden, den 25. August 1834.

Mein hochgeschätzter junger Freund! Sie haben mich durch Ihre letzte, mir zugeschickte Schrift „Abälard und Heloise“ auf die angenehmste Weise überrascht. Ich habe sie von Anfang bis zu Ende durchgelesen, obwohl ich zum Lesen, kaum zum Durchblättern der neuesten literarischen Erscheinungen, nur selten kommen kann, einestheils, weil die allerneuesten poetischen und philosophischen Werke und Werklein, mit Ausnahme einiger, mir wenig zusagen, manche aus beiden Gebieten mich sogar abschrecken; anderntheils weil ich mit der Anordnung meiner letzten Arbeiten und mit der Beendigung der unfertigen in den wenigen minder trüben Momenten meines sinkenden Tages so sehr beschäftigt bin. Ihre humoristische Schrift hat mir eine heitere Unterbrechung meiner dunklen Zurückgezogenheit zugeführt, wofür ich Ihnen danke; denn seit dem Hinscheiden meiner unvergesslichen Freundin ist der Sonnenschein aus meinem Leben gewichen. Sie schildern grösstentheils sehr treffend und mit einem horazischen Lächeln die Kalamitäten der Schriftstellerei, die freilich mit denen des Abälard nichts gemein haben. Meiner Aufmerksamkeit ist in Ihrer ganzen launigten Darstellung nichts begegnet, was ich anders gewünscht hätte; nur wollte es mir hin und wieder scheinen, als ob, nicht so wohl oder nicht allein der Ausdruck, als vielmehr die Ausführlichkeit mehrerer ganzen Stellen mit mehr

Konzision hätten gefasst werden können. Ich weiss, dass ein junges Genie gewöhnlich glaubt, nicht genug sagen zu können von dem Gegenstande, der ihn ergriffen hat und festhält; aber Sie werden bald genug erfahren, dass Kürze und Kürze! ein Haupterforderniss einer guten Darstellung ist. Wohl Mancher wird mit Ihnen auch darüber rechten, dass in dem ganzen Werke keine Beziehung vorkommt, welche einen, wenn auch nur entfernten Zusammenhang des Titels mit dem Buche erkennen liesse. Mich hat das nicht geirrt; mich ergötzte der Inhalt, was kümmerte mich der Titel! Aber Sie kennen unsere Krittler. Tiedge.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, den 4. Januar 1835.

Mit vielem Vergnügen hat die hiesige Societät f. w. Kr. Ew. Hochwohlgeboren geneigtest übersandte Rezensionen von Rosenkranz über Bachmann und von Kuhn über Jakobi entgegengenommen.

Da Herr Professor Gans vor der Hand durch anderweitige Arbeiten verhindert ist, die Stahl'sche Rechtsphilosophie für unsere Jahrbücher zum Gegenstande seiner Beurtheilung zu machen, so kommt unserer Societät Ihr gefälliges Anerbieten in Betreff dieser Schrift sehr erwünscht, und sieht dieselbe dem baldigen Eingange einer Rezension derselben mit lebhaftem Verlangen entgegen.

Schliesslich erlaube ich mir, im Namen der Societät auch an die von Pr. Michelet herausgegebene Hegel'sche „Geschichte der Philosophie" zu erinnern, deren Anzeige Sie gütigst übernommen hatten. — Hochachtungsvoll Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

L. v. Henning.

Derselbe an denselben.

Berlin, den 17. April 1835.

Hochverehrter Herr und Freund! In meinem Schreiben vom 10. d. M., worin ich Ihnen den richtigen Empfang Ihrer Rezension über Stahl's Philosophie des Rechts gemeldet, habe ich bereits zu bemerken mir erlaubt, wie der hiesigen Societät f. w. Kr., um mit Grund zu besorgenden Einwendungen gegen Ihre als vortrefflich anerkannte Arbeit zu begegnen, eine etwas bestimmtere Fassung der darin enthaltenen Erörterung über die Un-

zulässigkeit der von Hrn. Stahl versuchten Ableitung der Rechtsinstitute aus dem christlichen Prinzip, als nöthig erschienen ist. Die Societät war der Meinung, dass die diesfallsigen Abänderungen sofort hier bewerkstelligt werden könnten, und hatte dieselbe demgemäss den Hrn. Prof. Hotho und mich mit diesem Geschäfte beauftragt.

Bei nochmaliger Durchsicht der als bedenklich erschienenen Stellen haben wir uns indess überzeugt, dass deren Berichtigung nicht würde zu bewerkstelligen sein, ohne zu tief in Ihr Eigenthum einzugreifen. Indem ich Ihnen desshalb das Blatt Ihres Manuskripts, um welches es sich handelt, und worauf die Steine des Anstosses durch Striche am Rande bezeichnet, hierbei zurückzusenden mir erlaube, bemerke ich in der Kürze Folgendes:

Sie missbilligen (S. 14) mit gutem Grunde das Unternehmen des Verfassers, das Recht und dessen einzelne Institute aus dem Christenthum abzuleiten, räumen aber zugleich ein, dass beide in ihrem obersten und letzten Grunde identisch seien, und nennen diese Identität eine überirdische. — Damit ist, unseres Erachtens, zu wenig und zu viel gesagt. Zu wenig, denn nicht in Abrede zu stellen ist, dass zwischen dem religiösen und dem Rechtsbewusstsein der Völker stets eine bestimmte Beziehung stattfindet in der Art, dass das letztere sich als durch das erstere bedingt erweist; — zu viel, insofern die Religion, als solche, und das Recht, als solches, auch in ihrem obersten und letzten Grunde, d. h. in ihrem Begriff, nie bloss identisch sind, es müsste denn unter der von Ihnen zugegebenen „überirdischen Identität“ dies verstanden werden, dass beide in der allgemeinen göttlichen Idee begründet sind. Damit ist dann aber die Sache nicht abzuthun, da einer bestimmten Form des religiösen Bewusstseins auch eine bestimmte Form des Rechtsbewusstseins entspricht, und es demgemäss eben so gut ein christliches Recht und einen christlichen Staat gibt und geben muss, als es der griechischen und der römischen Religion entsprechende Rechts- und Staatsformen gegeben hat. Dies ist es offenbar, was dem Verfasser bei seinem Vorhaben, das Recht aus dem Christenthum abzuleiten, vorgeschwebt hat, und worüber er sichtlich, so wenig wie die ganze fromme Bruderschaft, nicht ins Klare gekommen ist . . . .

Nach Ihrer Ausführung erscheinen Christenthum und Recht (abgesehen von der zugegebenen, aber nicht näher bestimmten „überirdischen Identität“) in ihrer bestimmten Wirklichkeit nicht

blos als gleichgültig gegen einander, sondern sogar als einander widersprechend. Dies aber ist der Punkt, worüber wir uns zu verständigen haben. Sie sagen, das Wesen des Christenthums sei die Liebe, und mit dieser sei das Eigenthum nicht verträglich. Darüber ist zu bemerken: Einmal ist allerdings das Christenthum die Religion der Liebe, aber doch nicht in dem Sinne, dass dadurch die Freiheit und die persönliche Selbständigkeit ausgeschlossen werden. Die letztere aber ist die Grundlage des Eigenthums, und zwar ausdrücklich des ausschliesslichen Privateigenthums. Zweitens aber, und diesen Umstand hebe ich besonders hervor, liegt es im Begriff des Rechts selbst, dass es nicht bei dem abstrakten Privatrecht (und Privateigenthum) sein Bewenden haben kann. Im Staate, welcher jedenfalls auch aus dem Begriffe des Rechts abzuleiten ist, gilt das Eigenthum gar nicht (wie bornirte Juristen wollen) als etwas Letztes und Absolutes; der Staat hat ein Recht auf das Leben und das Eigenthum seiner Bürger, nimmt dasselbe durch Privilegien, Steuer u. s. w. in Anspruch, und es bedarf, um das Privateigenthum zu überwinden, nicht erst der Belehrung durch die christliche Moral.

.... Ueberhaupt aber möchte ich das Christenthum so aufgefasst wissen, dass dasselbe die Religion des absoluten Geistes ist. Die Religion der antiken Welt war die des endlichen Geistes, und die Religion des Orients (des bei sich bleibenden Orients) ist Naturreligion, so dass der Geist noch nicht in seinem Unterschiede von der Natur gewusst wird. Fassen Sie das Christenthum als die Religion des absoluten Geistes (welcher den endlichen Geist als aufgehoben — und aufbewahrt — in sich enthält), so werden Sie nicht länger behaupten, „dass das Eigenthum im Christenthum keine Basis habe“. So sagen die St. Simonisten, aber nicht die Christen. — Weiter kann dann auch nicht zugegeben werden, dass die Ehe dem christlichen Leben widerspreche. — Es stünde in der That übel um die ganze sittliche und rechtliche Welt, wenn zwischen ihren Instituten und dem Christenthum der von Ihnen behauptete Gegensatz stattfände. Dies würde zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen beiden führen. Ich möchte wohl beiläufig noch fragen, warum Sie mit Ihrer Argumentation sich auf das Eigenthum, die Ehe und das Strafrecht beschränkt, und nicht auch die Unverträglichkeit des Staats mit dem Christenthum nachgewiesen haben? —

.... Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Diener und Freund L. v. Henning.

Derselbe an denselben.

1835.

Sie erhalten hierbei ein Exemplar Ihrer Rezension von Stahl's Philosophie des Rechts, woraus diejenigen, welche nicht gänzlich mit Blindheit geschlagen sind, wohl zur Genüge ersehen werden was es mit den Neuschelling'schen Freiheits- oder vielmehr Beliebigkeitslehren für eine Bewandtniss hat. — Die Rezension der Hegel'schen Vorlesungen über „Geschichte der Philosophie" wird nunmehr gleichfalls in dem nächsten Bogen zum Abdruck in unsern Jahrbüchern gelangen. Die von Ihnen beabsichtigte Anzeige der Schrift von Hock: „Cartesius und seine Gegner", wird von unserer Societät mit vielem Danke entgegen genommen werden. Auch darf ich wohl bei dieser Gelegenheit die früher zur Beurtheilung übernommene „Geschichte der neueren Philosophie" von Erdmann in Erinnerung bringen ....

Mit vielem Vergnügen habe ich von Hrn. Gh. Ob. Reg. Rath Schulze vernommen, dass Sie, verehrtester Freund, sich um eine Anstellung auf einer unserer Universitäten beworben haben. Nach der mir bekannten Lage unserer desfallsigen Angelegenheiten dürfte es vorerst sehr schwer halten, Sie hieher als Professor zu placiren, dahingegen würde Ihrer Habilitation als Privatdozent nichts entgegen stehen, und würde ich, falls Ihnen in dem zu erwartenden Bescheid ein derartiger Rath ertheilt werden sollte, wohl dafür stimmen, denselben nicht von der Hand zu weisen, wenn anders Ihre häuslichen Verhältnisse es Ihnen gestatten, darauf einzugehen. Bei der geneigten Gesinnung, welche man hier gegen Sie hegt, steht zu erwarten, dass wenn Sie nur erst auf einer unserer Universitäten sich habilitirt und mit Ihren Vorlesungen Eingang gefunden haben, Ihre Beförderung nicht lange ausbleiben wird.

Sollten Sie sich über die Wahl einer Universität im Zweifel befinden, so möchte ich vorzugsweise zu Bonn rathen, da, soviel mir bekannt, es dort gänzlich an Vorlesungen über die spekulative Philosophie fehlt ...

Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ganz ergebenster Diener und Freund L. v. Henning.

Ludwig Feuerbach an Bertha Löw.

Ansbach, Samstag den 6. April 1834.

Verehrtes Fräulein! Heute sind es gerade acht Tage, dass ich in Bruckberg die erfreuliche Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Heidelberg erhielt. Ob ich gleich recht gut voraus wusste, dass mir gerade dort, wo ich so schöne Augenblicke mit Ihnen verlebte, Ihre Abwesenheit am empfindlichsten sein würde, so eilte ich doch vor Ungeduld, Etwas von Ihnen zu erfahren, in wahren Sturmschritten hinaus. So bequem und gefahrlos auch das Reisen in unseren Tagen ist, so begleitete ich doch in Gedanken Sie nicht ohne Sorgen, und konnte nicht den Tag erwarten, wo ich bei mir denken konnte: Jetzt ist Sie dort und in den besten Händen der Welt.... Ich möchte Ihnen — warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen? — einen recht schönen Brief schreiben, einen Brief, der Ihnen sowohl des Inhalts, als des Styles wegen, Freude machte, kurz einen Brief, den es sich der Mühe lohnt, zu lesen. Aber einen schönen Brief kann ich nur schreiben, wenn ich einen wahren schreibe, denn nichts ist mir widerlicher als Schönheit ohne Wahrheit, und einen wahren kann ich nur schreiben, wenn ich frei von der Seele weg spreche, wenn ich dem Drang meines Innern keine beengenden Schranken setze. Ich weiss mir keine erbärmlichere Situation von der Welt, als die, einen geistlosen Brief schreiben zu müssen, und einen geistlosen schreibe ich, wenn ich einen herzlosen schreibe, da Kopf und Herz bei mir Eines Wesens sind. Aber eben das Herz müssen wir vor allen Dingen im Zaume halten, wir müssen es wie einen Gefangenen mit blossem Wasser und Brod traktiren; eine bessere, eine reichere Kost macht es leicht zu üppig.

So glücklich ich stets im Umgange mit Ihnen war, ob ich gleich nie meinem Herzen genug Luft und Raum liess, so glücklich bin ich auch ungeachtet der mir auferlegten Beschränkung und der aus ihr entspringenden Verlegenheit in diesem Augenblicke, wo ich an Sie schreibe. Ich müsste mich übrigens über mich selbst verwundern, wenn es anders wäre. Sie werden sich erinnern, dass ich Ihnen selbst sagte: mein ganzes Verhältniss zu Ihnen wäre eine fortwährende Mässigung und Selbstbeherrschung gewesen, und ich setze nachträglich noch hinzu, wiewohl sich diese Bemerkung von selbst versteht, eine Beherrschung nicht gemeiner, sondern jener edlen Triebe, die zu empfinden ächte Sittlichkeit ist, und auf

die wir nur verzichten sollten, wenn es uns die Nothwendigkeit gebietet. Darum bezeichnete ich auch einmal mein Benehmen zu Ihnen als ein geistloses. Nur der Gedanke, dass Sie selbst hievon sich überzeugen werden, dass Sie so vernünftig und gebildet sind, zu erkennen, dass ich anders schreiben kann, und namentlich Ihnen anders schreiben könnte, kann mich daher auch bestimmen, ihn an Sie abzuschicken.

Den 8. April 1834.

Was ich gestern an Sie geschrieben habe, las ich eben wieder durch, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich es vor Unmuth zerrissen. Doch ich besann mich wieder anders und dachte: Soll denn der Brief mehr sein, als sein Verfasser? Was war und bin ich selbst anders Ihnen, als ein flüchtiger, ganz kurzer, noch dazu an vielen Stellen kaum leserlich geschriebener Brief, den Sie einmal zufällig, ohne selbst zu wissen, wie Sie dazu gekommen sind, und ohne sogar die Hand zu kennen, in der mit Billets doux und fremden Manuskripten aller Art reichlich gefüllten Brieftasche Ihres Herzens gefunden haben? was anders als ein Briefchen, den der Genius der Fräulein Bertha einmal in einer humoristischen Laune, zur Erinnerung an Ihren eignen Werth, den sie nur zu sehr zu verkennen geneigt ist, an Sie geschrieben hat? als ein nur ein Paar inhaltsreiche Zeilen enthaltendes Blatt in dem schon beschriebenen Stammbuch Ihres Lebens? Was willst Du also mehr sein, als ich, Du arroganter Brief? Wende das Sprüchwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ auch auf Dich an. Sei zufrieden, dass Du mein Ebenbild und Stellvertreter sein kannst. Sei, wie auch ich selbst, eine im Strom des Lebens verrauschende Woge. Bist Du nicht von dem „gottlosen und frivolen“ Verfasser der theologisch-satyrischen Distichen? Willst Du denn seine Grundsätze und Ansichten, von denen er so ganz durchdrungen ist, etwa verläugnen? Erinnerst Du dich nicht z. B. seines Distichon's:

„Kurz ist das Leben fürwahr, doch kurz wie das Distichon kurz ist,
Welches ew'gen Gehalt birgt in die flüchtige Form?“

Darum mache Dich nur getrost auf den Weg. Wolle auch Du nicht mehr sein, als ein kurzes Distichon! Bin ich doch selbst nicht mehr, als ein ganz kurzes, noch dazu nicht einmal in der Form korrektes und schulgerechtes Epigramm, das der Weltgeist

in einer ganz sonderbaren Stimmung, einer Stimmung, die sich gar nicht recht beschreiben lässt, auf, ich weiss selbst nicht alles was, gemacht hat.

Meine Aphorismen werden Sie schwerlich noch in Heidelberg treffen. Obwohl der erste Druckbogen bereits fertig ist, und es ein ganz kleines Schriftchen gibt, so geht es doch ausserordentlich langsam aus Mangel an Setzern mit dem Drucke vorwärts.

Dass mich einige Zeilen von Ihrer Hand ausserordentlich erfreuen würden, brauche ich wohl nicht zu sagen. Aber binden Sie sich durchaus nicht daran. Leben Sie nur dem Genusse Ihrer in jeder Art schönen Umgebung! Auch nicht einen Augenblick möchte ich Sie diesem entziehen. Werfen Sie diesen Brief und Alles, was nur im Mindesten Sie dem Genusse der Gegenwart entzieht, geradezu in den Neckarstrom hinein, und haben Sie Ihre herzliche Freude daran, wenn er von seinen Wogen verspült wird! Darum bitte ich Sie eigentlich, mir nicht zu schreiben. Ich bin doch, wie sich von meiner Sinnesart und Charakter von selbst versteht, auch wenn Sie mir nicht schreiben, nach wie vor

Ihr Sie innigst verehrender Ludwig Feuerbach.

Erlangen, Sonntag Abends 11. Jan. 3/4 6 Uhr 1835.

Schon gleich nach Empfang Deines lieben, schönen, unverhofften Briefes wollte ich im Drange der Freude und Sehnsucht einige Zeilen an Dich, meine liebe, gute Bertha, wieder schreiben. Aber ich unterliess es. Ich bin im Begriff, eine meinen ganzen Geist in Anspruch nehmende Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden — sofern mir der Geist günstig und gewogen bleibt. Und da darf ich meinen Gedanken an Dich wenigstens nicht in der Art zu sehr nachhängen, dass ich ihnen schriftlich Raum gebe. Aber dessen ungeachtet bist Du immer bei mir, wenn ich auch in die fernsten Regionen des Denkens mich begebe; jeder freie Augenblick ist Dein; und wenn ich — wie ich hoffe — erst recht ins Feuer hineinkomme, meine Gedanken selbst in Träumen mich bei Nacht beschäftigen werden, sei gewiss, dass Dein liebes Wesen sich stets mit diesen meinen Träumen vermischen wird. An Dich zu denken ist mir Bedürfniss, gehört zu meinem täglichen Brod. Und wie Verschiedenes kann denn nicht der Geist zugleich in sich fassen, ohne dem einen oder dem andern dadurch Abbruch zu thun! Desswegen sollst und wirst Du auch immer, ohne Unterbrechung,

zum Zeichen meiner Liebe wenigstens einige Zeilen, die Du als flüchtige, aber herzliche, innige Küsse und Grüsse ansehen sollst von mir empfangen. Von Dir erwarte ich aber um so mehr Briefe Wenn sie in einem so vernünftigen, liebevollen Geist geschrieben sind, wie Dein gestriger, der mir eben deswegen eine wahre Freude bereitete, so glaubst Du nicht, wie wohlthätig Du auf mich als Menschen und Schriftsteller einwirken kannst und wirst. Den Menschen erhebt das Bewusstsein, dass er Etwas einem Anderen ist. Möge dieser Gedanke, der Gedanke an die Bedeutung, die Du für mich hast, in trüben Augenblicken Dich aufrichten! Möges Du an mir zum Selbstbewusstsein kommen! Nur noch in Gedanken einen herzlichen Kuss! Ich begebe mich jetzt aus Deinem Stüb chen in meine Arbeitsstube. Lebe wohl!

Dienstag Abends 8 Uhr. Ich bin gegenwärtig in einer schlimmen Lage, voll Unruhe und Unzufriedenheit mit mir, denn ich habe noch nicht meinen Gegenstand und folglich er auch mich noch nicht. Ich bin, liebste Bertha, jetzt in der Lage eines Lieb habers, der noch nicht durch entschiedene leidenschaftliche Liebes erklärungen seinen Gegenstand an sich gefesselt hat, noch nicht in dem beruhigenden Bewusstsein der Gegenliebe seines theuren Seelenschatzes ist. Möge nur der Gegenstand meiner jetzigen Liebe auf den Du jedoch durchaus keine Ursache hast eifersüchtig zu sein da er, zu meiner Ehre und zu Deiner Beruhigung sei's gesagt nicht weiblichen Geschlechts, sondern wie die Lateiner sagen: ge neris neutrius ist, möge er nur, sage ich, nicht auch so zurück haltend, so geheimnissvoll, so verschlossen, wenigstens so lang nicht gegen mich sein, als Du, gute Böse, es gegen mich warst Oder, wenn er es ist, möge er dann wenigstens, zur Belohnung meiner unermüdlichen Geduld, endlich auch so liebreich gegen mich sich erweisen, als Du süsse, gute Herzensbürde! Alles will ich mir dann gern von ihm gefallen lassen, nicht sollen mich reuen die Stunden peinlicher Qual; denn was ist eine Stunde der Qual gegen den Augenblick seelenvollen Genusses, der doch nur scheinbar, aber nicht in Wahrheit augenblicklich ist?

Den Gegenstand, den ich mir vorgesetzt habe, habe ich zwar schon früher ausführlich behandelt, aber die Umarbeitung macht einem oft fast mehr zu schaffen, als eine neue Arbeit, indem die Mängel, die man an seiner Arbeit in späteren Jahren nur zu deutlich bemerkt, die Lust der Produktion verkümmern und die Schwie-

rigkeiten der Sache, die man oft nur dann überwindet, wenn man sie nicht kennt, erhöhen, indem sie dieselben dem Auge vergrössert darstellen. Der Gegenstand ist die Vernunft und der Erkenntnisstrieb. Eine Materie kommt darinnen vor, die Dich besonders interessiren wird, denn es ist eine Materie, die uns miteinander — ich hoffe und wünsche: für immer — verknüpft, und so viele schmerzliche, aber auch erfreuliche Augenblicke schon bereitet hat — die Liebe. Denn ich setzte ihr die Vernunft nicht als ein fremdes, feindseliges Wesen entgegen, wie so viele Menschen thun, die weder etwas von der Liebe, noch von der Vernunft wissen, sondern nur voran als eine an Jahren und Verstand reifere Schwester. Ich betrachte nämlich die Liebe als eine wesentliche Art der Erkenntniss selber, als die Art, wie allein der Mensch den Menschen wahrhaft erkennt. „Man muss den Menschen lieben, sage ich, um ihn zu erkennen. Nicht die Liebe ist blind, sondern nur die selbstsüchtige, blos sinnliche Begierde; nur der Liebende hat der Geliebten wahres Wesen, hat sie, wie sie wirklich ist, in Händen, Herzen und Augen.“ Diese meine Zusammenstellung oder vielmehr Identifikation der Liebe mit der Vernunft, die ich natürlich viel weiter und tiefer begründet habe, als ich in ein paar Worten Dir angab, ist eine der gelungensten Materien in meiner früheren Arbeit, die ich daher auch ohne besondere Veränderung so lassen kann, wie ich sie früher schon niederschrieb. Sie hat mich auch hauptsächlich zur Wiederaufnahme dieser Arbeit ermuntert und angefeuert; sie hat mich selbst überrascht, als ich sie neulich zum ersten Male wieder las, um so mehr, da ich doch eigentlich erst an und mit Dir die Liebe wahrhaft erkannt habe, oder wenigstens empfunden, erlebt. —

Der Rahmen zu dem Kupfer- oder vielmehr Stahlstich, den Du hiemit erhältst, ist nicht nach meinem Wunsche und meiner Anweisung ausgefallen. Er sollte viel schmaler, zierlicher, eleganter gemacht werden. Anerkenne wenigstens meinen guten Willen. Das Bild selbst möge Dir gefallen, und Dir, wenn auch in fremden Zügen Deinen innigen Freund vergegenwärtigen; denn Jordano Bruno ist selbst mein inniger Freund, mein nächster Geistesverwandter, wenn ich anders es wagen darf, mit einem solchen Geiste mich in eine so nahe Beziehung zu setzen; seine Worte haben für mich stets eine im Innersten mich ergreifende Macht gehabt. Kapp, der, wie Du übrigens selbst weisst, aus zu grosser Liebe immer die Eigenschaften seiner Freunde über Gebühr vergrössert, so dass man sein Lob nicht anerkennen darf, hat mir einst die Ehre an-

gethan, die ich aber im Bewusstsein meiner Gränzen von mir weis mich den wiedergebornen J. Bruno zu nennen.

Wenn Du nicht ein Mädchen, nicht meine Freundin, mein Geliebte wärest, würde ich es für unwürdig halten, dieses zu e wähnen. Ich sage es Dir nur in sofern, als das Bild Dir mic vergegenwärtigen soll, indem ich im Innersten mit dem Wesen de Gegenstandes, den es vorstellt, übereinstimme. Wenn ich wiede zu Dir komme, will ich Dir einige Gedanken aus ihm mi theilen.

L. F.

Nürnberg 7 Uhr, 3. Febr. 1835.

Nur einige Zeilen. Heute vorigen Jahres — dem Tag nach — wie glücklich war ich da! es war das Erstemal, dass ich allei mit Dir zusammen war. Deine lieben Briefe erhielt ich Sonnta Du verweist mich öfter darin auf mündliche Mittheilungen. Da hat mich sehr beunruhigt. Es ist doch nichts Besonderes un nichts Schlimmes, das Du dem Papiere nicht anvertrauen magst Es kommt mir so oft vor, als wäre meine Liebe zu Dir, ob si gleich rein, wahr und gut ist, die grösste Schuld, die ich auf mein schuldbeladne Seele geworfen habe. Nur das Denken steht de Menschen ewig offen und frei, alles Andere ist juridisch: selbst z der Liebe muss der Mensch — wenigstens sind die Ausnahme selten, — ein Recht haben.

Meine Kritik gehört allerdings in die Berliner Jahrbüche Auch ist sie allerdings der Philosophie würdig, denn ich gehe auf gründlichste auf die Sache ein, um sie in ihrer innern Nichtigkei darzustellen. Uebrigens kann mir im Auslande diese Arbeit gerade sehr zu Statten kommen; denn ich bin der Erste, der die neueste Schelling'sche Unphilosophie, die Vielen wegen der Autorität des Namens Schelling dennoch imponirt, angreift, wenigstens der Erste, der so gründlich und scharf auf die Sache eingegangen ist. Ich werde sie Dir mittheilen, und so lange zurückhalten, bis ich die volle Ueberzeugung habe, dass es besser für mich ist, selbst in Bezug auf das Inland, durch tapfere Rede sich geltend zu machen, seinen Verstand zu zeigen, als bescheidentlich zu schweigen. Ja, es gebietet mir sogar die Ehre, öffentlich dagegen aufzutreten. Doch kann ich Dir diesen Punkt jetzt nicht deutlicher machen. Indess sei überzeugt, dass ich in dieser Sache wenigstens auf jeden Fall meiner würdig handeln werde. Ich folge nicht meiner persönlichen Leidenschaft, wenn ich das schnei-

dende Schwert der Kritik ergreife, es ist ein Akt der Gerechtigkeit, den ich im Namen der Wahrheit und ihrer Tochter, der Philosophie, als dero unterthänigster Scharfrichter vollziehe. Es sind die Manen eines Hegel, Fichte, Spinoza etc., die ich räche an dem falschen, treulosen, eitlen, lästermäuligen Sch.. Würde ich allerdings auf dem Wege des Schweigens zu meinem Ziele kommen, so wäre es thöricht, hier zu reden. Aber komme ich auch hier nicht zu diesem Ziele, so ist der andere Weg vorzuziehen; denn ich komme auf ihm zu Namen und Ehren, und so indirekt doch auch endlich vielleicht zu dem erwünschten Ziele, das Du kennst. Mit ganzer Seele Dein treuer Freund L. F.

Freitag 1835.

Liebes theures Kind! Du bekommst wieder nur einige Zeilen von mir. Sie sollen nichts anderes sein, als eine kurze telegraphische Depesche meines Herzens. Mit meiner Rezension wäre ich fertig, hätte mich diese Woche nicht eine Angelegenheit unterbrochen, die mir die Nothwendigkeit auferlegte, mehrere unangenehme Briefe zu schreiben. Aber so gehts mir gewöhnlich, immer gerade in dem Augenblicke, wo ich am Schlusse einer Arbeit, oder mitten drin im besten Feuer bin, kommt Etwas mich zu unterbrechen. Wie oft habe ich mir daher schon absolute Einsamkeit als das einzige Heil- und Trostmittel meiner Seele gewünscht! Wie oft bei diesen Gelegenheiten und ähnlichen mir die Frage vorgelegt: wirst Du wohl auch, wenn Dich wirklich einst das Band der Ehe mit ihr verknüpfen sollte, Deine Bertha beglücken können? Kommen nicht unzählige Dinge im häuslichen Leben vor, die im höchsten Grade störend sind? Zweifel, die ich dann freilich wieder durch den Gedanken überwinde, dass die Macht der Gewohnheit dem ehelichen und überhaupt häuslichen Leben eine bedeutungsvolle Göttin ist, dass wir uns überhaupt eine Sache, ehe wir in ihrem Besitze sind, ganz anders vorstellen, als sie in Wirklichkeit ist. Doch wohin versteige ich mich? Sind mir ja auch von Dir werth und theuer die Fetzchen von Deinen Kleidern, Blättchen, wie sie mir auch nur Deine Hand vergegenwärtigen. Sieh also, meine Liebe, auch dieses Blatt als so ein Fetzchen an, das nicht für sich selber, sondern nur als ein Zeichen, ein Eselsohr meiner Liebe, einen Werth hat, der Liebe, mit der ich stets Dein treuester Knecht, Freund, Bruder und Mann bin. Lebe wohl! Ein ander Mal mehr.

Dein L. F.

1835.

Von der Arbeit, von der ich Dir neulich sprach, wurde ich abgezogen. Ich bekam nämlich ein Buch in die Hände, das mir wegen seines verderblichen Inhalts, seiner miserablen Mystik, seiner gedankenlosen und doch unverschämten Polemik gegen die Philosophie, eine besondere und strenge Kritik zu verdienen scheint, um so mehr, da dieses Buch nicht die Ansichten und Maximen eines Individuums, sondern einer immer verderblicher um sich greifenden Partei repräsentirt. Bereits habe ich auch schon die Grundzüge zu einer höchst scharfen, mit allen Wassern gewaschenen Kritik auf das Papier hingeworfen. Uebrigens zögere ich noch, ob ich sie wirklich ausführen und drucken lassen soll; denn das ist ausgemacht: mit dieser Kritik nehme ich mir alle Aussicht auf eine Anstellung in Baiern, indem ich die neue Schelling'sche sog. Philosophie, oder Unphilosophie, die aber eben wegen ihrer Gedankenlosigkeit, mit der sie allem längst vergangenen Unsinn, allem Götzendienst und Aberglauben huldigt, bei uns in Macht und Ansehen steht, in ihrer ganzen Lächerlichkeit und Blösse darstelle. Was soll ich aber länger Rücksichten nehmen? Sie haben mich bisjetzt noch zu nichts gebracht. Wer denkt, ist der Menge ein Stein des Anstosses, er mag es machen, wie er wolle. Mit Dir verbunden zu leben, ist mein innigster Wunsch, dem ich manches Opfer zu bringen gern bereit bin, um ihn zu realisiren. Aber hängt denn seine Erfüllung einzig und allein von einer Anstellung im Inlande ab? Und kommt denn nicht oft der sicherer an sein Ziel, der frei und muthig einherschreitet, wenn er auch bisweilen über einen Stein stolpert, oder sich an ihm wehe thut, als der, welcher bei jedem Schritte bedächtig sich umsieht, dass er nicht verstosse? —

Riedel ist gegenwärtig hier. Er hat mir die unerwartete Nachricht mitgebracht — ich wünschte nur, dass sie wahr wäre — dass ich nächstens Dich heirathen würde.

Wie sieht es mit Deinem Herzen aus? Ist es mein? ich frage nämlich: mein, mit Zuversicht, mit dem Glauben an meine Liebe, mit Freudigkeit, mit dem Willen, mir wirklich anzugehören? Ist es beherrscht und beseelt von meinen Lehren, Gedanken, Versicherungen, oder von Deinen eignen trüben Vorstellungen niedergedrückt? Ich hoffe das letztere nicht. — Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — Singst Du fleissig? — Was hast Du gelesen? — Plage Dich ja nicht zu sehr — ich wollte Dir schon das letzte Mal es rathen — mit der Lektüre meiner ersten Schrift, die als

eine Jugendschrift voll Unvollkommenheiten und Mängel ist. Es ist Vieles in ihr dunkel, unrichtig, einseitig, hart, krass ausgedrückt. Sie ist ein Produkt der Leidenschaft; sie hat daher, wie jedes Werk der Leidenschaft, die Tugenden, aber auch die Mängel der Leidenschaft. Viele Gedanken beziehen sich auf Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie; um sie also zu verstehen, muss man diese kennen. Ich will Dir indess einmal meine Gedanken und den Gang, den ich in meiner Schrift nahm, auf die möglichst einfache und klare Weise darstellen. Dieser Dein Eifer, Dich in meine Gedanken einzuarbeiten, kann jedoch nur meine Liebe vermehren. O gute Bertha! Du weisst nicht, was Du mir auch in dieser Beziehung bist! Ich verlange nicht mehr von einem Weibe, als Du besitzest, ja mehr verlangen wäre Thorheit, denn jedes Wesen hat eine bestimmte Gränze, so das Weib — wird diese überschritten, so verliert es seinen Kern. Lebe wohl, Beste! und freudig in dem Gedanken, dass ich stets mit inniger Liebe bin Dein wahrer Freund L. F.

Montag Abends 8 Uhr, 15. Febr. Heute Abend vermisste ich Dich, liebe Freundin! wieder aufs allerschmerzlichste. Meine Seele war ein Abgrund, aus dem nur der Seufzer nach Dir als das einzige Lebenszeichen zu meinen Ohren drang. Aber ist es denn auch ein Wunder, wenn uns die Trennung immer mit Schmerzen erfüllt? Beseelt uns denn, wie Andere, bei dem Abschied die süsse, sichere Hoffnung, dass wir bald uns angehören werden? So oft ich mich von Dir trennte, war es mir fast immer zu Muthe, als würde ich Dich nie mehr sehen. Bei jedem Abschiede traten mir, bald offner, bald verstohlner, Thränen in die Augen, die mir doch sonst so leicht nicht kommen. Wie hätte ich 1830, wo ich meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, schon damals aufs Tiefste von ihnen erschüttert und zermalmt, aber frei von einem bestimmten Gegenstand der Liebe, niederschrieb, daran gedacht, dass ich — und zwar im innigsten theuersten Verhältniss des Menschen, wo die Empfindung am heftigsten ist — so oft empfinden und bewähren muss, was ich immer schon für genug hielt, auch nur einmal zu empfinden.

Meine Gedanken über den Tod haben mir selbst tiefe Schauder und Schmerzen erregt; aber wegen der Schmerzen, die uns eine Sache bereitet, dürfen wir nicht an ihrer Wahrheit zweifeln. So lange wird uns immer eine Wahrheit schmerzlich sein, bis wir uns

mit unseren Empfindungen in sie gefunden haben, bis sie uns d
Erfahrung und Gewohnheit vertraut, heimisch geworden ist.
Auge, das Organ der edelsten Wahrnehmung und Erkenntniss,
Organ des Lichts, ist doch zugleich auch ein Werkzeug, de
sich der Schmerz bedient. Die Erkenntniss der Nothwendi
betrachtet die Schmerzenslaute, die sie aus dem Menschen he
ruft, nicht als Stimme, die gegen ihre Wahrheit zeugen, son
vielmehr als unwillkürliche, dem Menschen wider seine se
und genusssüchtigen Neigungen abgedrungene Beweise für sicl
O Liebe! könnten meine innigen Gedanken an Dich noch l
als empfindende Wesen zu Dir dringen, und Dich mit den Ba
eines von den süssesten, erquickendsten Träumen erfüllten Sch
umschlingen!

Dienstag Abends 10 Uhr. Eben habe ich die auch
bekannte Rezension, die morgen fertig und rein geschrieben
wird, bei Seite gelegt. Jetzt noch einige Augenblicke zu Dir, i
lieber Tag- und Nachtgedanke! Viel erwarte aber nicht. Mo
will ich der Abwechslung wegen dem Boten den Brief mitg
und heute bald zu Bette gehen, um morgen erfrischt wiede
meine Arbeit zu gehen, und sie mir endlich vom Halse zu scha

Gestern besonders, aber auch heute einige Augenblicke, l
mich eine angstvolle Sehnsucht nach Dir. Es war mir als f
Dir etwas und müsste ich Dir zu Hülfe eilen. Ich hoffe
wünsche, dass mein ängstliches Gefühl ohne Grund und Bedeu
war. Ganz bin ich Dein. Jeden Schmerz möchte ich von
hinweg heben, und wenn ich das nicht kann, wenigstens d
Mitgefühl mit Dir theilen. Keinen gesunden Blutstropfen w
ich mir selbst mehr gönnen, wüsste ich Dich krank oder leid
wenigstens keine Lebensfreude würde ich mir mehr gönnen. Da
Beste, Theuerste, ärgern mich auch immer Deine Sorgen w
der Zukunft! Bekümmere Dich nur um das Nächste, nicht
das Ferne. Der vernünftige Genuss und Gebrauch der Ge
wart ist die beste Sorge für die Zukunft. Nur die Gegenwar
unser, sagten die griechischen Philosophen. Gerade durch äı
liche Sorgen verdirbt sich der Mensch die Gegenwart und mi
die Zukunft; die Gegenwart ist das Kapital, die Zukunft
Zinsen, die nur von der richtigen Verwaltung und Anlegung
Kapitals abhängen. Wenn auch unsere Zukunft unseren Wüns
nicht entsprechen sollte, sei gewiss: Deine Sorgen wenig

werden nie zur Wahrheit. Deine Jahre werden nie die Kraft meiner Liebe mindern, auch Du wirst mir in jedem Gewande des Leibes noch werth und theuer sein. Ich vermisse nichts weiter an Dir, als dass Du nicht mein Weib bist. Nur dieser Mangel kümmert mich. Mit allen Schmerzen der Liebe und Sehnsucht

Dein treuer Freund L. F.

Also fort mit euch, ihr nichtswürdigen Grillen! fort aber auch mit euch, ihr Schmerzen der Sehnsucht! denn ihr verhindert nur den Menschen, die Mittel thätig zu ergreifen, die ihm zum Besitz des ersehnten Gegenstandes verhelfen können. Darum, liebe Bertha! sollten wir von nun an unsere Briefe nur dazu anwenden, uns darüber zu besprechen und zu berathen, ob der Gedanke an eine Vereinigung auch in unseren jetzigen Verhältnissen eine Chimäre ist, oder eine realisirbare Idee. In der Vorstellung von der Unmöglichkeit einer Sache denkt der thörichte Mensch nicht an das Nächste, übersieht er die ihm zu Gebote stehenden Mittel, die er vielleicht nur zusammenzuhalten, gehörig zu schätzen und anzuwenden braucht, um mit ihnen den scheinbar unrealisirbaren Zweck zu erreichen. So vergass auch ich oder unterliess es bloss in der Vorstellung, dass das höchste Glück ein unerreichbares für mich sei, nämlich Dich zu besitzen, mich nach der Dauer und dem wahren Stande meiner Pension zu erkundigen. Gestern verschaffte ich mir nun die volle Gewissheit, dass mir meine Pension durchaus nicht, weder durch Heirath, noch Erbschaft, noch sonst etwas, ausser durch eine Anstellung (wo es sich von selbst versteht) entzogen werden kann. Meine Pension ist zwar gering, sie beträgt jährlich 280 fl.; aber sie ist doch Etwas, etwas Sicheres und Festes. Durch Schriftstellerei kann ich mir wenigstens jährlich 100 fl. verdienen, denn wenn ich auch in einem Jahre nur ein Paar Rezensionen, und keine selbständige Schrift liefern sollte, so werde ich dafür im zweiten oder dritten Jahre durch eine grössere Schrift reichlich das Defizit an den 100 fl., die ich, um den geringsten Massstab anzulegen, für jedes Jahr anschlage, wieder einbringen. Bisher hat freilich der Schriftsteller noch wenig materiellen Gewinn dem Menschen gebracht. Aber ich bin ja auch erst seit 1833 als Schriftsteller öffentlich bekannt, da meine erste Schrift anonym erschien. Und die ersten Schriften haben keinen anderen Zweck, als eben dem Autor einen Namen zu verschaffen, um erst durch spätere Leistungen von ihren Früchten einzuärnten. Aus der An-

erkennung, die meine ersten Schriften gefunden haben, kann i
nur mit Fug und Recht schliessen, dass meine späteren Arbeit
die an Gehalt den früheren gewiss nicht nachstehen werden, v
Buchhändlern gerne angenommen und angemessen honorirt werd
Ich kann also, ohne mir oder Dir einen blauen Dunst vorzumach
meine Schriftstellerthätigkeit so zu sagen auch als ein Kapi
ansetzen, das seine Zinsen trägt, so dass ich folglich im Ganz
ungefähr 400 fl. jährlichen Ertrag als sehnsuchtsvoller Ehestan
kandidat zur Realisirung unseres Wunsches, der auf Deiner Se
wohl ebenso lebhaft, wahr und innig, als auf der meinigen i
mitbringen kann. Als traurige Früchte ihres unseligen Garçonlebe
bringen die jungen Ehemänner sehr häufig in den heiligen Ehesta
Schulden mit, um sie erst in ihm zu tilgen. Auch mich — dan
Du weisst, was Du zu wissen brauchst, denn in diesem delikat
Punkte darf der Mann Geheimnisse vor dem Weibe haben
fesseln, aber nicht mit reizenden Banden, Schulden an diese wund
schöne Erde. Allein zu ihrer Vertilgung stehen mir zwei Arzn
mittel zu Gebote, einerseits meine Geschichte der Philosophie, d
mir nun bald hoffentlich Etwas eintragen wird, anderseits die Lie
und Theilnahme der Meinigen, die mir mit Freuden, zum gerecht
Ersatz für meine Resignation auf meinen Antheil am väterlich
Vermögen, diese Last vom Halse schaffen werden, um mir zu eine
so schönen Zwecke behülflich zu sein, die ich auch schon leic
um diesen Liebesdienst hätte ansprechen können, und zwar m
vollem Rechte, wenn es anders nicht meine Gewohnheit oder Grun
satz wäre, so etwas bis auf eine ausserordentliche äussere Vera
lassung zu verschieben. Also werde ich auch in dieser Beziehun
gereinigt von dem Unrathe des Garçonlebens in das gesunde Bad
wasser des heiligen Ehestands steigen können. Nebenbei bemerk
ich noch, dass ich mit der Zeit wohl auch Einiges von mein
Tante in Fr. erben und wahrscheinlich aus dem handschriftliche
Nachlass meines Vaters auch etwas klingendes Metall herausschlage
kann. Ich war stets der Liebling meiner Tante, soll es auch jet
noch sein, wie ich erst neulich hörte; sie ist aber leider nicht geld-
sondern nur steinreich.

Nürnberg, Juni, Sonntag Morgens 1835.

Du hast mir gestern, Theuerste! eine ausserordentliche Freud
durch die Uebersendung des lieben Bildes bereitet. Ich erwartet
es nicht so bald, da ich Dir selbst mündlich sagte, dass Du e

noch für Dich behalten möchtest; allein meine Worte waren keine treuen Uebersetzer meines Innern, ich wünschte allerdings leise gerade das Gegentheil von dem was ich sagte. Für Deine liebreiche Aufmerksamkeit danke ich Dir daher aufs Herzlichste. Schon als Du in Heidelberg warst, betrachtete ich es einmal, als ich Morgens in St.'s Stube, wo es damals hing, kam, lange mit grosser Aufmerksamkeit. Ich glaubte Dich in dem schönen Kindskopf deutlich zu erkennen, wenigstens Spuren Deines mir so theueren Wesens in ihm zu finden. Ich glaube es auch jetzt noch. Er vergegenwärtigt mir Dein Wesen, nur in kindlicher Gestalt. Du musst als Kind so gewesen sein; der Geist des kleinen Gesichtchens, das Gute, Liebe und Sinnvolle, ja wirklich Geistreiche, das über ihm schwebt, ist ein Ausfluss, ein Strahl von dem Wesen, das Du heute noch bist und darstellst. Du hättest mir kein sinnvolleres Andenken geben können, als dieses Bild, ob es Dich gleich darstellt, wie Du noch lange nichts von Liebe wusstest. Aber ich betrachte es als das Bild Deines reinen kindlichen Herzens, das Du durch die Gefahren des Lebens und die Stürme der Jahre hindurch treu aufbewahrt und mir geschenkt hast. Ich betrachte es als einen schönen Traum von meiner Geliebten, der einen eben so angenehmen als tiefen Eindruck in mir zurückgelassen hat, dessen bestimmte Züge und Inhalt ich mir aber nicht verdeutlichen kann, als eine dunkle Reminiszenz aus einer längst vergangenen Zeit, die ich nicht persönlich mitlebte, und die doch zu meinem Leben gehört, indem ihre Früchte mir gereift sind. Ich habe das Portrait über meinem Kanapee zwischen zwei grossen Bildern, die zerfallene Ritterburgen vorstellen, aufgehängt. Du glaubst nicht, wie lieblich sich zwischen diesen Ruinen das Köpfchen ausnimmt. Einen passenderen Platz hätte es nicht finden können; denn bist Du nicht der einzige freundliche, versöhnende Punkt mitten zwischen den Trümmern der zerfallenen Ritterburg meines Lebens? Warst Du es nicht, die die Widersprüche, in die mein moralisches Wesen getheilt war, gelöst hat? Jetzt kommen noch zwei Kupferstiche von Philosophen, Spinoza und Cartesius, in meine Stube. Dann habe ich Alles vor meinen Augen versammelt, was mir lieb und werth war, die Bilder meines eignen Wesens, — Philosophie, Liebe, Natur. Wie gut wird sich erst vis-à-vis den schwarzen Philosophenköpfen das liebliche Kindsköpfchen ausnehmen?

Nürnberg, Freitag. Aug. 1835.

Wegen Bonn habe ich bisjetzt noch nichts unternommen. Di Berliner müssen mir allerdings noch bestimmtere Versicherunge geben. Ich wollte aber nicht eher hinschreiben, als bis ich zugleic meine Rezension mit dem Briefe abschicken könnte. Aber einig schwierige Punkte verzögerten, nebst einigen kleinen Störunge von Aussen, ihre Beendigung. Jetzt bin ich jedoch entschlossen, d: Rezension als ein eignes, kleines Schriftchen erscheinen zu lassei damit es mehr in die Hände des Publikums kommt. Die Rezensio betrifft nämlich den jämmerlichen Jenaer Hofrath, der durch seine gemeinen Ausfall auf mich wenigstens allen meinen Feinden gross Freude, die ich ihnen aber bald vertreiben werde, gemacht ha Befürchte aber nicht, dass ich leidenschaftlich verfahren werd Ich fühle zu sehr meine geistige Uebermacht über ihn, als das ich im Kampfe gegen ihn hitzig werden sollte. Ich werde ih allein durch rein wissenschaftliche Gründe darnieder schlagen Uebrigens widerspricht es ganz meiner Empfindungsweise, mich i: dergleichen Händel einzulassen. Wie im Leben, so möchte icl auch in der Literatur einsam, still verborgen meine Strasse wandeln unbekümmert was die Menge von mir denkt! Aber ich will doch da ich einmal in einer öffentlichen Anstalt als Rezensent aufgetreter bin, auch in den Augen des grösseren Publikums, so wenig ich dasselbe respektire, die Ehre meiner als Rezensenten vertheidigen. Nicht geringen Antheil an der Verzögerung der Vollendung hatte der eben ausgesprochene Widerwille in mir gegen solche Händel. Leider! verfolgen mich in allen Dingen oft ganz seltsame, kapriziöse Empfindungen. So Vieles wäre mir so leicht, wenn diese nicht mich störten. Aber Jeder hat eben seine grösste Last mit sich selber. L. F.

Erlangen.

Neuerdings erschien eine sehr vortheilhafte Rezension von meinen Aphorismen. Es ist allerdings Manches getadelt, wie es sich eigentlich gehört in Rezensionen; aber der Tadel verschwindet vor den Vorzügen, die anerkannt wurden. Der Verfasser derselben ist zwar kein Mann von vielem Gewichte, wenigstens in meinen Augen, aber doch von Gewicht. Er gehört zu den Besseren Es ist Fichte's Sohn. In Beziehung auf die Welt ist indes eine solche Anerkennung, wenigstens besonders für die Weiber

wenn sie sich, wie Du für mich, interessiren, immer erfreulich, nützlich. Ich würde Dir die Abschrift schicken, wenn ich nicht befürchtete, dass sie Dir unleserlich ist. Ich will mir daher Dir zu Liebe die Mühe nehmen, den Anfang derselben abzuschreiben. „Der Verfasser dieser Aphorismen — irren wir nicht, derselbe, welcher kürzlich eine gründliche und empfehlenswerthe Geschichte der neueren Philosophie geschrieben, die nur stellenweise ihre fleissigen Kollectaneen noch nicht zur kurzen, graziösen Darstellung verarbeitet hat — tritt hier zum zweiten Male in einem ganz anderen Gebiete auf, in welchem er sich jedoch nicht weniger geistreich und mit ganz gründlichen Intentionen bewegt. Es sind humoristische, in der That sehr ernst gemeinte Selbstbekenntnisse und Reflexionen eines kräftig ringenden, der Idee mit Bewusstsein sich opfernden philosophischen Jüngers, welcher durch die geistigen Erfahrungen, von denen er hier Kunde gibt, mittelbar zugleich ein gutes Zeugniss von sich selbst ablegt. Wer Solcherlei in sich erlebte, wie er hier mehr andeutet als ausspricht — gerade wie es recht ist — den soll man nicht zu den trivialen Geistern rechnen, die immer nur wandeln werden, wo die Strasse nur breit genug ist und von Anderen ihnen die Bahn schon gebrochen ist. Und in diesem Sinne wollen wir ihn besonders willkommen heissen auf dem Felde spekulativer Forschung, für welche er nicht blos einen vagen, phraseologischen Enthusiasmus oder einseitige Begeisterung, sondern bei einer gewissen vorankündigenden Selbständigkeit zugleich vielseitigen Blick für entgegengesetzte philosophische Individualitäten und Liebe für die alten Heroen der Spekulation mitbringt."

Freitag Morgens.

Liebe Bertha! Wie ein gehetzter Hirsch nach Wasser, so lechzt mein Herz, mein Auge, mein Mund nach Dir. Erfrischung möchte ich an Deinen Lippen einsaugen. Die Hitze ist unerträglich, meine Arbeit vielfach langweilig, mein Geist schwer und träge, nicht aufgeräumt, obwohl arbeitsam, aber nicht aus Lust, sondern aus Pflicht und Zwang. Ich weiss aber wohl, wo das herkommt. Ueber viele, mich am meisten interessirende Gegenstände habe ich nur wenig Zeit und Ruhe zum Nachdenken gehabt. Seit fünf Jahren lebe ich in der Unruhe und den Schmerzen der Schriftstellerei. Ich möchte daher eine Zeitlang nur dem Studium, der Lektüre und dem Nachdenken leben, die Schriftstellerei nur gelegentlich und zufällig, in besonders dazu

aufgelegten Momenten treiben. Auch gelingt die Schriftstellerei nur dann, wenn sie sich von selbst ergibt, wenn wir sie nicht für sich selbst zu unserem Geschäft und Gegenstand machen. Aber wie kann ich diesen Wunsch und Trieb befriedigen? Jetzt wenigstens noch nicht.

Du könntest so gut sein nachzusehen, ob in den bei Dir liegenden Theilen von Zimmermann's Reisen die Pescheräh vorkommen und mir in ein paar Worten bemerken, wie sich Z. über die thierische Sprache dieser Menschen, die nichts anderes hervorbrachten als Pesch-Pesch, äussert. Ich brauche nämlich die armen Pescheräh zu einem Gleichniss und weiss zwar das Allgemeine, wenigstens so viel, als ich zum Behufe meines Zweckes zu wissen brauche, möchte aber doch das, was ich bereits weiss, durch nähere Angaben bestätigt finden.

Die Rezension, die gegenwärtig St. hat, hat in dem obskuren Nest Erlangen solches Aufsehen gemacht, dass sie selbst in die Hände der Damenwelt kam, ja sogar das Gerücht von ihr im Volke sich verbreitete. Die allgemeine Stimme soll übrigens Beifall sein, woran mir jedoch blutwenig, oder gar nichts liegt. Die Gemeinheit der Welt offenbart sich nicht weniger in ihrem Tadel, als ihrem Lobe. Denn unmittelbar beherrscht nicht die Wahrheit, sondern die Meinung die Welt. Lebe wohl! Voll Hunger und Durst nach Dir Dein treuer Freund L. F.

Samstag Morgens. Nov. 1835.

Vorgestern las ich in „Fichtes Leben und literar. Briefwechsel", herausgegeben von seinem Sohne — ein Buch, das ich schon längst hätte lesen sollen, und das mir jetzt zum Gebrauch meiner Vorlesungen ganz unentbehrlich ist. Wie ward ich entzückt, gestärkt und erhoben! Wie vermisste ich Dich, dass ich Dir nicht das Gelesene gleich mittheilen konnte, um Dir ein erhebendes Bild von diesem seltenen Geist zu geben! Das war ein Mensch, ein Mann, ein Philosoph! Du musst das Buch noch lesen. Komme ich Weihnachten, woran wohl kein Zweifel ist, so bringe ich es mit. Solche Bücher sind namentlich für das Weib die besten, die lehrreichsten. Die Briefe an seine Braut, nachherige Gattin, sind auch darin, sie werden Dich durch innige Herzlichkeit und Einfachheit besonders ansprechen.

Mit meiner geistigen Thätigkeit kann ich Gottlob! bisher im Ganzen wohl zufrieden sein. Nur gestern hatte ich einen öden,

traurigen, unfruchtbaren Tag. Ich schrieb zwar an der Fortsetzung dessen, was ich Tags zuvor glücklich begonnen und entworfen hatte; aber es war nicht zum Besten ausgefallen. Vielleicht war es aber das Intermezzo mit Fichte — denn dieser kommt erst später in meinen Vorlesungen an die Reihe — welches mich aus dem Zusammenhange und Kontext gebracht hat.

Nachmittag, Sonntag. Eben von einem Spazirgange zurückgekommen, habe ich zum zweiten Male Deine Briefe durchgelesen. Sie kamen mir sehr erwünscht, obwohl ich nicht mit allem zufrieden sein konnte, namentlich nicht damit, dass Du Deiner Augen wegen, die doch die Brillanten unter den Edelsteinen der Sinne, die der sorgfältigen Pflege und Aufmerksamkeit bedürfen, und deren Uebelbefinden oft bedenklicher ist, als es den Anschein hat, Dich so wenig geschont hast. Mit den Augen namentlich, sage ich Dir nochmals, ist es kein Spass. Die scheinbar unerheblichsten Uebel sind hier oft von bedenklichen Folgen.

. . . .

Nicht der Stimme ohnmächtiger, unwahrer, äusserer Rücksichten und Gründe, die Dich nur um Deine wahren Lebensgüter bringen und Dir, Andern nur zum Schein, zu leben geböten! Folge der Stimme der allwaltenden Liebe; ihre Stimme ist Vernunft und Wahrheit. Alles Dasein verdankt ihr seinen Ursprung. Du bist und lebst nur, wenn Du liebst. Alles ist falsch und nichtig und leerer Scheingrund, was Dich von ihr ferne hält. Verlasse Dich auf sie; Du wirst mit ihr Deine Geliebte, trotz aller Schwierigkeiten, einst noch als die ungetheilt und bleibend Deine heimführen. Sie, die Nichtseiende in das Leben ruft, wird die Lebenden nicht verlassen. So spricht die Liebe in mir, und alle Zweifelsgründe und Bedenken verschwinden vor ihrer Macht. Aber die Liebe ist keine blosse Einheit; sie ist Einheit von zwei Wesen. Du stehst mir gegenüber! Oder spricht die Liebe auch in Dir dieselben Worte mit derselben Kraft aus? O, gewiss, gewiss! Meine Liebe kommt ja nicht weniger aus Dir selbst, als aus meiner eignen Seele! Sie ist ja Deine eigne That, wie meine. Was in mir ist und vorgeht, von dem bin ich gewiss, dass es auch in Dir ist.

Aber dennoch, Liebe! wie bist Du so rücksichtslos! Du bist blos die Macht des Augenblicks! Wie kannst Du verlangen von dem an allen Gliedern gefesselten Sterblichen, dass er Dir allein

folgt? Mässige darum Deine Stimme, lindere Deine ungestüm Kraft! Höre meine Gründe an: — doch ich will sie nicht ausei andersetzen. Du, theure Bertha! — die ich anredete, indem ic zur Liebe sprach, denn Du bist mir Eins mit ihr — hast hier eine Blick in mein Inneres. Möge die Gewissheit meiner Liebe mein Abwesenheit Dir nicht schmerzlich fühlen lassen! Feiere auch ohn mich mit Freuden die Feiertage. Lebe wohl, Innigstgeliebte, u schätzbar theure, schmerzlichst vermisste und stets ersehnte Bertha

---

Donnerstag, Febr. 1836.

Liebe Bertha! Heute sind es schon 14 Tage wieder, di wir getrennt von einander verlebten; und keiner ist verstrichen, a dem ich nicht Dich vermisst hätte. Sehr trübe Tage waren darunte Aeussere und innere Gründe waren die Quellen des Trübsinn Wie schwer fiel mir das selbstverschuldete Loos des Menschen auf Herz! An welche nichtigen, eitlen Sorgen und Dinge verschwende wir den grössten Theil unseres Lebens! Wie leichtsinnig gehe wir mit der Zeit um, als wären wir die Herren derselben! Un dann kommt plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht — der Tod, un das Wenigste, oder Nichts von unserer Aufgabe ist vollendet. Auc meine Aussichten in die Zukunft trugen dazu bei. Ich sah Nicht vor mir, als was ich gegenwärtig um mich sehe — eine Wüste Da kamen mir auch wieder Zweifel, ob ich zu Dir nach Bruckberg kommen soll, um dort mein Lager aufzuschlagen. Es schien mi besser und pflichtmässiger, mich von Euch so fern als möglich zu halten, da nur der in Eure Nähe ziehen sollte, der Glück und Segen bringt. Freilich war ich daran selbst Schuld. Das viele Hocken macht kleinmüthig ..... Meine Arbeit war zeither besonders das Studium der nachgelassenen Werke Fichte's, die ausserordentlich schwer sind, so dass ich eine Abhandlung unausgelesen weglegte, mit der Hoffnung, dass mir später einmal in günstigeren Stunden darüber Licht aufgehen werde; es war in seiner Sittenlehre. Auch habe ich das Italienische angefangen, um das Hauptwerk des Jordanus Brunus, das noch gar nicht übersetzt ist, verstehen zu können. Täglich lese ich einige, oder wenigstens eine Scene in einem Trauerspiele des Metastasio. Vor einigen Tagen habe ich auch eine Materie, die mich vielfach schon früher beschäftigte, und worüber ich Vieles niedergeschrieben habe, über das Wesen der Vernunft und das Denken, was ich schon längst immer wollte, wieder aufgenommen,

und bin zufrieden mit dem bisherigen Gang. Ob es aber fortgehen wird, ob ich so glücklich sein werde, diese Arbeit, die übrigens der Anlage nach von äusserem Umfang nicht bedeutend sein soll, zu vollenden, weiss ich noch nicht. Es wäre mir recht lieb, wenn ich diese alte Schuld berichtigen könnte.

Jetzt zu Dir. Dein im Moos verstecktes Briefchen hat mir rechte Freude gemacht. Du bist ein wahres Muster von Fleiss. Ich bin fauler als Du. Erst um 7 Uhr stehe ich gewöhnlich auf. — Das Geld für die Pfeifenköpfe wirst Du gefunden haben. Da ich sie selbst verlangt habe, war es nicht anders als billig, dass ich sie bezahlte. Auf Deine Liebe, aber nicht auf Pfeifenköpfe und dergleichen Dinge habe ich Ansprüche.

Donnerstag Abends, 9 Uhr, 1836.

... Ich will Dir auch nur en passant eine Visite abstatten, um Dir zu Deiner Abreise Glück zu wünschen. Wie oft fügt es sich, dass Personen, die sich lieben, mit ein Paar Blicken, die sie sich in aller Eile zuwerfen, sich sagen, was sie in Worten auszudrücken keine Zeit und Gelegenheit haben. Als solche flüchtige Blicke nimm diese Zeilen auf! In ein Gespräch will ich mich mit Dir nicht einlassen. Du bist vielleicht gerade über dem Einpacken, wenn Dich dieser Brief trifft, oder mit Deiner Schwester im Gespräch, der Du die letzten Stunden um keinen Augenblick verkürzen willst. Und ich selbst bin gerade über einer Materie in einer Rezension, die mir wenigstens heute schwer vorgekommen ist. Und Du weisst, dass ich ein Mensch bin, der sich nicht zertheilen kann, der über einer Materie, wenn er sie einmal ergriffen hat, mit solcher Aengstlichkeit sitzt und brütet, wie eine Henne über ihren Eiern, wenn die Küchelchen daraus schlüpfen wollen, dass er sich keinen Augenblick von ihr auch nur einen Schritt zu entfernen getraut. Oft schon habe ich mir zwar vorgenommen, diese üble Eigenschaft in mir zu überwinden, wenn mir eine Materie nicht glücklich von Statten geht, andere Gegenstände inzwischen vorzunehmen. Aber es war vergeblich; nur manchmal gelingt es mir. Nur durch eine wahre Eselsgeduld kann ich die Schwierigkeiten der Sache und die Störrigkeit meines Geistes überwinden. Ich tröste mich aber dann mit den Jägern, die oft Stunden lang auf dem Anstand stehen, ehe ihnen etwas aufs Korn kommt, ja manchen Tag mit leerer Jagdtasche heimziehen müssen.

Sonntag. Mein Leben ist auf die auffallendste Weise den Deinigen ähnlich, der Geschlechtsunterschied ist der einzig Unterschied zwischen uns; auch ich habe eine Lage, wo ich zu sehr mir selber Gegenstand und folglich zur Last bin. Mei äusseres Leben kommt mir vor wie eine Stube, die mit keinen Gegenstande, keinem Bilde geschmückt, stets nur ihre leeren, kahlen Wände den schaubegierigen Augen zukehrt. Zwar hängt in meiner Stube ein mir unendlich theueres und liebes Portrait — es ist das welches Dich vorstellt —; aber dieses Bild stellt nur um so auf fallender die Leerheit und Armuth meiner Wohnung meinen Blicken dar, erinnert mich immer nur auf's schmerzlichste an den Mange seines Gegenstandes. Denn was ist die Liebe, wenn wir sie nich durch die Besitzergreifung des Gegenstandes als eine reale Thätig keit äussern und bewähren können? Was anders, als eine nacl Freiheit schmachtende Gefangene? Dein Traum, der Dir mich mi einem finsteren Gesichte vorstellte, war daher ein wahrer Blick i den Zustand meiner Seele. Es sieht sehr häufig finster, wild un düster in mir aus. Ich besinne mich daher oft Stundenlang, wa ich denn nur machen und anfangen soll, um eine Veränderung zu treffen. Was ich in dem einen Augenblick als ein passendes Mitte gefunden zu haben glaube, werfe ich im andern wieder weg, un zuletzt finde ich mich, wo ich am Anfang war, einsam auf ein öde, isolirte Insel verschlagen. Glaube mir, dass ich einem Weib zu Liebe — oder vielmehr mir selbst zu Liebe, denn ich weiss es nur zu gut, was für einen Schatz, was für ein in jeder Art belebendes, wohlthätiges Gut ich an einem Wesen, wie Du bist, besässe — zwar nie die Wahrheit verläugnen, aber mir manche Beschränkung ohne Widerstreben auflegen kann und will. Aber was hilft in unserer Zeit, wenigstens in unserem Lande die Beschränkung, wenn sie nicht in Verläugnung der Wahrheit und Vernunft übergeht? Zu jeder Arbeit, jedem Amte — wenn es mir nur einige Stunden zu wissenschaftlicher Thätigkeit übrig liesse — könnte ich mich verstehen, um nur meinen Wunsch, mit Dir zusammen zu leben — einen Wunsch, den ich jetzt ohne Rücksicht auf Dich, nur in meinem eigensten Interesse ausspreche — zu realisiren. Daher halte ich auch noch meine Kritik, von der ich Dir mündlich gesprochen, zurück. Ich will noch warten, ob der letzte Versuch, von dem Du weisst, auch ohne Erfolg bleibt. Freilich ist wenig Hoffnung, denn ein selbständiger Mensch, er mag sich auch noch so sehr bescheiden, bleibt immer der grossen Masse ein Dorn im Auge.

Riedel hat mir den Vorschlag gemacht — Fabrikant zu werden, mit ihm und einem Kaufmann eine Türkischroth-Baumwollengarn-Kunstfärberei ......

Dein glücklicher L. F.

Mittwoch.

Stadler erwartete ich gestern schon ganz bestimmt. Es verlangt mich nach Nachrichten von Dir aus dem Munde eines Ohren- und Augenzeugen Deines Lebens. Die Entfernung wirkt wie die Nacht; allerlei ängstliche Bilder erzeugt sie. So am Freitag, als ich erfuhr, dass ihr Samstag nach Ansbach fahren würdet. Ich dachte an die Möglichkeit eines Unglücks, es wurde mir angst und bange, ich beklagte das Loos des Sterblichen, der zum Schutze des Theuersten, Geliebtesten, nichts hat, als eitle, ohnmächtige Wünsche. Doch verscheuchte ich endlich durch das Licht der Vernunft diese Nachtgespenster. So ist das Wesen der Natur nur das Gefühl der Abhängigkeit, Angst und Bangigkeit; nur im Geiste ist Freiheit, ist Geist, ist unabhängiges Leben, sonst nirgends.

Die Tage zeither waren sehr schön. Gestern vor Tisch war ich mit meinem Bruder anderthalb Stunden spaziren. Aber ein heftiger Schnupfen und Katarrh machte mich matt und stumpfsinnig. Hoffentlich wirst Du sie genossen haben. Lass Dich aber nicht verführen durch die Reize der Frühlingsluft. Traue nicht dieser Schmeichlerin! Setze Dich nicht, oder wenigstens nicht zu viel, ins Freie! Halte Dich warm.

Freitag, nach 5 Uhr. St. sagte mir, dass Du immer gleich nach Tisch schon an die Arbeit gehst. Das, Liebe! billige ich nicht. Du lebst hierin keineswegs nach meinem Wunsche. Nach Tische musst Du spaziren gehen, oder wenigstens nichts thun. Auch das Nichtsthun zur gehörigen Zeit ist Thun. Auch meiner Mutter werfe ich stets vor, dass sie gleich nach dem Essen liest. Ich selbst begehe sehr häufig diesen Fehler; aber ich wehre mich doch auch oft gegen ihn. In allen Dingen Mass zu halten, das war der Gedanke der ersten und ältesten Philosophen Griechenlands. Gestern Nachmittag fuhr ich mit meinem Bruder und einem Fremden zum ersten Mal auf dem Dampfwagen nach Fürth, und ging von da aus auf die Veste. Körperlich befand ich mich zwar nicht zum Besten; aber es war doch ein schöner Tag. Das Schönste an ihm war aber für mich — das lebhafte Gefühl Deiner Nähe, das ich

auf der „Alten Veste" hatte. Seit langer Zeit habe ich die Wunderkraft der Einbildungskraft nicht so empfunden. Alle, auch die einzelnsten, äusserlichsten Eindrücke, die Deine Umgebung mit sich bringt, selbst diese waren mir gegenwärtig, als wäre ich selbst dort. Und Dein liebes Bild hatte für mich die Kraft persönlicher Gegenwart. Ich küsste, ich umfing Dich leibhaftig.

Samstag. N. ist gleichzeitig mit St. hier angekommen, und noch hier. Es ist ihm sehr wohl zu Muthe und zu Leibe in Berlin. Er lässt Euch grüssen. Er schrieb auch, dass ein junger Angestellter ihm gesagt habe, dass meine Anstellung in Preussen in Anregung gebracht sei, oder doch werde.

Mit Riedel habe ich gebrochen, oder vielmehr den Bruch, der stets zwischen mir und ihm war, nur laut ausgesprochen. Man muss ihn von manchen Seiten achten — ich werde ihm auch stets geben, was ihm gebührt —; aber er ist unerträglich, unumgänglich. Ich konnte nie mit ihm sprechen, ohne dass mir der Kamm, wie einem Hahne stieg, und die Galle sich in mir regte. Nie verliess mich ein unwillkürliches Misstrauen, eine immer sich gleich bleibende Abneigung gegen ihn. Wir berührten uns zwar oft in unseren wissenschaftlichen Ansichten, aber doch auch hier nur auf der Oberfläche. Ich ehre jedoch stets den Menschen im Individuum — daher meine Schonung, daher die Unterdrückung meines sich gegen ihn sträubenden Gefühls. . . . . .

Ohne Dich bin ich ein Feind meiner selbst. Ich gönne mir Nichts, ich mag Nichts geniessen. Aber das ist nicht recht und vernünftig. Der Mensch muss sich schonen und aufsparen für eine bessere Zukunft. Was nicht ist, kann noch werden!

Gehe fleissig spaziren! Hüte Dich aber vor Verkältung und Feuchtigkeit! Lebe wohl! Dein F.

Freitag Morgen.

In Augsburg ist eine Stelle an der Bibliothek, die freilich se wenig trägt, aber mit der Zeit die Stelle des Bibliothekars eintrag könnte, erledigt. Ich habe bereits an einen dortigen jünge Freund geschrieben, um mich über das Nähere und Nothwen zu erkundigen, und bin gesonnen, wenn die Antwort günstig fällt, mich hinzumelden. Leider! üben nur überall die Pfaffe grossen Einfluss aus. Sonst würde mir dort gewiss nichts im stehen, da selbst mein Vater der Stadt Augsburg grosse D erwiesen hat. Aber wie kann ich z. B., wie mein älterer I

mir gerathen hat, den Bomhard ersuchen, mich seinem Bruder, der ein einflussreicher Prediger in A. ist, zu empfehlen? Er weiss, dass ich der Verfasser der Xenien bin. Das kann und darf ich nicht thun. Bucher in E. hat mir durch meinen Bruder rathen lassen, nach Marburg, wo B. früher war und gegenwärtig eine Professur der Philosophie offen ist, mich zu melden. Auch diese Gelegenheit will ich nicht unversucht lassen, wenn ich Mittel und Wege finde, mein Anliegen an dem gehörigen Orte anzubringen. Leider! habe ich keine Rekommandationsschreiben dahin, im Gegentheil Niemanden dort, der mich persönlich kennt, als den lieben Puchta aus E., der ein elendiglich frömmelnder Jurist ist. Das muss ich Dir offen gestehen, meine Theure! dass ich aber deinet-, d. i. meiner Liebe wegen, mich um eine Stelle bewerbe. Denn ich für mich setzte meinen Stolz darein, Nichts zu sein; ich habe keinen anderen Trieb, als das, was ich als wahr erkenne, auszusprechen, unbekümmert um die Welt. Die Welt ist gegenwärtig zu erbärmlich, jeder Schurke — wie es Beweise genug gibt — flüchtet seine gotteslästerlichen, selbstsüchtigen Meinungen als ein unangreifbares Heiligthum unter die Decke der Religion. Um sich mit ihr zu halten, muss man jetzt opfern, was dem Menschen allein seinen wahren Werth gibt. Zwar soll Jeder sich in die Lage der Welt fügen, auf sein Thun und Reden kein grosses Gewicht legen, was ich gewiss auch gern thue; aber man soll doch auch keine Lügen, keine Schlechtigkeiten billigen und dulden.

Dienstag Morgen.

Nur der irrt in der Liebe, der die Geliebte als eine wahre Göttin anbetet, der in ihr die letzte Seligkeit und Wahrheit finden will. Aber auch diese Verehrung der Geliebten ist nicht so geradezu Irrthum, denn schon die Alten sagten: der Mensch ist dem Menschen ein Gott; denn der Mensch ist nicht von und durch die Geburt, er wird erst durch den Menschen Mensch, nur im Andern wird er seiner selbst bewusst, erhebt er sich zur Idee der Menschheit und Gottheit. So ist also der Mensch an und für sich dem Menschen der Vermittler mit Gott. So ist auch der Mann der Erlöser des Weibes. Die wahre Liebe und Ehe hat eine sündenerlösende, befreiende, bessernde Kraft, ohne dass man den Namen Christi oder Gottes stets im Munde führt, und seine Frau als eine Geliebte und Schwester in Christo titulirt. Der Glaube, der Christus als eine

göttliche Privatperson, als ein partikuläres, zur Rechten Gottes sitzendes Wesen, als ein für sich existirendes Mittelding zwischen Gott und dem Menschen, verehrt und festhält, ist nicht wahrer Gottesdienst. Wir sollen Christus nur verehren um Gotteswillen, der in ihm wohnte; aber Gott ist ein allgemeines Wesen, er gehört uns Allen an, ist das gemeinschaftliche Gut und Gute der Menschheit; obgleich dies natürlich sein Wesen nicht erschöpft.

Wenn ich nur einmal zu einer sicheren, ruhigen Existenz es brächte, damit ich meine Gedanken über diese und andere Gegenstände, worüber ich so viel nachgedacht habe, entwickeln und ausbilden könnte! Von einer Frau verlange ich ausser den Eigenschaften, die ich in Dir finde, nichts weiter, als dass sie keine solchen Fehler hat, die den Mann in seinen Arbeiten und der Verwirklichung seiner Pläne stören. Und ich wüsste nicht, dass Du solche Fehler hast. Denn Deine Aengstlichkeit und Zweifel würden durch die Erfahrung, die Du gewiss machen würdest, dass ich mit Dir glücklich lebe, verschwinden. Nur keine eitlen Sorgen, meine Liebe! Das Einzige ist der Mangel einer Existenz, und leider! verliere ich oft alle Hoffnung auf eine solche; und dann sieht es freilich nicht freundlich und lustig in mir aus. Die Erklärung und Pflegung meiner Liebe erscheint mir dann als ein sträfliches Wagniss. Lebe wohl! Dein L. F.

... Ueberhaupt missfallen mir — was soll es ich nicht offen bekennen? — Eure langweiligen, ja geisttödtenden Gesellschaften ganz und gar. Schon um desswillen wünschte ich Dich als Gattin an meiner Seite stets zu haben. In dieser Beziehung billige ich auch ganz den Glauben Deiner Freundin Rosette, insofern er den Menschen von allem Eitlen abzieht, befreit von sklavischer Unterwerfung unter die Meinungen und Modeansichten der Welt. Freilich schütten diese Leute das Kind mit dem Bade aus, verlieren mit dem Eitlen auch das Wahre, Göttliche der Welt und des Lebens aus dem Gesichte und Herzen, oder huldigen ihm auf eine ganz verkehrte Weise, auf eine Weise, die ihren religiösen Grundsätzen widerspricht, unwahr und verschroben ist; wie wenn z. B. ein Frommer an einem Göthe, ob er ihn gleich bedauert und beklagt, dass er kein Frommer, kein religiöser Mensch war, dennoch Wohlgefallen hat, seinem Geiste Lobsprüche macht. Auch ich lebte früher in diesem Glauben, aber ich verliess ihn, er widersprach mir dem Leben, den Bedürfnissen meiner nach Erkenntniss begierigen

Vernunft. Wenn man konsequent und redlich und wahrhaft sein wollte in diesem Glauben, so käme man auf die grössten Widersprüche und Tollheiten; denn jeder natürliche und unschuldige Genuss schon, von andern Dingen zu schweigen, ist ein Widerspruch, ein Abfall von diesem Gotte, eine Untreue. Wir müssen Gott freier, allgemeiner, nicht so beschränkt und engherzig nach dem ängstlichen Wesen des Menschen gemodelt denken, wie diese Leute thun. Kraft gibt allerdings dieser Glaube, denn der Fromme hält sich für theilhaftig der besonderen Gnade und des Schutzes des allmächtigen Wesens; er denkt sich Gott blos in Bezug auf sein Seelenheil, als seinen Arzt, Vater, Tröster, Seelsorger; er denkt Gott nicht als ein Wesen für sich, sondern nur als ein Wesen für den Menschen; er schlägt alle Zweifel nieder; wo er auf Widersprüche mit seinem Glauben stösst, hilft er sich mit der Unerforschlichkeit der Pläne Gottes und mit seinem Glauben an ein Land, wo diese Widersprüche gelöst sein werden. Daher ihr wirklicher oder scheinbarer Friede, daher ihre Kraft zur Ertragung von Leiden, die in ihrem Sinne nur Prüfungen sind und ihnen einst reichlich vergolten werden. Aber gibt ihnen der Glaube auch Kraft zur wahren Selbstüberwindung? Sehen wir nicht gerade sehr häufig die Frommen von einer Leidenschaft, wie Geiz, Wollust, Hochmuth unterworfen? Erleuchtet er ihren Verstand? Gibt er ihnen mehr Einsicht in den Gang der Welt und des Lebens? Schiebt er sich nicht gerade die schwierigsten Aufgaben des Menschen vom Halse? Bewirkt und bezweckt er wahre, universelle Menschenbildung? Ist er nicht vielmehr die grösste Beschränktheit des Geistes und des Gemüthes? Versöhnt er wirklich Gott mit der Welt und diese mit ihm?

Dass wir Beide Deiner Rosette auf Irrwegen zu gehen scheinen, finde ich sehr natürlich, ja nothwendig. Du siehst aber an diesem Urtheil, welche Früchte dieser Glaube bringt, wenn er einem Mädchen solches Urtheil über einen Mann einflösst, der nur der Erkenntniss, dem wahren Leben, von Jugend auf mit Resignation und Kraft nachstrebte, der Solches in seinem Gemüthe durchlebt und ausgestanden hat, wie es einige Proben in meinen Schriften andeuten; selbst da, wo er irrte und ausschweifte, in beständigem Kampfe mit sich war, dem tieferen Blick erkennbar sein wahres Verlangen und Streben bewährt. Auch unsre Liebe — Theure! — war eine bleibende Wahrheit für uns, es gehe uns auch noch wie es wolle. Mögest Du nie diesen Glauben verlieren! Zwei Wesen, die sich so nähern, berühren und lieben, verwirklichen eine Wahr-

heit, eine göttliche Idee. Wenn Gott nicht in solcher Liebe, gewisser Weise wenigstens, gegenwärtig ist, so ist er ein höcl beschränktes, kein allgegenwärtiges Wesen. L. F.

Fechtmeister Roux an L. Feuerbach.

Erlangen, den 2. März 1836.

Verehrter Freund! Da ich aus Ihrer gütigen Antwort a meinen letzten Brief ersehe, dass Sie gegenwärtig mit der Fo setzung Ihrer philosophischen Geschichte beschäftiget sind, so bit ich Sie, auf die Darstellung des Leibnitz'schen Systemes b sonderen Fleiss zu verwenden. Meine freundschaftliche Bitte gründ sich auf folgende Bemerkung, welche in den „Münchner gelehrt Anzeigen", No. 28, den 9. Februar 1836, S. 222 enthalten ist. „I ist höchlich zu bedauern, dass wir im Vaterlande dieses tiefen i wendigen Geistes (Leibnitz) noch keine umfassende und eindringen Darstellung seiner Philosophie nach allen ihren Richtungen besitze dass sie überhaupt niemals recht bekannt und zugänglich geworde ist. Zunächst darf man wohl von Hrn. Feuerbach in der Fo setzung seiner Geschichte der neueren Philosophie eine genügend Entwicklung und Würdigung des Leibnitz'schen Systems erwarten

Wenn ich die Abhandlung nächste Ostern erhalte, so komn sie zur rechten Zeit, weil ich dann Ferien, mithin auch Zeit zu Schreiben habe. Vielleicht komme ich bis dahin selbst einmal nac Nürnberg. Leben sie gesund, zufrieden und eingedenk Ihres au richtigen Freundes Roux.

Prorektor Engelhardt an L. Feuerbach.

Erlangen, den 22. September 1836.

Wohlgeborener Herr Doktor! Ich habe seit einige Tagen in Betreff Ihres letzten bei dem Kön. Senate eingereichte Gesuches an Euer Wohlgeboren schreiben wollen, war aber bi jetzt dadurch abgehalten, dass Herr Dr. Hunger mir Hoffnun gemacht hatte, mir Ihre bestimmte Adresse verschaffen zu können Da ihm dies bis jetzt nicht möglich gewesen ist, so will ich e nicht länger verschieben, Sie zu benachrichtigen, dass einer kräftige Empfehlung Ihres erwähnten Gesuches nur die von einigen Seite geäusserte Vermuthung entgegenstehe, dass die im Jahre 1830 be

Stein in Nürnberg erschienene Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ nicht ohne Ihre Mitwirkung erschienen sei.

Ich bitte Sie, verehrter Herr Doktor, mich in den Stand zu setzen, den Ungrund dieser Vermuthung nachzuweisen, und füge die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung bei. Euer Wohlgeboren gehorsamster D. Engelhardt, d. Z. Prorektor.

L. Feuerbach an Roux.

Bruckberg, Mittwoch, Mai 1837.

Verehrter Freund! Eine Biographie Leibnitzens, wie sie gewünscht wird, habe ich nicht gegeben, ob ich sie gleich, mit allen einzelnen Umständen vertraut, recht gut hätte geben können, und zwar aus dem Grunde, weil ich soviel als möglich Alles ausgeschlossen habe von meiner Schrift, worüber man sich selbst in Konversationslexiken und Pfennigmagazinen zur Noth Raths erholen kann. Statt einer Biographie gab ich eine Charakteristik L.'s.

Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen noch kein Exemplar geschickt habe, und zwar damit, dass ich zu allen äusserlichen Dingen, zu allen Dingen, die ausser meiner stets gleichförmigen Lebens- und Thätigkeitssphäre liegen, und wären diese Dinge auch nur ein Brief, oder auch nur das Zusiegeln eines Briefes, das Packen einer Schrift, so schwer komme. Ich bin nur thätig am Geiste, aber faul, stinkfaul (sit venia verbo!) am Leibe. Mein äusseres Leben ist das Werk einer Maschine. Aber nicht nur hiemit, auch mit meiner geistigen Thätigkeit entschuldigen Sie mich. Wie ich Ihnen, glaube ich, schon geschrieben, beschäftigt mich besonders auch Naturwissenschaft. Anatomie, besonders des Hirns, bereits an einer Menge von verschiedenen Thierarten ausgeübt, nach den Vorbildern trefflicher Anatomen; Physiologie, Botanik, Insektenlehre waren und sind noch diesen Winter und Frühling meine Beschäftigung.

Prohaska's Physiologie, Magendie's Physiologie, 4 B., Burdach, 5 B., Carus, Tiedemann, Treviranus habe ich bereits durch, und dabei die wichtigsten Thatsachen exzerpirt. Réaumur's Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes, ein klassisches Werk — obwohl ein altes — 10 B., ist gegenwärtig meine Arbeit. Längst hatte ich es als einen Mangel, einen grossen Mangel empfunden, dass ich in den Naturwissenschaften so zurück war: es ist mir ganz wohl, dass ich diesen Gewissensskrupel los kam. Der Philosoph muss die Natur zu seiner Freundin

haben: die Natur ist durch und durch Weisheit, Vernunft. Wa
er denkt, das thut sie, das sieht er in ihr. Eine einzige Thatsacl
kann Einen einer Menge weitläufiger Demonstrationen und Schlüss
überheben, die man anwenden müsste, um eine Wahrheit den ve
stockten Seelen einleuchtend zu machen. — In der Hoffnung, S
bald und gesund wiederzusehen, Ihr treuer Freund

L. Feuerbach.

Professor Mehmel an L. Feuerbach.

Erlangen, den 16. Mai 1837.

Wohlgeborner, hochgeehrter Herr Doktor! Ich mu
vor allen Dingen sehr um Nachsicht bitten, dass ich Ihren Bri
vom 4. April mit dem höchst schätzbaren Geschenk Ihrer Geschich
der Leibnitz'schen Philosophie erst heute beantworte. Die kata
rhalische Influenza, die hier beinahe von Haus zu Haus gewande
und noch nicht ganz verschwunden ist, bei Alt und Jung nicl
bloss Kraft und Willen lähmend wirkt, sondern selbst durch Nacl
wehen noch Kopf und Gefühl beängstigt, hat auch mich ihre Tück
empfinden lassen und mehrere Wochen unfähig zu jeder geistige
Thätigkeit gemacht. Ihre Geschichte der Leibnitz'schen Philosophi
muss und wird die grösste Theilnahme und Aufmerksamkeit alle
wahren Freunde der Wissenschaft in Anspruch nehmen. Die beste
Stunden, über die ich verfügen kann, werde ich ihr widmen, un
sie nicht bloss lesen, sondern studiren. Es war ein glückliche
Gedanke, das Leibnitz'sche System durch eine besondere Darstellung
herauszuheben und eine so geistreiche und selbständige Weltan-
sicht auch durch eine selbständige Entwicklung auszuzeichnen. Ich
kenne kein philosophisches System, das einer solchen Entwicklung
bedürftiger und empfänglicher wäre, und bin aus Ihrem Cartesiu
und Spinoza überzeugt, dass Sie dadurch nicht bloss der philoso-
phischen Geschichte, sondern der Philosophie selbst, ohne die jene
wie ihr Zustand unwidersprechlich kund gibt, ganz unmöglich ist
einen wesentlichen Dienst geleistet haben. Lassen Sie sich au
dem betreffenden Wege ja durch nichts im muthigen Fortschreite
stören, sondern bleiben Sie standhaft dem Genius getreu, der Si
auf denselben geführt hat. Es thut mir sehr leid, dass Ihre dritt
Bewerbung um Anstellung bis zur Stunde ohne Erfolg gebliebe
ist. Die Hindernisse sind Ihnen bekannt, aber Sie werden auch
wissen, dass jene Ihnen zwar hemmend begegnen, aber die amtliche
energische und motivirte Empfehlung Ihres Gesuches durch di

philosophische Fakultät um kein Jota weder ändern noch ihre Bedeutung entkräften konnten. Den Beweis dürften Sie unschwer darin finden, dass keine abschlägige Bescheidung darauf erfolgt ist. Ich kann daher Ihren Vorsatz, in keinem künftigen Verzeichnisse der Semestralvorlesungen mehr aufzutreten, durchaus nicht billigen. Jede Verzögerung Ihrer Anstellung steigert Ihr Recht. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito. Ein Recht ohne Noth aufgeben und aus dem Verzeichnisse akademischer Lehrer selbstwillig verschwinden, wäre Selbstverletzung und Beeinträchtigung Ihres eigenen Bewusstseins. Willkommen würde mir die Gelegenheit sein, ausführlicher darüber mündlich mit Ihnen zu sprechen. Empfangen Sie übrigens mit dem Ausdrucke der wärmsten Dankbarkeit für das gütige Geschenk die ausgezeichnete Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu beharren Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Dr. Mehmel.

L. Feuerbach an Prof. Mehmel.

Bruckberg, Juli 1837.

Hochwohlgeborner Herr! Höchstverehrter Herr Hofrath! Euer Hochwohlgeboren würden schon längst von mir eine Antwort auf Ihr verehrliches Schreiben vom 16. Mai erhalten haben, wenn ich nicht Willens gewesen wäre, selbst nach Erlangen zu kommen, und nicht theils durch zufällige Umstände, theils durch Beschäftigungen, die noch nicht beendigt sind, mein Vorhaben bis jetzt vereitelt worden wäre. Euer Hochwohlgeboren haben so freundlich die Fortsetzung meiner Geschichte aufgenommen, haben sich so theilnehmend über meine Aussichten und Vorhaben ausgesprochen, dass ich mich für verpflichtet halte, Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank abzustatten. Aber so dankbar ich Ihre wohlwollende Gesinnung und Absicht anerkenne, wenn Sie meine Entschliessung, mich selbst aus dem Verzeichnisse der akademischen Lehrer in Erlangen auszustreichen, missbilligen, so wenig kann ich doch, unbeschadet meiner Hochachtung — die Gründe Ihrer Missbilligung anerkennen. Ich würde Euer Hochwohlgeboren vollkommen beistimmen, wenn meiner Anstellung keine anderen Hindernisse als lokale im Wege stünden, aber leider! sind es Hindernisse ganz anderer Art, die sich mir entgegenstellen, geistige, allgemeine Hindernisse, dieselben Hindernisse, welche — wie ich aus sicherer Quelle weiss — den Studirenden den Besuch meiner „unchristlich-philosophischen“ Vorlesungen verboten, welche — doch Euer Hoch-

wohlgeboren werden selbst sie kennen, wenn Sie sie auch gemä
Ihrer Stellung nicht verhindern können. Ich gebe daher auch ke
Recht auf, wenn ich von der keine Ansprüche gebenden Erlaubnis
Vorlesungen zu halten, keinen Gebrauch mehr mache; denn was i
Recht, was Verdienst? Das was dem herrschenden Zeitgeschmacl
so scheint und beliebt. Ja ich setze mich dadurch vielmehr in de
gewiss nicht voreiligen und unbegründeten — Gebrauch und Genu
eines höheren Rechtes — des Rechtes des freien, denkend
Menschen, das was ihm die äussere Gewalt versagt, mit freiwillig
Zuvorkommenheit fahren zu lassen, auf dass ihm kein Tort, ke
Leid und Unfug angethan werden könne. Ich wiederhole dah
den Inhalt meines ersten Briefes — mit der Bemerkung jedoc
dass ich es für ungehörig halte, vor Ihnen, dem ehrwürdig
Veteranen der Erlanger Universität, die Gründe dieses mein
Schrittes ausführlicher und genauer darzustellen — und schlies
mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung und Verehrung, n
welcher ich stets die Ehre habe zu sein Euer Hochwohlgebor
ergebenster Dr. Ludwig Feuerbach.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, 5. November 1837.

Aus Euer Hochwohlgeboren geneigtster Zuschrift vom 20. Ok
hat die hiesige Societät f. w. K. mit vielem Bedauern entnomme
dass Sie auf den Wunsch, Michelet's „Geschichte der neueste
Philosophie" durch Sie in ihren Jahrbüchern beurtheilt zu sehe
verzichten muss. Um so angenehmer würde es daher der Societä
sein, wenn Sie sich dazu entschliessen wollten, die Erdmann'sch
„Geschichte der neuen Philosophie" zur Beurtheilung zu übernehme
In Betreff der von Ihnen angegebenen Bedingungen für Ihre s
schätzenswerthe fernere Mitwirkung zu den Jahrbüchern darf ic
Ihnen die Versicherung geben, dass Ihnen unsere Societät die mi
Recht in Anspruch genommene libertas philosophandi stets au
das Bereitwilligste gewähren und Sie auch hinsichtlich des Raume
nicht mehr beschränken wird, als solches die äusseren Rücksichte
durchaus erforderlich machen. Zugleich darf ich bemerken, das
unsere Verlagshandlung um pünktliche Einhaltung ihrer Zahlungs
termine angelegentlich erinnert worden ist.

Die Schrift von Bayer „Idee der Freiheit u. s. w." bedauer
unsere Societät Ihnen nicht zur Anzeige überlassen zu können, d

dieselbe bereits von Herrn Professor Rosenkranz zur Beurtheilung übernommen worden ist. — Was schliesslich die von Ihnen gemachte Bemerkung betrifft, dass die Schriften der Empiriker wegen der in ihnen enthaltenen ἀπορίαι willkommene Gegenstände der Kritik seien, so ist die Societät vollkommen hiemit einverstanden, und wünscht dieselbe sehr, dass Sie ihr dergleichen Werke, zu deren Anzeige Sie geneigt sind, namhaft machen möchten. Mit der vorzüglichsten Hochachtung Euer Wohlgeboren ganz ergebenster

L. v. Henning.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

1837.

Lieber Eduard! Fritz schrieb mir vor Kurzem, dass der hochlöbliche Senat von Erlangen ne veut pas de moi. Das war voraus zu sehen. Es geschieht mir recht. Ich habe einen grossen Fehler begangen. Ich hätte wenigstens unmittelbar an den Minister schreiben sollen. Es reut mich daher, dass ich die erste Antwort auf die ergangene Aufforderung, die anonyme Schrift betreffend, nicht abgeschickt habe. Sie war die allein passende, die, in der ich meinen begangenen Fehler wieder gut gemacht hätte. Hin und her besann ich mich daher, wie ich meine wahre Gesinnung ihnen zu meiner Ehrenrettung aussprechen könnte. Die einzige fände sich dann, wenn das Ministerium mir, wie es zu erwarten steht, eine abermals abschlägige Antwort zuschickt. Oft schreibt man in der Absicht, sich bei einem Anderen Raths zu erholen, während des Schreibens aber fällt einem die Veranlassung selbst ein, warum man fragen wollte ... So gehts mir jetzt. Bis dorthin will ich warten, um dem Senate in bündiger und gehöriger Weise meine Meinung zu sagen. Das bin ich mir selber schuldig. Aergere Dich aber nicht über das Volk. Lass sie als nichtige Schurken an Dir vorüberschleichen. Die boshaften Esel glauben mir Uebles zu thun und sie thun mir nur Gutes; sie handeln nur in meinem eigenen Interesse. Ich passe einmal nicht nach Erlangen. Ich würde nur meine Zeit und Kraft dort verschleudern, zerstreuen. Die Vorlesungen lohnten doch nicht die Opfer.

Heute Nacht hat die Fabrik einen Besuch erhalten, wie ihn kein Mensch sich wünscht. Ein Dieb ist in die Schreibstube eingebrochen und hat die Geldkasse gestohlen. Glücklicher Weise war aber die Kasse nicht so voll wie gewöhnlich. Es waren — immerhin genug, aber doch noch beruhigend — circa 600 fl., theils

baares Geld, theils Goldstangen darin. Zwei Nichtsnutzige von hier sind im Verdachte. Sie werden soeben von dem Gerichtsassessor vernommen. Aber ob sie die Thäter sind und ob sie das auch gestehen, ob man die Kasse wieder bekommt? Uebrigens durch Schaden wird man klug. Lebe wohl.

Dein Bruder L.

Roux an L. Feuerbach.

Erlangen, den 14. Dezember 1837.

Verehrter Freund! Ich danke Ihnen für die mir mitgetheilte Nachricht, dass Sie sich vermählt haben. Leben Sie mit der für Sie geborenen Gemahlin so glücklich, wie ich Ihnen redlich wünsche. Ich würde Ihnen längst dazu Glück gewünscht haben, wenn zwei Ursachen es nicht verspätet hätten: erstlich ein bedeutendes Unwohlsein, zweitens hatte ich dringende Geschäfte bei einem königlichen Landgerichte.

Im Uebrigen muss ich noch einer Entdeckung gedenken, welche eine Folge der Nachforschung des Doktor G. E. Guhrauer ist. Dieser hat nämlich in der Bibliothek zu Hannover eine seit 70 Jahren vermisste Dissertation von Leibnitz wieder aufgefunden. Sie führt den Titel: De principio individui, und ist am 30. Mai 1663 erschienen. Schade nur, dass Sie diesen grossen Fund nicht gemacht und in Ihrer neuesten Schrift mit angezeigt haben.

Nun leben Sie wohl! Seien Sie meiner Hochschätzung, meiner herzlichen Theilnahme an ihrem Wohlergehen für immer innigst versichert. Gruss von Herzen Ihrer Gemahlin. Ihr Sie verehrender Freund Roux.

L. Feuerbach an K. Bayer.

Dienstag 1838.

Deine Schrift ist mir ein unschätzbares Werk. Sie allein kann mich wieder versöhnen mit Welt und Literatur, und meine verschlossene Seele, die nie das Eigene geben wollte, und was sie gab, nur fragmentarisch, nur mittelbar, nur indirekt, nur limitirt, sich selbst verbergend, gab, wieder öffnen. Leider kehrt nicht wieder in derselben Kraft, was zu lange zurückgedrängt und gehalten wurde; die Scheu, der Ekel vor der Gemeinheit stellte sich stets zwischen mich und das Publikum hin. Du gibst Dein Innerstes ohne Rücksicht, ohne Hehl, gibst es im Einklange mit Deinem

höchsten Prinzip — Deine Schrift ist wie Dein Thema — der reinste Ausdruck des in sich selber glücklichen, selbstgenügsamen, freien Geistes. Man kann zwischen Mensch und Schriftsteller hier nicht mehr unterscheiden. Das Buch ist Mensch, der Mensch ist Buch. Was Du bist, das denkst Du; was Du denkst, das bist Du. Daher die grosse Wirkung Deiner Schrift.

Wie hat es mich gedrängt, wie drängt es mich noch, so oft ich in Deiner Schrift lese, mich öffentlich über sie auszusprechen! Aber wo? In der Gesellschaft der Hegelianer, wo nur für Göschelianischen Unsinn und längst bekannte, ja abgedroschene Phrasen Raum ist? Da danke ich dafür. Wo sonst? Etwa in einem Nachtrage zu meinen Kritiken? Aber da müsste ich andere Bücher, um einen Verleger zu finden, mit aufnehmen. Wo finde ich aber solche, die bei meiner Zurückgezogenheit, Indifferenz und Vielbeschäftigtheit mit eigenen Projekten und Gedanken, einen dauernden Eindruck irgend welcher Art auf mich machen könnten?

Donnerstag.

Ich habe oben nur von formeller Seite mich über Deine Schrift ausgelassen. Was den Inhalt selbst betrifft, so stimme ich natürlich aufs Innigste ein und bei. Es ist merkwürdig, wie wir beide, auf so verschiedenen Wegen wandelnd, so unabhängig von einander forschend, so ganz verschiedener Individualität, zuletzt dasselbe Prinzip wollen und denken. Es ist dasselbe Genus, so verschieden auch die Spezies ist — Du Parmenides, der wie Proklus sagte, unverwandt nur in das Eine blickte; ich, si parva magnis comparare fas est, Zeus, der aus dem Vielen das Eine erzeugte; Du das Allgemeine im Allgemeinen darstellend, ich das Allgemeine im Besondern darstellend und aus ihm ermittelnd. Unter allen mir bekannt gewordenen Schriften der neuesten Zeit kenne ich keine, an die ich als Historiker nach Hegel als einen positiven Fortschritt in der Philosophie anknüpfen könnte, als Deine. Die formale Identität des Subjektes und Objektes zu beseitigen und zwar so zu beseitigen — denn Andere haben sie auch beseitigt — dass die Idee in sich selbst vertieft wird, in ihrem Verhältnisse aus und zu sich selbst alle positiven Verhältnisse nur als Formen dieses Verhältnisses gefasst werden — was bei Hegel in der Logik nur sein soll, aber nicht zur Wirklichkeit kommt, das eben war Noth. Uebrigens präponderirt wie in Hegel die Objektivität, so in Dir die Subjektivität sokratischer Weisheit. Damit hängt zusammen Deine Zurücksetzung der Empirie,

womit ich nicht einverstanden sein kann. Die Philosophie ist allerdings die von der Empirie unabhängige Wissenschaft der Idee aber sie muss sich auch die Mühe geben, die ἀπορίας, die *Schwierigkeiten, aufzulösen*, die die Empirie darbietet. Das war auch Aristoteles' Methode, überhaupt die der Alten. Daher sie so instruktiv, die Lehrer der Weltweisheit aller Zeiten geworden sind Zeno liess die Bewegung nicht als eine die Philosophie nicht berührende, empirische Vorstellung draussen liegen; er nahm sie auf und bewies, dass sie sich selbst widerspricht, also Nichts ist. Die Freiheit muss allerdings so aufgefasst werden, wie Du sie fasstest nur so wird sie begriffen. Aber da wir die Freiheit denken, ja sie der einzige wahre Gedanke ist, so stehen wir in einem Verhältnisse, ut ita dicam, zu ihr, und muss daher auch dieses Verhältniss bestimmt und die ἀπορίαι der Empirie (im reinsten, unbefangensten Sinne des Wortes) berücksichtigt und gelöst werden Mehrere Fragen, auch in anderer Hinsicht, sind mir daher während der Lektüre hie und da aufgestiegen, die Du unbeantwortet lässt oder gar nicht einmal aufwirfst. So sagst Du z. B.: Wir sind unsterblich, weil Gott lebt; anderswo: Wir müssen unsterblich sein um denken zu können, und in einem Athem: Der Geist ist unsterblich. Aber wer sind denn die „Wir“? Wie verhalten sich Wir zum Geiste? Ist kein Unterschied oder einer? Und welcher? Dass der Geist unsterblich ist, versteht sich von selbst. Denn um ihn nur zu fassen, muss man schon von Vornherein alle die Bestimmungen entfernt haben, im Verhältnisse und Gegensatze zu welchen allein die Unsterblichkeit etwas ausdrückt. Aber wie ist es mit Uns? Sind wir nicht die in allen Gränzen der Empirie befangenen Wesen? Können hier also die Instanzen vernünftiger Empirie, ferner die Fragen über unser Verhältniss zum Geiste, *die Art* unserer Unsterblichkeit — auch ich weiche nur in der Art der Bestimmung derselben von Anderen ab — unberücksichtigt bleiben? Uebrigens verkenne meinen Tadel nicht! Ich bin weit entfernt, einen Mangel damit aussprechen zu wollen — *non deficit, quod suum sit*. Die Vollkommenheit, die Klassizität Deiner Schrift besteht gerade in der Lauterkeit und Unbedingtheit, mit der Du Deinen Weg gehst, in dieser reinen apriorischen Tendenz . . . . L. F.

Dorguth an Feuerbach.

Magdeburg, 27. Juli 1838.

Ew. Hochwohlgeboren melde ich in Bezug auf meine frühere Nachricht von dem Versprechen meines geliebten Landsmannes Rosenkranz, dass derselbe sehr kränkelt und Urlaub genommen hat. Ich habe einige Hoffnung, denselben hier zu sehen, und mich dann sehr leicht ganz mit ihm zu verständigen; aber leider, bei seiner anderweiten sehr ausgedehnten Beschäftigung, hat er nun vorerst die Kritik meines Systems aufgegeben, insbesondere meiner strafrechtlichen Grundsätze, wo er Sie — beiläufig bemerkt — für kompetenter achtet. Es scheint mir auch fast, dass das juridische Blut vererbt, denn in meiner graden Linie finde ich vom Urgrossvater an lauter Juristen; man muss aber Arzt oder Jurist, am Besten, wie Meister, beides zugleich sein, um praktisch den lebendigen Menschen mit seinen Bedürfnissen stets unter den Händen, einen Drang zum Realismus zu haben.

Ew. Hochwohlgeboren sind bis jetzt, erfreulich, der Erste, der sich kritisch in das Material meines Systems eingelassen hat; Sie beregten, wenn auch nicht die Spitze desselben — und also auch von der Spitze aus — doch einen Präjudizial-Punkt, das „Denken"; ich sehe aber, dass Sie mein „faktisches Denken" nur missverständlich in einem sehr beschränkten Sinne fassen, und sogar meinten, dass ich dasselbe für den Gedanken nehme. Wäre das, so müsste ich Ihnen sogleich meine Waffen strecken ... Ich darf nicht bezweifeln, dass Sie als Mann von Fach, wie Beruf so Interesse finden, zum Besten der folgenden Generationen tiefer in das Studium meines Realismus einzugehen, welcher nicht etwa so ein urplötzlicher Einfall eines verkehrten Genie's (Cf. Schopenhauer „über den Willen in der Natur", Einleit. 9), sondern das Resultat der langen Lebenspraxis und des von Jugend auf stets nur kritischen Studii eines absolut Misstrauischen ist. Mein Misstrauen habe ich endlich gerecht gefunden; aber hart am Ende der irdischen Laufbahn, kann ich nur andern so eisernen und unbefangenen Köpfen es überlassen, der Minerva die luxuriöse Toilette streitig zu machen, den Menschen wieder zum Menschen, und so endlich Licht zu schaffen ....

Ich wünschte, dass Sie mit Aufnahme meiner „Ergänzungen" in einem besonderen Hefte sich über mein ganzes — absolut geschlossenes — System ausliessen ... Sollten Sie zu jener Kritik

nicht geneigt sein, so würde ich diese „Ergänzungen“ besonders ediren und, wie Anteriora, den mir bekannten Köpfen Europa's mittheilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung E. Hochwohlgeboren ergebenster Dorguth.

Derselbe an denselben.

1838.

Ew. Hochwohlgeboren sehr gütiges Schreiben vom 2. d. M. gibt mir die erfreuliche Aussicht auf den Ausbau meines Realismus. Sie sind insbesondere bei Ihren neueren Studien auf dem richtigen Wege ... Sehr richtig urtheilen Sie, wenn Sie meinen, dass ich Alles in das „geheimnissvolle“ Wesen der Materie setze, insofern als ich dies in Bezug auf das theoretische Denken thue, worunter ich begreife die Perzeptionstheorie der Denkmaschine (Gehirn) als solcher, objektiv, als Organ, und die Form ihrer Thätigkeit in Bezug auf ihr objektives Material, welche absolut nur Synthese oder Analyse ist.

Nun bleibt Ihnen also nur noch Ihr „ad intra“ übrig; dies ist es, was Sie wie aller Idealismus — von dem Sie sich loszuwinden jetzt auf dem rechten Wege sind — das eigentliche „Denken“ nennen, das ergiebige praktische Manöver mit materiellen Objekten, also auch den Begriffen. Sie meinen, dass ich hier Alles der Selbständigkeit der Materie (worunter Sie offenbar nur mein „Gehirn“ verstehen) zueigne; aber hier grade missverstehen Sie mich ohne meine Schuld, da ich vielfach die Möglichkeit der Art des objektiven Denkmaterials durch den übrigen, vom Gehirn in der Bestimmung und daher Rezeptivität absolut differenten Organismus, als Quelle des Willens, kritisch beleuchtet, und alles Glauben, Meinen, alles Erzeugniss der rein produktiven Phantasie, also alle „Idee“ mit Ausnahme der prima causa, alles „a priori“ ausgeschlossen habe. — Dieses ist aber grade der Punkt, wo Sie auch jetzt noch vom „Geiste“ oder von der „Idee“ („ad intra“) präokkupirt sind. Offenbar hangen Sie noch an der „Monade“, wenn Sie den „Mysterien der Materie“ neuerlich auf den Grund kommen wollen. Dahin können Sie nie kommen. Sehen Sie, finden Sie in der Schöpfung noch so klar den Kausalnexus, den Grund, so gelangen Sie immer nicht zum Mysterium, denn dieses liegt auf dem Grunde des Grundes.

Das ganze Denken von A—Z ist nur ein Akt und eine Erscheinung in der Physis. Nur die vielfachen Irrthümer bei Beurtheilung (oder Nichtbeurtheilung) des Schöpfungswerkes im Menschen, z. B. dass man sich mir nichts, Dir nichts, den Willen im Gehirn denkt etc., haben dem Denken unter der Aegide der Phantasie und der Eigenliebe einen übersinnlichen Nimbus verliehen. Der Mensch weiss eigentlich Nichts, er nimmt blos Erscheinungen wahr, nicht blos ex relatione, sondern sie sind ihm selbst nur relativ. Sie sind entweder nackte Formen oder Formverhältnisse. Dies ist die ganze Wurzel aller Gelehrsamkeit — des Grossen Menschen! — Wissen Sie mehr? —

Hören Sie nur auf, den Begriff der „Physiologie“ in dem bisherigen beschränkten Sinne zu fassen. Wir haben — vor meiner Lehre — noch gar keine Probe von einer Physiologie des Menschen als Menschen. Der Mensch ist nur ein Eins, so wie Materie und Kraft nur ein Eins ist. Aller lebendige Organismus ist nur eine galvanische elektromagnetische Batterie, der Mensch eine selbstbewusste. Alles was er kennt, sind nur Verhältnisse, nur Namen für Dinge, deren Verhältnisse er nur kennt. Hierauf allein basirt sich die ganze Dialektik. Wir synthetisiren und analysiren teleologisch mit jenen Verhältnissen; diese Teleologie ist die ganze „praktische Vernunft“. Es gibt kein objektiv, an sich, „Gut, Recht“ etc.

Ich weiss es aus mir selbst, Sie werden stutzen, staunen; aber es wird Ihnen ein Licht aufgehen, ja Sie werden vor dem Blicke Ihres eigenen Auges im Spiegel eine Art Scham empfinden, wenn Sie auf die Vergangenheit zurückdenken, insbesondere aber wird fremder Blick Sie frappiren. Das klingt Ihnen närrisch; aber so toll und elegant zugleich sieht's in mundo aus, dass Vernunft leicht Gefahr läuft, für Narrheit zu passiren ....

Die Substanz können Sie nie für sich finden; es ist die Materie selbst, sei es der lebendige Organismus, oder der Braten auf der Tafel. Jene Substanz ist ein Phantasiestück; die Materie ist eben so ein Nichts ohne ihre Qualität. Es gibt für sich weder Qualität noch Quantität; alle Spekulation erstarrt in der Frage: Was ist Materie, wie war sie möglich?

Behalten Sie in geneigtem Andenken Ihren aufrichtigen Verehrer

Dorguth.

nicht geneigt sein, so würde ich diese „Ergänz'
ediren und, wie Anteriora, den mir bekannt'
mittheilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung E
benster

———

Derselbe

urg, 26. Okt. 1838.

quenzen leiten Sie aus
ist in Ihrem Sinne bin-
eine Stockdummheit, wie
sie ist. Die Materie ist mir
oer alle Materie erscheint in
nur Form und deren Dialektik-

Ew. Hochwohlgeb ... zeichnung und des Identitäts-Systems,
gibt mir die erfreuliche ... Wesenheit ausdehnt. Eine Zweck-
Sie sind insbesondere ... „Idee", gibt es nicht in abstracto,
Wege ... Sehr ric ... substracto; sonst wäre die Kantische
Alles in das „ ... gerettet. — Ueber „Gott" habe ich mich
sofern als ich ... populär erklärt, Ihren „Geist", oder — gleich-
thue, worur ... dem Sie mir zugestehen müssen, dass er in
(Gehirn) ... zwischen der absoluten Phantasie-Idee und dem
Thätig ... kenne ich sehr wohl; aber Sie haben weder meine
nur ... Kritik noch meine sonnenklare „Materie" erfasst, weil Sie
... vielleicht durch mein menschliches Problem über das
e ... Mysterium — den „Grund des Grundes" — irre führen liessen...
Ich frage Sie: stütze ich denn, wie Sie, mein System auf das
Mysterium? Nein! Das schiebe ich grade als für Vernunft unzugänglich, also für Vernunft unbrauchbar, auf die Seite. Ihre ganze Idealphilosophie ist das Mysterium des Geistes, sie kennt nur ein Geisterreich. Ich aber dechiffrire die geschaffene Natur und finde das Mysterium blos in der an sich ex effectu sichtbaren, aber für sich nicht begreiflichen Schöpfungskunst, also in dem Grunde des Grundes. Die ganze religiöse Idee — Begriff — liegt mir völlig zur Seite, und ich mache keinen Gebrauch von der Erlaubniss des Protestantismus — die ihm eigentlich — der heuchlerische Idealismus unterschiebt, indem er auch die Dogmen zur „Idee" macht, die ihre Realität blos durch den Mythus beurkundet. Es bleibt also bei den zur „Idee" erhobenen Dogmen, also allgemein bei der Geburt des Gottes, bei der Erlösung, bei dem Leben jenseits etc. Von dem Allen lässt der Idealist so wenig als der Bauer etwas fahren; aber während der Bauer Alles mit Dreck und Speck verschlingt, beputzt sich der Idealphilosoph das alles erst mit Erlaubniss des Protestantismus, nach seinem aristokratischen Wohlgeschmacke.

Mythe bleibt Mythe, putzen Sie und streifen Sie ab so viel Sie wollen. — Alles Mysterium liegt als subjektive Negation, als Bekenntniss der Ignoranz, ausserhalb der Vernunft.

Hätten Sie mich hier beachtet, so würden Sie nicht meinen Ausdruck „gesunder Menschenverstand“ getadelt haben. Hiermit verbinde ich nicht den gehässigen Begriff der vornehmen Idealisten, sondern „gesund“ nenne ich schlechthin, vollkommen, und unter „Verstand“ verstehe ich ganz und nur Verstand. Den „gesunden Menschenverstand“ opponire ich dem kranken, verschrobenen; mein „gesunder Menschenverstand“ ist also ein wirklicher, ein ganzer Verstand (nicht $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{4}$, wie bisher Figura zeigt) .. Ueberall will ich wörtlich verstanden sein; ich phantasire nicht, erst so ist Popularität möglich. Ich verlange ja nicht, dass man in Einem Jahre die Früchte meines nun 40jährigen Spekulirens verdaue. Aber man verstehe mich wörtlich — dazu sind ja Wörter und Worte da!

Von Ihrem ganzen Idealismus können Sie in meinem subjektiven Realfelde nichts gebrauchen. Sie müssen Ihren gelehrten Kopf ganz ausschütten, den blossen, so herrlich organisirten Kopf allein, ohne Contenta (Vas quo semel imbutum —) mit zu mir bringen, und ab ovo studiren, was hier ja weiter nichts heisst, als: der Kopf soll sich selbst betrachten, nicht aber was darin hängt und klebt — semper servabit odorem. Hier haben Sie das reale Hegel'sche „In sich hineingehen“. Ich rede nur vom Subjekt als sich selbst Objekt, nicht von Mythen, die durchs Ohr eingehen, nicht von Schattenbildern der produktiven Phantasie; ich rede nur vom Kopfe selbst, was bisher noch keinem Idealisten eingefallen ist. Ich höre nichts als „Geist, Geist! Idee, Idee“, als wenn ich unter Perlhühnern wäre, und es kommt dabei nichts heraus, als was Sie jetzt immer näher rücken sehen, martialische Zänkerei, und am Ende das Narrenhaus . . .

Kein Idealist kann dem andern etwas anhaben; Göschel ist, dem Idealisten gegenüber, ganz konsequent, und wenn Sie blos von Talent und Genie als solchen reden, so möchte ich wohl hören, wer ihm das Wasser reichte! . . .

Wenn ein Kopf wie der Ihrige mir nicht hilft, Licht zu machen, so werden die ganzen folgenden vaccinirten Ephemeriden-Generationen zu passagèren Gespenstern. Dank dem Laufe der Zeit, dass ich bald werde begraben sein, mehr fordere ich ja nicht für mein ganzes Ich. — Lassen Sie nun bald im Druck von sich hören;

gebrauchen Sie nur die Sprache wörtlich — oder lehren Sie die Geistersprache der Mysterien Ihrem aufrichtigen Verehrer D.

P. S.

Nun kurz das linguistische und reale Resultat:

1) „Gut" nenne ich was jeder Bauer „gut" nennt; „gut" ist was ich als gewünscht mit Händen greifen, wenigstens mit irgend einem Sinne perzipiren kann, so auch fremder „guter Wille", der mir — natürlich durch Sinne — bekannt wurde. Nihil est in intellectu etc.

2) „Recht" ist nur die Rechts-Norm, sofern sie da ist, möchte ein Dritter sich darüber auch des Todes verwundern.

3) „Vernunft" ist nur teleologisches Instrument der Neigung, unter dem System des Kausalitätsgesetzes.

4) Das „Vernünftige" ist nur das — vermeintlich — Passende des Zweckes und des Mittels, gleichviel ob gut oder böse — sonst könnte man ja kein Verbrechen imputiren!

5) Ein „Sollen" gibt es überall nur unter der Rechtsnorm (Gesetz), betreffe es nun das „Gut" oder das „Recht".

6) Das „Denken" ist der Modus jenes Instruments (No. 3.), in Bezug auf die Dialektik des Objekts des Denkens, ohne deren Erkenntniss gar nicht gedacht werden kann.

Also weder das „Denken", noch die „Vernunft" ist das „Gut", die virtus etc.; aber das scharfe Denken ist für sich eine subjektive Virtuosität. Wäre das „Gut" die „Vernunft", so hätte Jeder seine Subsistenz direkt aus fremder Hand nur zu hoffen, und so müsste man bis jetzt die Masse noch für unvernünftig achten — die Mehrzahl müsste verhungern. Kant's Gut im „Willen" ist daher auch hinlänglich auf den Brettern, gleich seinen Postulaten als „lahmen Postpferden", persifflirt.

Die Ethik ist also eine leere Bocksbeutelei, welche im Mythus erstarrt, und welche wir Menschen zu Nichts gebrauchen können, weil auf Erden, in der ratio humana, glebae adscripta, keine solchen Geistererscheinungen vorkommen, die uns zu einem poetischen Phantasiestücke auffordern könnten.

7) Im Gehirn steckt weder irgend ein „Wille", noch irgend ein Keim zu einem materiellen Objekte des Denkens.

Ich hoffe, Sie werden künftig — als nunmehr Physiker, Anatom etc. — fest auftreten und kategorisch reden, wie ich, der ich mir selbst nur ein Drittel Ihres Talents anmasse. Lassen Sie

sich aber mahnen, verschwenden Sie nicht ferner Ihre schöne Thätigkeit und Zeit an den „Geistern", forschen Sie aber auch nicht nach dem Grunde des Grundes, nach der unkörperlichen Substanz (Monade) des Mysterii, nach dem Geheimnisse der Prima causa; denn es liegt ja im Primate selbst, dass von dessen Grunde gar nicht die Rede sein kann. Hätten Sie schon vorhin von dieser Idee abgelassen, so konnten Sie mit den kirchlichen Mysterien nicht kollidiren. Alles was uns jetzt der Erfahrung entrückt und überhaupt nicht Erscheinung ist, ist gar nicht Objekt des Denkens; das Abstrakte aber ist nur die Frucht des Denkens.

P. S. II.

Ueberall treten Sie mir nur mit dem Inhalte Ihrer Begriffe und Wörter entgegen; Ihnen ist z. B. das Denken die von dem Inhalt unzertrennliche, ganz beliebige Fortbewegung Ihres denkenden Geistes. Damit opponiren Sie mir — in mente — weil Sie bei mir das, am Ende meines Liedes, gar nicht finden, was Sie nach Ihren Ideen fordern. Ich zeige aber grade, dass Sie das nicht fordern können, und was Sie nur fordern können, weil weiter nichts da ist, und dass dies, Gottes Schöpfungswerk, Vernunft und vernünftig ist. Ihre bisherigen Oppositionen gegen mich sind dieselben, als wenn ein Thurm-Telegraphist von seiner Theorie aus dem Erfinder des akustischen Telegraphen opponiren wollte, blos weil bis jetzt die Sprache beide Erfindungen „Telegraphen" nennt. Sie, mein wackerer Denker, sind der Telegraph hoch oben, und ich stehe tief unten, auf der Mutter Erde.

Ihr Ausdruck „Unterleib" für Alles, was nicht Kopf ist, gefällt mir zwar; aber der eiskalte Kopf kann nur durch jenen Leib erst perzipiren; auch ist er nicht als denkender entzückt, sondern der organische Sensualismus reflektirt nur ex continuitate auf das Denkorgan als selbst sinnliches, dessen Funktion — des Denkens — daher hierdurch oft gestört wird. Beides stört sich oft bis zum Wahnwitz. Nur der „Unterleib" wird entzückt nach seiner Begierde, Sitte, Gewohnheit, Geschmack, Lieblingsneigung; mit dem Allen hat der Hirnkasten nichts zu thun. Alles Schöne entzückt, weil das „Besitzenwollen" im Hintergrunde liegt, ohne welches weder Leben noch Denken überhaupt möglich wäre. Der Mensch muss nothgedrungen stets besitzen, erwerben, geniessen,

sonst geht er unter: hier treffen Sie daher mein „Recht, Freiheit und Gleichheit“.

Ich habe Ihnen klar gezeigt, dass die Möglichkeit der Dialektik im Kausalitätsgesetze liege; dass die begreifliche, sprechende Form für die Erdenmenschen-Vernunft ausreiche, dass auch Qualität nur in der Form und als Form erscheint; dass unsere eigenen Vorstellungen uns nur Erscheinungen sind, da wir sie sonst ja gar nicht perzipiren, wissen und produziren könnten, und dass unsere ganze Erdenvernunft, subjektiv genommen, nur eine Kalkulatur des stets sinnlichen — Willens sei.

Wenn Sie selbst sagen: der wahre Poet ist die Fleisch und Blut gewordene Poesie, so sprechen Sie selbst klar meinen ganzen Realismus aus. Sie fühlen das nur erst in jener bildlichen Diktion; Ihre recht gesunde Vernunft drängt Sie, aber Sie widerstreben ihr und komplimentiren sich mit ihr poetisch, bildlich. Sie sind gegenseitig spröde, daher kennen Sie sich noch nicht. Dennoch reden Sie stets von ihr, rühmen sie, und zwar als Ihr eigenes eigentliches „Ich“: es ist also klar, dass Sie von Ihrem wahren Ich noch nichts wissen, also eigentlich noch kein Selbstbewusstsein haben. Der „Geist“, die „Idee“ blendet Sie; verabschieden Sie diesen Mephistopheles, damit Sie dahin kommen, das wirklich Wahre, und so die Wissenschaft zu finden.

Da ich sehe, dass Sie den Andern schon voraus sind, so werden Sie wohl weiter kommen. Vergraben Sie nur alle Talmuds, Korans und sonstige Bocksbeutel; halten Sie sich nur an meinen „Gott“, er wird Sie nicht verlassen.

P. S. III.

Denken Sie stets an meine Worte! Der Verstand erkennt nur „Erscheinung“ und „Form“, und das genügt. Jene Dialektik wohnt nur den Dingen ein, der Intellekt erkennt sie nur als Erscheinung, und was er über diese Erscheinung spricht — denkt — das ist selbst nur der Abdruck jener Dialektik. Daher sagt die Hegel'sche Schule richtig: „Die Wissenschaft geht den Gang, den die Dinge selbst gehen“. — Die Hegel'sche Schule kommt nur durch die „Idee“ auf Abwege, durch „Geister“. Der Anatom und Realist aber, welcher sich die Form wegdenkt, sie zerstört, findet nicht nur Nichts, sondern hat nun auch überall nichts mehr, was Objekt seines Denkens sein kann; er ist das Kind, welches seine Puppe zerstört.

Ich untersuche also nur die wirklichen Dinge, Erscheinungen und Formen in der perzeptiblen Schöpfung. Zu diesen gehört auch der ganze Mensch, also sammt dem Gehirn als Werkstätte des Denkens; das Denken ist ja auch eine Erscheinung, sogar eine sich selbstbewusste, und blos desshalb ist es möglich, sie genau zu kennen. Und zwar (untersuche ich) dem perzeptiblen Objekt stets gegenüber — denn ohne das Objekt ist das Subjekt gar nicht da — und zugleich den Menschen als sinnlich wollendes Wesen gedacht.

Wenn Sie die Sache recht ins Auge fassen, so werden Sie mir doch zugeben, dass es ein absolut lächerlicher Widerspruch in sich selbst ist, ein wahrer Abderitismus: dass Vernunft Jahrtausende vergeblich die Vernunft suchte; denn sie wird ja als Suchende vorausgesetzt! Dennoch geben wir uns gegenseitig zu, dass jene Philosophen gescheidte und redliche Leute waren. Wie also anders löst sich jene Paradoxie, als dadurch: dass man Vernunft und das Vernünftige nicht als identisch erfasste, sondern nur das Letztere mit dem Instrument als Instrument suchte, ohne das Instrument selbst einer Kritik zu unterwerfen, wo es dann eben nur als Instrument erscheint, nicht aber, wie man ohne Weiteres meinte, als das objektiv-materiell Identische. Es ist nur der Spiegel, die bewusste und selbstthätige tabula rasa für die den Dingen innewohnende Dialektik. Diese Maschine kann also 1. nur wiedergeben, was sich auf ihr abdrückt, 2. als selbstthätige mit den Bildern synthetisiren und analysiren, und zwar 3. nur nach deren Dialektik, die sich als Erscheinung des Formverhältnisses, selbst nur für sich, auf jener tabula rasa ab- und einprägt ..... Die Selbsterkenntniss der Vernunft liegt nur im Bewusstsein und der Erfahrung, dem Objekte gegenüber: dass das Ich ohne jenes Objekt nichts weiss, dass es nur dessen Form, und aus den Formen die Realdialektik erkennt, und dass die teleologische Fortbewegung dieser Realdialektik Alles ist, was Vernunft nur vermag.

L. Feuerbach an Dorguth.

1838.

Hochwohlgeborener Herr, hochzuverehrender Herr Geh. Justiz- und Ober-Landes-Gerichtsrath! Euer Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, mir reichliche Erläuterungen Ihres Systems mitzutheilen. Ich habe sie mehrmals durchgelesen und ungeachtet Ihrer anfangs stellenweise mir unleser-

lichen Handschrift Alles glücklich herausgebracht. Manches
Ihrer Schrift, die ich dabei abermals, stellenweise vielmals, dur
ging, ist mir dadurch klarer geworden, oder doch mehr in
Augen gefallen. Aber ich bitte Sie, hieraus nicht den Schluss
ziehen, als hätte ich Ihre Schrift vor meiner Rezension nur flüch
oder stückweise nach gewöhnlicher Rezensentenmanier, wie
doch voraussetzen, gelesen. In unserer Zeit hat man freilich
lauter Vielschreiberei das Lesen verlernt; aber zu meinem Glü
oder Unglücke weiss ich mich von diesem Zeitfehler frei. Ich
höre zu den denk- und studirseligsten, aber schreibunseligs
Subjekten dieser heutigen Welt, um nicht zu sagen, der Welt üb
haupt. Könnten Sie das Exemplar Ihrer Schrift sehen, das
mir zu überschicken die Güte hatten, so würden Sie noch v
vorigen Jahre her eine Menge Zettelchen darin finden, wodurch i
mir die wichtigsten, oder sich gegenseitig erläuternden Stellen
meistens gerade die Stellen, auf die Sie sich in Ihrem Schreib
berufen — angemerkt habe.

Ich habe allerdings nur das „theoretische Denken“ zum O
jekte meiner Rezension gemacht und dabei nur den Hirnakt berüc
sichtigt, aber nur desswegen von dem übrigen vom Hirne unt
schiedenen Organismus abgesehen, weil es für die Sache an si
gleichgiltig ist, indem auch dieser Organismus Materie ist. Daru
sagte ich auch in meinem Schreiben an Sie, ich hätte von de
Denken ad intra abstrahirt, d. h. es sei mir ganz gleichgiltig f
die Sache geschienen, wie Sie weiter das Denken bestimmen, welc
Hauptfunktion Sie demselben einräumen, ob Sie diese als Analy
oder Synthese, oder sonstwie noch bestimmen. Dies ist es, w
ich mit dem Denken ad intra meinte, nicht eine idealistische B
deutung, von der ich hier gleichfalls absah. Die Frage ist n
diese: Ist die Thätigkeit überhaupt, die nicht Schmecken, nic
Riechen, nicht Tasten, nicht Sehen, nicht Hören — de
man kann tasten, sehen u. s. w., ohne zu denken, — selb
schon die Infusorien, die sicherlich nicht denken, sehen scho
wenigstens nach den bekannten neusten Entdeckungen — od
eine von den Thätigkeiten des Schmeckens u. s. w. unterschiede
Thätigkeit ist und sich selbst von diesen Thätigkeiten unterscheid
indem sie dieselben von einander unterscheidet und das Bewuss
sein des Schmeckens, Sehens u. s. w. ist, ohne doch das Schmeck
zu schmecken, das Sehen zu sehen, das Tasten zu tast
— ist diese Thätigkeit, die wir Denken nennen, ein materiell

Akt? Alles Weitere ist gleichgiltig, d. h. gleichgiltig gewesen für mein Thema. Wohl wusste ich, dass Sie nur dem Hirnakte die passive „neigungslose Intelligenz“ vindiziren; wohl wusste ich, was Sie vom Gedächtnisse, von der Perzeption u. s. w. sagten; aber ich reduzirte mit Bewusstsein und gemäss den Gesetzen der wissenschaftlichen Polemik die streitige Materie auf den allgemeinsten Punkt, in Bezug auf welchen, wie so manche andere Bestimmung und Differenz, so auch der Unterschied zwischen Kopf und Leib, Cerebral- und Gangliensystem, nicht in Betracht kommt. Doch davon genug. Ich eile zu anderen Gegenbemerkungen.

Wenn ich in meinem ersten Briefe die Miss- und Unverständlichkeit Ihrer Schrift, oder wenigstens sehr vieler Stellen einzelnen, in einem eigenthümlichen Sinne genommenen Worten Schuld gab, so habe ich mich unvollständig und selbst unrichtig ausgedrückt. Es ist einerseits Ihre Sprache überhaupt, andererseits Ihre Sache selbst, in denen diese Unverständlichkeit liegt. Wenn Sie lesen „Ihre Sache“, so werden Sie lachen und sagen: Nun ja freilich, einem präokkupirten Idealisten, der nie „gedacht“, sondern nur gefaselt hat, geht meine Materie nicht in den Kopf ein; das ist kein Wunder; wie sollte die Finsterniss das reine Licht des Materialismus fassen können? Aber was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen entgegne: Nicht Ihr Materialismus ist es, der mir nicht eingeht, sondern Ihr falscher, Ihr unreiner, Ihr sich selbst ungetreuer, sich selbst widersprechender Materialismus ist das, was ich nicht capiren kann. Sie sind Materialist und doch zugleich Ideologist (z. B. p. 231 und an unzähligen anderen Stellen, wo Sie vom Zweckdienlichen u. s. w. sprechen). Aber beides reimt sich nicht zusammen, lässt sich nicht verbinden. Der Zweck ist von Ihrem Standpunkte aus eine subjektiv-praktisch-idealistische Vorstellung, die der Mensch auf die Natur überträgt und unter welcher er sein eigenes Handeln sich vorstellt, ohne objektive Realität. Alle echten Materialisten haben daher die Ideologie verbannt, selbst die Naturforscher, welche kein geistiges Prinzip leugneten. Spinoza leitete selbst die Handlungen der Menschen aus dem blossen Triebe und der Vorstellung des begehrlichen Objektes ab. Sie sind ferner Materialist und doch zugleich Theist, oder gar Offenbarungsgläubiger. Aber Beides widerspricht sich absolut. Der Materialist weiss nichts von Gott. Ihm ist die Materie die allein existirende Sache und daher die prima causa. Die Seele leugnen und Gott leugnen, galt der Menschheit stets für Eins, und ist auch Eins — was evident und unumstösslich zu beweisen ist — ;

die unwahrnehmbare oder unbekannte Ursache bekannter Wirkungen in sich nannten die Menschen Seele, ausser sich Gott. Die Christen machen hierin keine Ausnahme von den Heiden. Sie sind so gut Menschen, wie diese, stehen unter denselben Gesetzen des Denkens, Fühlens, Lebens, wie sie. Was die Menschen nicht kennen, nicht wissen, das nennen sie Gott, die Seele. Sonst wurden die natürlichsten, aber ungewöhnlichsten oder auffallendsten Dinge aus Gott abgeleitet. Mit Zunahme der Erkenntniss traten die natürlichen Erklärungen an die Stelle der theologischen. Wer daher die Seele leugnet, wem die Materie genügt zur Erklärung der Wirkungen des Denkens u. s. w., dem genügt auch ausserhalb die Materie, wo nicht, so drückt er hier nur seine Unwissenheit oder Inkonsequenz und Befangenheit aus. Der Naturforscher, wenn er auch kein Atheist ist, muss wenigstens in Bezug auf die Natur die Vorstellung einer übernatürlichen causa beseitigen; sie hat für ihn hierin keine Realität, sie dient ihm zu keinem Instrumente. Wenn Sie daher die Materie als Effekt betrachten, so beweisen Sie, dass Sie im Widerspruche mit sich selbst, noch im Idealismus, oder in religiösen Vorstellungen, die auf das Wissenschaftliche oder überhaupt das Denken keinen Einfluss haben dürfen, befangen sind. Materialismus ist eben, die Materie nicht als ein Gesetztes, sondern als Sein nur denken zu können. Wenn Sie sagen: Die Materie denkt, fühlt, so heisst das nichts anderes, als die Materie ist Aktivität, ist Ursache, ist selbstgenügsamen Wesens; ich bedarf (zur Erklärung oder überhaupt) kein besonderes, anderes, von der Materie unterschiedenes Wesen; aber eben damit haben Sie sich auch allen Grund und Anspruch auf das Refugium zu einem von der Materie überhaupt unterschiedenen Wesen genommen. Derselbe Grund, dasselbe Bedürfniss, welches die Menschen zur Annahme einer Seele zwang, dasselbe zwang sie zur Annahme einer von der Materie unterschiedenen prima causa. Der Ausdruck: die Materie ist erschaffen, oder ein hervorgebrachtes, kein ursprüngliches Wesen, hat keinen anderen Sinn als: die Materie ist ein Wesen, bei dem es nicht sein Beruhen hat, bei dem ich nicht stehen bleiben kann, über das ich hinausgehen muss. Aber derselbe Sinn liegt darin, wenn ich sage: Die Materie kann nicht denken. Ich drücke aus und denke hiebei nichts anderes, als die Unselbständigkeit der Materie, die Nothwendigkeit über sich hinauszugehen. Also widerspricht absolut Ihrem Materialismus die Vorstellung der prima causa und dieser jener. Und wie kommen Sie denn zu dieser Vorstellung?

Offenbar nur durch Offenbarung. Denn in unserem Hirne haben wir nur materielle Vorstellungen, Vorstellungen für materielle Dinge. Also kann jene Vorstellung nicht aus unserem Hirne kommen. Sie muss ihm also eingedrückt werden. Aber wie kann dies geschehen als durch ein ganz unerhörtes Mirakel? Denn diese Vorstellung widerspricht der Konstitution, der Natur unseres Hirns, welches nur für die Aufnahme körperlicher Bilder gebildet ist. Also wie geht diese Vorstellung in unseren Kopf ein? Wie können wir diese Vorstellung vorstellen, wie verstehen? Ein neues Mirakel ist nothwendig. Auch das Verständniss dieser Vorstellung muss eingeprägt werden. Wie können Sie aber dann die Vorstellung der Schöpfung, die nur abstrahirt ist von dem praktischen Standpunkte des Menschen oder der Zeugung, auf die Natur anwenden? Dieses Kausalverhältniss bezieht sich nur auf die Theilvorstellungen. Sie wissen aus der Erfahrung nichts von der Zeugung des Menschen, sondern nur dieses (einzelnen) Menschen. Ebenso sehen Sie nur einzelne Dinge zu anderen einzelnen Dingen im Verhältnisse der Kausalität stehen. Wie können Sie also auf das (sei es an sich, oder doch immerhin relativ unendliche) Ganze, das Universum, die Natur, dieses Verhältniss anwenden? Wie anders als auf den Schwingen der Phantasie? Die Vorstellung der Schöpfung stammt übrigens nicht eigentlich aus der Natur (denn hier ist, für uns wenigstens, die Hervorbringung nur ein formaler Prozess, indem hier immer schon der Keim, der Same, dem Hervorgebrachten zu Grunde liegt, nichts in der Wirkung ist, was nicht in der Ursache ist), sondern von dem Menschen selbst, wie er aus sich etwas, was zunächst in ihm nur als Entschluss, Vorstellung, Gedanke existirt, als Werk heraussetzt. Sie ist also eine subjektiv-praktisch-idealistische Vorstellung, wodurch der Mensch ein ihm (sei es nun an sich, oder in Folge eines solchen Standpunktes, in Folge ungebührlicher, unphilosophischer Fragen) unerklärliches Dasein dadurch sich erklärt, dass er dasselbe zu einem Machwerk nach seinem Schnitte macht. Die Schöpfung ist eine Vorstellung des Menschen und zwar eine Vorstellung der Phantasie, nicht der Vernunft. Wie können Sie also diese Vorstellung zu einer objektiv-realen Bestimmung machen? Wie anders als durch einen schreienden Widerspruch? Aber noch an vielen anderen Widersprüchen leidet Ihr Standpunkt. Ich führe nur diesen an. Sie sind Skeptiker und doch zugleich dogmatischer Empiriker. Sie sagen: Wir erkennen nur Erfahrungen, und doch versteigen Sie sich so hoch und so weit, dass

Sie behaupten, dass den Erscheinungen des animalischen und anthropologischen Lebens nichts weiter als Materie zu Grunde liegt, während Sie doch konsequent ganz in dubio stellen müssten, ob das Subjekt des Empfindens, Vorstellens, ein materielles, körperliches, uns bekanntes, oder ein uns völlig unbekanntes, von der Erscheinung, in der wir nur Körperliches wahrnehmen, völlig unterschiedenes, geisterhaftes Wesen ist? Sie stützen und berufen sich auf den gesunden Menschenverstand, d. h. nach Ihrem Systeme den Verstand, dem alle Metaphysik eine Lächerlichkeit ist oder ein unbekanntes böhmisches Dorf; und doch liegen bewusst- und kritiklos Ihrem ganzen Standpunkte metaphysische Verstandesunterschiede, wie die Trennung von Wesen und Erscheinung vorausgesetzt, als objektive Realitäten und Wahrheiten zu Grunde. Fragen Sie einmal einen unverdorbenen, natürlichen Menschen, d. h. einen Menschen, der nichts von der Schulweisheit weiss, sondern nur seinem natürlichen Verstande nach lebt: was ist das Licht? Und er wird Ihnen antworten: das was hell macht, und damit das Wesen des Lichtes ausgedrückt zu haben glauben; denn er weiss nichts von dem Unterschiede zwischen Wesen und Erscheinung. Die Erscheinung ist ihm das Wesen. Sagen Sie einem Menschen von gesundem Menschenverstande: Die Sonne ist grösser als die Erde, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, so wird er Sie geradezu auslachen; denn die Sonne ist ihm so gross, als sie ihm erscheint. Und alle mathematischen und physikalischen Demonstrationen, die Sie ihm vorbringen werden, wird er für elende Sophismen und Grübeleien erklären, und den Satz Ihnen entgegen halten: Nur in den Sinnen ist Wahrheit. Sie wollen ferner frei von allen idealistischen Phantomen das pure blanke Objekt ergreifen, und doch ist das Objekt, wie Sie es anschauen, ein Produkt von Vorstellungen, denen Sie bewusstlos das Privilegium der Zensurfreiheit geben, und die Ihnen daher objektive Realität haben. So machen Sie den Körper zu einem menschlichen Machwerk, indem er Ihnen als eine Maschine erscheint. Ihre Materie ist nichts anderes, als das corpus delicti der Jurisprudenz, Ihr Standpunkt nicht der Standpunkt der Physiologie, sondern der Pathologie. Sie haben die Seele und den Geist todtgeschlagen; aber dafür haben sie sich auch an Ihnen gerächt. Ihre Anschauung von der Natur ist — verzeihen Sie den Ausdruck, ich finde keinen anderen — ist eine geist- und seelenlose, eine todte, eine hölzerne Anschauung. Das Geheimniss Ihres

Systems ist, das Leben dadurch zu erklären, dass Sie das Leben zu etwas Todtem, einer Maschine machen, an die Stelle „der Chimären des Idealismus“ die bei weitem lächerlicheren Chimären und Fiktionen des Materialismus setzen, wie wenn Sie den lebendigen Organismus zu einer „galvanischen, elektromagnetischen Batterie“ machen. Das Schönste aber ist, dass Sie, obwohl Sie keinen Anstand nehmen, das Geheimniss des Lebens dadurch aufzulösen, dass Sie den organischen Prozess zu einem äusserlichen, unorganischen Prozess machen und selbst das merkwürdigste und räthselhafteste aller Wesen, das Wesen, das die entschiedensten Materialisten, wenn sie anders noch für das Audiatur et altera pars offenen Sinn hatten, irre machte — das Bewusstsein zu einer empirischen „Handgreiflichkeit“ degradiren, dennoch alle Augenblicke mit dem Popanz des „Schöpfungsgeheimnisses“ kommen, und sogar als eine ungebührliche, Sie gar nichts angehende Frage von sich weisen „wie es möglich ist, dass Materie denkt“. Allein so lange Sie diese Möglichkeit nicht zeigen, so lange wird Ihr System als eine willkürliche Assertion gelten und der Idealist gewonnenes Spiel haben ..... L. F.

Dr. Arnold Ruge an L. Feuerbach.

Halle, den 14. Oktober 1837.

Herrn Dr. Ludwig Feuerbach Wohlgeboren! Erlauben Sie mir so direkt bei Ihnen einzubrechen, nachdem ich lange auf eine Gelegenheit gelauert, in ein Verhältniss mit Ihnen zu treten. Ich habe längst mit grosser Freude Ihre tapferen und wahrhaft einschlagenden Rezensionen verfolgt, und mich neuerdings nicht wenig an Ihrem Leibnitz ergötzt. Wir gründen in diesem Augenblicke hier in Halle eine neue Literaturzeitung, wovon der Prospekt beigelegt ist. Schaller und Echtermayer wirken thätig mit bei der Redaktion, Hinrichs, immer jugendlich und munter, jetzt verjüngt und in seinem spasshaften Schiller fast zu jünglingssüchtig, ist rüstig dabei; ausserdem was hier nur irgend von der jungen Garde lebt. Sie werden sehen, dass es uns wichtig ist, die steifleinenen und stereotypen Berliner los zu werden, dagegen das eigentliche verdaute Wesen des neuen Geistes in Umlauf zu setzen.

Wir wollen dazu uns auch der irgend mitgegangenen Fachgelehrt
versichern, und ich werde selbst in Erlangen vorsprechen, um
sehen, was von dort zu hoffen ist. Darf ich Sie um die Erlaubn
bitten, zuerst zu Ihnen zu kommen, um den nöthigen Unterric
über die Leute von Ihnen zu nehmen? Sie selbst dürfen dies Unt
nehmen nicht verlassen. Sie gerade sind einer von denen, die z
Aufrechterhaltung des Prinzips unumgänglich nothwendig sind. W
haben von vornherein an Sie gedacht, und wären Sie in Halle,
hätten wir keinen Schritt ohne Sie gethan. Dass dies keine g
machten Phrasen im alten Style sind, davon werden Sie bald üb
zeugt werden, wenn wir uns sehen, was in 3—4 Wochen der F
sein wird. Ich reise nämlich über Göttingen, Bonn, Heidelbe
nach Stuttgart, Tübingen, und so zurück über Erlangen und Jen

Auf Wiedersehen, oder vielmehr, da das nicht gesagt werde
kann, auf Sicht: addio! Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 12. Februar 1838.

Lieber Freund! Ich ergreife eine Aeusserung Ihres letzte
Briefes, den ich eben wieder lese, dass Sie nämlich wohl Lu
hätten, Schelling zu charakterisiren, und frage an, wie es dam
steht. Es wäre mir sehr erwünscht, und ich will nur hoffen, da
ich zeitig genug damit gekommen bin. Ich denke bald wieder ei
Mittheilung von Ihnen zu sehen, und es thut mir noch immer lei
dass damals Ihre Rezension über Erdmann's traurige Geschich
der Philosophie nach Berlin gewandert ist, wo sie nun liegt un
liegt, wahrscheinlich bis sie den unglücklichen Menschen vollend
zum Ordinarius gemacht haben, während er so schon ordinär genu
ist, ja das Mass des Ordinären hier überfüllt, und eigentlich de
Studenten völlig aus der Philosophie in das populäre Theologisire
zurück geworfen hat. Vergessen Sie mich nicht, wie ich von Herze
der Ihrige bin. Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Leipzig. den 27. Juli 1838.

Lieber Freund! Sogleich nach Empfang Ihres freundliche
Schreibens lasse ich Ihnen den Bayerhoffer „Idee und Geschich
der Philosophie“ zugehen. Schaller hat es nicht rezensirt, und ic
nehme Ihre Güte in Anspruch. Wie Sie sich hinten mit de

„Geisterreich der Idee", einer etwas zu naiven Nomenklatur von Bayerhoffer, vertragen werden, bin ich neugierig zu lesen. Einigen Humor muss sich dergleichen gefallen lassen. Verlieren Sie Schelling ganz aus den Augen? Sie waren mal aufgelegt, ihn zu charakterisiren. Thun Sie es ja! Es ist ein dankbares Geschäft, sollt' ich meinen, und Ihnen glückt ja, wie der Leibnitz zeigt, dergleichen aufs Beste.

Wie vortrefflich wäre es, wenn Sie sich nach Halle übersiedelten. Vergraben Sie sich doch nicht in die alte Zeit und in die neuen Wälder. Mit den schönsten Grüssen ganz der Ihrige

Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 31. Juli 1838.

Mein verehrter Freund! Ihren werthen Brief vom 20. Juli habe ich in Leipzig schon einmal beantwortet; es wird aber mit der Absendung der ersten Antwort noch einigen Anstand haben, weil Bayerhoffer's Buch in dem Augenblicke in Leipzig nicht vorräthig ist und erst wieder von Marburg erwartet wird, und ich dasselbe dem Briefe beizulegen beordert habe. Schaller hat bei Gelegenheit der Hegel'schen Philosophie der Geschichte, die er in den Halle'schen Jahrbüchern rezensirte, sich eine ähnliche Aufgabe, wie Bayerhoffer in seinem Buche gestellt, und es ist wohl diese Arbeit gewesen, worauf ich angespielt habe mit Ausdrücken, die Sie zu dem Missverständnisse Ihres Briefes verleitet.

Schade, dass Sie so ausser dem Weltverkehr sind. Sie hätten zu manchem Feldzuge die schönste Gelegenheit, und es ist nicht recht, dass Sie Ihr polemisches Licht so unter den Scheffel setzen. Ihre Aufsätze schiessen immer die eklatantesten Breschen, wenn Sie scharf zu laden sich die Mühe geben. Neuerlich sind Sie mit den „Halle'schen Jahrbüchern" gemeinsam wegen Ihrer „Impietät" gegen Hegel von dem nichtswürdigen Berliner Wochenblatt angezapft; die alberne Anklage „dass die Philosophie keine Autorität dulde" wurde mit Ihren Worten belegt. Es ist jammerschade, dass Sie nicht in Halle wohnen, und ich wüsste nicht, was mir Lieberes begegnen könnte, als dass Sie sich hieherwendeten. Auf die Länge halten Sie es weder in Nürnberg, noch in Baiern aus. Ueberlegen Sie sich die Sache.

Wenn Sie nur bald die Hoffnungen verwirklichen, die Sie mir in Ihrem Briefe machen, können Sie meines aufrichtigen Dankes gewiss sein. Auf eine ergiebige Zukunft und einen näheren Verkehr! Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 25. Februar 1839.

Verehrter Freund! ...... Mit den preussischen Hegeliten hat es vielfältig den verfluchten Haken, dass sie der Hoftheologie zum Munde reden. Wunder, Teufel, Hölle — ja sie würden das Fegefeuer demonstriren, wenn's befohlen würde. Grosses Elend, Hundenaturen! Es sind Gott sei Dank nicht Alle, aber Viele ist nicht zu wenig gesagt. Uebrigens wissen Sie das Alles besser, als ich es Ihnen sagen kann, ja Sie wissen auch, dass solche Offenherzigkeit wie die Michelet'schen enfin nichts besser sind, als die Scholastik Göschel's u. s. w. Sehr noth thut es daher und thut es immerfort, tapfer dreinzuschlagen und von der Leber weg das Innerste herauszusagen. Ich werde den alten Hegel selbst noch vorkriegen und ihm gar nichts schenken; je mehr seine wahren Freunde die Popanzexistenz des nothwendigen Pflocks wegräumen, desto mehr ehren sie ihn, und desto wirksamer werden seine Thaten. Aber gut Ding will Weile haben, und ich habe nichts dagegen, wenn ich vorher Ihre Kritik des Systems lesen kann. Sie sind tausendmal gelehrter, belesener und wahrlich auch freier, als ich gegenwärtig mich kenne. Lassen Sie nur bald etwas der Art heraus! Es ist ein dringendes, ja das dringendste Bedürfniss der Zeit. Die Ochsen stehen am Berge — wer wird den Berg wegthun oder die Simplonstrasse bauen? Ganz der Ihrige

A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 4. April 1839.

Mein theurer Freund! Alle Veränderungen in Ihrem anfangenden Aufsatze hat der verruchte Zensor, nicht ich, gemacht. Ich habe zu viel Ehrfurcht vor dem genialen und tief eingreifenden Ausdrucke Ihrer wohlbewussten Meinung und Einsicht, als dass ich nur ein Jota hätte ändern mögen. Das Folgende haben sie in allen Instanzen gestrichen, und Wigand ist beauftragt, Ihnen das Manuskript zum anderweitigen Drucke unter vernünftigeren Zensor-

ren wieder zugehen zu lassen. Ich bin eigens darum nach Leipzig gereist, ich habe alle meine Verbindungen in Dresden angespannt — es wollte nichts verschlagen. In Sachsen ist es also jetzt unmöglich, Ihre höchst wichtige Broschüre zu drucken; ob es in Baiern leichter sein wird, weiss ich nicht; vielleicht wird nur die Pressfreiheit der bigotten Schweiz das Erscheinen derselben möglich machen. Der ganze Aufsatz war schon gesetzt und ich hätte mir einen gewaltigen Effekt davon versprochen, wenn er herausgekommen wäre, eine ganz neue Basis des Streites und eine wesentlich freiere Aussicht in die Mächte des Geistes. Es ist eine verfluchte Kalamität, von solchen Hornochsen abzuhängen, wie dieser Zensor .... in L......, der wahrlich eher in die Mühle gehörte, als in die Studirstube. Wir haben nicht nur die eine ganze Woche, die schon gesetzt und fertig zum Drucke war, sondern auch diese hoffnungsreiche Aussicht auf den Effekt Ihrer Arbeit verloren, und wurden wirklich höchst unangenehm dadurch derangirt und turbirt ... Es ist wahrscheinlich, dass .... durch einen anderen, minder gewaltsamen Mann ersetzt werden wird; denn diese Verbesserungen durch Ballhorn, diese gräulichen Abstumpfungen aller auch der feinsten Pointen, sind ganz unerträglich, eine wahre Sünde wider den Geist.

Meine besten Grüsse, Sie grosser und höchst liebenswürdiger Ketzer! Wann sieht man Sie mal von Angesicht? Ich kenne alle Ihre Brüder, war mit dem ältesten zusammen in jenen spasshaften und doch ernsthaften politischen Ketzereien, namentlich an dem Tage, den das junge römische Reich in Würzburg auf dem Steine hielt, und möchte doch gerne meine Bekanntschaft mit allen den Feuerbächen vervollständigen. Ach! Es wäre sehr gut, wenn Sie hier in Halle wohnten. Welch eine Aussicht! Ist es denn nicht möglich, Ihre Verbannung zu brechen? Ich hoffe, man ruft Sie noch mal nach Jena oder nach Preussen, wenn man erst einsieht, wie viel Schafsköpfe man hier zu viel hat.

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Mit Sehnsucht der Ihrige

Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 31. Mai 1839.

Lieber Freund! Meinen verbindlichsten Dank für die Kritik der Hegelschen Philosophie, die nächstens erscheint.

Otto Wigand erbietet sich, gegen Ihr gefordertes Honorar, wen Sie noch ein Vorwort oder Nachwort hinzufügen wollen und de Sache einen allgemeineren Titel geben, etwa Philosophie un Christenthum, die Broschüre in Mannheim bei Heinrich Hoi drucken zu lassen; auch sei er sehr erbötig, Ihre künftige Schriften gegen bessere Honorare, als die dortigen Buchhändle zahlen, und in eleganterer Ausstattung in Verlag zu nehmen, indei er sich's zur besonderen Ehre schätze, von Ihnen zum Verleger g wählt zu sein. Ich gestehe, dass ich es sehr hübsch fände, wen Ihre folgenden Charakteristiken der bedeutendsten Philosophe unter diesen freundlicheren äusseren Umständen erscheinen könntei namentlich ärgere ich mich immer über den lateinischen Druck un das graue Papier. Das stört mich bei dem grössten Genusse, de sonst der Inhalt mit sich führt.

Von ganzem Herzen der Ihrige Dr. Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 12. November 1839.

Lieber Freund! ... Wir haben — aber ganz im Vertraue sei es gesagt, da dergleichen sich durch die Meinung hebt un senkt — nur 313 Abonnenten. Wir selbst haben noch nie eine Aufsatz, geschweige denn die Redaktion, honorirt bekommen, s dass wir zwei Jahre bereits ohne eine Entschädigung pro patri arbeiten; ja wir haben noch namhafte Zuschüsse gemacht, und pr 1840 soeben eingewilligt, noch einmal publice und gratis zu schrei ben und zu redigiren. Daher das lausige Honorar für die Mitarbeiter Wigand hofft 1840 auf 500 und im 4. und 5. Jahre zu einer Deckung aller Kosten zu gelangen. Tantae molis erat! Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 4. Dezember 1839.

Lieber Freund! Ein Projekt, welches im Gange ist un bei dem wir auf Sie rechnen, will ich Ihnen, versteht sich unte dem Siegel des Geheimnisses, da es noch nichts damit ist mittheilen. Wir projektiren eine Akademie der freien philoso phischen Richtung in Dresden. Wir haben bereits Verbindunge dort und thun soeben einige einleitende Schritte. Sachsen könnt dadurch Preussen wesentlich zur Freiheit aufstacheln, oder selbs die protestantische Initiative ergreifen. Es ist von Seiten der Ein

sicht wenig, von Seite der Opposition eher einige Hoffnung. Wir haben den Premierminister gefragt, ob er ein Memorial darüber annehmen und auf den Plan reflektiren wollte. Lindenau ist ein sehr freisinniger Mann. Er wird die Macht der Philosophie in den letzten Jahren noch mehr beobachtet, und die Nothwendigkeit der Opposition gegen das bornirte theologische Unwesen eingesehen haben. Geld und Ehrgeiz haben sie genug; aber Misstrauen in die Hegel'sche Philosophie, die sie noch immer für preussische Hofphilosophie und unfrei halten. Hat die Sache einen guten Gang, so will ich Ihnen das Nähere mittheilen. Vorläufig wäre nur so viel interessant, dass mit etwa 10 Stellen, jede zu 1000 Thlr., die verschiedenen Fächer ganz von der Philosophie aus besetzt werden könnten. Die Orthodoxie und Unfreiheit jeder Art, ebenso den Positivismus müsste man ausschliessen. Kapp, Feuerbach, Strauss, Schwarz (ein junger, sehr durchgebildeter und gelehrter Mann, von dem Sie nächstens etwas in den Jahrbüchern lesen werden, Theolog), noch einer oder der andere von den Würtenbergern, als Georgii, Binder u. s. w., wären in Vorschlag zu bringen, die Jahrbücher zum Organ der Akademie zu nehmen und so eine Basis für die wirkliche Bildung der gegenwärtigen Wissenschaft zu gewinnen. Preussen hat es verdient, dass diese Ehre von ihm genommen werde, und Halle ist wahrlich nicht der Ort, den man zum Nabel der Erde ernennen könnte.

Gebe Gott, dass die Pläne sich realisiren und nicht nur die Opposition der Kammer, die sich in einigen Mitgliedern bereits dafür geneigt hat finden lassen, sondern auch die Regierung darauf eingeht. Wir halten aber natürlich die Sache, so lange noch nichts entschieden ist, geheim.

Mit herzlichen Grüssen der Ihrige A. Ruge.

Frauenstädt an L. Feuerbach.

Berlin, den 2. Februar 1839.

Hochgeehrter Herr! Nachdem ich mich schon längst an Ihren Schriften erfreut und den wohlthätig belebenden und erfrischenden Eindruck derselben empfunden, wurde mir jüngst die freudige Ueberraschung zu Theil, Sie in Ihrer Kritik der positiven Philosophie in den Halle'schen Jahrbüchern ganz auf dem von mir in beifolgender Schrift eingenommenen Standpunkte wiederzufinden. Sie werden die Verwandschaft Ihrer dort ausge-

sprochenen Ansichten über das Verhältniss von Religion und Philo
sophie, oder Glauben und Wissen, sowie namentlich über die Persön
lichkeit Gottes, mit dem darüber von mir Gesagten nicht verkennen
Nehmen Sie beifolgendes Exemplar als ein Dokument dieser unsere
geistigen Verwandtschaft. In dieser zerrissenen Zeit kann es j
keine grössere Freude geben, als wenn verwandte Geister sic
unvermuthet finden.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich mit einer
Urtheile über meine Schrift, sei es in einem Schreiben, oder, wofü
ich Ihnen noch dankbarer wäre, in einer öffentlichen Kritik z
beehren die Güte hätten.

Hochachtungsvoll

J. Frauenstädt.

Aus dem Nachlass.

Erlanger Vorlesungen über Logik und Metaphysik, 1829—1832.

Die Mühe der Abstraktion und der Muth des Denkens.

(„Zur Charakteristik meiner ursprünglichen Richtung.")

Der mit der Einfachheit nothwendig verbundenen Abstraktion ist freilich unsere gesegnete Zeit nicht hold und ergeben, ja der Sinn für die Abstraktion ist gänzlich verschwunden. Angenehme Romanlektüre und Erzählungen, oder ein in die politischen Angelegenheiten zerstreuter und aufgegangener Sinn, oder der glückliche Besitz des unmittelbaren Wissens, oder eine vernunftscheue Frömmigkeit überheben dieser sauren Arbeit, dieser Geistesanstrengung. Wo man einmal so glücklich ist, dass die Geister mit Stiefel und Sporn und schwarzem Frack erscheinen, wie in der „Seherin von Prevorst", da bedarf man gewiss nicht mehr der Abstraktion, um sich zum „Geiste" zu erheben; wenn die Stiefel sich selbst ausziehen, so bedarf man nicht mehr der lästigen Mühe und keines Stiefelknechtes. Angenehmer ist es freilich, nur im sinnlich Konkreten zu weilen und mit konkreten Gegenständen sich zu beschäftigen, als zu abstrahiren.

Aber die Abstraktion ist die unerlässliche Bedingung der Erkenntniss; sie frappirt natürlich nicht die Phantasie und das Gefühl, weil sie die Auflösung des Konkreten in seine wesentlichen Bestandtheile, Prinzipien und Elemente ist, die einfach sind und daher weder das Gefühl, noch die Phantasie treffen, denn das Gefühl und die Phantasie nimmt nur Vielfaches, Mannigfal-

tiges, aber nicht Einfaches wahr. Um den Ton zu erkennen, lös ich ihn auf in seine Bestandtheile, reduzire ihn auf eine be stimmte Zahl von Schwingungen, auf ein einfaches Quantum dieses ist nur Gegenstand des Denkens und freilich nicht ein s Gemüthergreifendes, als der Ton, der gehört wird, der mein Ol frappirt und durch dieses mein Gemüth. So ist es mit der Phil sophie überhaupt. Sie löst auf das bunte bezaubernde Konze des Weltalls in seine Elemente und Prinzipien, wie der Physik den Ton reduzirt und analysirt. Auf den Höhen der Abstraktio ist es freilich nicht so schön, als unten in den Thalgründen d Gefühls, der Phantasie und der sinnlichen Anschauung; auf ihre Gipfeln hört man keine Nachtigallen singen und keine Schaf blöken wie in der Poesie, und keine das unbestimmte Gefühl so sehr ergreifenden Glockentöne der Theologie. Dem Auge bietet sich auch keine so reiche und üppige Vegetation dar, wie unten in den engen und warmdunstigen Thälern des Gemüthes; aber je mehr sich die individuelle Natur beschränkt, desto mehr erweitert sich der Blick in die grosse und unbeschränkte Natur, desto freier, desto weiter wird das Herz. Denn mit der Aussicht erweitert sich auch das Gemüth. Auf den Höhen der Abstraktion wohnt daher Freiheit, wie auf den Bergen, wie der Dichter sagt; denn hier verschwinden die kleinlichen und erbärmlichen, einengenden und beschränkenden Gränzen, die der Mensch unten im Thale als Götzen anbetet, als unübersteigliche Ultimate fixirt. Die Illusion ver schwindet freilich hier gleichfalls. Die Natur, die im Thale als ein schönes Bauernmädchen oder als eine nur zu seinen Diensten stehende und seinem Nutzen dienende Hausmagd dem Menschen erscheint, die offenbart sich auf den Gipfeln der höchsten Gebirge als die Königin der Welt in allen Schrecken und Herrlichkeiten ihrer Majestät. So ist es nun mit der Philosophie überhaupt und insbesondere mit der Logik als Metaphysik. Wer bloss der Ge mächlichkeit lebt, dem Gemüthlichen nachläuft, lieber Glockenge läute u. dergl. hört, der braucht nicht die Höhen der Abstraktion zu erklimmen; aber wer die Welt kennen lernen, seinen Blick er weitern will über die Gränzen und Engpässe des gemüthlichen Thallebens, der muss hinauf.

– – –

Der Muth zu denken ist aber noch in anderer Beziehung eine zum Denken erforderliche Bedingung, zumal wenigstens in unseren Zeiten. Die Bildung in den christlichen Staaten und Perioden dreht

sich als um ihren Mittelpunkt um Lehre, Glauben und Anschauung Gottes als eines willkürlichen, nach Zwecken und Absichten sich bestimmenden, dem Individuum und seinen Interessen, seinen individuellsten Gedanken, Gesinnungen, Wünschen Gehör leihenden Wesens. Wie der Gott einer Menschheit oder einer Nation, so ist auch der Charakter derselben. Indem nun aber das Individuellste vor Gott, dem unendlichen Wesen, selber Realität und Anerkennung findet, so ist nothwendig, dass das Subjekt und Subjektive für sich unschätzbaren Werth bekommt. Die Aufgabe der Philosophie ist aber, das Allgemeine und Nothwendige zu erkennen; eine ihrer erhabensten, durch alle Zeiten hindurch bewahrten Lehren ist, dass nur das Allgemeine und Nothwendige Wesen, Realität und ewiges Sein hat; dass nur das Ganze, das Eine und Alle, das Unendliche Wirklichkeit habe und in ihm alles Einzelne, Individuelle, Besondere als ein Unreelles verschwinde. Z. B. wenn gelehrt wird, dass die Welt einen Anfang gehabt habe, nicht gewesen und einst entstanden sei, so lehrt die Philosophie, dass die Welt nur ihrem Grunde nach endlich, aber der Zeit nach ewig sei, dass sie ewig im Wesen Gottes lag; wenn gelehrt wird in der Theologie, dass der Tod durch eine willkürliche Handlung in die Welt gekommen sei und daher etwas nicht Seinsollendes ist, so war es dagegen die Ueberzeugung der Philosophen, dass der Tod des Einzelnen keine Störung im Ganzen sei, sondern aus dem Wesen selber erfolge, nur das Allgemeine nothwendig und ewig sei. Kurz in allen den Lehren, die den Mittelpunkt unserer Bildung ausmachen, ist die Anschauung des Wirklichen, des Subjekts und des Subjektiven, die Alles bestimmende. Während die Philosophie nur sucht und will: was ist, so lehrt dagegen die gemeine Weltanschauung, was sein sollte und was nicht sein soll. Diese Anschauung einer willkürlichen Anordnung ist aber die dem Menschen wohlthuendste, weil sie das Feld seiner Wünsche, seiner subjektiven Gedanken und Interessen in jeder Rücksicht nicht beschränkt, während das einfache: Es ist so, Es kann nicht anders sein, welches der Ausspruch und das Motto der Philosophie ist, die Seele zur einfachen, absolut bestimmten, alle Subjektivität abschneidenden Anschauung bringt. Da das schlechthin Allgemeine und unbedingt Nothwendige das Objekt der Philosophie ist, so erfordert sie eben den Muth dieser Art, dasselbe anzuerkennen und vor den Resultaten, die nothwendig abweichen von der trauten, herzlichen Lieblingsansicht, sich nicht zu fürchten. Dieser Muth,

das Nothwendige und Allgemeine als das Wahrhafte und Wesenhafte in Allem anzuerkennen, gibt auch der Seele die Freiheit, dass von dem Wahren nicht das Gute getrennt ist, und dass ein Gutes, es sei auch noch so tröstend und beruhigend, das von dem Wahren getrennt ist, kein wahres Gutes ist.

Die Schranke als Affirmation.

Das Wesentliche in dem Begriffe der Schranke ist, weil die Gränze Qualität ist, weil sie eins mit dem ist, dessen Gränze sie ist, nicht bloss als Schranke, als ein Negatives und Privatives zu erkennen, sondern auch als Sein, als Positives. Spinoza sagt: Determinatum nihil positivi, sed tantum privationem existentiae ejusdem naturae quae determinata concipitur, denotat. — Quantum ad hoc, quod figura negatio, non vero aliquid positivum est, manifestum est, integram materiam indefinite consideratam nullam posse habere figuram, figuramque in finitis ac determinatis corporibus locum tantum obtinere. Qui enim figuram percipere ait, nihil aliud eo indicat, quam se rem determinatam et quo pacto ea sit determinata concipere. Haec ergo determinatio ad rem iuxta suum Esse non pertinet: sed contra est eius Non-esse. Quia ergo figura non aliud quam determinatio et determinatio negatio est, non potest, ut dictum, aliud quid, quam negatio esse.*) Kant sagt: Jede Gränze ist auch was Positives. Allerdings ist die Determination eine Gränze, Negation, aber sie ist auch Affirmation, eine sich selbst gleiche, mit sich identische, eine seiende Natur. Die Gränze ist auch Sichselbstgleichheit, Identität mit sich, Sein, Positives. Dieses bestimmte Etwas hat wohl an dieser Bestimmtheit seine Gränze, sein Ende, es ist nicht das andere, hat an dem anderen seine Gränze, wie das Weiss einer Farbe, eine Qualität, nicht das Schwarze ist; es hat an ihm seine

---

*) „Das Bestimmte ist nichts Positives, sondern bezeichnet nur eine Privation (Beraubung) der Existenz derselben Natur, welche als bestimmt gefasst wird." — „Was das betrifft, dass die Figur eine Negation, aber nichts Positives ist, so ist klar, dass die Materie, unendlich betrachtet, keine Figur haben kann, und dass die Figur nur in endlichen und bestimmten Körpern ihren Platz erlangt. Wer nämlich sagt, dass er eine Figur gewahre, zeigt damit nichts Anderes an, als dass er eine bestimmte Sache, und wie sie bestimmt sei, bemerke. Diese Bestimmung gehört daher nicht zur Sache nach ihrem Wesen, sondern ist vielmehr ihr Nicht-Wesen. Weil nun die Figur nichts Anderes als eine Bestimmung, und die Bestimmung eine Negation ist, so kann sie, wie gesagt, nichts Anderes sein als eine Negation."



ränze, es ist Beschränkung der Farbe; aber diese Gränze macht uch seine Natur aus, ist es selbst, ist eins mit dem Sein nicht nur, ondern es ist das Sein dieses Bestimmten als eines Bestimmten. erade diese Gränze macht sein Leben in sich, sein Insichein aus, die Gränze ist ihm keine Schranke, es ist darin einig, nit sich selbst befriedigt. Dies erscheint überall in der Natur. Der Fisch ist im Wasser; dieses sein nur im Wasser Sein ist ein beschränktes Sein, der Fisch kann nicht über das Wasser hinaus, es ist seine unübersteigliche Gränze; mit der Aufhebung dieser Gränze hebt sich sein Sein auf. Aber eben desswegen, weil die Negation dieser Gränze sein Sein negirt, so ist diese Gränze sein Sein. Das Wasser ist ihm keine Schranke; er ist befriedigt in ihm, er begehrt nicht über es hinaus. Ebenso ist es mit dem Menschen, er geht schwer daran sich zu bestimmen, er schweift als Jüngling gerne über Alles unbestimmt hinweg, er will sich nicht in etwas Bestimmtes einlassen und einbegeben; die Bestimmung erscheint ihm als Verlust seiner Freiheit, Unbeschränktheit und Unbestimmtheit. Aber so erscheint sie nur anfangs, nur im Anfang tritt in der Determination das Moment der Negation heraus; später findet man sich selbst in dieser Gränze, wird dann heimisch, glücklich in ihr; gerade diese Gränze, in die man als ein Beschränkendes nur mit Widerwillen ging, macht dann den Hausfrieden der Seele aus, ihr Glück; sie wird nicht mehr gefühlt als Schranke, sie wird eins mit dem Selbst, eins mit dem Sein.

Die Liebe als Endlich-Unendliches.

Etwas ist ein Bestimmtes, seine Bestimmung oder seine Bestimmtheit ist seine Gränze, seine Negation — aus sich selbst geht jedes Ding zu Grunde — aber diese Schranke ist sein Wesen, seine Natur, sein Ich und Selbst; die Schranke, die Endlichkeit ist also negirt, aufgehoben; jedes Etwas ist daher schon unendlich. Das Unendliche muss als daseiend, als selbst bestimmt, die Bestimmtheit umgekehrt im Unendlichen erkannt werden; und da das Unendliche wesentlich daseiendes, und als Daseiendes wesentlich bestimmtes ist, unterschieden bestimmtes ist, so kann man alle logischen Bestimmungen insofern als Bestimmungen des Unendlichen selbst fassen. Ein konkretes, wirkliches Beispiel von der Unendlichkeit, die selbst der Qualität zukommt, ist aus dem unmittelbar lebendigen Geiste die Liebe, in welcher die Seele

die Unendlichkeit in der Qualität sinnlich erfährt, empfindet. Da
Wesen der Qualität ist in der Liebe Gegenstand der Empfindung
und um die Natur der Qualität zu erkennen, brauchen wir nur di
Natur der Liebe vor unser Bewusstsein zu bringen. Erst ist di
Seele gleichsam in der schlechten Unendlichkeit, sie geht vo
Einem zum Anderen, vom Anderen wieder so fort zum Anderen
die Seele negirt ein Bestimmtes, ist dessen überdrüssig; aber die
Negation desselben ist selbst wieder etwas, was negirt, worübe
hinaus und weiter fortgegangen wird; so ist aber die Seele noch
ganz unbestimmt. Erst durch die Liebe kommt in die Seele Be
stimmtheit, Qualität, erst so bekommt die vorher eitle Seele
Farbe, Geschmack und Geruch, wie im Etwas das unbestimmte
weite Sein auf ein Gewisses zusammengedrängt, zusammengezogen
wird. Aber die Liebe ist höchster Genuss, Seligkeit, Gefühl de
Unendlichkeit; in dieser Schranke, Negation, Bestimmtheit, empfin
det die Seele die Aufhebung, die Negation dieser Negation; die
Seele empfindet in dieser Schranke Unendlichkeit, d. h. empirisch
ausgedrückt, die Liebe ist Genuss, Seligkeit.

Der Anfang der Liebe ist sie selbst, ihr Ende und Ziel sie
selbst; denn wenn sie auch in Verzweiflung endet, so endet sie
doch nur in sich selbst. Die Liebe ist kein zeitlich Bestimmtes
wie der Anfang der Menschheit, das Bewusstsein im Menschen
obgleich vermittelnde Stufen als Entwicklungsstufen vorausgehen
doch ein absoluter ist, ein unendlicher, den man nicht wahr
nehmen, zeitlich bestimmen, handschriftlich und urkundlich nach
weisen kann, gleich dem endlichen, successiven Anfang einer Sache
so ist es mit der Liebe, die ja unzertrennlich von der Menschheit
ist. Das Kind wird eben erst Mensch, wenn es liebt. Ihr Anfang
ist Einmal — Einmal ist Keinmal — und dieses Einmal ist nicht das
Einmal der Zahl, des Einmal Eins, worauf ein zwei- und dreimal
folgt, ein diskretes Einmal, sondern ein absolutes, ununterbrochen
kontinuirliches, unendliches Einmal; denn die Liebe ist immer in
ihrem Anfang, ist ewig jung. Die Liebe ist ebenso wie die Vor-
stellung die Negativität des nur Einzelnen, Sinnlichen, Negativen
an einer Sache, sie ist Abstraktion und Vergessen; sie erhebt die
Sache zum Wesen und so nur als Wesen ist die Sache nun Objekt
der Liebe. Das Wesen der Liebe erscheint am klarsten in einer
Art der Liebe, in der des Mannes zum Weibe.

Die Liebe, sagt man in diesem Verhältnisse, ist blind, d. h

das Negative, das Mangelhafte, das Besondere, das Einzelne an einer Person sieht sie nicht, das ist nicht ihr Objekt, verschwindet vor ihr; in dem Eindrucke der ganzen Person, in dem Wesen, das Objekt der Liebe ist, ist solche Einzelheit — Nichtigkeit.

Unsterblichkeit.

Die Unveränderlichkeit, die man von Gott aussagt, passt gar nicht auf ihn, dafern er nicht als Götze gedacht wird; denn die Kategorie passt nur auf ein Etwas, ein Quale. Eben so ist es mit der Unsterblichkeit der Seele. „Das ist was wunder Erhabenes“. Es ist ein ganz eitles und begriffloses Prädikat. Sterblichkeit ist eine Bestimmung der Sinnlichkeit; die Seele schliesst aber die Sinnlichkeit aus. Ich brauche daher die Sterblichkeit gar nicht von der Seele auszuschliessen. Unsterblichkeit ist ein blindes Fenster, durch das ich gar nicht in die Seele blicke.

Wesen und Erscheinung.

Das Schöne. Das Schöne ist nur im Vergehen, im Verschwinden schön. Nur die Coincidenz der Nacht des Nichtseins und des Lichtes des sinnlichen Daseins bringt hervor den Schein, die Farbe der Schönheit; nur an der Gränze des Daseins, d. h. im Verschwinden, ist etwas schön, wie nur an der Gränze des Prismas sich Farben zeigen. — Das Sinnlich-Unsinnliche ist das Sinnliche in seinem Verschwinden. — Schönheit ist der Geist des Sinnlichen. — Schon Göthe sagte: Das ächte geistig und künstlerisch gebildete Auge erkenne das Schöne nur in Einem Augenblicke.

Poesie.

Die Poesie setzt einen Verlust, Schmerz, Vergangenheit voraus. Nicht bei Sonnenaufgang, bei Sonnenuntergang sang die Muse ihr erstes Lied. Erst die mit dem Verlust wiedergekehrte Sonne — erst am zweiten Tage nach seiner Entstehung besang der Mensch die Wiederkehr.

Wesen der Religion und des Christenthums.

Man darf nicht sagen, Sonne, Mond und Sterne waren die Objekte vieler Religionen; also waren die Sterne, Sonne, Mond das

Wesen dieser Völker. Allerdings waren die Sterne, Sonne un
Mond gewissermassen das Wesen dieser Völker, weil sie vereh
wurden, wie ein Mensch, weil ein Volk nur sein Wesen anbetet un
nur das anbeten kann, was Wesen, und näher, *sein* Wesen ist
aber Sonne, Mond und Sterne waren nur die sinnlichen Gestalten
die objektiven Existenzen, in denen es sein eigenes dunkles un
geheimnissvolles Wesen anschaute. Das Wesen solcher Völker wa
eben noch das einfache *Naturwesen*, sinnliches Wesen, de
Geist ganz aufgegangen in die Besonderheit dieses Charakters de
Volkes, und *sein* Wesen verehrte es daher in den besonderen
natürlichen Gestalten und Wesen. Das Wesen des griechische
Volkes waren seine Götter; seine Bestimmung war, die Idee de
griechischen Menschen zu verwirklichen, und zwar ihn sowohl nach
seiner natürlichen sinnlichen, als geistigen Beziehung, nicht nur i
Beziehung auf sein moralisch-intellektuelles Innere
Die Anschauung dieses seines Wesens war eben die Anschauung
Gottes als vieler Götter, als Individuen. *Der ganze Mensch*
mit allen seinen Fehlern, Trieben, natürlichen Neigungen, in dem
freien, ungezwungenen Spiele aller seiner Kräfte und Anlagen, in
der ungetrennten, unmittelbaren Einheit seines Wesens und Daseins
war das *Wesen* des griechischen Volkes; nicht der Mensch in de
Trennung und Unterscheidung und Abscheidung seines Inneren
als des allein Wahren, von den natürlichen Trieben, Sünden un
Fehlern, wie er im Christenthum das Wesen war. Dieses Wesen
verwirklichten die Griechen in ihren Werken; solange dieses Wesen
und Bestimmung noch nicht verwirklicht war durch den Verlauf
ihrer Geschichte hindurch, war *dieses Wesen in ihren Göttern*
Gegenstand ihrer Religion. Die Religion ist also die Anschauung
des besonderen Wesens im Unendlichen, oder des Allgemeinen im
besonderen Wesen; in der Religion erhebt sich daher das Volk
in das *Bewusstsein des Wesens* überhaupt, und so sehr sie
mit *seiner Besonderheit* zusammenhängt — denn seine Be-
sonderheit hat ja allgemeine Bestimmung und Bedeutung, ist nicht
bloss ein Unreelles — zu allgemeinem Bewusstsein.

Nach dem Untergange der alten Welt und der besonderen
alten Völker, war das Wesen der sich vereinigenden und ver-
schmelzenden Völker und der durch ihren Charakter für die neuere
Zeit prädestinirten Germanen nicht das Wesen eines besonderen
Volkes, sondern das reine Wesen, das *moralische Wesen der*
Menschen. Das Wesen dieser neuen Völker und das Wesen

der **Menschheit** war Objekt ihrer Verehrung und Anbetung, und zwar in der Gestalt eines Menschen, **Christus**, weil das Wesen eben hier das reine heilige und allgemeine Wesen der Menschen war. Dadurch geschieht weder Christus in seiner Würde Abbruch, noch haben desswegen die Menschen oder der Mensch sich selbst angebetet; denn wir sind nur dem Wesen nach mit ihm identisch, das Wesen aber ist von uns selbst unterschieden — denn sonst wäre es nicht das Wesen —; dieses Wesen aber, das reine, moralische, gute, positive Wesen der Menschen verwirklichte und stellte er dar; er ist daher selbst eben so unterschieden von uns, als unser moralisches Wesen von uns.

Der Mensch, wie er Gegenstand der Theologie ist, ist weder der wirkliche, noch der wahre Mensch. Der Mensch ist da nur eine abstrakte Vorstellung; es werden nur die moralischen Bestimmungen desselben, und das Wesen desselben nur gefasst in die Vorstellung eines individuellen moralischen Wesens. Das Böse wird eben damit nur zu einem Negativen herabgesetzt, das nicht sein soll .... Das Böse ist ein abstraktes, ein vorgestelltes Böses.

Weltgeschichte.

Ich denke nur als ein durch die Geschichte erzogenes, verallgemeinertes, mit dem Ganzen, der Gattung, dem Geist der Weltgeschichte vereinigtes Subjekt; meine Gedanken haben ihren Anfang und Grund nicht unmittelbar in meiner besonderen Subjektivität, sondern sind Resultate; ihr Anfang und Grund ist der Anfang und Grund der Weltgeschichte selbst.

Entstehung des Schönen. Uebergang vom Triebe zur Erkenntniss.

Indem die Liebe erwacht, sondert sich die Seele, die vorher nur Trieb, Verlangen war, schon in Verlangen und Anschauung, erhebt sich der Trieb nach dem Objekte um des Objektes willen zugleich in die sichere Form der **Anschauung**, die aber zugleich **ungetrennt** gedacht werden muss von der Liebe. Der Gegenstand bestimmt sich aus einem Objekte des selbstsüchtigen Interesses zu einem **schönen**, indem er in **der Anschauung des Subjektes von ihm** zugleich in der Anschauung seiner selbst verbleibt, und nur in **dieser herrlichen Illumination**, in diesem

sich in Sichselbstspiegeln ist der Gegenstand Schönes. In d
Begierde ist das Objekt selbst nur ein dunkles, sie unterscheid
nichts in ihm; erst in dem Lichte der freien Anschauung bekom
er Farben, wird er sichtbar und in diesem Sichtbarwerd
schön. Schon die gemeine sinnliche Anschauung kann uns hie
Beispiele liefern. Das Wasser gewährt uns einen schönen Anblic
wenn es auf der Spiegelfläche seiner sanften Wogen uns die
umgebenden Objekte, Bäume, Berge darstellt, abspiegelt; wir blick
in dem Wasser nicht bloss in es allein, sondern zugleich auf d
Gegenstände zurück, die es abspiegelt. In dieser Reflexion d
Wassers, in diesem Zurückspiegeln des Gegenstandes erzeugt
einen schönen Anblick; thue ich aber den Baum, der auf der Obe
fläche des Wasserspiegels einen schönen Effekt uns bereitet, i
das Wasser selbst, so verliert sich der Gegenstand, der Schein u
das Objekt des Scheines selbst, in der Begierde der Noth; d
Baum wird verzehrt von dem Wasser, er verwelkt, verfault, lö
sich auf. Der Schein des Baumes in dem Wasser geht jetzt nic
mehr zurück auf ihn selbst, so dass er Objekt sei, sondern i
Auflösung desselben in die Substanz des Wassers. Dasselbe zei
sich an den eigentlich von Menschenhänden gemachten Spiegel
Der Mensch sieht sich nicht in dem Spiegel, um gerade jetzt ein
Fleck abzuputzen, dies oder das zu richten, um durch den Spieg
das Bild seiner selbst, seiner äusserlichen Gestalt perpetuirlich
vergegenwärtigen. Die Nothwendigkeit des sich Spiegelns und d
Spiegelsucht hat in dem Gefühle ihren Grund, dass das Obje
nur schön ist in der Reflexion auf sich selbst. Die Putzsuc
Eitelkeit beruht darauf, dass der Mensch sich selbst vorstellt d
Vorstellung anderer Menschen von sich; er fühlt, dass Schönh
nur ist, wenn sie gesehen wird; in seiner Eitelkeit stellt er i
sich selbst das Wesen der Schönheit dar, die nur darin beste
dass das Objekt in dem Spiegeln seiner in dem Subjekt sich selb
abspiegelt. Das Wahre erscheint aber hier im Subjekt nur a
korrupte, fehlerhafte Weise, wie denn alle Fehler, Leidenschaft
Erscheinungen der Wahrheit und des Wesens sind, aber in Korru
tionen, indem die Korruption schon darin liegt, dass ein Objektive
welches nur als Objektives und in sich in seiner Wahrheit ist, i
einem besonderen Subjekte zur Erscheinung kommt, wodurch
eben Fehler ist und wird. Jeder Fehler ist nichts anderes a
Darstellung eines Allgemeinen, in sich Begründeten, an und
einem Subjekte, und wird dadurch Fehler, dass das Subjekt gleic

sam ein Allgemeines in seiner Subjektivität verwirklichen will.*)

Tod und Genuss.

Die Stoiker sagten, dass wir täglich sterben, an jedem Tage dem Tode zugehen; man muss dabei den Tod sich nur nicht wie ein Ziel vorstellen, dem man sich immer mehr nähert, als wäre er dem Wesen nach vom Leben getrennt, sondern man muss einen inwendigen, einen immanenten, einen im Leben selbst eingeschlossenen, wirklich gegenwärtigen Tod annehmen. Die Annäherung an den Tod muss man nur als Vollendung eines bereits Daseienden auffassen. Alles, was innerlich, im Geheimen, an sich da ist, muss in der Zeit auch besonders auftreten, und also der geheime, ins Leben verschmolzene und verwebte Tod für sich erscheinen, sich zeigen, seine Augen aufschlagen. Der Tod, der sinnliche, ist nur ein Erwachen des im Leben schon waltenden, aber noch schlafenden Todes; wie der Embryo im Schoosse der Mutter, ungetrennt von ihrem Leben, so schlummert sanft schon während des Lebens der Tod im Leben. Wie die Blume aus der Knospe, so bricht der Tod aus dem Leben hervor; wie der Künstler arbeitend an seinem Werke sich der Vollendung nähert, so und so nur nähert sich der Tod den Lebenden; der Tod selber ist ein Künstler, der im Leben arbeitet, und der erscheinende Tod ist nur das vollendete, das fertige und gelungene Werk.

Die Zeit wird genannt die Erscheinungsform der Einheit des Seins und Nichts; sie stellt aber selbst diese Wahrheit dar. Das Jetzt ist positiv, wie das Sein, das Jetzt ist ein Ist; unser ganzes Leben ist nur ein jetziges, ein augenblickliches; das ganze Leben ist nur eine Fortsetzung von Augenblicken; wir sind immer nur augenblicklich; ich bin jetzt, im nächsten Augenblicke vielleicht nimmer, und so durch das ganze Leben hindurch. Und am Ende des Lebens kann ich sagen: Ein Augenblick nur war mein Leben. Ich bin ein einzelnes, bestimmtes Wesen, mein Sein ist also auch nur einzelnes, bestimmtes, doch der Zeit nach jetziges; das Jetzt ist daher voller Ausdruck meines Seins oder der bestimmteste Ausdruck meines bestimmten Seins; nur dadurch, dass ich jetzt bin, bin ich gewiss, dass ich bin; denn als Einzelnes bin ich nur, indem ich jetzt bin; ebenso fühle ich nur dadurch, dass ich jetzt fühle;

*) Das Bild vom Spiegel wiederholt sich kurz im „Wesen des Christenthums“ S. 31.

kein Jetzt — kein Gefühl. Man stellt die Zeit nur unter der Di-
mension der Länge, als eine Linie vor; allein der Augenblick al
ein Begränztes und ein Geschlossenes ist, rund, wie der Tropfen
wie die Perle, und wie der Tropfen, aus der ebenen, gleichen
zusammenfliessenden Wassermasse herausgerissen, sich zur Kugel
gestalt formt, so fühle ich nur dadurch, dass sich aus dem a
sich gleichen und ununterbrochenen Laufe der Zeit ein Augenblic
gleichsam absondert und zur geschlossenen Gestalt einer Kug
zusammenfliesst, auf dass in ihm das Gefühl sich spiegle un
gleichsam einen geschlossenen, es ausfüllenden Raum fasse. A
bestimmtesten zeigt sich dies an den Gefühlen des Genusses. De
Genuss ist flüchtig, augenblicklich. Warum gibt es denn keine
fortdauernden Genuss? Weil ein fortdauernder, ununterbrochen
Genuss kein Genuss und Gefühl mehr wäre. Gleichheit, Gleicl
mässigkeit, Ununterbrochenheit, Identität ist wesentliche Form od
Charakter des Allgemeinen, des Denkens, des Nicht-Fühlen
Wenn ich fühle, fühle ich immer mein *ganzes* Einzelsein. Auc
in einem besonderen Gefühle, z. B. im Geschmacke, fühle ich imm
mein ganzes Sein, nur in bestimmter Form und Weise; allein ic
fühle eben nur dadurch, dass mein ganzes Sein gesammelt, getri
ben und gedrängt ist in den einzelnen Punkt der Zeit, dass mei
ganzes Sein in einem Jetzt geeint, gegenwärtig und wirklich is
Ein Blitz ist der Augenblick, der mein ganzes Sein in Brand steckt
Oder wie die Sonnenstrahlen nur brennen und erwärmen dadurch
dass sie gesammelt und zusammengedrängt werden, so fühle ich
nur dadurch, bekomme ich nur dadurch Feuer und Wärme, dass
mein ganzes Sein auf den Brennpunkt eines Augenblicks zusammen-
gedrängt ist. Flüchtigkeit ist daher das Wesen des Gefühls. Aber
mein Gefühl ist von meinem Sein, meinem Einzelsein ununter-
scheidbar; ich *fühle* oder ich *bin*, ist Eins; nur im Gefühle ist
mein Sein enthalten. Die Zeit ist daher auch nicht getrennt von
mir selbst; sie ist in meinem Innern, sie ist die wesentliche Form
meines eigenen Selbsts; und der Augenblick ist daher der volle
Ausdruck meines Seins. Ganz positiv, das *Jetzt* ist ein *Ja*, im
Gefühle bejahe ich mich, oder werde ich bejaht; denn ich bin ja
nur fühlend, bin für mich, bin bewusst meiner, bin Selbst nur als
fühlend; aber die sicherlichste, die gewisseste, die bestimmteste
Form dieser Bejahung ist eben das *Jetzt*. Ich fühle, ich bin
ich bin bejaht, aber ich fühle *jetzt*, diesen Augenblick; dies is
also der gewisseste, positivste Ausdruck meines Seins. Allein wa

ist flüchtiger, vergänglicher, endlicher, nichtiger, als der Augenblick? Im Jetzt ist Sein und Nichts nicht getrennt, es ist, um nicht zu sein, der Augenblick ist nur als vergehender; indem er ist, ist er nicht. Was wäre denn zwischen dem Sein und dem Nichtsein des Augenblicks? Im Augenblicke kann ja nichts in der Mitte liegen zwischen Sein und Nichtsein, sonst wäre er ja nicht Augenblick; das ist eben der Augenblick, in dem Sein und Nichts — Eins ist.

Gedanken. 1834/5.

Der Glaube ist eben eine solche Wirklichkeit, in der Gott ist, als irgend eine äussere Wirklichkeit in der Natur. In dem Glauben erkennen wir eine wesentliche Bestimmung Gottes.

Die Religion ist die Tonkunst des Geistes, die höhere Sprache der Empfindung.

Das Herz ist nichts als der Logos, der Fleisch geworden.

Das Herz ist der geistige Begattungstrieb.

Die Geschichte Gottes muss man nicht als Historiker, sondern als Metaphysiker denken. Das sei dir gesagt, lieber Daumer!

Der Sinn ist die Phantasie der Vernunft.

Das Allgemeine versteckt sich zum Zeitvertreib hinter das Einzelne: dieses ist die Lust, die es, bei scheinbarem Selbstverlust, an sich sich selbst hat.

Die Hegel'sche Logik mit ihren Distinktionen ist ein philosophisches Sprachlexikon, eine Purganz des Verstandes. Gott mag auch ein Metaphysiker sein, da er nach Platon ein Geometer war.

In der Vergleichung mit der Dicht- und Tonkunst lässt sich das Wesen der Philosophie anschaulich machen. Von der beschränkten, sich einengenden, und das Eingeengte und Beschränkte sich unbeschränkt ergehen lassenden Form der Idylle bis zur Tragödie, von einem Walzer, einem Schnaderhüpferl, einem Liede, bis

zur Symphonie eines Beethoven. — Das Schnaderhüpferl hat wohl auch sein Recht, seine Stelle, wie die beschränkte, im engen Hauswesen der empirischen Psychologie und Anthropologie sich sistirende Philosophie. Wie die eigentliche Philosophie aber ist dem zahllosen Haufen eine Shakespeare'sche Tragödie, ein Oratorium, begreiflicherweise etwas, was ihn anwidert, ein Gemachtes, nur Künstliches, oder gar ein Nichtiges, Unwahres, was ihn zu studiren ekelt.

Plebs, du gibst doch zu, dass zu einer Ode schon Klopstocks Schwung erfordert wird, noch mehr zum Fühlen und Fassen einer Tragödie, dennoch aber ein Hans Sachs oder ein Bauernstück von Voss so etwas nicht erfordert; dass dagegen die Tragödie, die höhere Poesie, die Unendliches zum Inhalt hat, die eigentliche, die wahre ist.

Fiat applicatio! Auch zur Philosophie wird Schwung erfordert, Begeisterung, Enthusiasmus; Ekstasis ist ihr Anfang; wer ihrer unfähig, unfähig der Philosophie.

Der Bauer begreift keine Ode von Klopstock, keine Tragödie von Shakespeare; der gelehrte Bauer und Handwerksmann keine Philosophie. Aber du hilfst dir damit, Sophist: die Poesie ist eben Kunst, die Philosophie soll einfache Wahrheit enthalten. Der Inhalt der Kunst ist eben so allgemein, wie der der Philosophie; die Form, die die Philosophie als System hat, ihr eben so nothwendig als der Dichtkunst die ihrige. Und eben die Einfachheit, die wahre, ist es, die dem Plebs die Philosophie unbegreiflich macht. Der Bauer fühlt und begreift den Voss, weil die Gegenstände im Kreise seiner Vorstellung bleiben.

Wir sind nur so lange mit dem Leben unversöhnt, als wir es als einen Schuldner betrachten, der unsere Forderung nicht befriedigt hat, als wir noch etwas in ihm suchen, was wir in uns selbst vermissen. Hat es uns aber die Erfüllung der theuersten, letzten Wünsche nicht gewährt, hat es uns das Einzige genommen, was wir uns von ihm als die letzte Gnade ausbaten, so versöhnen wir uns eben dadurch mit ihm, dass wir nichts mehr von ihm wünschen und verlangen.

Es ist schwach, thöricht, durch Büssungen und Entsagungen einen begangenen Fehler gutmachen zu wollen. Man macht den Fehler nur dadurch noch schlimmer, als er in der That war; denn

durch die Entsagung erneuert man fortwährend sein Andenken, feiert man ihm zu Ehren im eigentlichen Sinne Gedächtnissfeste. Die wahre Busse ist: man vergisst ihn und beginnt, als wäre nichts vorgefallen, von Neuem mit frischem Lebensmuth sein Tagewerk. Sich durch die Busse von dem Genusse und der Arbeit des Lebens abhalten lassen, das heisst, aus einem Fehler, der an sich ein Nichts war, ein bedeutungsvolles Etwas machen, ihn bewahren — nicht vernichten. Nicht durch den Fehler, durch die Busse nehmen wir uns das Recht des Genusses. Die Busse entzieht uns, der Genuss gibt uns dem Menschen. Und wahr, gut ist nur, was uns dem Leben gibt, d. h. dem Genusse der Wahrheit und Wirklichkeit. („Nov. oder Dez. 1834.")

Die erste Existenz des Menschen ist der Blick, in dem zwei Menschen in Liebe zu einander entbrennen: das ist der erste Funke seines Lebens; — die zweite Existenz des Menschen ist ein Druck, er kommt aus dem Aether der reinen Liebe der Erde immer näher. Der Wohllust verdankt der Mensch sein Dasein, die Wohllust ist selbst seine Seele — das Gefühl der Befriedigung, der Vollendung, der Aufhebung des Unterschiedes — die Geschlechtseinheit ist die Seele ... Der Mensch will noch einmal guter Dinge sein und sich sein Dasein recht wohl schmecken lassen, ehe er ein Anderes an seine Stelle setzt. Daher die Wohllust. Und der Mensch will nicht auf die Welt kommen, ohne dass er für die Sorge, die er ihr macht, zum Voraus eine Wohlthat erwiesen hat. Freilich geschah es wider sein Wissen und Wollen. („Okt. 1834.")

Das sog. Entstehen und Vergehen eines philosophischen Systems stellen sich die rohen Empiristen vor etwa nach Analogie der Entstehung und Vergehung der Insel Julia oder Nerita, die im Juli 1831 erschien und den 12. Januar 1832 wieder unter den Wogen verschwand. Leider — so wenig passt auch dieses rohsinnliche Beispiel — kam aber diese vulkanische Insel 1833 wieder zum Vorschein.

Der Instinkt ist nichts Anderes als der schlechthin bestimmte, auf Einen Zweck nur gerichtete, mit dem Lebensbedürfniss identische, darum untrügliche Verstand. Der Vogel baut zur Brutzeit ein künstliches Nest, dessen Bau unsere Bewunderung erregt. Aber zu einer andern Zeit oder unabhängig von diesem Zwecke vermag

zur Symphonie eines Beethoven. — Das Schnad·uen allgemeins
auch sein Recht, seine Stelle, wie die beschr·die den menschlich
wesen der empirischen Psychologie und ·hierischen. Der Vo
rende Philosophie. Wie die eigentlich ·ist; er unterscheidet, al
zahllosen Haufen eine Shakespeare' ·lechterdings bestimmte. D
begreiflicherweise etwas, was i· ·tischer Verstand.
Künstliches, oder gar ein N·
diren ekelt. ·vernünftige Religion: es ist d

Plebs, du gibst dor· ·sich unterbrechen lassende Genu·
Schwung erfordert w·
Tragödie, dennoch

Voss so etwas ·in der Philosophie von Unten anfangen, vo
höhere Poesie ·nicht als ein Prinz geboren werden und schon
wahre ist. ·Oberst oder General sein wollen.

Fis
fordert ·Crepitus bei den Römern und Aegyptern. Auch
ihrer ·Pietisten ist ein Stossseufzer.*)

Die Geten glaubten nach Herodot an Unsterblichkeit — und waren deshalb tapfer. Es fehlte ihnen die Geschichte.

Die sog. unbegreiflichen Rathschlüsse Gottes sind in der That nichts als die hypostasirten Perplexitäten, in die sich das Subjekt verwickelt hat in Folge seiner Prinzipien, die es aber, ungeachtet es alle, auch die nächsten Konsequenzen in die Irre führen, nicht aufgeben will.

Es gibt Dinge, über die man nicht hinausgehen kann, ohne unter sie herunter zu kommen — ein solches Ding ist die Vernunft.

Die wahre Gränze, das Positive meiner Natur, ist die Zufriedenheit mit sich selbst, die Genügsamkeit an sich selbst, die Kant als das Ding an sich, als unerkennbar, nicht für uns seiend, abweist. Darnach ist das Erste nicht die Einsicht in die Unmöglichkeit der Erkenntniss, sondern eine Indifferenz, ein Phlegma — ein sich wohl und behaglich Fühlen innerhalb der Gränze.

Das Denken ist mehr werth als das Ding an sich. Von der andern Seite heisst es: Beschränke Dich aufs Praktische! Sei gut! Voilà tout. (Zuletzt nicht ganz buchstäblich.)

*) Crepitus ist Gott Berster, d. i. der Wunsch des Bedrückten. Der Gott ist die Erfullung, wie Lucina die Entbinderin, die ans Licht führt.

'orlesungen über Geschichte der Neuern Philosophie.
Erlangen 1835.

Die Macht der Idee.

ır die hohen Festtage im Leben, wo der Mensch
oduzirt; es sind nur die glücklichen oder vielmehr
stunden oder Augenblicke, wo er alle persönlichen
ıeiten beseitigt hat, wo er ledig ist aller subjektiven, ihn
n individuelles, eingeschränktes Dasein erinnernden Beschwe-
ıgen von Innen und Aussen, wo keine Sorge, keine Leidenschaft
ı zerstreut, wo seine Seele so lauter, so klar und fleckenlos ist,
s der wolkenlose Himmel. Aber warum sind es nur die hohen
sttage im Leben, wo der Mensch produziren kann? Warum kann
es nicht an jedem gemeinen Werktage? Warum nicht in jeder
immung? Warum gehören dazu besondere günstige Bedingungen?
ır darum, weil der Mensch, der produzirt, die sich selbst produ-
ende Idee ist, und die Idee nur da wirken und schaffen, Mensch
eichsam werden kann, wo der Mensch ihr Platz gemacht, wo er
h Alles aus dem Kopfe geschlagen hat, was ihr im Wege stehen
d ihr den Durchgang durch ihn erschweren könnte. Wären die
istigen Werke des Menschen — es ist natürlich hier von den
ossen, unsterblichen Geisteswerken die Rede — wirklich nur
bjektiven Ursprungs, ach! wie bestialisch — glücklich wären
nn die Menschen! In welchem leichten ununterbrochenen Flusse
ge dann die geistige Produktion von Statten; welcher Schmerzen,
lcher Opfer wäre der Denker wie der Künstler überhoben! denn
bjekte sind wir immer; sie hinge bloss von unserem Willen,
serem Fleisse ab. Aber wie wir in materieller Hinsicht keine
rnberger Dukatenmacher sind, sondern sauer der Erde ihr Metall
gewinnen müssen, abhängen von einer fremden Macht ausser
ıs, so sind wir auch im Geistigen keine Dukatenmacher, nur
ss wir hier von einer Macht in uns abhängen.

Giordano Bruno und Campanella über die höchsten Prinzipien.

Der Traum des Monismus.

Intelligentia est divina quaedam vis, insita rebus omnibus cum
ı cognitionis, qua omnia intelligunt, sentiunt et quomodocun-
cognoscunt. In omnibus vel minimis est cognitio, quamvis in-

telligentiam in quibusdam propter defectum organorum nc videmus actu.

„Die Intelligenz ist eine gewisse göttliche Kraft, allen Dinge eingepflanzt, vermöge deren sie Alles verstehen, empfinden un in irgend einer Weise erkennen. In allen, auch den geringsten, i Erkenntniss, obgleich wir in einigen die Intelligenz, wegen de Mangels an Organen, nicht thätig erblicken". (Giordano Bruno

Alles ist der Substanz nach Eins, sagt Giordano Bruno; di geistige und körperliche Substanz, obwohl verschieden, reduzire sich doch zuletzt auf Ein Sein und Eine Wurzel. Die Materie is nicht ausgeschlossen von den unkörperlichen Dingen, und der Geis nicht von den materiellen. Nein! der Geist findet sich vielmehr i allen Dingen; jedes Ding, sei es auch noch so gering, hat etwa Geistiges in sich, alle Dinge sind belebt und beseelt, wenn auc nicht der That, der Erscheinung, so doch dem Wesen nach. Di Welt, sagt Campanella, ist ganz Sinn, Leben, Seele, alle ihr Theile empfinden und erfreuen sich des gemeinsamen Lebens Können, Wissen, Lieben oder Wollen (zuerst die Potentia das Daseinkönnen, dann die Sapientia oder Intelligenz, zuletz der Amor, das Verlangen) ist das Wesen aller Dinge; denn Alle was ist, kann sein, will und weiss, dass es ist. Was nicht weiss was ihm zuträglich oder verderblich ist, kann nicht existiren. Selbs die Pflanze unterscheidet die assimilirbaren Stoffe von den unbrauch baren, den auszuscheidenden; selbst der Knochen fühlt, denn e ernährt sich und wächst. Keine Ernährung ist aber möglich ohne Wahrnehmung, ohne Empfindung der passenden Nahrungsmittel ja selbst die härtesten Dinge, die Steine, sind nicht ganz empfin dungslos.*)

So schreibt der Italiener allen Dingen Seele, allen Objekten Subjektivität zu. Er kennt keinen Unterschied zwischen sich und dem Objekt,**) keinen Gegensatz zwischen Mensch und Natur,

*) Der Glaube des Volkes an Nixen, Feen, Kobolde u. dgl., die ganze ehrbare Märchenwelt des Volkes ist nicht ein abergläubisches, sondern tiefes Naturgefühl von der Alleinheit und Allgegenwart des Geistes, das darin kindlich ist, dass es den Geist der Natur in der Gestalt und Bestimmtheit der Persönlichkeiten fasst. Note v. F.

**) Gleichwohl sagt Campanella, dass alle Irrthümer davon herrühren, dass wir die Dinge so denken, wie wir sind. Aber wie dies zu verstehen, ergibt sich sogleich aus dem folgenden Beispiel: Ventos nil videre putamus, quoniam oculos non habent sicut nos. „Wir glauben, die Winde sehen nichts, weil sie nicht Augen haben wie wir." De Sensu rerum et Magia II. c. 21. Note v. F.

zwischen Geist und Materie: er lebt und webt nur im Gedanken der Einheit. Und er bleibt nicht nur bei dem Allgemeinen dieses Gedankens stehen: er führt die Identität des Geistes und der Materie, der Vernunft und Sinnlichkeit, bis ins Spezielle durch.

Es gibt nicht, sagt Campanella, eine vernünftige, eine zürnende und eine begehrende Seele: es gibt nur Eine Seele; die sinnliche Begierde ist nicht unvernünftig oder der Vernunft entgegengesetzt, denn sie hat einen vernünftigen Zweck, die Erzeugung, und wird durch den Anblick der Schönheit erweckt; aber die Wahrnehmung der Schönheit ist eine Sache der Vernunft. Eben so wenig ist der Sinn der Vernunft entgegengesetzt: der Sinn ist vielmehr Weisheit oder ein Funke der göttlichen Weisheit. Nur das sinnliche Wissen ist gewisses, zweifelloses Wissen. Der Sinn braucht keinen Beweis, er ist selbst der Beweis. Der Sinn ist das vorzüglichste Licht, nur er klärt alle Dunkelheiten und Zweifel auf. Niemand fragt, disputirt und räsonnirt jetzt noch darüber, ob es eine neue Welt gibt, nachdem sie von Columbus entdeckt worden.

Der pantheistische Geist der Neueren Zeit.

Der negativ-religiöse Geist, der einen ausser- oder vielmehr gegenweltlichen Gott zu seiner Basis hatte und daher auch ein ausserweltliches, ein betendes und fastendes, sich kasteiendes, von der Wirklichkeit abgezogenes, kloster-geistliches Leben als das gottselige Leben, d. h. als das Muster des wahren Lebens ansah, betrachtete die Welt nur als eine Station auf der Fahrt des Lebens. Wie kann man aber da Städte bauen, den Boden veredeln, Bäume pflanzen, wo man sich nicht zu Hause findet und festen Fuss fassen will? Eine ganz andere Anschauung der Welt, eine andere Bedeutung des Lebens, als es, wenn auch nicht in den Augen, doch im Sinne des negativen Christen hatte, war daher vonnöthen, um alle jene grossen Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeit hervorzubringen. Wie hätte man solche grossen Unternehmungen beginnen, solche rastlose Thätigkeit entwickeln, solche schwere Opfer bringen können, um solch' geringen Preis, als die Welt in jener Anschauung hatte? Und diese neue Bedeutung des Lebens war die Bedeutung desselben als Selbstzweck. Die Welt wurde als göttlich und unendlich, sie wurde nicht mehr als eine transeunte, sondern als eine immanente Wirkung Gottes angeschaut — eine Anschauung, die es nothwendig

mit sich brachte, dass nun auch die **Materie** — als die allgemei
sinnliche Basis der Welt — eine wesentlich von ihrer frühe
Stellung verschiedene Bedeutung erhielt. Der Geist des frühe
Christenthums war — betrachtet in und nach seinem Wesen —
abstrakt un- und übersinnlicher Geist. Der **metaphysisc**
Ausdruck dieses Geistes war unter anderem hauptsächlich die Lel
von der Schöpfung der Welt aus **Nichts**. Gott schuf die W
aus nichts, nicht aus einer vorhandenen Materie, und dieses Nic
war das **Nichts der Materie**. Der praktische Nihilismus d
materiellen Lebens, der auf mannigfaltige Weise in der Perio
des negativen Christenthums zum Vorscheine kommt, war nur e
Ausfluss oder die Verwirklichung jener metaphysischen Ansic
gleichwie die Metaphysik der Scholastiker mit ihren abgezogen
Universalien aufs Innerste mit jenem abstrakt-unsinnlichen Geis
des Christenthums zusammenhing.

Mit der veränderten Anschauung von der Welt erhob sich dah
jetzt auch die Materie wieder aus dem Staube, in dem sie unt
den Folianten der Mystiker und Scholastiker des Mittelalters b
graben lag; aus dem elenden Knochenskelette, das sie ihnen wa
und ihnen nur das **Memento mori** vergegenwärtigte, entstand zu
Verwunderung und zum Entzücken der Menschheit eine Götterg
stalt in Fleisch und Blut, d. h. in bildlosen Ausdrücken: Die Materi
wurde in ihrer **Substanzialität** und Realität, sie wurde nic
als von Gott negirt, sondern von ihm bejaht, nicht als von ih
durch seinen grundlosen Willen geschaffen, sondern als in ih
begründet angeschaut. Die grossen Fortschritte der Erfindunge
im Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie, die uns so
gleich am Eingang der neueren Zeit in Erstaunen setzen, lasse
sich nur dadurch genügend erklären, dass man erkennt, wie di
Materie und hiemit auch der **Raum**, der die allgemeine Form alle
Materialität, und mit der **Zeit** die Basis oder das Medium de
Mathematik ist, als ein reales, wesenhaftes Objekt sich im Geist
der Menschheit fixirte, und so der von der Materie abgezogen
und abstrahirende, sie nur als Nichtiges setzende Menschengeist
der daher auch in dieser Ein- und Abgezogenheit nicht fähig war,
sogenannte **reale** Wissenschaft zu erzeugen, sich mit dem Welt
geiste der schaffenden Naturvernunft, die in Mass, Gewicht und
Zahl Alles gesetzt hat, wieder versöhnte, und so eine die Realitä
selbst bestimmende und umwandelnde Macht wurde. Δός μοι πο
στῶ καὶ κινήσω τὴν γῆν. Gib mir wo ich stehe, und ich werd

die Erde bewegen, sagte Archimedes. Die Männer, die sich im Mittelalter mit Erfolg auf Chemie und Mechanik legten, wie der englische Mönch Roger Baco, Gerbert, nachheriger Papst Sylvester II., galten wegen der ihre Zeit befremdenden Wirkungen für Zauberer, die mit bösen Geistern im Bunde standen. Dieser böse Geist, diese dem Mittelalter unbekannte, dunkle Macht war aber nichts Anderes als die materielle Macht, die Macht, der Geist der Natur, mit dem sich jetzt wieder der Mensch verbündete, und in dem er das δός μοι ποῦ στῶ des Archimedes und damit das Mittel fand, die Erde, die dem Menschengeiste in früherer Zeit eine unbewegliche, unüberwindliche Masse war, in Bewegung und gleichsam in Fluss zu bringen. Die Entdeckung, dass die Erde um die Sonne kreist, war vor Allem der grosse kühne Schritt, durch den sich der menschliche Geist in Freiheit setzte, die Fesseln seiner bisherigen Denkart und Anschauungsweise der Welt zerbrach, sich mit Adlerflug zur Anschauung der weltbeherrschenden himmlischen Mächte und Gesetze erhob, und dadurch sich die Herrschaft über Erde und Materie überhaupt erwarb.

Es war daher eine nothwendige Folge, dass, wie wir bei Cartesius sehen werden, die mathematische und materielle Anschauung überhaupt in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit bis auf Leibnitz, ja zum Theil noch selbst in diesem, und noch in Kant, die allgemeine, die Geister beherrschende Anschauung wurde; dass ferner Gott nicht mehr als ein fernes, jenseitiges, sondern als ein unmittelbar präsentes Wesen, und der Raum selbst als die unendliche Gegenwart Gottes erfasst wurde. So nennt der berühmte Mathematiker Newton, dessen Erfindungen die allgemeinen wurden, den man für den mathematischen und physikalischen Genius ansah, den Raum das Sensorium Dei, das Wahrnehmungs-Organ Gottes, indem er in seiner Optik, Quaest. 26 sagt: dass das allgegenwärtige Wesen in spatio infinito, tanquam sensorio suo, res ipsas intime cernat, totasque intra se praesens praesenter complectatur, — dass also „das allgegenwärtige Wesen im unendlichen Raume, gleichsam seinem Wahrnehmungs-Organe, die Dinge selbst innerlich anschaut und als gegenwärtiges sie in sich erfasst" — eine Behauptung, die Leibnitz dann anfocht und darüber mit dem Engländer Clarke, einem Freunde und Anhänger Newton's, der den unendlichen Raum eine propriété de Dieu nennt, in Streit gerieth. Das Wort Sensorium ist, so viel als das griechische αἰσθητήριον, das Organon sensationis. So beherrschte

auch den englischen, mehr mystischen als philosophischen M
physiker, den Henricus Morus, der Begriff der Ausdehn
als eine absolute Macht. Er unterscheidet sie zwar scharf von
Materie als ein unterschiedenes Wesen, aber die Ausdehnun
doch der abstrakteste, übersinnlichste Begriff der Materie, si
die letzte, dem Geiste nächste Form, oder Attribut der Mat
daher sie auch für Cartesius, wie wir später sehen werden
letzte Eigenschaft ist, von der wir nicht mehr abstrahiren kör
ohne die Materie aus dem Gesichte zu verlieren, und desshalb
ihm zur einzigen, wesentlichen Bestimmung der Materie gem
wird. Von dieser Ausdehnung sagt nun Morus: Exten
illud immobile, quod demonstratum est a materie mo
distinctum, non est Imaginarium quiddam, sed Reale
tem, si non Divinum. „Jenes unbewegliche Ausgedehnte, von
gezeigt wurde, dass es von der beweglichen Materie verschieden
ist nichts Imaginäres, sondern mindestens Real, wo nicht Göttlich"
diese Ausdehnung hat so seinen Geist fascinirt, dass er selbst
Jeder Geist ist ausgedehnt, unter welcher Ausdehnung er n
lich nicht eine sinnliche, theilbare, bestimmte Ausdehnung, d. i. Gr
verstand. Aber diese Ausdehnung ist doch nichts anderes als
Materie, wie sie zwar nicht in Fleisch und Blut, aber als ein
spenst im Kopfe des englischen Metaphysikers herumspukt.
ist es der Hauptpunkt in der Baconischen Restauration
Wissenschaft, die er lediglich von der wahren, auf Erfahrung
gründeten Naturphilosophie abhängig macht, dass man nicht
strakte, übersinnliche, sondern selbst materielle Prinzipien
Prinzip der Natur nehmen muss. Daher er auch den Prinzi
der Atomisten, die untheilbare Körperchen von bestimmter Gr
und Gestalt bei ihrer Anschauung zu Grunde legen, den Vo
vor den Aristotelischen gab, was dieser in die Materie
senkte, die Dinge in ihrer konkreten materiellen Einheit zu erfa
bestrebte Geist dadurch besonders zeigt, dass er die Materie
Aristoteles, als eine Materie ohne Form und Bewegung, für
Fiktion erklärt, und dazu geltend macht, dass man die urspr
liche Materie mit der Form und Bewegung in ursprünglicher Ei
denken müsse, sie wohl unterscheiden aber nicht trennen d
Bacon setzte daher auch die allgemeinen Gesetze und For
nicht das Besondere, als das wesentliche Objekt der Naturphiloso
aber solche Formen, die wesentlich materiell-bestimmt
So war es auch im innersten Zusammenhange mit diesem Ge

wenn **Bacon** und Andere der Wissenschaft wesentlich materielle Zwecke als eine nothwendige Aufgabe stellen wollten.

„Der wahre und vernünftige Zweck der Wissenschaft ist, dem menschlichen Leben Nutzen zu bringen, es mit neuen Erfindungen und Schätzen zu bereichern. Ihr Zweck ist daher nicht etwa Befriedigung der Neugierde oder Amusement, oder Ruhm und Talent, oder die Fertigkeit gut parliren und disputiren zu können, oder Geld und Brod uns zu verschaffen. Die Wissenschaft soll nicht sein ein Ruhebett für den von Neugierde beunruhigten Geist, oder ein Spaziergang zum Vergnügen, oder ein hoher Thurm, von dem man verächtlich herabblickt, oder eine Burg und Schanzwehr für Wortstreit und Hader, oder eine Werkstätte für die Gewinnsucht und den Wucher; sondern ein reicher Waarenbehälter, eine Schatzkammer, zur Ehre des Werkmeisters aller Dinge, und zum Nutzen der Menschheit. Der Zweck der Wissenschaft ist daher die Vereinigung der beschaulich spekulativen Thätigkeit mit der praktischen, eine Verbindung, die der Konjunktion der beiden höchsten Planeten gleicht, des Saturnus, des Fürsten oder Prinzips der ruhigen Beschauung, und des Jupiter, des Fürsten des thätigen Lebens. Die Naturwissenschaften haben daher keinen anderen Zweck, als die Macht und Herrschaft des Menschen über die Natur zu erweitern und fester zu gründen. Denn die Herrschaft des Menschen über die Natur besteht nur in der Wissenschaft."

Spinoza: Gott als Naturseele.

Spinoza erkannte Gott in Bestimmungen der **Natur**, oder den **Geist** in der **Form** der Natur. Das lautet paradox: Der Geist in der Form der Natur! Wie kann der Geist, der Geist in der Form der Natur sein? Was soll das bedeuten; heisst das nicht eben so viel, als eine Pflanze in Form des Wassers, oder Licht in Form der Finsterniss? Kann man so Entgegengesetztes zusammenreimen? Milder wird es schon erscheinen, wenn ich sage: Gott oder Geist in der Form der **Seele**, oder als Seele. Die Natur in ihrer Wahrheit, d. h. in der Vernunft geschaut, oder die Natur, wie sie Gegenstand nur der Vernunft ist, ist nichts als durchaus lautere Seele. Die Natur ist der Geist überhaupt als **Seele**, oder in der Form der Seele. Der Mensch unterscheidet sich nur durch sein Bewusstsein als persönlicher von der Natur. Seine Seele ist nicht unterschieden als Seele von der Natur, wie wir denn täglich

im Schlafe aus dem Bewusstsein in die blosse Seele zurückkehre Dass allerdings die Seele der Menschheit, inwiefern sie See eines bewussten Geistes ist, also auch im Schlafe noch durch b wusstes Denken bestimmt ist, und insofern wohl unterschieden i von der Natur, ist nur zu erwähnen, gehört aber weiter nicht hiehe Was ist aber die Seele? Die Substanz ihres Körpers, d Wesen des Körpers, in dem alle seine Theile nicht getrenn unterschieden, nicht selbständig sind, wie das Auge, die Eva d Geistes uns dies zu glauben verführt, sondern alle zugleich be sammen ein göttliches Leben sind; in der die Theile als besonder selbständige aufgehoben, verschwunden sind. Der Körper stir daher nur desswegen, weil er eine Seele hat, seine Substanz d Seele ist, d. h. weil er an sich, dem Wesen nach, schon vor de sinnlichen Tode gestorben, idealiter, geistig auf unsichtba Weise vergangen ist, mit andern Worten, weil in der Seele da was man eigentlich Materie, Körper nennt, Theilbarkeit, selbständig Trennung der Theile, das Aussereinandersein, aufgegeben is Was ist nun aber die Pflanze? Ist das etwa ein materielles, todte Ding? Sie ist lauter Leben! Was ist sie? Substanz. Die mate riellen, sinnlichen, unterschiedenen Theile sind nur Ein Sein, Ei Leben, machen zumal, zusammen, nur Ein Wesen aus. Ganz i die Pflanze Leben, ganz Wesen, ganz Seele, nicht hie oder da Und die Substanz dieser Theile, dieser sichtbaren Materie ist ebe das, was sie zum innigen Leben, zur Pflanze macht, ist die Natu der Pflanze, ist ihre Seele. Das Wesen der Pflanze ist Pflanze zu sein, ihrer Substanz nach sind die Theile nicht ausser einander, nicht materiell; diese Substanz aber ist eben die Seele, die Pflanze ist Seele. Die Seele ist aber auch Geist, nur noch der einfache, der nicht im Wissen und Bewusstsein getrennte und unterschiedene, der noch nicht sich selbst Gegenstand seiende, sich ausser der Materie setzende Geist; sie ist selbst nichts als lautere, reine, geistige Natur.

So ist, im Sinne Spinoza's, Gott selbst lautere Wesenseinheit, reine Natur, nichts als Seele.

Spinoza der Vater des Sensualismus.

So entgegengesetzt auch der praktische, die Spekulation verschmähende Realismus in den Systemen des sog. Sensualismus und Materialismus der Engländer und Franzosen dem Geiste des ganzen Spinoza ist, so haben sie doch ihren letzten Grund i

jener Anschauung von der Materie, die Spinoza als Metaphysiker in dem berüchtigten Satze aussprach: Die Materie ist ein Attribut Gottes. Es war nothwendig, dass in dem Charakter der Engländer und Franzosen, ohne dass sie selbst sich natürlich dieses Grundes bewusst waren, jene metaphysische Bedeutung der Materie sinnliche Bedeutung und Gestalt annahm, dass die Materie für sichselbst, nicht als Attribut Gottes, sondern als selbständiges Subjekt das oberste und wesenhafteste Objekt und Prinzip ihres Denkens und Lebens wurde; es war eine nothwendige und insofern nicht zu beklagende Folge, dass die Materie, und zwar nicht blos in abstracto, wie z. B. durch Hobbes bei den Engländern, sondern in concreto die sinnliche Materie zum Kriterium der Wirklichkeit selbst erhoben wurde; dass nur, was materiell, was sinnlich und sinnfällig, für wahr und wirklich, was nicht materiell, für unwirklich galt. Der oberflächliche, alle Metaphysik und Spekulation verlachende Verstand eines Voltaire, der übrigens seine grossen Verdienste hat, sammt dem grossen Beifall und Anhang, den er in ganz Europa fand, war hiervon ein unausbleibliches Phänomen; denn wenn das Sinnliche als solches, folglich das Handgreifliche, das Augenscheinliche, zum Kriterium der Realität erhoben wird, was hat das tiefere Denken noch für eine Bedeutung?

Voltaire machte sich lustig über den Pantheismus des Spinoza als eines metaphysischen Träumers. Er sah nicht ein — und Keiner sieht es ein, wenn er nicht die Erscheinungen in ihrem grossen Zusammenhang betrachtet — dass er eigentlich nur ein Kind des Spinoza, oder wenigstens des Geistes, der sich in einem Spinoza ein reelleres Dasein gab als in ihm, und zwar ein recht loses, ungezogenes, ausgelassenes Kind war, das sich desswegen selbständig dünkt, weil es zu kurzsichtig ist, um seinen Vater zu erkennen. Ja, es fragt sich, ob wir ihm die Ehre der Kindschaft lassen können, wenn wir näher auf seine und seines Gleichen Abstammung eingehen.

Die Materie war die Mutter des Spinoza, den sie nach der Vereinigung mit dem denkenden Geiste aus ihrem geheimnissvollen Schoosse gebar; denn die Materie ist mit dem Denken nur Attribut der Substanz. Aber Voltaire hatte nur die Mutter mit dem Spinoza gemein; er war eine Frucht der Lust. Der Vater war nicht der wahre, rechtmässige Vater, sondern der gemeine Menschenverstand. Die Materie, die bei Spinoza die Frucht des tiefsten Denkens war, die er daher auch nur als eine Species fasste, und auf eine höhere

Gattung reduzirte, wurde bei Voltaire und den französischen Materialisten in dem Masse Gegenstand ihrer Anschauung, dass sie sich ganz und gar in sie vergafften, sie für ein Wesen hielten, das gar nicht im Verhältnisse der Art zu einem höheren Gattungs-Begriffe stände.

Schelling und die „intellektuelle Anschauung".

Schelling forderte als Bedingung seiner Philosophie eine unmittelbare Naturgabe, den Sinn, die intellektuelle Anschauung; wer das Absolute nicht erblickt, nicht sieht, dem kann ich nicht helfen, der mag sich weiter begeben! Das war hart. Aber man konnte sich darüber noch beruhigen und trösten; fehlt es mir am Sinn: nun gut, so kann ich nichts dafür. Alle Menschen können nicht Neujahrsnachtkinder sein. Ist die Philosophie ein Geschenk des Glückes, der Philosoph ein Philosoph von Gottes Gnaden, so wird sie ohne eigenes Verdienst und Arbeit erworben, aber auch ohne besondere Gemüthsschmerzen entbehrt. Sie ist ein individuelles Gut. Aber die Forderung des Denkens stösst den Menschen aus dem Paradiese oder der Einfalt, oder wenn man lieber will, dem vornehmthuenden Dünkel der intellektuellen Anschauung, wo man dem absoluten Wesen vertraulich in die Augen guckt wie einem seines Gleichen, in eine Welt unendlicher Noth, aber auch unendlicher Kraft und Thätigkeit, verweist den Menschen auf sich selbst. Sie ist die Forderung des konsequenten, mit eiserner Strenge durchgeführt und geltend gemachten Idealismus, des Inhaltes, dass die Wahrheit dem Geist kein Unmittelbares, kein Positives, Gegebenes, sondern nur durch Selbstthätigkeit Vermitteltes und Hervorgebrachtes ist. Schelling erhob sich auf den Pfauenaugen der ästhetischen Anschauung empor zu dem Gipfel der Philosophie und des Ruhmes. Schön ist seine Darstellung, schön wie eine Braut, die eben zum Altare geführt wird; Anschauung die subjektive Bedingung der Philosophie; Aesthetik, als der höchste Gipfel der Philosophie, die absolute Thätigkeit — die Synthesis der bewussten und bewusstlosen Intelligenz. So sehr die Forderung der intellektuellen Anschauung bei Vielen Anstoss erregte, so lag sie doch wie die Bedeutung, die dem Aesthetischen gegeben wurde, ganz im Sinne der Zeit. Jakobi schon macht das Gefühl, die unmittelbare Ueberzeugung, den Sinn, mit anderen Worten die intellektuelle Anschauung, zum Organ des Absoluten. Kant schob allen Inhalt, alles Positive der Anschauung in den Sack, und er-

klärte das Denken, im Widerspruche mit seiner Erkenntniss der Kategorien als immanenter Bestimmungen, für leer, als könnte das Denken denken, wenn es nicht sich selbst bestimmende und erfüllende Kraft wäre, als könnte eine leere Kraft wirken, thätige Kraft sein. Selbst der entschieden idealistische Denker Fichte macht die intellektuelle Anschauung zur subjektiven Bedingung, wenigstens des Anfanges seiner Philosophie. So arbeiteten die Philosophen den Poeten alle Realität in die Hände. Die Zeit, wo der denkende Geist selbst von sich alle Realität in die Anschauung verwies, war es daher, wo sich alle Kraft der ganzen Menschheit in die Poesie versenkte und konzentriren konnte und in ihr Heil und Ruhe fand. Nur diese Zeit konnte einen Göthe und Schiller hervorbringen. Die Kunst war das Etre suprême. Schiller stellte die ästhetische Bildung als die wahre Bildung hin. Im Zusammenhang mit dieser Zeit ist die Bedeutung zu erkennen, die Schelling in der Philosophie der Kunst gibt, der leichte Eingang zu Beifall und Ruhm, die Schelling bei den jungen Geistern so schnell fand. Was Wunder, wenn das ästhetische Gefühl, die Anschauung, das Prädominirende wurde, das Interesse am Gedanken, der Sinn für das ernste Denken zurückstand. Hegel trat darum in absoluten Gegensatz mit seiner Zeit mit dem kategorischen Imperative: Denkt! nur im Denken ist die Wahrheit in ihrer wahren Gestalt zu finden! Die Forderung zu denken war den Leuten ein wahres Memento mori. Sie erschraken und entsetzten sich vor ihm, als wäre er der Sensenmann. Selbst jetzt haben sie sich noch nicht erholt; als ein Knochengerippe schwebt der „Begriff“ noch immer vor ihrer Phantasie. Sie haben keine anderen Namen für ihn, als: todt, dürr, abstrakt, scholastisch. Worte, die trivial und nichtssagend sind in Bezug auf die Philosophie; denn jede Philosophie, die auftritt, muss neue Begriffe unterscheiden, die zunächst als scholastische Distinktionen erscheinen; jede neue Philosophie, abgesehen davon, dass die Philosophie an und für sich insofern abstrakt ist, als die Abstraktion ein unerlässliches Moment der Erkenntniss bildet, ist abstrakt, denn sie geht über das hinaus, was bereits bekannt, ausgemacht, in die Anschauung übergegangen ist. Mundus vult decipi. Die Welt wird nur durch den Schein für das Wesen einer Sache gewonnen. Aber so einfach, schlicht und anspruchslos Hegel im Leben war, so resignirt war er auch als Schriftsteller. Es ist ihm um nichts, als um die Sache zu thun. Seine Sprache ist die Sprache der Wahrheit und Nothwendigkeit; sie ist nicht reizend

und lockend, aber voll Energie; nicht milde und weich, wie Speckstein, sondern hart, granitkörnig.

Die Kanzel-Moralisten.

Die Moralisten auf der Kanzel gleichen den Rhetoren der Alten, die hauptsächlich nach dem Untergange der ächten Redekunst erdichtete Fälle, willkürlich ersonnene Verhältnisse, oder auch längst vergangene Ereignisse so behandelten, als wären sie Ereignisse ihrer Zeit und ihrer nächsten Umgebung. Es lässt sich leicht vorstellen, wie unappetitlich, wie eindrucks- und bedeutungslos diese Reden über fingirte Fälle waren, zumal wie hohl deklamatorisch diese Versetzung einer Vergangenheit in die Gegenwart, dieser blinde Feuerlärm über einen längst verwesten Philipp oder Catilina, diese Vorstellung von fürchterlichem Unheile und Gefahren, welche jedoch weiter nichts in Bewegung setzen als die beiden Lungenflügel und den Unter- und Oberkiefer des muthigen Rhetors. Nichts anderes und nichts besseres thut der moralisirende Redner auf der Kanzel. Gewaltig drängt sich aus seinem Munde der Strom seiner Rede hervor; alle Springbrunnen, Wasserleitungen, Kanäle und Schleussen werden wie Gefangene in Freiheit gesetzt; es blitzt und donnert; er droht und beschwört; er klagt und frohlockt; er schildert und verheisst; er demonstrirt und deklamirt, aber worüber? Ueber ganz unschuldige, unschädliche Dinge, die im friedlichen Gehege leerer Abstraktion ihr stilles Schattenleben führen und mit ihrer Gegenwart so wenig je die Welt inkommodiren werden, als ein Catilina im zweiten Jahrhunderte nach Chr. Geburt den römischen Staat, so gefährlich auch ein müssiger Thor ihn schildert; über zwar gedachte, aber sofern sie aller Existenz ermangeln, nur erdachte Dinge, über ein Gesetz und eine Pflicht, die nie wirklich sind, nie wirklich werden, und eigentlich auch, wenn man so recht darauf eingeht, nie wirklich werden sollen. Denn sollte sich einmal der unglückliche Fall ereignen, dass Pflicht und Gesetz von einem Individuum vollkommen erschöpfend, ganz und rein erfüllt würden, so wäre ja damit das *Sollen*, die wesentliche Bestimmung der Pflicht, *aufgehoben*; die erfüllte Pflicht ist keine Pflicht mehr; in seiner Erfüllung hat das Gesetz sein Ende. Der Moralist predigt also nicht über etwas Wirkliches, über Etwas, was ist und besteht, über ein daseiendes Reich Gottes, über einen sichtbar gewordenen, im Fleische erschienenen Sohn Gottes, eine vorhandene, festgesetzte

nd bestimmte himmlische Welt, nicht über etwas Gegenwärtiges; enn entweder rhetorisirt er über den demoralisirten Zustand seiner Gemeinde, oder der ganzen Zeit, über die Verletzung und Uebertretung, also über das Nichtdasein des Pflichtgesetzes in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, oder über Etwas, was noch nicht ist, über etwas Zukünftiges, das erst werden und geschehen soll und immer werden soll, aber nicht ist, über die Pflicht und deren Erfüllung. Wahrlich ein possirlicher Aufenthalt und Standpunkt auf einem reinen Nichtsein und einem Nochnichtsein! Zwar greift der Moralist auch in die blaue Zukunft hinein, er antizipirt den Fall, dass die Pflicht erfüllt werde, denn sie könne und müsse erfüllt werden, weil sie es solle; und dass auch dann, wenn sie erfüllt worden, auf das Bewusstsein des Verdienstes, die Pflicht mit Selbstaufopferung und arbeitsvoller Thätigkeit gethan zu haben, Ruhe, Befriedigung und Seligkeit so gewiss erfolgen werden, als die Wetterprophezeiungen des Kalenders eintreffen. Doch mit dieser Pflichterfüllung ist's nicht Ernst; das ist nur so hingesagt, ohne selbst vom Moralisten, wenn er sich auf's Gewissen fragt, geglaubt zu werden; sie ist eine von den vielen Möglichkeiten, mit welchen sich der Moralist zwar viel herumtreibt, welche aber so wenig zur Existenz gelangen, als die vielen als möglich angenommenen und vorgeschlagenen Mittel und Wege, in den Mond hinauf- oder in die Erde hinabzusteigen. Er muss daher einen anderen Weg einschlagen, um seinen Jüngern für das gespenstische Schweben von einem Nichtsein zu einem Nochnichtsein den Besitz von Etwas zu verschaffen, was so ziemlich die Art, den Schein und die Materie von einem Wirklichen hat; der grossmüthige Moralist erlässt daher seinen Zuhörern, das unauflösliche Problem einer Pflichterfüllung aufzulösen; man braucht nicht nach dem zwar ausgesprochenen, aber nicht so gemeinten Comment das ganze Massglas auszuleeren; der humane Kanzelpräses ist schon zufrieden gestellt, wenn man nur so viel daran genippt und geleckt hat, als in Kräften stand. Strebet nur redlich, gewissenhaft und ernstlich nach der Pflicht; euer Streben ist schon genug, sowohl für die Pflicht, als auch für euch, für euer Wohl und Heil; in euerem Streben habt ihr eine reichliche Schuldentilgungskasse für den strengen Gläubiger, das Gesetz, und zugleich ist es für euch mit dem honigsüssen Bewusstsein verknüpft, gethan zu haben und zu thun, soviel als ihr konntet und könnt, und in diesem Bewusstsein ist wieder Ruhe und Befriedigung, mit diesen wieder Seligkeit euer Theil.

III. Periode.

Von 1840 — 1850.

Die eigene Philosophie Feuerbachs im spekulativen Gewande. Das „Wesen des Christenthums", die „Thesen", die „Grundsätze", das „Wesen der Religion". Klärung in den Heidelberger „Vorlesungen".

Fast Alles, was sich aus dieser Periode zur Biographie beibringen lässt, geht aus den folgenden Mittheilungen von selbst hervor.

Feuerbach arbeitete in stiller Zurückgezogenheit, wanderte viel in seinem Paradiese umher, auch bisweilen über dessen Gränzen hinaus, an den Rhein, nach Freiburg zu Anselm — stets in Begleitung seines getreuen Steinhammers. Neben der Botanik trieb er eifrig Geognosie und Mineralogie, legte sich eine hübsche Mineraliensammlung an, in welcher zahlreiche Versteinerungen aus den Solnhofer Steinbrüchen und manche Krystalle figuriren.

Im Jahre 1844 wurde der Himmel durch die Krankheit und den Tod seines Töchterchens Mathilde getrübt — ein Verlust, der ihn tief erschütterte.

Für seine Philosophie war die Zeit der Thesis und der Thesen gekommen, die er auch richtig an den Thüren der Universitäten und Akademieen anschlug. Am 4. Jan. 1841 trug er O. Wigand das „Wesen des Christenthums" an: das Werk sollte zuerst anonym und unter ganz anderm Titel erscheinen. — Am Schlusse des Jahres, als sein erstes Hauptwerk bereits das Licht erblickt hatte, muthete man ihm die Autorschaft der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel" zu. Dagegen remonstrirte F. in der Augsb. Allg. Zeit.: Die Posaune sei für, er aber gegen Hegel! In dem

Begleitschreiben an die Redaktion der A. A. Z. heisst es: „Ich sehe der Aufnahme dieses „Wunsches“ in Ihrer Zeitung um so zuversichtlicher entgegen, als schon mehrmals in derselben (so namentlich in einem Artikel aus Berlin) mein Name auf die schnödeste, böswilligste Weise verunglimpft wurde“.

Das Jahr 1848 lockte Feuerbach aus seinem Verstecke hervor; wir sehen ihn in Leipzig, Frankfurt, Heidelberg. Die Studenten schrieen allenthalben nach den Geächteten, der Drang nach Einheit und Freiheit war mit dem Durste nach Wissenschaft gepaart. Die Regierungen zauderten, sie zauderten glücklich — die Reaktion herbei. Feuerbach zimmerte sich für kurze Zeit sein freies Katheder in Heidelberg und — zog sich deprimirt wieder in sein Asyl nach Bruckberg zurück.

Die Bewegung der Geister im sog. tollen Jahre kam zu einem nicht geringen Theile auf seine Rechnung, auf Rechnung wenigstens seiner damals populären Schriften. In den Kreisen der strebenden Gebildeten, auch bei zahlreichen Frauen und Mädchen, hatte Feuerbach einen idealen Radikalismus entzündet, der unbedingt bis zur Republik ging, sich aber auch vielfach, gestützt auf sein „Ich und Du“, auf seinen dem „Egoismus“ entgegengesetzten „Kommunismus“, auf das soziale Gebiet erstreckte und hochfliegende theoretische Ansprüche steigen liess. Die 40er Jahre waren eben in Deutschland eine Periode intensivster Begeisterung, eines lauteren, desshalb rücksichtslosen Enthusiasmus. Frankreich läutete zwar im Februar 1848 die Sturmglocken; aber das Signal will nicht mit der Vorbereitung und den wahren Motiven verwechselt werden.

Indessen Feuerbach wie die ganze Bewegung waren Theoretiker; die Gegner brutal praktisch. Feuerbach hielt sich für revolutionär — und auf dem Felde des Denkens war er es auch — und sein ganzes Wesen ging doch nur auf Evolution. Er philosophirte über die handelnden Personen und fand sie meist unter seinem Masse. In Gedanken schob er die Revolution auf spätere Zeiten hinaus, d. h. er gab sie auf.

Feuerbachs „Betheiligung“ an der Bewegung von 1848 war, wie schon gesagt, eine rein theoretische, anschauende und anhörende; aber sie war, wie Alles, was er that, warm und innig. Der Zweifel, ob der Philosoph jemals ins politische Leben hätte aktiv und mit Erfolg eingreifen können, bleibt angesichts der Aktenstücke sicherlich erlaubt. Die Folgen des Rückschlags hat er dafür passiv mit uns Allen um so nachdrücklicher empfunden

und erduldet. Darnach mag man auch die Stelle im „Vorwort“ zu den Heidelberger Vorlesungen*) beurtheilen, welche so zu sagen sein Schlusswort über die bereits gänzlich erstickte Aufwallung enthält.

„Ein bekannter Franzose hat unlängst die Frage an mich gestellt, warum denn ich mich nicht an der revolutionären Bewegung von 1848 betheiligt hätte? Ich antwortete: Hr. Taillandier' wenn wieder eine Revolution ausbricht, und ich an ihr thätigen Antheil nehme, dann können Sie zum Entsetzen Ihrer gottesgläubigen Seele gewiss sein, dass diese Revolution eine siegreiche, dass der jüngste Tag der Monarchie und Hierarchie gekommen ist. Leider werde ich diese Revolution nicht erleben“...„Nach meiner Lehre... sind Raum und Zeit die Grundbedingungen alles Seins und Wesens, alles Denkens und Handelns, alles Gedeihens und Gelingens. Nicht weil es dem Parlament an Gottesglauben fehlte, wie man lächerlicher Weise in der baierischen Reichsrathskammer behauptet hat — die Meisten waren Gottesgläubige, und der liebe Gott richtet sich auch nach der Majorität — sondern weil es keinen Orts- und Zeitsinn hatte, desswegen nahm es ein so schmähliches, so resultatloses Ende“.

---

*) VIII. S. VII. (1. Januar 1851).

Briefe.

Ruge an Feuerbach.

Halle, den 17. Juli 1840.

Mein theurer Freund! Wie selten lassen Sie von sich hören, d wie nothwendig ist Ihr Sukkurs in dieser Kriegszeit! Ich kann ch immer nicht davon lassen, dass Sie nicht das verstockte ıckernest, das Erlangen, ordentlich ausklopfen sollten. Es ist r nicht nöthig, dass jedes Pferd einzeln zur Parade geritten wird, e verdienten sie das auch wohl! Aber es ist wichtig, den ganzen ıg, den diese Anstalt hat und schon so lange hat, recht an die ıft zu setzen und wenn nicht ihr selbst, doch anderen Leuten r Kritik zu verhelfen. Schreiben Sie die ganze Geschichte ins astebook, wie neulich mit Königsberg auch geschah. Mögen dann rgleichen Eulennester gegen die ausführlichen Darstellungen derer Universitäten selbst ein Gegengewicht suchen, wenn sie nnen.

Hoffentlich sind Sie bald mit Ihrem Buche fertig, um öfter ıeil nehmen zu können. Jedes Blatt von Ihnen ist mir sehr rth, auch dem Publikum, und es liegt gar sehr daran, dass Sie h womöglich immer unterschreiben, um durch Ihren Namen das att zu ehren und zu heben.

Ueber Erlangen können Sie ja durch Leutbecher und Ihren uder alles Mögliche extrahiren. Ihr letzter Brief macht mir ffnung, indem ich ihn wiederlese und die Worte finde: „Allerıgs verdiente das Sodom den Feuerregen des Wahrheitszornes“.

Die Philosophie ist jetzt völlig in der Opposition, d. h. an em Platze. Lassen Sie bald Nachricht kommen.

Ihr Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 14. Oktober 1840.

Lieber Freund! Mit genauester Befolgung Ihrer Vorschrift ist Ihr Aufsatz über Lützelberger aufgenommen worden.

Ich wünschte nur, dass Sie recht bald wieder etwas einschicken wo möglich nicht anonym. Ihr Name hat einen guten Klang und ist eine Drommete aus Jericho. Man respektirt ihn nicht wenig und Viele lesen das 2—3 mal, was Sie unterschrieben haben, bloss weil sie einmal wissen, dass etwas Werthvolles dahintersteckt, wenn sie Ihren Namen sehen. Kundige kennen Sie gleich, denn Sie sind sehr eigenthümlich und von so ganz besonderer Anregung, dass es Jeder fühlt, der einen Sinn und Geschmack für Geist und Gedanken hat.

Bayrhoffer ermahnt mich, die grossen Männer nicht zu kritisiren, als da sind Hegel und Göthe, als wenn diese nicht grösser würden, wenn man ihnen ihre Maske abzieht und auf den wahren Grund geht, das freie Auge und die freie Seele. Aber Sie haben Recht, jeder Orthodoxismus ist die inkurable Natur eines servum pecus.

Schreiben Sie bald wieder ein Stückchen Feuerbach zum Fegefeuer des Phlegma's unserer Zeit. Von ganzem Herzen der Ihrige

A. Ruge.

Reiff hat Sie gebeten, sein Buch „Anfang der Philosophie" zu kritisiren. Sie werden es doch thun?

Feuerbach an O. Wigand.

Bruckberg, bei Ansbach, den 4. Jan. 1841.

(„Wesen des Christenthums".)

Euer Wohlgeboren! ... Erstens wünsche ich mich nicht als den Verfasser zu nennen, keineswegs aus politischen, sondern subjektiven Gründen. Ich glaube keineswegs die Anonymität im Widerspruche mit Ihrem eigenen Interesse. Die Anonymität übt einen mächtigen Reiz aus, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, zu dem Inhalte passt. Jeder Name hat seine Feinde, die Namenlosigkeit nicht. Nur an sich gleichgiltige Schriften müssen durch den Namen gehoben werden. Anonyme Schriften aber bedürfen nichts als einen pikanten Titel. Auf den Fall der Anonymität berechnet ist der Titel: *Γνῶθι σαυτόν* oder das Geheimniss der Religion und die Illusionen der Theologie. Uebrigens

ehe ich nicht unabänderlich auf der Anonymität. Aber im
eren Falle muss ein anderer Titel gewählt werden, etwa: Ana-
s der Geheimnisse der christlichen Dogmatik, oder: Religions-
osophie vom Standpunkte eines spekulativen Rationalismus,
r: im Sinne der genetisch-kritischen Philosophie ... Euer Wohl-
oren ergebenster L. Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Halle, den 11. Februar 1841.

Lieber Freund! Sie wissen es selbst am Besten, wie wenig
mit meinen Briefen bei Ihnen ausrichte. Dennoch werde ich
ht müde, Gutes zu thun und mitzutheilen, aufzufordern und zu
pliziren. Diesmal gelingt es mir aber vielleicht dennoch.
helling ist nach Berlin berufen: Schelling nach Hegel! Ich
ne nun Ihre Auffassung des neuen oder vielmehr des ver-
immelten Propheten; es wäre daher von der grössten Wichtig-
t, wenn Sie Sich jetzt zu seiner Charakteristik entschlössen.
pp kann es nicht, der ist zu nichts zu brauchen, er hat keine
m, keinen Takt und keine Sicherheit. Ich weiss, dass Sie eine
visse Praxis lieben und mache Sie daher aufmerksam auf diese
legenheit. Wie pikant ist das Verhältniss und wie unverant-
rtlich wäre es, wenn man diese Herausforderung der Reaktion
ht mit Bomben und Kartätschen begrüsste. Wollen Sie, so
reiben Sie mir und ich will daraus sehen, dass ich noch gut
Ihnen angeschrieben bin. Wollen oder können Sie nicht, so
sen Sie mich's auch bald wissen, dass ich dann aus dem Schiff-
che meiner Hoffnung doch noch rette, was zu retten ist. Aber
lch' ein Glück, dass die Sache sich so lange verzögert hat, bis
Unglaubliche wirklich geworden ist.

Damals als das Pferd Gabler gerufen wurde, waren Steffens
l der damalige Kronprinz, sein Freund und Bruder in Christo,
on für Schelling, den Abtrünnigen. Das hintertrieben die Alt-
gelianer beim König um, Gott lohn' es ihnen! das arme Schul-
isterlein Gabler auf den Thron zu setzen. Die Folge ist, dass
ffens und der König nun doch noch thun, was Steffens und der
nprinz nicht konnten, und was leider durch Gabler nicht über-
sig geworden ist. Denn, dürfen sie sagen, der Hegelsche Lehr-
l ist dadurch nicht besetzt worden, dass der allerblamabelste
üler darauf sitzt. Ganz der Ihrige A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 10. Oktober 1841.

Lieber Freund! .... Schliesslich noch eine Frage. S erinnern sich, dass ich Ihnen vor Jahr und Tag von dem Plan hier eine Universität zu errichten schrieb. Natürlich ist die G schichte, da die Herrn keine Courage und keine Selbständigke haben wollen, im Gesammtministerium durchgefallen. Einige nic unbedeutende Freunde hat sie sich indessen erworben, und da s hier den nordamerikanischen Grundsatz haben, Alles werden z lassen, was wird, so wäre es jetzt immer noch möglich, diese Sac aus dem Embryo zur Geburt zu treiben. Nothwendig dazu wäre - dass sich die ganze Ultraphilosophie hieher übersiedelte und da ohne Weiteres Vorlesungen ankündigte und hielte. Sie müsse nicht denken, dass hier keine Zuhörer zu haben wären, es wi hier fortdauernd von Laien — wie Chalybaeus einer war — g lesen, und vor grossen Auditorien. Mit diesem Pöbel der Wisse schaft — denn das ist er — könnte man anfangen. Im nächste Semester würde schon eine Anzahl Studenten und Kandidaten z strömen.

Ich denke, dass es möglich ist, Strauss für den Plan zu gewinnen, und möchte nun wissen, ob Sie im Stande und geneig wären, hieher auszuwandern, um auf gut Nordamerikanisch und Demokratisch eine Universität nach neuem Schnitte gründen zu helfen — ein Schrecken der Pharisäer und eine Hoffnung der freien Heiden. Ich halte Ihre Verhältnisse für so günstig, dass Sie so etwas unternehmen könnten, wobei Sie nur wissen müssen, dass es hier keineswegs theuer zu leben ist, um keinen Groschen theurer als in Halle, dem Drecknest. Wenn Sie nur irgend Sinn und Geschmack für das Projekt haben, so will ich alle Materialien und Vorbereitungen zusammensuchen und zu Ihnen kommen, da natürlich die Sache schriftlich nicht sogleich abzumachen geht, und viele Wenn und Aber erledigt sein müssten, ehe man sich definitiv entschliessen kann. Schreiben Sie mir also nur im Allgemeinen, ob Sie sich interessiren, dann will ich weiter prozediren. Mit bestem Grusse Ihr

A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 26. Oktober 1841.

Mit grosser Spannung, lieber Freund, hab' ich Ihren Brief gelesen; denn es kam mir ungemein viel darauf an. Ich freue

mich nun herzlich über das, was Sie im Allgemeinen herauslassen und sehe, wenn auch nicht gleich die Wahrscheinlichkeit, doch die Möglichkeit, Sie hieherzubringen. Dies wäre aber mündlich zu verhandeln und es muss noch dies oder jenes vorhergehen, ehe die Sache sich macht. Sie wissen aus den Jahrbüchern, dass Bruno Bauer wahrscheinlich förmlich von der Bonner Universität entfernt werden wird. Daran könnte sich manches anknüpfen; ich rechne auf ein grosses Interesse im Publikum, weil der Akt ein Pietistenstreich und zugleich ein Schwabenstreich der alten Universitäten wäre. Ich habe halb und halb Lust, bei der Gelegenheit mit einem Plane hervorzutreten zur Fundirung einer Nationalakademie im Gegensatze zu den alten Staatsanstalten, und es wäre möglich, dass sich die Fonds fänden, um das Ding anzufangen. Doch werd' ich nichts übereilen. Herzliche Grüsse von Ihrem Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, 24. Nov., am Geburtstage Spinoza's, 1841.

Verehrter Freund! Haben Sie die „Posaune" schon gelesen? Sie ist bei Wigand erschienen. Ein wichtiges und merkwürdiges Dokument, der nothwendige Bruch mit der ganzen alten Tradition in der Hegelei. Vielleicht gibt sie Ihnen Gelegenheit zu allerlei Erörterungen, auch nach den vorläufigen Gesichtspunkten, die die Jahrbücher nächstens bringen werden. Wenn Sie das wollen, geniren Sie sich gar nicht, weder in Bezug auf alte, mittlere, noch junge Hegelei. Die Racker werden nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, wenn Sie nirgends eine Mauer haben, gegen die sie ihn rennen können. Ich freue mich unendlich auf diesen Tumult in Israel.

Die berliner Hegelianer blamiren sich in Einem fort, theils schriftlich, wie neulich Gabler, theils persönlich, namentlich Schelling gegenüber. Diesem armen schwachen Alten schmeicheln sie, und er tritt sie dafür mit Füssen. Die Anekdoten aus Berlin sind unendlich lächerlich: So Henning und Hotho bei einem Gastmahle, stossen mit Schelling an und sagen ihm: „Der Meister hat uns immer Pietät für seinen Meister gelehrt, und wir werden dem jetzt nicht untreu werden". Förster hat ihn „auf dem Throne Hegels" bewillkommt, Gabler desgleichen. Er aber, nach seinem bekannten Charakter, ist grob gewesen und hat gemeint „es wäre nichts mit ihrem Meister und mit ihrer Philosophie, sie verrännten sich Alle

in eine Sackgasse" — ein Phänomen, das auch ein Esel erkenne: könnte, so deutlich ist es, wenigstens das totale Malheur der Al hegelei.

Unser Plan, hier eine grössere Gesellschaft Gelehrter von de freien Richtung zu versammeln, scheitert zunächst vollständig a den Elementen und Männern der Richtung selbst, und an de armseligen Aeusserlichkeiten, dass die Einzelnen nicht Geld genu haben, um einen beliebigen Aufenthalt zu wählen. Das ist dumm Strauss ist, wie es scheint, von meinem Einfall unangeneh berührt worden, und geht nicht im Entferntesten darauf ein, auc nicht einmal so weit, dass er etwa sagte, das sei im Allgemeine gut, nur müsse man lieber Stuttgart oder Frankfurt oder was sons wählen. Er hat mir nur sagen lassen, „er käme nicht nach Dresden' Enfin Strauss hält es immer noch für möglich, selbst nach de Dogmatik und selbst nach dem 2. Theil der Dogmatik, ein theologische Professur zu bekommen. Kurz, Strauss irr sich in dem Politischen. Er hat keinen Blick für diese En wicklung, so deutlich es auch ist, dass die Politik sich überall a den Pöbel wendet, um mit Hilfe des Pöbels die Bildung zu ze stören, wenigstens die höchste, die Philosophie. In den nächste 10 Jahren — ehe dieses System zuerst erschienen und dann gestürzt ist — darf Strauss selbst an gar keine Anstellung denken .....

... Wenn Sie aber doch einmal ändern, überlegen Sie sich doch den Schluss (vom „Wesen des Christenthums"), der ohnehin in der Vorrede wiederkehrt und ein Hauptthebel bei den Pietisten ist, um das Buch zu verschreien als frivol und oberflächlich. Tholuck liest immer den Schluss vor und fügt dann bei, so wäre auch das Uebrige. Diesen Betrug will ich nun wohl entlarven. Ich halte aber auch den Schluss für verfehlt. Man erwartet ein ernsthaftes Prinzip in ernsthafter Form, wie man sich denn überhaupt an aller Frivolität gewaltig ärgert.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 14. Dezember 1841.

Verehrter Freund! ... Ueber den Schluss Ihres Buches habe ich neulich zu unbestimmt mich ausgedrückt. Ich meinte, S. 376 mit den Worten: „vor unsern Augen" hätten Sie den Text des Buches schliessen, und den an sich sehr hübschen jetziger

Schluss, das Beispiel der Taufe und des Abendmahls, in die Anmerkungen des Anhangs setzen sollen. Die Sache ist so. Sie machen die verdeckten Mysterien der Taufe und des Abendmahls zu offenbaren Mysterien und die Symbole zu natürlichen Symbolen. Sie reden dabei von „Anbetung“ der „Naturkraft“, die das Wasser bedeutet, und von „Anbetung der übernatürlichen Kraft des Geistes“, die Wein und Brod bedeuten. Sie reden von „Heiligkeit“ und religiöser Bedeutung dieser natürlichen Dinge — und Alles das am Schluss dieses ins Innerste der jetzigen gedankenlosen Welt einschneidenden Buches. Man hält also, und Tholuck macht's den Studenten so weis, diesen Schluss für gleich dem neuen Kultus, kurz für das sog. Positive zu dem bisherigen Negativen. Um dies zu vermeiden, meinte ich, mussten Sie einestheils nicht so deutlich werden, dass selbst die ungarischen Ochsen direkt vor den Kopf gestossen werden, nämlich mit dem Beispiel; andererseits noch deutlicher, indem Sie sich mit der Aufhebung der Illusion allgemein auf Ihre ganze Ausführung zurückzögen, und den Kardinalpunkt: „dass dem Menschenleben die Kraft zu Gute kommen werde, die jetzt das bedürfnisslose Wesen absorbirt“, vielmehr als die praktische Konsequenz und den neuen Kultus hinstellten — ausdrücklicher als den Schluss und die Konsequenz des Ganzen hinstellten.

Wollen Sie diese Rücksicht nehmen, so werden Sie den Theologen einen Streich spielen, nämlich den, dass sie es nicht werden leugnen können, diese Konsequenz tritt wirklich ein, die Kirchen werden leer und der Markt voll werden, und immer mehr, je freier der Mensch wird.

Die Taschenspielerei dagegen, dummen Studenten Ihre Umdeutung als den neuen Kultus der Naturreligion aufzuheften — haben Sie den Heuchlern und Betrügern durch jenen Schluss leicht gemacht....

Eben fällt mir eine Anekdote ein, die Sie betrifft. O. Wigand korrespondirt mit einem Ungarn, der Ihr Buch gelesen. Der Ungar ist ganz voll davon und sagt: „Wäre dies Buch in einer verständlichen (populären) Sprache geschrieben, es würde die ganze Welt umkehren.“ So schlimm sind wir dran. Wenn ihnen die Bildung zur Sache fehlt, schieben sie es getrost auf die Sprache.

....Die Unmöglichkeit der Akademie, wenigstens vor der Hand und an diesem Orte, seh' ich jetzt ein. Strauss hat meine Mittheilung sogar übel genommen — denken Sie sich diese kuriose Thatsache! — und sich in einer sehr förmlichen Antwort, worin

nur die Notiz enthalten war, „er sage sich von den Jahrbüche: los", vernehmen lassen. Er muss irgend eine Demagogie oder A massung, oder Gott weiss was, in meinen Vorschlägen und Exp kationen gesehen haben. Ganz klar ist mir die Affaire durcha nicht. Gewiss ist nur das, was man aus der Annahme der Zürich Professur und aus dem spekulativ- theologischen Reste seines B wusstseins schliessen kann. Persönlich glaub' ich ganz unschuld zu sein. Vielleicht klärt die Zeit dies noch mehr auf; sie offenba ja Alles. Ihr Ruge.

An die Augsb. Allg. Zeitung.

Höchst bescheidener Wunsch.

Ein Korrespondent aus Frankfurt a. M. vom 6. Dec. (in d „Allgem. Zeit." 11. Dec.) erklärt den Verfasser der „Posaur des jüngsten Gerichts über Hegel" desswegen, weil die: Schrift nicht gegen Hegel gerichtet sei, für identisch oder doc für geistesverwandt mit dem Verfasser der Schrift: „Das Wese des Christenthums". Hätte derselbe aber auch nur die Vorred zu dieser letzteren Schrift gelesen oder verstanden, so würde e erkannt haben, dass der Verfasser derselben einen eben so wol der sogenannten positiven, als der Hegel'schen Philosophie ent gegengesetzten, auf die einfache Wahrheit der Natur gegrün deten Weg geht. Möge derselbe daher erst meine Schriften un Kritiken (z. B. die Kritik der Hegel'schen Philosophie, Hallisch Jahrb. 1839, Juli) lesen, ehe er sich ein öffentliches Urtheil übe meine Stellung in der philosophischen Literatur anmasst!

Ludwig Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 25. Dezember 1841.

Lieber Freund! Vorgestern wurde mir der Verweis, der unser Zensor über zu grosse Nachsicht vom Minister des Innern erhalten, mitgetheilt. Der erste Rath in diesem Ministerium is mein Nachbar; ich sprach mit ihm und erfuhr denn, „dass Sachsen gern alles Mögliche thäte, der Druck der Verhältnisse aber — star sei". Preussen wirkt aller Freiheit entgegen und seine indolente Einwohner sinken immer tiefer in den Schmutz des Obskurantism hinein, ohne diese allmähliche Degeneration aller Kräfte zu merke Die Behörden sind hier in Sachsen human und vernünftig, leid

zu wenig au fait über die rein geistigen Mächte. Doch darf man annehmen, dass die ganze Richtung des Landes und der Regierung die theoretische Ohnmacht des preussischen Unwesens gerne ans Licht gesetzt sähe. Nur wollen die Herrn über den Parteien stehen, und die beiden deutschen Grossknechte nicht erzürnen. Ihre vortreffliche Kritik J. Müller's, die ihn ungemein blosstellt und sehr nützlich einwirken wird, — sie erinnert mich an Lessings Verfahren mit dem bornirten Götze — wollen wir ja in die Jahrbücher einrücken. Es ist mir wichtig, wenn die Kritik Ihres Buches dadurch vorbereitet und die Menschen an diese Sprache auch an diesem Orte gewöhnt werden. Ihr Freund Arnold Ruge.

Daumer an Feuerbach.

1842.

Lieber Feuerbach! Für Deine Arbeit über mein Marienbüchlein bin ich sehr dankbar, und es schmälert diese Dankbarkeit nicht, dass Du Opposition gemacht; jedenfalls ist nun doch das Werkchen auf eine geistvolle und Aufmerksamkeit erregende Weise besprochen, und ich wollte nur vor dem Ignorirtwerden geschützt sein, keineswegs aber, dass Du irgendwie Deine selbständige Ansicht verläugnen solltest. Habe ich Deinen Aufsatz gelesen, so gedenke ich Dir darüber zu schreiben. Dass Du mir endlich Deine Vermittlung rücksichtlich des zum Drucke zu fördernden Moloch anbietest, hat mich sehr angenehm überrascht; denn eben dachte ich darüber nach, ob ich mir verstatten könne, Dich darum anzugehen. Ich liefere Dir im Beiliegenden eine Beschreibung des Werkes, die ich Dich bitten möchte, dem Otto Wigand vorläufig mitzutheilen; auch bin ich erbötig, das Manuskript zur prüfenden Einsicht vorzulegen; nur müsste sich Otto Wigand hüten, einen irgendwie Befangenen darüber zu Rathe zu ziehen, da dessen Ausspruch natürlich ungünstig ausfallen würde. Namentlich sind auch die Rationalisten Pfaffen in ihrer Art, und werden sich zu dem Werke feindselig verhalten. Dein Daumer.

Da Du von einer Umarbeitung Deines Buches sprichst, so möchte ich Dir Eisenmengers „entdecktes Judenthum“ ans Herz legen; Du kannst darin köstliche Belege zu einer Darstellung des Judenthums als der Religion des Egoismus finden.

Ich bin überzeugt, dass man unsere ganze Theologie auf rein historischem Wege in die Luft sprengen und für immer ver-

nichten kann. Und vielleicht nur so werden der von neu aufgäl
render Barbarei immer wieder in den Staub getretenen Philosophi
die Wege zu bleibendem Erfolg und Bestand gebahnt.

Derselbe an denselben.

Lieber Feuerbach! Meinen „Feuer- und Molochdienst
konnte ich Dir nicht übersenden, da ich von Otto Wigand nur ei
einziges Exemplar erhalten. Du würdest aber bei Deiner Verbindun
mit Wigand von diesem vielleicht ein Freiexemplar bekomme
wofern Du Dich näher damit bekannt machen willst, wobei D
Dich zum Ueberfluss auf meinen Wunsch beziehen könntest. Ic
bin in Verlegenheit, wo ich mich mit meinem neuen Buche, eine
Fortsetzung des vorigen, das mehr die späteren Phänomene de
Judenthums und Christenthums bis auf die Gegenwart in derselbe
historisch-kritischen Manier behandelt, das aber auch wieder eine
gescheidten und freisinnigen Verleger erfordert, hinwenden soll
Es wird unerhörte Dinge zu Tage fördern, wird zeigen, in welchem
unglaublichen Grade die negative abstrakte Basis, auf der Alle
ruht und die ich zunächst in jenem Werke nachgewiesen, noch bis
auf die neueste Zeit herein zur Erscheinung kommt. Es scheint
mir durchaus nöthig, dass der Philosophie mehr historisches
Material geliefert werde, um völlig zu ihrem Zwecke zu gelangen;
ihr das zu schaffen, ist mein Bestreben. Ich bin hinter wunderliche
Geheimnisse gekommen. Unter den jüdischen Sekten, so weit ich
sie kenne, sind die karäischen rein von Gräueln, auch sonst brave
Leute. Die rabbanitischen und talmudischen aber, die sabbathia-
nischen, die sich ins Christenthum hineinerstrecken und die in
slavischen Ländern so gewaltig vorherrschenden chassidäischen
haben ihre blutigen Mysterien. Diese Juden schlachten fremde und
eigene Kinder, wie noch im vorigen Jahrhunderte zu Offenbach
im Hause des sabbathianischen Priesterfürsten Frank junge Juden
zum Opfer fielen, auch ihre geistlichen Häupter und Sektenstifter.
Die Chassidäer haben eine Art von präsentem Christus und hohen-
priesterlichem Heiland, den sie göttlich verehren, der unbedingt
herrscht, im Ueberflusse schwelgt und kein anderes Amt hat, als
sich für seine Gemeinde zum Opfer zu bringen und sie durch
sein Blut mit Gott zu versöhnen, worauf sein Grab und seine
Reliquien verehrt werden und von Sünden reinigen. Solltest Du
bei Deinem Werke etwas von diesen Dingen, etwa die zuletzt an-

geführte merkwürdige Analogie (für Deinen Anhang) brauchen können, so erbiete ich mich, Dir die Nachweise (mitsammt den Quellen, wenn Du willst; es sind jüdische) zu liefern. Auch das Christenthum, eine Art Sabbathianismus und Chassidäismus der früheren Zeit, hatte in seinem Schoosse lange noch Menschenopfer, die nur in die Vergessenheit gekommen; es wurden in seinen Mysterien, von denen es selbst im neuen Testamente Spuren gibt, Kinder getödtet und mit deren Blute das heilige Brod bereitet, wie man es jetzt noch den Juden vorwirft (Passah-Abendmahl, dieselbe Sitte in Amerika). Noch die katholische Kirche hielt in den ältesten Zeiten in ihren Kirchen heilige Knaben, die zu einer gewissen Zeit geopfert wurden, was den Namen der himmlischen Hochzeit oder Vermählung führte. Die heiligen Knaben wurden der — allerdings, und wie ich nie läugnete, auf einem rein negativen Grunde stehenden, daher auch der Farbe nach schwarzen — Maria vermählt und erhielten den Namen Joseph, wie in Köln; auch wurden sie wie Christus als Opferlamm (Oster- oder Passah-Lamm) betrachtet und Lämmlein, agnellus geheissen. Die Gebeine der Geopferten wurden in den Kirchen als Reliquien bewahrt und verehrt; wie gleich bei uns in Nürnberg geschah. Die Nonnen wurden Christo vermählt und zur Vermählungsfeier mit ihm gekreuzigt, wie selbst noch in alten Bildwerken vorgestellt. Diese so sehr ins Dunkle geschobenen Dinge klar zu machen, bedürfte ich jedoch der Sammlung von R. und B., wo sich Einiges der Art aufbewahrt findet, was ich früher nicht verstand und erst jetzt zu beurtheilen und zu gebrauchen weiss. Willst Du mich daher verbinden, so habe die Güte, mir diese Legendensammlung noch einmal zukommen zu lassen.

Wollte ich Dir so abgerissen und ohne Nachweis erzählen, was ich Alles neuestens in der Bibel und sonst für Sachen entdeckt, Du würdest mich für rein toll halten. Es wird von ihnen die wildeste, wüsteste Phantasie eines Fiebertraumes übertroffen. Das jüdische Purim oder Hamansfest — ich kann doch nicht ganz schweigen — war ein Kelterfest, wobei man Menschen kelterte und deren ausgepresstes Blut als Festwein trank, wie noch die Juden im Mittelalter einzeln gethan haben sollen.

Die Bibel ist voll von Anspielungen auf diese Abscheulichkeit. Manches Erstaunliche der Art verhüllen die Uebersetzungen. Der Talmud redet von ihr. Wenn Du nach Nürnberg kommst, so will ich Dir in der Lorenzkirche ein altes Gemälde zeigen, wo

Christus Blut keltert, Papst und Kardinäle dasselbe auffangen un
in Fässer bringen — ein solches liegt auf einem Wagen, mit de
Symbolen der vier Evangelisten bespannt — Könige als Kelle
knechte dienen und Fässer aus dem Keller herausziehen und di
ganze Kirche mit Kelchen in den Händen ein Trinkgelag im Blut
hält. Wenn Du meinst, ich träume, so komm und siehe!*) D
hast hier ein Pröbchen von dem, was historisch zu enthüllen is
Es wird einmal ein fürchterliches Licht aufgehen. Was für Kannib
lismen im Talmud stehen, davon hat Niemand eine Ahnung.

Während Du den feineren philosophischen Weg gehst, bin ic
getrieben einen ganz äusserlichen, derb empirischen einzuhalte
und denke, was das Gift nicht tödtet, das wird die Keule ze
schmettern. Dieser freilich suchen die Bedrohten durch Ignorire
auszuweichen, und ich stehe leider sehr allein; käme es zu eine
tüchtigen Zusammenwirken von unserer Seite, man würde allmächti
sein, unsere Gegner müssten im Innersten erbeben, müssten trot
aller äusseren Vortheile über uns zu Grunde gehen, und wenn un
auch nicht das Herz, das menschliche Bedürfniss drängt, so sollt
uns jene Politik, die unsere Feinde üben, die im Auslande auc
die Freisinnigen zusammenhält, zur möglichsten Einheit bestimmen

Ich habe Jehovah als das, was er urkundlich und nac
wörtlichem Zeugnisse der Bibel ist, als einen Gott der Nacht un
Finsterniss, als ein zunächst rein negatives Prinzip gefasst. Sonn
ist Jehovah nur, wenn sie verderblich, typhonisch wirkt; dann ha
sich nach Vorstellung des Alterthums der böse Typhon (gleic
Moloch, Jehovah, Saturn) des belebenden Lichtquells bemächtig
und sendet von dort her seine schrecklichen Wirkungen; dan
fallen der Sonne auch Menschenopfer. Das höchste Alterthum ve
ehrte gottesdienstlich, wie jetzt noch viele wilde Völker, nur da
negative Prinzip, den Teufel, den man zu begütigen, zu versöhnen
durch Blut und Mord zu besänftigen sucht; das gute Wesen wir
anerkannt, aber nicht verehrt, weil es „ohnedies Niemanden etwa
zu Leide thut". In Amerika gibt es noch jetzt besondere Prieste
des bösen Prinzips, Zauberer und Giftmischer, fürchterlich den
Volke und von grosser Macht. Nur die Energie des Bösen flöss
dem rohen Menschen Achtung ein, nur das Böse erkennt er al
das Sein, als seinen Herrn und Gott, mit dem er zugleich identisc
und in absolutem Gegensatze ist, in welchem Wahnsinn er unauf

*) Jes. 49, 26. Jes. 63. Offenb. Joh. 19, 15, cf. V. 13; 14, 20 u. s. w. D.

hörlich mit sich selbst Ball spielt, sich in die Höhe wirft und aus ihr sich wieder in sich selbst zurückfallen lässt.

Ich habe jüngst in Nürnberg die alten Keller und unterirdischen Oefen der Juden untersucht und merkwürdige Resultate gefunden. Ein Ofen lieferte Gebeine, und eine Tradition lässt einen grossen Rabbi in der Ofenkammer der alten Synagoge begraben sein.

Mit freundlichem Grusse Dein Daumer.

Feuerbach an Daumer. „Nicht abgeschickt".

(Daumer, „Die Religion des neuen Weltalters". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850.)

Freunde dürfen sich nicht nur, sondern sie sollen sich auch die Wahrheit sagen, wenn anders ihre Freundschaft selbst eine wahre ist, nicht auf subjektiver Zuneigung bloss, sondern auch auf objektiven geistigen Interessen beruht. Du wirst daher auch den Brief, wenn er gleich manche starke Aeusserungen und derbe Vergleichungen enthält, so aufnehmen, wie ich es von Dir erwarte.

..... Nachträglich. Dass Deine wesentlichen Individualitäten im Wesen nichts anderes sind, als die Engel und Geister der Christen, als die von allem Gênanten, auf Deutsch allen Verdriesslichkeiten und Beschwerlichkeiten des Lebens und Leibes befreiten Individuen sind, dass dieser Deiner Ansicht die alte Vorstellung der abstrakten Vollkommenheit und Idealität zu Grunde liegt, gegen die Noth, Elend, Mangel, Bedürfniss, kurz alles Negative und Endliche, das doch der Impuls des Lebens ist, sich als ein nur Negatives, daher einst Aufzuhebendes bestimmt, liesse sich nachweisen. Dein System ist daher kein System der Philosophie, sondern der Mystik, und zwar einer Mystik, die nicht die Resultate und den Geist der neuen Philosophie in sich enthält. Denn das spinozistisch-pantheistische Prinzip ist dem Systeme nur aus der traurigen Nothwendigkeit und dem Schmerze und der Wehmuth darüber, dass leider! auch der Pantheismus etwas Wahres ist, aufgezwungen, daher es auch am Ende der Entwicklung wieder verschwindet.

Du bist in der Gegenwart ein Antichrist, in der Zukunft aber ein Christ. „Aber jener Himmel soll hier realisirt werden durch die That und Arbeit des Geistes." Was soll dadurch aber für ein wesentlicher Unterschied von der alten, christlichen, innerlichen und subjektiven Vorstellung entstehen? Für die Glücklichen und durch eine unbegreifliche Gnadenwahl, so zu sagen, Auserkorenen, die

in den Genuss jenes absoluten Weltalters kommen, ist dieser Genu ein Besitz, ihr Himmel ein eben so Fixes, Ungeistiges, Bestehende wie es der alte Himmel für die Christen war.

Du sagst, das Ideal soll realisirt werden durch die That d Geistes, und doch einst äusserliches Sein und Bestehen bekomme liegt darin nicht der grösste Widerspruch? Der Geist des absolut Weltalters, wenn er anders noch Geist ist, würde auch diese W endlich im Unmuth wieder zertrümmern und jene unsterblich Individuen, denen, wie im Jenseits der Christen „die Tauben g braten ins Maul fliegen" (Verzeihe das derbe Bild!), stünden we unter uns sterblichen, für die Gott und Geist auch ist, aber n ist, wenn sie ihn durch Arbeit im Schweisse ihres Angesicht verwirklichen und gegenwärtig machen.. Nur diese Realität ist d wahre. Du gehst in Deinen Anschauungen Gottes zur Einheit d Geistes und der Natur, als einem absolut wesentlichen Momen über, und hebst doch diese wieder gänzlich auf in Allem, was D über Zukunft und Realisation des Geistes und Ideellen sagst.

Du sagst, es sei unbegreiflich, dass der Organismus aus sic selbst sterbe, es liege in ihm nicht das Prinzip des Todes. Lieb Daumer, mit jedem Bissen, den Du in den Mund nimmst, mit jede Athemzug, den Du thust, widerlegst Du diese Behauptung. I denn das Leben in seiner göttlichen Fülle und Selbständigkeit nic zugleich absoluter Mangel, Hunger, Bedürfniss, Abhängigkeit, B stimmtsein von dem Unorganischen? Ist denn nicht das Leb eine Einheit der mechanischen, physikalischen, chemischen Potenze Prozesse oder Momente, die ausser dem Organismus besonder selbständige Realität und Gestalt haben, und daher auch in ihr Spezifikation und Verwandlung zum Organismus, in ihrer Einhei das Prinzip der Auflösung und Trennung enthalten? Der einfach Menschenverstand fasste daher bei allen Völkern fast das Sterbe so auf, dass man im Tode die Schuld der Natur bezahle. I denn nicht gerade die Reproduktion ein Beweis, dass d Leben sich aufreibt? Von einer Reproduktion des Geistes, d als das absolute Leben die absolute Produktivität ist, kann m nicht sprechen. Ist denn die Reproduktion nicht selbst eine b schränkte, bestimmte, ermüdende? Ist sie nicht gleichsam ein A der Desperation, des absoluten Schmerzes, der gränzenlosen V zweiflung ob der Nothwendigkeit, enden zu müssen, ohne do enden zu wollen? Ist denn nicht die Leiblichkeit eine wesentlic Bestimmung des Lebens? eine wesentliche Bestimmung ist ab

doch wohl die der Trennbarkeit, der Endlichkeit u. s. w. Ist denn nicht eine wesentliche innerliche Bestimmung des Organismus sein Zusammenhang mit der Kette der Nothwendigkeit? Du sagst, wenn er nicht durch äussere Gewalt zerstört würde, so sei kein Grund da, dass er sterbe. Ist dies zufällig? Abgesehen davon, dass es ganz gleichgiltig ist, wie und wodurch er zu Grunde geht — denn damit, dass er untergeht, ist einmal ausgesprochen seine Endlichkeit, seine Fähigkeit, dass er untergehen kann — so könnte er auch nicht von Aussen zerstört werden, wenn er innerlich von sich selbst aus unzerstörbar wäre. Der Ziegelstein, der mich todtschlägt, ist nicht Grund, nicht Ursache, nur Gelegenheit, Veranlassung, Bedingung; der leidige feindliche Bruder des Geistes, mein lieber Leib, hat diese Culpa dolosa, dieses Crimen laesae majestatis verübt. Jeder Tod ist ein Selbstmord. Der Körper möchte wohl gerne sein wie der Geist, und seinen Bruder, wie Jakob den Esau, um das Recht der Erstgeburt und Unsterblichkeit bringen; aber es geht ihm, wie dem Dr. Faust, der — doch sein Schicksal ist weltbekannt. Indem Du so positiv sein willst, eine Erfüllung der Wünsche des Herzens verheissest, d. h. das Herz bejahst, bist Du absolut negativ, Du hebst nicht nur alle Natur, alle Nothwendigkeit auf, sondern auch alle Vernunft, die Prinzipien aller Philosophie und alles Denkens, die heiligen, absolut nothwendigen, wie alles Dasein, so alles Denken begründenden Differenzen zwischen Gattung, Allgemeinem und Individuum u. dgl.

Um noch einmal auf Deine Ansicht vom Organismus zu kommen, ist denn der Tod von der Erzeugung zu trennen? Ist denn nicht die Erzeugung die einzig immanente Fortdauer des Individuums in der Natur? Ist etwa der Tod durch ein verstecktes Hinterthürchen in die Natur hineingeschlüpft? Auch dieser Deiner Ansicht liegen, wie sich nachweisen liesse, zuletzt kabbalistische und augustinische Vorstellungen zu Grunde.

Das Ziel der Weltgeschichte (?) ist nach Dir, wenn man den wesentlichen Gedanken, der Deiner Ansicht davon zu Grunde liegt, hervorhebt, kein anderes, als — ich zögere es zu sagen — die Befriedigung der Wünsche und Sehnsucht des Herzens; da aber, um meiner Leidenschaft den Zügel zu lassen, diese Sehnsucht nur eine Frucht der Geistlosigkeit und einer Erbärmlichkeit des Charakters ist — denn nur in solchen findet sie sich, die entweder zu schlecht oder zu dumm, oder zu faul, oder zu feig, oder durch äusserliche, leere Beschäftigungen zu beschränkt sind, um Gott und

Geist, die allein die absolute und zugleich ewig gegenwärtige Welt, in sich zu verwirklichen, aber nicht in grossen Menschen, nicht in ächten Christen, nicht in ächten Philosophen — so ist das Ziel der Weltgeschichte als die Bejahung der subjektiven Herzensbedürfnisse die Bestätigung und Bejahung der Erbärmlichkeit, Deine absolute Welt — die Welt der Erbärmlichkeit. Zugleich lässt sich aber nicht einsehen, wie das Herz bejaht werde, wenn in die eine Partie der Menschheit die blosse Sehnsucht, in die andere, bevorzugte aber die Befriedigung fällt. Bloss für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Schlechten schlecht, nur für den Leeren leer. Das Herz hat schon jetzt seine volle Befriedigung. Die neue Religion, wenn sie wieder eine Zukunft hat, ist eben so falsch, wie das Christenthum; sie ist nicht die Religion des Gedankens, der nur in der ewigen Gegenwart lebt, sondern die Religion des Gemüthes und der Phantasie; denn nur die Phantasie ist das Organ für die Zukunft; sie ist nicht ein Fortschritt, sie ist ein Rückschritt hinter den Protestantismus, der das Christenthum mit der gegenwärtigen Welt versöhnte, wieder zurück in die frühere Periode des Christenthums. Der Satz des Augustin: Tota vita pii Christiani nihil aliud est, nisi pium desiderium, spricht den Geist der neuen Religion aus, die nichts anderes ist, als ein Schmachten nach der Zukunft. Die neue Religion daher, wenn sie sich nicht von ihrer Zukünftigkeit befreit, annihilirt die Resultate und Tendenzen der neueren Zeit und verkennt ganz, worum es sich jetzt handelt. Denn jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit sich die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen in sich selbst und ihre Welt der Gegenwart konzentrire; denn nur diese ungetheilte Konzentration auf die gegenwärtige Welt wird neues Leben, wieder grosse Menschen, grosse Thaten, Gesinnungen und Ideen zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth, als die Unsterblichkeit. Die Menschheit ist freilich nicht in denen, die dem Wagen der Weltgeschichte in ihren alten Hauspantoffeln nachschlottern und ihr altes abgenutztes Hausgeräthe, ihre Betten, Kanapees, Nachttöpfe u. dgl. commoditatis causa gerne darauf auch unterbringen möchten; sondern in denen, die vorne auf dem Kutschbock oder innen, nur mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, reiselustig und reisefertig sitzen, erfreut, endlich dem engen Kreis gewohnter Verhältnisse und Gegenstände

zu entkommen, mit frohem Muthe in die Fremde wandern, — die Menschheit, sage ich, hat in diesen schon längst den Tod überwunden und sich von dem zerstörenden, entkräftenden Zwiespalt zwischen Tod und Unsterblichkeit u. dgl. Dingen befreit. Diese Erkenntniss muss Leben, Anschauung, unmittelbares Wesen werden, muss ins Blut übergehen. Dies ist in Summa, in nuce, die Aufgabe der Zeit. Das vorige Bild wieder aufzunehmen, wer aus der bisherigen, jetzt zerfallenen Wohnstätte des Geistes auswandern will, der muss es machen, wie der weise Bias: Omnia sua secum portat. Deine zukünftige Welt ist aber nichts weiter, als die Rumpelkammer, in die Du die alten abgenützten, nur in Etwas von Dir modifizirten Geräthschaften hineinschleppst und bei dem Einsturz des Gebäudes vor dem Untergang retten willst. Der Wagen der Weltgeschichte ist ein enger Wagen; wie man in ihn nicht mehr hineinkommt, wenn man die bestimmte Zeit versäumt, man müsste denn mit Extrapost ihm nachfahren, so kann man auch, wenn man mitfahren will, nur das wesentlich Nothwendige, das Seinige, nicht aber den Hausrath mitnehmen. Denen, die mit Bias aus Priene auswanderten, aber mit vollen Säcken den alten Hausrath mit sich fortschleppten, musste Bias freilich sehr „abstrakt und negativ“ vorkommen. Aber die Philosophie wandert nicht anders aus dem Christenthume aus, als wie Bias aus Priene. Die zukünftige Welt, in der die christlichen Vorstellungen ihre Realität bekommen, die soll das Positive sein? Du mythologisirst, aber philosophirst nicht, verwandelst Ideen in Mythen, in Phantasien, die eben desswegen, weil sie ihre Realität nicht in sich selbst haben, wie die Ideen, diese postuliren, in die Zukunft verlegen. Deine künftige Welt ist nichts anderes, als mit wenigen Modifikationen der christliche Himmel auf Erden, oder näher: die in unwesentlichen Punkten modifizirte paulinische Auferstehungslehre. Der christliche Himmel ist aber vernunftgemässer, denn ihm kommt doch dem Glauben zufolge ein Sein zu; er ist nur für die Einzelnen ein erst zu Erreichendes und relativ für sie durch ihren Glauben und ihre Handlungen zu Verwirklichendes. Deine zukünftige Welt liegt aber nur in dem weiten unbestimmten Reiche der Möglichkeit, sie ist nur eine Vorstellung. Die Christen nehmen bei der Auferstehung ihre Zuflucht zu dem bekannten „Asyle der Unwissenheit“, der Macht Gottes; aber das ist konsequenter, als wenn Du Deine zukünftige Welt, die Aufhebung der bestehenden Natur, auf organischem, auf natürlichem Wege willst entstehen

und sich entwickeln lassen. Du nimmst dabei zu Hilfe die R
produktion des Körpers. Diese beweist aber grade das Gegenth
von dem, was Du daraus beweisen willst. Eben weil der Körp
immer sich aufreibt und abnützt, reproduzirt er die absterbend
Theile, und weil er immer sich verzehrt und daher alle seine Kräf
zum Ersatze des Abgegangenen aufbrauchen muss, nützt sich dan
die Reproduktionskraft selbst ab, und er endet so aus sich selbs
mit jedem Atome, um eine mechanische Vorstellung zu gebrauche
das verzehrt wird und das die Reproduktionskraft wieder ersetzt, ge
auch in demselben Momente ein Atom der Reproduktionskraft hi
weg; denn sie ist ganz eins mit dem Leben, mit dem organische
lebendigen Leibe, und daher jedes Wiedererzeugen zugleich e
Sichselbstabnutzen der Wiedererzeugungskraft. Gar nicht in A
schlag gebracht hast Du die so wichtigen Funktionen des Athmen
Essens und Trinkens u. s. w. bei Deiner Ansicht vom organisch
Leibe, wie so vieles Andere. Die Natur richtet überhaupt ke
Wesen zu solchen leeren, unbestimmten, kein Wesen determinirend
Abstraktionen, wie unsterbliches Dasein, unvergängliches Leb
ein, sondern zu ganz bestimmten, zu ganz vernünftigen und positiv
Zwecken. Die Pflanze ist nicht eingerichtet zur Unvergänglichke
sondern hervorzubringen ihre bestimmte Frucht, mit der ihr Leb
aus ist, die das Ziel ist, dem die Pflanze sich aufopfert, ih
resignirt alle Säfte zuschickt, sie anderen Theilen entziehend, d
noch lange existiren würden, wenn sie nicht den Zweck und d
Vernunft der Dauer vorzögen, wie sich beweisen lässt aus Expe
menten der Pflanzenphysiologie. Jedes Leben in der Natur ist e
bestimmtes Gattungsleben, es hat ein bestimmtes Lebensmass, da
ihm bei der Geburt als die Summe, von der es leben mus
und mit der es zufrieden ist und auskommt und seine Schulde
an das Ganze abtragen kann, von der Natur vorgeschosse
wird; dieses Lebensmass ist sein Lebensfond, der bestimmte Fon
seiner Reproduktionskraft. Dieses Lebensmass ist eins mit seine
Gattung oder Natur, mit seinem Zwecke, es ist der Anfang und
das Ende seines Daseins; diese bestimmte Lebensgränze ist das,
wornach ein Wesen sich einrichtet, was der treibende, bewegende,
bestimmende Puls seines ganzes Lebens ist. Die Sätze: Nur nach
dem Schlag der Todtenuhr beweget sich allein Natur u. dgl. lassen
sich als naturphilosophisch begründet nachweisen. Jeder Puls des
Herzens ist ein Glockenschlag der Todtenuhr. Unvergänglichkeit,
Unsterblichkeit, ewiges Leben sind die leersten, nichtigsten, unbe

stimmtesten Abstraktionen, Gespenstervorstellungen, Schatten, Vexirpoltergeister der modernen Welt, ohne Fleisch und Blut, ohne Wirksamkeit, blosse Nichtse. So viel oder so wenig über Deine Ansicht von der Zukunft, über die ich noch unendlich Vieles von den verschiedensten Gesichtspunkten aus sagen könnte.

Lebe wohl! Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 24. Februar 1842.

Lieber Freund! Ihre Befürchtungen im vorletzten Briefe, dass Gewalt gegen die Philosophie gebraucht werden würde, sind eingetroffen. Die sächsische Zensur hat sich in eine königl. preussische verwandelt. Die Rezension von mir über Ihr Buch, Ihre Thesen und alle Sachen von B. Bauer sind ausgestrichen. Man hat die Tendenzzensur der Preussen adoptirt und alle Scham vor der Wissenschaft abgelegt; denn die Theologici sagen ihnen, dies sei keine Wissenschaft, und nur Romantik und Christenthum die richtigen, die guten, die tugendhaften Tendenzen. In Sachsen scheinen sie es nur auf das Journal abgesehen zu haben; dagegen Bücher noch nicht unter die Tendenzkontrolle nehmen zu wollen. Alles schreit aber Feuer über die Jahrbücher; namentlich weisen sie mit Fingern auf Ihre Artikel von diesem Jahre, und kündigen mir an, dabei „gingen alle kirchlichen und sozialen Verhältnisse zu Grunde“. So wörtlich. Die Ochsen sind furchtbar gelehrig. Was die Berliner Pietisten für Dogmen machen, die glauben sie gleich, ohne sie zu besehen. Als wenn die Welt bei gescheidten Menschen schlechter führe, als bei diesen Cretins!

Doch es ist zu handeln, und das gleich. Ich frage daher bei Ihnen an, ob Sie es erlauben, dass ich alle die ausgestrichenen Aufsätze und eine eigene Erörterung dieser Zensurrohheiten in der Schweiz drucken lasse, unter dem Titel: Anecdota philosophica von Feuerbach, B. Bauer, Ruge und Anderen. Auf diese Weise kommen diese Manipulationen dennoch an den hellen lichten Tag, und es gibt der Zensur eine ungeheure Ohrfeige, zugleich aber den gestrichenen Aufsätzen nur desto mehr Publizität.

Ob es möglich sein wird, das Journal nur äusserlich zu erhalten, das wird die nächste Zukunft lehren. Vielleicht, dass nur die Atheisten ausgestrichen werden, dagegen die literarischen und sonstigen unphilosophischen Sachen nach wie vor erscheinen können.

In diesem Falle muss das Schweizerheft fortgesetzt und
Einem Journale zwei gemacht werden, die Köpfe der Hydı
Ihr A. Ruḡ

Derselbe an denselben.

Dresden, den 8. März 1

Lieber Freund! . . . Viele Staatsmänner, wie hier Liı
in Preussen die Schön, Flottwell, Bodelschwingh, Schulze ı
wünschen solche Dokumente und solche Handhaben, um di
heit des öffentlichen Geistes aufzustacheln und den Pfaffen
zu thun. Nun ist gerade Ihre Arbeit, die Thesen, die
und schlagendste Form des Beweises, welch' ein Attentat der
auf die Wissenschaft vorliegt. Ziehen Sie das aus der San
zurück, so hat die ganze Demonstration nicht halb das G
weil alles andere nicht so rein philosophisch ist.

Das Heft enthält 13—14 ausgestrichene Artikel deı
bücher — eine kolossale Septembrisation des Geistes — e
wenigstens 24 Bogen stark, also ein ganzes Buch. Dazu
es für die verschiedenen Klassen so viel Interessantes, d
nothwendig einen grossen Absatz erfahren muss, durch ein
aber nur an Käufern und Lesern gewinnen würde. Unterdrı
einmal gedruckter Bücher ist nicht möglich. Die Regieruı
mit Verboten nur eine moralische Wirkung auf die Beamt
schwachen Seelen im Sinne.

Die Jahrbücher werden verboten oder durch Zensur
weil viele Menschen sie lesen. Ihr Buch wird nicht ve
weil es höchstens einige Tausend lesen und weil dasselbe
„Eindruck“ mache.

Eine Verminderung des Lärms gibt es nicht, B. Bauer
lässt es nicht dazu kommen. Es wird eine Fortsetzung de
saune“ gedruckt. Sodann sind Sie jetzt an Straussens
die Vogelscheuche der Christen, und es ist ganz gleichgiltiḡ
Sie für eine Politik haben, da Sie die Politik, Ihren Chı
abzulegen, die man verlangt, nicht haben können. Mir g
ebenso, und ich habe die Politik, diesen Lumpen gegenüber,
Politik zu haben; ich will nur sein und nicht aufhören zu sei
sollt' ich nach Madrid auswandern, um drucken lassen zu k
was ich auf dem Herzen habe.

Also noch einmal das Schweizerorgan, dieses philosoı
Portfolio oder die Anecdota, die den Untergang der Jahrbü

der Form der neuen Richtung der Philosophie publiziren, und den Akt der Unterdrückung aktenmässig darlegen, ist eine moralische und politische Nothwendigkeit, der Sie die wirksamste und wichtigste Seite, Ihre Thesen, nicht entziehen dürfen.

Ich habe die Thesen nochmals sorgfältig durchgelesen; das Wort „Atheismus" kommt dreimal vor. Das erste Mal wird es in der Note erklärt, und später mit Häkchen angeführt, überall wird dagegen protestirt. Aber dass man Sie so schimpft, vermeiden Sie durch Nichts.

Das zweite Mal: „Was die Theologen „Atheismus" nennen"; das dritte Mal der „sogenannte Atheismus". Das erste Mal thut die Anmerkung das Nöthige. Aber auch ohne alle Zusätze ist nur für Böswillige Ihre Meinung zu verkennen, und dieser Verkennung und Verketzerung zu entgehen ist unmöglich.

Wollen Sie aber durchaus auf meinen Gesichtspunkt sich nicht führen lassen, so würd' ich Ihnen rathen, die Thesen der 2. Auflage Ihres Buches, dessen Konsequenz sie doch ja sind, anzuhängen. Geben Sie meiner Bitte, die ich mit guten Gründen unterstützt zu haben glaube, etwa nach, so bleibt Ihnen immer noch für die 2. Auflage das Verfahren, diesen Anhang u. zw. erweitert zu geben, oder auch die Thesen zu einem eigenen Buche zu erweitern. Herzliche Grüsse und bitte um baldige Entscheidung. Ihr Freund

Ruge.

P. S. Daumer ist exaltirt über die Ankündigung. Die Sache ist so wichtig nicht. Der kleine Schwarz, ein talentvoller — Theolog — aber natürlich entre deux. —

Derselbe an denselben.

Dresden, den 14. April 1842.

Lieber Freund! Zuerst eine Gefühlssache, die mir Wigand aufträgt. Er war mit in Berlin; bei unserer Rückkehr zeigte er mir sein Lager, und es fand sich, dass etwa 120 Exemplare Ihres Buches, aus den österreichischen Zensuren vornehmlich, zurückgekehrt waren, während er 4 Monate lang kein Exemplar in Leipzig hatte haben können. Ihr Manuskript hatte er gleichzeitig empfangen und bat mich nun, Ihnen Beides mitzutheilen und Ihnen zugleich seinen Wunsch auszudrücken, Sie möchten ihm mit dem wirklichen Beginne des Druckes der zweiten Auflage noch einige Monate Zeit gönnen, damit sich jene Nachzügler noch verkauften, wenn auch nur zur grösseren Hälfte.

Ich hoffe Sie nicht unangenehm mit all diesem Kram affiziren. Es ist immer ein ausserordentlicher Erfolg, den Sie m dem Buche haben und ein eben so ausserordentlicher Grund den Remissionen sind die Clausuren der österreichischen Zensur...

Sorgen Sie nur ja für naturwissenschaftliche und medizinisc Sachen, wie Sie mir versprachen, und wenn Sie selbst dergleich haben, schicken Sie mir's ja mit. Ich denke, die zweite Aufla haben Sie ganz fertig an Wigand eingesendet, so dass Sie nun a andere Dinge denken können. Der Zensurkonflikt mit der Phil sophie bleibt derselbe und die Anecdota sind nach wie vor notl wendig. Wir werden sie aber wohl, da sie 20 Bogen überschreite werden, in Stuttgart drucken können. Ueberall, auch in Berli hat Ihr Buch einen gewaltigen Effekt gemacht und viel tiefer ei geschlagen, als die Menschen sich's selber zu gestehen geneigt sin Ich habe die Althegelianer besucht, auch Vatke, den Erztheologe der dem Minister versprochen, Sie zu widerlegen und die Antwo erhalten hatte, „das sei nicht nöthig, Sie würden gar nicht g lesen". Dass die Gelehrten so verschieden von Sr. Exzellenz u theilen, ist in diesem Falle sehr gut. Ebenso wie die Berliner fan ich in Halle vornehmlich die jüngeren Leute reformirt. Auch w man Ihre Kritik noch nicht studirt und verdaut hat, liegt die Op position gegen die Scholastik in der Luft.

Schelling blamirt sich mit Applikation. Er liest die alten gelbe Hefte wieder ab und sagt: „Das sind neue!" Es kommen abe Sachen vor, wie: „neulich hat Voss in seinen mythologische Briefen gesagt" u. s. w., und die Berliner fangen an schnöde Witz über ihn zu reissen.

Ich glaube nimmermehr, dass man gegen Ihr Buch etwas thu wird. Erst nach vielen Jahren wird man in der Politik sein Wichtigkeit begreifen. Jetzt hält man es für Tollheit, dass de gleichen nur irgend zur Anerkennung kommen sollte. Ihr

A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 1. Mai 1842.

Lieber Freund!... Die Jahrbücher haben jetzt über 500 Ab nehmer und steigen noch; wir müssen sie halten und allmählic wieder in den gehörigen Schwung bringen. Thun Sie, was Si können. Kein Tapferer wirft die Flinte ins Korn. Ich suche hie

gegen die Barbarei zu wirken. Es fehlt mir aber noch an einem sicheren Anhalte, da leider Lindenau, der einzige, mit dem ich etwas machen könnte, nicht die Zensur unter sich hat. Ihr

A. Ruge.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Erlangen, den 3. August 1842.

Lieber Bruder! Da mir ein Söhnlein geboren worden ist, ersuche ich Dich, Pathenstelle zu vertreten, bitte Dich aber, Dir durchaus keine Unkosten zu machen, indem wir auf keine Weise etwas annehmen werden. Blicke ich in die Zukunft, so mischt sich mit der Freude der Gegenwart die Sorge, und mich erfüllt der ernste Wunsch, dass der neue Ankömmling ein guter, tüchtiger, weiser und tugendhafter Mensch werden möge, den Glück und Segen auf seinem Lebenswege begleiten. Möge er Dir in allem Guten gleichen, aber nicht in Deiner Richtung gegen das Christenthum, das nach meiner Ueberzeugung die Grundlage sittlicher Erziehung des Menschengeschlechtes und für jede höhere Bildung ist. Mag auch das Christenthum vielfach missbraucht worden sein, mögen einzelne Lehren unrichtig sein, oder die Prüfung der Vernunft nicht aushalten; so sind doch die wesentlichen, die Hauptlehren, namentlich diejenigen, welche das Zusammenleben der Menschen regeln, wahr, und sowohl für das Individuum, wie das Ganze heilsam. Auf ihnen beruht das öffentliche Zutrauen, auf ihnen das Zutrauen, das der Mensch dem Menschen schenkt.

Ich ergreife daher diese Gelegenheit, Dich zu bitten, von einer Richtung abzustehen, die Dir keinen wahren, keinen bleibenden Ruhm verschaffen, Dir und den Deinen keinen Segen bringen kann, von einer Richtung, die diejenigen mit Betrübniss füllen muss, die es gut und redlich mit Dir meinen.

Mit treuer Liebe Dein Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Bruckberg, den 18. August 1842.

Lieber Eduard! Meinen Glückwunsch zu Deinem Söhnlein und meinen Dank für Deinen Antrag. Da es aber keineswegs gleichgiltig ist, wenigstens in der Vorstellung — welchen Pathen man wählt, und Du an meiner „antichristlichen“ Richtung Anstoss

nimmst, — eine Richtung, die so mit mir verwachsen ist, dass s nur mit meinem Leben enden wird — so rathe ich Dir, ohne al Rücksicht und Bedenklichkeit einen anderen Pathen zu nehmen.

Uebrigens bedauere ich Dich, dass Du von dem Gespenste d nur noch durch politische und literarische Gewaltstreiche sich b hauptenden Christenthums so bethört bist, dass Du ausser der n türlichen, schlichten Erziehung des Menschen zum Mensche noch eine besondere supranaturalistische Verziehung für Dein Kin in Anspruch nimmst. Es wird die Zeit kommen, wo man erkenne wird, dass in dem „Wesen des Christenthums" längst das Räths gelöst ist, worüber die gegenwärtige bethörte Menschheit sich de Kopf zerbricht. Vielleicht findet auch einst Dein Sohn, nachde ihn die Christen an Geist und Leib zerrissen und verkrüppelt habe in den Schriften seines verketzerten Onkels den Weg zu Heil un Leben.

Doch wieder zurück zum eigentlichen Thema. Ich mache D folgenden entscheidenden Vorschlag. Handle im Geiste dieser Zei welche ein widerspruchsvolles Gemisch von Christenthum und Heide thum für Christenthum ausgibt, und gib daher Deinem Söhnlein zı Erinnerung an diese Zeit den antichristlichen Namen Ludwig un den christlichen Namen Anselm. So bist Du aus aller Verlege heit. Dein Bruder Ludwig.

Feuerbach an O. Wigand.

Bruckberg, den 29. Dezember 1842.

Lieber Herr Wigand! Ihre freundliche Einladung kan ich leider nicht annehmen. Sie haben ein verhängnissvolles „Wenn oder ein ähnliches konditionales Wörtchen in meinem Briefe übe sehen.

Der Winter ist mir die genehmste Zeit zum schreibenden, d. i sich äussernden Denken. Ich bin das Gegentheil der Bienen; die verzehren im Winter, was sie im Sommer gesammelt; ich gebe in Winter von mir, was ich im Sommer verschluckt habe. Ich ver eine den Nord- und Südländer in mir: im Winter bin ich ein Nord deutscher — Idealist, Kopfmensch; im Sommer ein Südländer — Realist, Sinnen-, Herz-, Naturmensch oder wie Sie das nennen wollen. Und so bin ich denn auch bereits diesen Winter schon seit meh reren Wochen ganz in der schaffenden Kopfarbeit. Ich arbeite das Thema meiner Thesen aus. Ich kann, ich darf jetzt nicht fort

Dergleichen Dinge darf man nicht aufschieben. Ungewiss ist das Leben, nur gewiss ist die Pflicht. Ich gratulire zu Ihren 14 Kindern von Herzen. Die wahre Philosophie besteht darin, nicht Bücher, sondern Menschen zu machen. Ihr L. Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 16. Mai 1843.

Lieber Freund! Vor Kurzem kam aus dem Hause des Predigers Ammon die Nachricht, sie hätten Briefe aus Erlangen, dass Ludwig Feuerbach gestorben sei. Meine Frau, die mir das mit grosser Bestürzung erzählte, denn sie interessirt sich lebhaft für Sie, hatte es von Ammons Tochter, unserer Freundin. Ich antwortete ihr gleich aus dem Stegreife: „Das ist nicht wahr, der hat keine Zeit zu sterben, schreib' ihr nur wieder: der stürbe nicht, weil er noch nicht abkommen könnte." Und die nächste Zeitung klärte den Irrthum auf. Die Frauenzimmer waren nicht wenig überrascht, und ich fürchte, dass sie jetzt an mich glauben und mich für einen Propheten halten würden, wenn ich es nur verlangte. Wir freuen uns sehr darauf Sie zu sehen! Ganz der Ihrige A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 24. Mai 1843.

Lieber Freund! ... Das Journal („Deutsch-französische Jahrbücher") wollen wir ganz frei im Auslande drucken und den mittelmässigen und scholastischen und reservirten Kram der alten Jahrbücher ganz wegwerfen, zu dem Ende uns mit den bedeutendsten Franzosen: Leroux, Proudhon, L. Blanc, vielleicht Lamartine — (Lamennais und Cormenin sind wohl nicht zu haben oder zu brauchen) — zu dem Journale vereinigen, so dass sie unmittelbar mit hineinschreiben (französisch liest ja Jeder), und auch eine Art Redaktion mit aufstellen. Den Titel und den Prospekt erlassen wir dann mit ihnen gemeinschaftlich und stellen so die geistige Alliance der zwei Nationen plötzlich mit einem Schlage an dieser Unternehmung dar. Sie würden dem Plane einen bedeutenden Vorschub leisten, wenn Sie gleich im ersten Hefte mit aufträten. Wie Strauss die alten Jahrbücher eröffnete, so müssen Sie diese neuen eröffnen. Sie sind populär und beliebt, und ausserdem haben Sie

ja schon längst die gallogermanische Alliance ausgesprochen. Denken Sie auf einen passenden Beitrag. Es wird übrigens Alle passen; am Besten freilich ein Manifest von Ihnen gegen die Spekulation und das theologische Verhalten der Deutschen (seit der Reformation, oder eben gerade jetzt in ihrem ganzen Leben), und für eine Annäherung an Frankreich, seit ihnen nun diese Abstraktion zur Last wird. Doch will ich Ihnen nichts vorschlagen; nur im Allgemeinen den Plan müssen Sie billigen, was ich nicht bezweifle; dann regt Sie das schon zu irgend etwas an. 1. Oktober wollen wir anfangen. Ihr Ruge.

Feuerbach an Ruge.

Bruckberg, den 20. Juni 1843.

Lieber Freund! Ob ich gleich darauf rechne, Sie nächstens hier zu sehen, so muss ich doch noch, ehe Sie einen positiven Schritt thun zur Realisirung Ihres neuen literarischen Unternehmens Ihnen meine Meinung darüber schriftlich aussprechen; denn in meinem letzten Briefe gab ich nur den ersten Eindruck der Idee ohne über die Möglichkeit und Zweckmässigkeit ihrer Ausführung nachgedacht zu haben. Ich habe durchaus nichts gegen die Idee an sich — im Gegentheile, die Berührung mit dem französischen Esprit hat für mich etwas sehr Anziehendes, und mehr als dieses aber vom praktischen Gesichtspunkte aus hält sie, namentlich jetzt nicht Stich und Stand. Diese Assoziation ist auffallend und schon dadurch verfehlt sie ihren Zweck; denn der letzte Zweck ist zunächst doch immer nur, sich Luft zu machen. Aber um sich Luft zu machen, muss man, wenigstens in dem philiströsen, stumpfen Deutschland, wie es heutigen Tags ist, keinen Wind, am wenigsten Sturmwind machen. Haben wir nur erst Luft — der Wind stellt sich schon mit der Zeit ein; er entsteht unter Bedingungen, die nicht in unserer Gewalt sind. Die stillen Wirkungen sind die besten. Erst still, dann laut, aber nicht umgekehrt. Deutschland kann nur durch Gift kurirt werden — nicht durch Feuer und Schwert. Wir sind noch nicht auf dem Uebergange von der Theorie zur Praxis, denn es fehlt uns noch die Theorie, wenigstens in ausgebildeter und allseitig durchgeführter Gestalt. Die Doktrin ist noch immer die Hauptsache. Nicht nur böser Wille — auch Verstandesschranken, falsche Vorstellungen, genährt, oder wenigstens nicht aufgehoben, selbst durch unsere besten Geister,

sind es, die dem Lichte eines neuen Geistes widerstreben. Schriften sind nothwendig, grosse und kleine, und nur in ihnen kann man den Rappen laufen lassen. Journale dürfen nur sekundiren. Das war falsch, dass Sie die Offensive ergriffen. Ein Journal, das nur nicht obskur ist, — das ist das Höchste, was man gegenwärtig bewerkstelligen kann. Man muss sich äusserlich beschränken, um nach Innen seine Macht zu konzentriren. Dazu müssen wir es noch bringen, nicht dass wir doziren, sondern dass nach uns dozirt wird, allen Prohibitivmassregeln zum Trotze, und dazu bringen wir es. Einen anderen Weg von der Lehre zum Leben weiss ich nicht. Einen anderen kann man sich wenigstens nicht vorsetzen. Aber was hilft uns dazu die französische Alliance? Hängen wir dadurch der Sache ein Gewicht an? Gewinnen wir neue Vernunft- und Ueberzeugungsgründe? Nein! wir imponiren nur äusserlich. Aber wir müssen uns allein auf uns selbst stützen, allein uns selbst helfen. Was anderes wäre es, nach Paris selbst zu gehen und von dort aus Deutschland zu bombardiren. L. F.

Ruge an Feuerbach.

Paris, den 19. August 1843.

Lieber Freund! .. In Brüssel wollte ich anfangs nicht verweilen, musste aber liegen bleiben, weil die Post es so mit sich brachte. Ich besuchte nun die Professoren Mainz, Altmeyer, den Juristen Arntz (den Philosophen Ahrens, den Krausianer, verfehlte ich) und noch einige deutsche und französische Gelehrte. Seltsam traf sich's, dass diese Herren, die die radikale Richtung vertreten, gerade damit umgingen, an des Ahrens Stelle, der nach Leiden geht, einen deutschen radikalen Philosophen zu bringen. Sie hatten desshalb zunächst an mich schreiben wollen und waren nun sehr vergnügt, dass ich persönlich Auskunft geben konnte. Ich habe Ihnen gerathen, wenn sie es durchsetzen könnten, Sie zu rufen. Sie wären gerade in Belgien ein guter Sauerteig (und die Stelle wird jetzt mit 5000 Francs besoldet).

Allerdings würden diese Männer Sie sehr gerne dort sehen; Ahrens, der Krausianer, will aber wieder einen Krausianer, den Leonhardi in Heidelberg haben, und schreit gegen die Atheisten. Ganz klar sind mir die Verhältnisse nicht geworden; nur soviel ist gewiss, dass sie auch den Professoren und den Stiftern der Université libre nicht klar sind. Die Universität besteht auf Sub-

skription, die, wie es scheint, jährlich wiederholt wird. Die erst Subskribenten sind Vorsteher. Ob nun aber dieser zufällige V stand, oder die Sachverständigen, die Professoren also, neue B rufungen zu machen haben, darüber scheint nichts festzustehen, n dass doch ohne Zweifel die Generalversammlung der Subskribent souverain ist. Ahrens scheint die Vorsteher gewonnen zu habe Doch war Alles noch ungewiss. — Ihr Buch wird hier jetzt in's Fra zösische übersetzt, wenigstens gehen zwei Bekannte von mir dan um. Wenn jedoch Ihr Bruder die Uebersetzung in's Französisc machen wollte, so wäre die Sache sicherer zu Stande zu bringe und ich wollte von dem Dr. Guerrier, der Franzose ist, aber Deutschland erzogen wurde und beider Sprachen vollkomm mächtig ist, das Manuskript Ihres Bruders durchlesen lasse Guerrier ist Arzt, er hat daher nicht so viel Musse, als Ihr Brude aber er ist sehr für Ihr Buch eingenommen und gern bereit, die Arbeit zu übernehmen, um der Sache willen. Wir könnten d Werk dann in Strassburg drucken. Es wäre von grossem Nutz Kommen Sie noch her? Es wäre sehr angenehm für mich. I wohne für 25 Francs den Monat und esse für 25 Sous, etwas üb 1 Franc, ein Rostbif (sic) und bin mit beidem sehr zufrieden.

Sollten Sie herkommen, so kommen Sie nur ohne Weiteres mir und quartiren sich jedenfalls provisorisch bei mir ein. In u serem Hause, und wenn nicht hier, im Hôtel de la Gironde in d Nähe, sind immer noch Zimmer. Leben Sie wohl!

Ihr A. Ruge.

Dr. Marx an L. Feuerbach.

Kreuznach, den 30. Oktober 1843.

Hochverehrter Herr! Dr. Ruge hat Ihnen bei sein Durchreise vor einigen Monaten unseren Plan, französisch-deutsc Jahrbücher zu ediren, mitgetheilt, und zugleich Ihre Mitwirku erbeten. Die Sache ist jetzt soweit abgemacht, dass Paris Druc und Verlagsort ist, und das erste Monatsheft bis Ende Novemb erscheinen soll.

Ich glaube fast aus Ihrer Vorrede zur 2. Auflage des „Wese des Christenthums" schliessen zu können, dass Sie mit einer au führlicheren Arbeit über Schelling beschäftigt sind, oder do Manches noch über diesen Windbeutel in petto hätten. Sehen Si das wäre ein herrliches Debut.

Wie geschickt hat Herr Schelling die Franzosen zu ködern gewusst, vorerst den schwachen eklektischen Cousin; später sogar den genialen Leroux. Dem Pierre Leroux und Seinesgleichen gilt Schelling nämlich immer noch als der Mann, der an die Stelle des transzendenten Idealismus den vernünftigen Realismus, der an die Stelle des abstrakten Gedankens den Gedanken mit Fleisch und Blut, der an die Stelle der Fachphilosophie die Weltphilosophie gesetzt hat! Den französischen Romantikern und Mystikern ruft er zu: „Ich die Vereinigung von Philosophie und Theologie", den französischen Materialisten: „Ich die Vereinigung von Fleisch und Idee", den französischen Skeptikern: „Ich, der Zerstörer der Dogmatik", mit einem Worte: „Ich .. Schelling!"

Sie würden unserem Unternehmen, aber noch mehr der Wahrheit daher einen grossen Dienst leisten, wenn Sie gleich zu dem ersten Hefte eine Charakteristik Schellings lieferten. Sie sind gerade dazu der Mann, weil Sie der umgekehrte Schelling sind. Der — wir dürfen das Gute von unserem Gegner glauben — der aufrichtige Jugendgedanke Schellings, zu dessen Verwirklichung er indessen kein Zeug hatte, als die Imagination, keine Energie, als die Eitelkeit, keinen Treiber, als das Opium, kein Organ, als die Irritabilität eines weiblichen Rezeptionsvermögens, dieser aufrichtige Jugendgedanke Schellings, der bei ihm ein phantastischer Jugendtraum geblieben ist, er ist Ihnen zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zu männlichem Ernst geworden. Schelling ist daher Ihr antizipirtes Zerrbild, und sobald die Wirklichkeit dem Zerrbilde gegenübertritt, muss es in Dunst, in Nebel zerfliessen. Ich halte Sie daher für den nothwendigen, natürlichen, also durch Ihre Majestäten, die Natur und die Geschichte, berufenen Gegner Schellings. Ihr Kampf mit ihm ist der Kampf der Imagination von der Philosophie mit der Philosophie selbst. .... Ganz der Ihrige

Dr. Marx.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 11. November 1843.

Lieber Freund! ... Ich gestehe Ihnen, dass ich bange werde, wo wir die Schriftsteller finden sollen, wenn auch Sie sich zurückziehen. Nun, ich rechne auf Ihren guten Genius, der Sie von jeher schon auf die Fährte der Franzosen und in die Bahn des Humanismus geführt, und dem wir so viel Emanzipation ver-

danken. Er wird Ihnen keine Ruhe lassen, und Sie werden sehr bald das Bedürfniss fühlen, mit einzugreifen. Schelling für die Deutschen zu charakterisiren, ist fast überflüssig geworden — ennuyant ist es ohnehin, sich mit ihm zu beschäftigen — und ich fühle ganz Ihre Motive, Marx dies abzuschlagen; aber merkwürdig dumm sind die Franzosen über ihn. So eine existirende alte Vogelscheuche imponirt diesen Menschen, weil sie zu unwissend sind, um mehr als den Namen zu kennen. Für die Franzosen müssen alle die Dinge über Schelling, Hegel, Religion, Philosophie etc. immer noch wieder repetirt werden. Später will ich's versuchen, ihnen Collegia darüber zu lesen. Von Herzen der Ihrige. A. Ruge.

Feuerbach an O. Wigand.

1844.

Lieber Herr Wigand! .. Verhinderungsgrund meiner persönlichen Erscheinung in L. war übrigens auch mein politischer Widerwille gegen den von der preussischen Knute unterjochten Norden — ein Widerwille, der sich freilich noch weiter, auch gegen den vom päbstlichen Nachtstuhle unterdrückten Süden erstreckt.

Auf Ihre Aufforderung zur Theilnahme an Ihrer Vierteljahrschrift habe ich in meinem letzten Briefe nichts erwidert, weil ich erst an dem Tage, wo dieser mein Brief abging, Ihre Aufforderung erhielt. Es geschehe jetzt. Ich habe die beiden Bände dieser Zeitschrift mit grosser Freude und Theilnahme gelesen, sie sind geschrieben von freien, rüstigen, lebendigen, antischolastischen Geistern; ich fühle mich zu ihnen hingezogen und sogar verbunden zu Dank — wenn anders von Dank hier die Rede sein könnte — für die Weise, wie sie meiner gedenken. Aber Sie wissen — durch Ruge noch aus den Zeiten der D. Jahrbücher — wie ausserordentlich schwer ich mich losreisse aus dem Zusammenhang meiner grösseren Arbeiten und Studien, und diese Schwere hat mit der Last der Jahre, die sich seitdem gehäuft, nur zugenommen. Ueberdem habe ich aus mehrfachen Gründen, die theils subjektiv, theils objektiv sind, längst alle Lust und allen Willen verloren zu thätiger Theilnahme an einem gemeinschaftlichen literarischen Institute in Deutschland. Ich selbst existire nur aus Nothwendigkeit, nicht aus Freiwilligkeit in Deutschland, ob ich gleich unendlich entfernt bin, desswegen das wahre deutsche Wesen je zu verkennen und zu verleugnen, so tief ich auch den christlich-germanischen Servilismus,

Bigottismus und Partikularismus hasse. Sapienti sat. Sollte indess einmal ein besonderer Drang in mich oder eine besondere äussere Veranlassung an mich kommen — Sollte! Der Teufel hole das Sollte! werden Sie ausrufen, und Sie haben Recht; Sie wollen bestimmte Zusage oder Nichts. L. F.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 15. Oktober 1844.

Lieber junger Freund! . . Es freut mich, dass Sie und andere Berliner meinen „Luther" so gut aufgenommen und aufgefasst haben. Leider! bin ich, wie gewöhnlich, auch mit dieser Schrift nicht ganz zufrieden. Ich habe zu Vieles auf der Seite liegen lassen, mich zu sehr beschränkt, zu kurz gefasst, und den Grundgedanken, das Facit vom Ganzen, nicht einmal direkt ausgesprochen, sondern dem eigenen Verstand des Lesers zu ziehen überlassen, und dadurch vielleicht selbst auch wohlmeinenden Lesern manchen Anstoss gegeben, manchen Zweifel nicht gelöst. Freilich war auch mein Gebiet schon durch den Gegenstand und Zweck ein begränztes. So beanstandete Jemand, von dem ich es nicht erwartet hätte, die ironische Apologie der Sünde am Schlusse; er sah nicht ein, dass diese nur im Gegensatze gegen die himmlische Seligkeit Gültigkeit, und keinen andern Sinn hat als: Besser ein Sünder auf Erden, als ein Engel im Himmel, d. h.: Besser ein wirkliches, wenn auch mit allen Mängeln der Wirklichkeit behaftetes, als ein abstraktes, mit allen Tugenden des Spiritualismus ausgeschmücktes Wesen.

Eine Anmerkung hätte diesen Anstand wenigstens auf Seiten jenes Jemands heben können; aber soll man denn Alles zu Einem Brei machen? Was aber den allgemeinsten und meisten Anstoss auch wieder bei dieser Schrift erregen wird, ist, dass ich das göttliche Wesen als ein sinnliches, und vice versa das sinnliche Wesen als göttliches, d. i. wahres Wesen nachweise, oder wenigstens setze, aufstelle; denn allerdings bin ich hier noch manchen Nachweis, manche Aufklärung und Erläuterung schuldig geblieben, indem die Leute unter Sinnlichkeit nichts Anderes verstehen, als Essen, Trinken, Freien, gleichwie sie unter Menschlich nichts Anderes verstehen als die Schwächen der Individuen und die veränderlichen, willkürlichen Satzungen und Institutionen der Zeiten, daher auch das wahre menschliche Wesen unter dem Namen des

Göttlichen, als eine eigene, vom Menschen unterschiedene Gattung demselben gegenüber setzen. Ich werde indess diese Nachweis und Erläuterungen nicht schuldig bleiben, und alle vorlauten Urtheile über mich noch auf's Tiefste beschämen. Aber nur Geduld muss ich den Herren einstweilen noch anempfehlen.

Das charakteristische Urtheil des grossen theologischen Waschweibes von Berlin über mich hat mich an den seligen Göttinger Theologen Michaelis erinnert, dem seiner Zeit auch Herder viel zu „seicht und unreif" war, als dass er von ihm hätte Notiz nehmen mögen. Und der gute Michaelis ist längst ad patres gegangen, aber Herder lebt heute noch unter uns. So wird der theologische Dünkel bestraft!

Dass ich in den Augen Br. Bauer's ein „respektabler" Kerl bin, wundert mich sehr, da die „Olympischen Götter", deren Standpunkt jetzt Bauer in seiner absoluten, nichts voraussetzenden Kritik einnehmen soll, auf einen Menschen mit „praktischen Bedürfnissen" doch nur verächtlich herabblicken können. In seiner Zeitschrift soll er daher auch wacker gegen mich polemisiren, ohne mich aber zu nennen. Diese Polemik freut mich jedoch, denn sie offenbart unsere himmelweite Differenz, die nur die völlige Urtheilslosigkeit hat übersehen können. Meine Gesinnung gegen ihn bleibt dieselbe. Seine Geschichte des 18. Jahrhunderts habe ich mit vielem Vergnügen längst gelesen. Sie ist sehr pikant, aber zu absprechend, zu flüchtig geschrieben. Wir sind auch in dieser Beziehung Gegensätze: er schreibt zu viel und zu leicht, ich zu wenig und schwer.

Die Trier'sche Zeitung kenne ich nicht, ausser dem Namen nach. Ihr Anerbieten kann ich aber nicht annehmen. Sie sind jetzt Student und Soldat zugleich. Da haben Sie keine Zeit zum Abschreiben. Es wäre mir allerdings nicht ohne Interesse, zu sehen, in welcher Art diese Artikel geschrieben sind. Aber ich kann das ja vielleicht auf eine andere, Niemand belästigende Art erfahren.

Die mir aus dem Berliner Gebetbuch für fromme Soldaten mitgetheilte Stelle ist köstlich. Meinen Dank für sie. Ich kann vielleicht einmal öffentlich davon Gebrauch machen. Wie tief muss aber eine Regierung gesunken sein, wie tief eine Armee, welcher das Gift des ekelhaftesten Pietismus ordannanzmässig in succum et sanguinem vertirt wird! Welche Heldenthaten werden wir von einer Soldateska erleben, welche auf der Hiobspost der christlichen Geduld dem Feinde entgegenzieht!

Im würdigsten Gegensatz zu diesen und ähnlichen widerlichen Erscheinungen unserer verwesenden Staaten fällt mir eben erfreulicher und trostreicher Weise der Schneidergeselle Weitling ein. Ich lernte nämlich erst diesen Sommer den Kommunismus etwas näher kennen, unter andern auch die Schrift W.'s: „Garantieen der Harmonie und Freiheit". Wie war ich überrascht von der Gesinnung und dem Geiste dieses Schneidergesellen! Wahrlich, er ist ein Prophet seines Standes. Ich verdankte seine Bekanntschaft einem jungen, theoretisch in den Kommunismus eingeweihten Handwerker. Wie frappirte mich auch der Ernst, die Haltung, der Bildungstrieb dieses Handwerksburschen! Was ist der Tross unserer akademischen Burschen gegen diesen Burschen! Wahrlich bald — bald im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen — bald wird sich das Blatt wenden, das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehren, die da herrschen, dienen, die da dienen, herrschen. Dies wird das Resultat des Kommunismus sein, nicht das von ihm beabsichtigte. Neue Geschlechter, neue Geister werden entstehen, und sie werden entstehen wie einst aus den rohen Germanenstämmen, aus der unkultivirten, aber bildungsdurstigen Menschenmasse.

Und jetzt schon haben wir die religiösen und theoretischen Anfänge dieser unvermeidlichen Metamorphose vor Augen. Während die Könige sich zu Betbrüdern, zu Pietisten erniedrigen, erheben sich die Handwerker zu Atheisten, und zwar Atheisten nicht im Sinne des alten, nichtssagenden, leeren, skeptischen, sondern des modernen, positiven, thatkräftigen, religiösen Atheismus.

Unmittelbar dieser erfreulichen Erscheinung reiht sich Ihr Brief an, denn er verbürgt mir eine der Gegenwart entsprechende Zukunft. Und was ist erfreulicher als so eine Wahrnehmung! Ein die Zukunft verbürgendes Zeichen war es mir, dass Sie sich bereits für ein bestimmtes Thema vorbereitet, an eine bestimmte und zwar ausgezeichnete Persönlichkeit angeschlossen haben.*) Der Mensch kann sich nicht genug konzentriren, Eines — oder Nichts. Aber strengen Sie sich nur nicht zu sehr an, übertreiben Sie nicht — die besten Früchte reifen am spätesten.

Alles hier erfreute sich Ihrer Grüsse und erwidert sie freundlichst. Selbst mein Lorchen erinnert sich Ihrer, des Mannes mit

*) Fr. Kapp im Soldatenrocke trieb damals Quellenstudien zur Charakteristik des alten Joh. Jakob Moser, des Würtembergischen Kämpen.

dem weissen Hut und Haar, noch bestens. Hier, wo Jung und A ein wechselloses Leben lebt, verliert sich nicht leicht etwas, selb bei dem jungen Volk, aus dem Gedächtniss.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater! Leben Sie wohl und glücklich! Ihr mit Liebe ergebener L. Feuerbach.

Feuerbach an seine Mutter.

Bruckberg, den 29. Oktober 1844.

Liebe Mutter! Endlich ist der harte Kampf zwischen Tod und Leben entschieden, aber nicht das Leben, sondern der Tod war der Sieger. Gestern Abend noch, fünf Minuten nach halb neun Uhr, that die noch vor Kurzem so reizend schöne und blühende Mathilde ihren letzten Athemzug. Das arme Kind hatte viel zu leiden; doch waren ihre letzten Stunden sanft und schmerzlos.*)

Noch diesen Nachmittag übernehmen auf mein Verlangen Kayser und Heidenreich gemeinschaftlich die Sektion. Das Resultat der selben melde ich entweder heute oder morgen.

Am Donnerstag Vormittag wird das Kind begraben.

Dein tiefbetrübter Sohn Ludwig.

Mr. de Ribbentrop**) à Feuerbach.

Paris, rue Blanche, Nr. 43, le 7. Novembre 1845.

Monsieur, Permettez-moi de Vous adresser par le Courrier de ce soir un exemplaire de la Revue indépendante du 10 juin, où j'ai rendu compte de Votre ouvrage: L'essence du Christianisme.

Vous savez, sans doute, que l'état de la philosophie, chez nous, est tel que les résultats de Vos investigations ont de la peine à se faire admettre. Vous n'ignorez pas non plus que ce sont précisément nos partis politiques les plus avancés qui y repugnent davantage.

Toutefois nous avons lieu d'espérer que la lumière ne tardera pas à percer, et que la raison finira par avoir raison. Vos travaux y auront puissamment contribué.

Ce que ni l'argumentation de Kant, ni la dialectique de Hegel,

---

*) Mathilde war am 24. März 1842 geboren.

**) Ein Stockfranzose aus — Hannover.

ni les poétiques épanchemens de Schelling n'ont pu opérer chez nous, Vos ouvrages l'accompliront.

Votre style, Monsieur, va tout à la fois à l'esprit et au coeur; et Votre manière, si elle est la seule capable de nous éclairer et de nous convaincre, est en revanche sûre d'atteindre le but.

Grâce à Vos heureux efforts, nous allons enfin sortir de la sphère des sentimens pour y rentrer, le flambeau de la raison à la main; et de la sorte il nous sera donné d'achever scientifiquement ce que les grands instincts de nos pères avaient si glorieusement commencé.

La science, telle que vous l'entendez, me semble le complément indispensable de la révolution.

Recevez, je vous prie, Monsieur, l'assurance de mon respectueux dévouement Adolphe de Ribbentrop.

Aus Fritz Kapps Weihnachtsbrief.

1845.

.... Vor Allem wird Dich ein Ausflug interessiren, den ich zu Anfang September nach Gütersloh und Bielefeld machte. Seit meiner Rückkehr aus Berlin bin ich nicht so vergnügt gewesen. Zum ersten Male seit langer Zeit befand ich mich wieder unter Menschen. Es war eine so wohlthuende Erscheinung, dass hier auch die Frauen an den Bestrebungen der Männer so lebendigen Antheil nehmen, dass sie ihre Kämpfe mit durchkämpfen und gleiche Liebe, gleichen Hass, kurz gleiche Ansichten mit den Männern hegen. Feuerbach hat in dieser Gegend eine fabelhafte Masse von Verehrern und Feinden. Letztere, nämlich die Pfaffen, sagen von einem ihnen unausstehlichen Menschen: „er ist unverschämt wie Feuerbach selbst". Ein Kaufmann dagegen, der einen gefährlichen Säbelhieb auf den Kopf bekommen hatte, bat, weil er zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde, ihm doch einige Kapitel aus dem Wesen des Christenthumes vorzulesen. Feuerbach ist in vielen Häusern dieser Gegend der Störenfried. Die Eltern verfluchen und verwünschen, die Söhne und Töchter bewundern und lieben ihn. Ich habe häufig recht herzlich lachen müssen und wünschte nur, dass Ludwig selbst einmal zugegen gewesen wäre. Unter den Verehrerinnen Feuerbach's ist wol eine gewisse Emilie Wendt, und die auch Dir durch Kriege schon bekannte Elfriede Schwarz in Brackwede bei Bielefeld die bedeutendste. Letztere

habe ich zweimal besucht. Ihr ruhiges, echt weibliches und doch bestimmtes Wesen hat mich sehr angesprochen. Sie hatte gerade den Sallet bekommen, wir sprachen darüber und über seinen, dem Feuerbach'schen verwandten Standpunkt. Sie nannte Feuerbach immer Ludwig, was mir um so mehr auffiel, als ich ihn nur von Euch bei seinem Vornamen hatte nennen hören; es wollte mir fast scheinen, dass sich ihrer Liebe und Verehrung für ihn ebensoviel Schwärmerei beigesellt hat. Man sollte es kaum glauben, eine einfache Bürgerstochter hat den ganzen F. in sich aufgenommen, ihn so verstanden, dass ihr ganzes Wesen vergeistigt, veredelt ist. Elfriede Schwarz sieht im Aeusseren älter aus, als sie ist; sie hat ein schönes, blaues, sanftes Auge und macht in ihrer ganzen Erscheinung einen wohlthuenden Eindruck auf den, der sie zum ersten Male sieht. Die Stunden, die ich bei ihr zubrachte, verflossen mir sehr angenehm und schnell; mein Vorsatz, sie öfter zu besuchen, scheiterte an meiner baldigen Abreise aus Bielefeld ......

Feuerbach an E. G. von Herder*)

Bruckberg, Charfreitag 1848.

Innigverehrter Freund! So ein schreiender Anachronismus auch die „Leibnitz'sche Philosophie" jetzt ist, so überschicke ich sie Dir doch in diesem Bande, aber natürlich nicht mit der zeitwidrigen Zumuthung, dass Du sie lesen, sondern nur mit der Bitte, dass Du sie in Deiner Bibliothek ad acta oder ad patres legen mögest. Es ist jetzt keine Zeit für Philosophie, obgleich es gerade jetzt vor Allem gilt, seinen Kopf nicht zu verlieren.

Wie traurig ist es, wenn Männer, wie Hecker, sich zu unbesonnenen und erfolglosen Handlungen hinreissen lassen! Hoffen wir indess, dass unsere Zeitungsberichte hierüber übertreibende und entstellende Parteiberichte sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Hecker sein Terrain nicht besser soll gekannt haben.

Denke nur, der Ansbacher Volksausschuss hat die Kühnheit gehabt, zum Entsetzen aller dortigen Stadtphilister mich als Deputirten nach Frankfurt vorzuschlagen. Auch die hiesigen und be-

*) E. G. von Herder, der Sohn des grossen Herder, war quieszirter bayrischer Regierungsrath in Erlangen. Dieser sowie die in der folgenden Periode mitgetheilten Briefe Feuerbachs an den ältern, innigstgeliebten Freund verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Ferdinand v. Herder, Bibliothekars am Botanischen Garten zu Petersburg, eines Sohnes des Adressaten.

nachbarten Landgemeinden werden mich wahrscheinlich wählen. Sollte übrigens wirklich die Wahl mich treffen, so werde ich mich der strengsten Gewissensprüfung unterwerfen, ob ich sie annehmen kann und darf. Ich kann die konstitutionelle Monarchie nicht vertreten, wenn ich gleich auch für ihre Abschaffung in dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sein kann. Hier entscheiden nur Handlungen, nur Ereignisse.

Lebe wohl und empfiehl mich den Deinigen und Bayer! Mit inniger Liebe und Verehrung Dein L. Feuerbach.

Ludwig an Bertha Feuerbach.

Leipzig, den 3. April 1848.

Liebe Bertha! Ich bin gestern hier glücklich angekommen. Ich habe ein Recht, zu sagen glücklich, weil ich leicht unterwegs ein Malheur hätte haben können, indem der Eilwagen vor Hof uns umwarf, jedoch ohne dass einer der Passagiere etwas ausser dem Schrecken davontrug. Ich kam Vormittags hier an, traf aber erst Wigand Nachmittags, oder vielmehr bei Tische. Er wohnt prachtvoll. Heute ziehe ich zu ihm. Leider! ist auch diese Herrlichkeit vielleicht bald dahin. Es ist eine Zeit, wo alles auf dem Spiele steht. Gegen die sichersten Hypotheken ist kein baares Geld hier zu bekommen. Von allen Seiten Bankerotte, oder wenigstens augenblickliche Zahlungsunfähigkeiten, weil Alles sein Scherflein ins Trockene bringen will, sein Talent, d. h. sein Geld vergräbt. Wigand hat an 200,000 Thaler bei tausend Häusern einzufordern. Er schätzt sich glücklich und gerettet, wenn nur die Hälfte zur Ostermesse bezahlt. Der Grund des Uebels ist nicht wirklicher Mangel an Geld, sondern die Furcht, dass durch Krieg oder Arbeiterbewegungen die Wohlhabenden oder Habenden ruinirt werden, die alle Glieder lähmt, alle Geschäfte stocken macht, allen Credit untergräbt. Ich war gestern in zwei Gesellschaften von den entgegengesetzten, die Zeit bewegenden Grundsätzen: Republikanern, Demokraten, entschiedenen Revolutionsmännern und sogenannten Philistern, Bourgeois, d. h. Leuten, die zwar Pressfreiheit, Volksfreiheit etc. wollen, aber doch noch, wenn auch nicht an dem Königthum, doch an den Königen festhalten ..... Der fünfte Band (Leibnitz) ist bereits erschienen und längst auf dem Wege nach Bruckberg. Ob die andern, mir so wichtigen Bände noch bei W. erscheinen, davon kann jetzt keine Rede sein, da gerade jetzt der

Augenblick ist, wo Alles in bangster Erwartung der kommenden Dinge ist. Man fürchtet Krieg mit Russland, wenn er anders nicht schon ausgebrochen ist; man fürchtet aber noch mehr einen Bürgerkrieg Deutschlands (zwischen Republik und Monarchie); man fürchtet für die Zertrümmerung aller Maschinen von den Arbeitern, obwohl in der letzten, vorgestrigen Versammlung derselben sie sich gegen eine solche ausgesprochen und sehr friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt haben sollen. Trotz aller dieser Uebel darf aber jetzt der Einzelne nicht klagen, denn sie sind allgemeine Uebel, wir leben in einer Zeit der Krisis, der Neugestaltung. Es kann nicht anders sein. Man muss sich jetzt nur auf das Nothwendigste beschränken, zufrieden sein, wenn man nur ein Stückchen Brod hat. Die Schwester äusserte sich erfreut darüber, dass Du zu ihnen zögest, sie sähe daraus, dass Du sie „lieb habest". Ich habe nichts gegen Nürnberg, ausser dass für Lorchen aus Mangel an Garten und an Natur überhaupt in dem sandigen trockenen Nürnberg kein Platz ist, wenigstens nicht auf längere Zeit. Sollte die Schwester Dir den Konsens unterdess zum Verkaufe ihrer Wiese gegeben haben, so verkaufe sie nicht, auf meine Gefahr hin. Es ist in diesem Augenblicke nicht gerathen, in Staatspapieren sein Vermögen anzulegen. Dass es mir in dem bewegten, hiesigen Leben sehr gefällt, kannst Du Dir denken. Hätte ich mich nur mit mehr Wäsche und Bequemlichkeiten versehen, namentlich auch mit einem anderen Rocke; denn mein Winterrock drückt mich in dieser Hitze nieder, und ich nehme jetzt wirklich Anstand, mir einen neuen zu kaufen. Mit Ruge war ich gestern zusammen und esse mit ihm heute bei Wigand. Fröbel ist leider nicht mehr hier in Dresden, sondern in Mannheim. Alles prophezeit mir hier eine baldige Vokation an eine Universität. Die Universität in Breslau hat wirklich nach den Zeitungen mich und Ruge berufen oder berufen wollen. Uebrigens nehme ich keine Berufung im Sinne der alten Universitäten an. Freilich sind mit der Freiheit die alten Universitäten dem Wesen nach schon gestürzt, und eine Universität, die zuerst den Muth hat, mich zu rufen, verdient mich, verdient das freudigste Entgegenkommen. Doch wir wollen sehen, was die Zukunft bringt. Wie lange ich hier bleibe, wann (und ob) ich wieder komme, darüber kann ich natürlich jetzt nichts sagen. Grüsse auf's Herzlichste mein liebes Lorchen, die Stadler, die Nürnberger und Alles. Dein Ludwig F.

Offener Brief an den Philosophen Feuerbach.

Edler Denker, der Du in den Zeiten der geknechteten Lehre nie Vernunft und Wissenschaft dadurch entweihtest, dass Du den Bestand der Dinge zu rechtfertigen suchtest, — der Du unter Mühe und Schweiss, unter dem höhnenden Geschrei der stolzen Pharisäer, das Gold der Wahrheit aus dem tiefen Schachte der Natur hervorholtest — edler Geist! die Stunde Deiner Wirksamkeit hat geschlagen! die Morgenröthe der Wahrheit beginnt mit ihrem Lichte eine freigewordene Welt zu bescheinen! —

Wohl dampft das warme Lebensblut unserer Brüder noch gen Himmel, das, wir wollen es hoffen, als das letzte Märtyreropfer zur Besiegelung der neuen Lehre, zur Besiegelung der ewigen Wahrheit fliessen musste. Wir sagen der ewigen Wahrheit, denn endlich begann mit Dir und Deinen Gesinnungsgleichen die Menschheit das ewig Wahre und ewig Rechte nur in der Natur zu suchen — das Glück unserer Geschlechter nur in der Natürlichkeit der Verhältnisse und des Lebens zu finden.

Bald treten die Männer zusammen, die dieses neue Testament verfassen, die die ewigen Menschenrechte auf den allein wahren Grundlagen der Natur, der Gattungsmässigkeit unseres Geschlechtes errichten.

Edler Mann! Der seltensten Einer, in denen der Geist der neuen Zeit zu tagen begann, Du darfst nicht fehlen bei dem Aufbau, der der Welt und namentlich unserem langgeknechteten Volke zum ewigen Wohle errichtet werden soll.

Du warst es, der mit wenigen Andern uns Trost und Zuflucht bot, als wir im Ekel vor der Lüge der Gelehrten, im Drange nach Wahrheit, uns zurückzogen aus den geschändeten Hörsälen deutscher Universitäten. Darum richten wir an Dich die Bitte, dass Du jetzt heraustretest aus der Verborgenheit, in die Du Dich begeben, dass Du eine Stelle einnehmest auf der Seite der Wahlkandidaten zur konstituirenden Nationalversammlung, damit Du als Wächter stehest vor dem neuen Tempel des neu zu gestaltenden Rechtes, auf dass auch nicht ein Titel des Gesetzes sich einschleiche, der mit unserer eigenthümlichen Natur im Widerspruch stände. — Frankfurt a. M., den 4. April 1848.

Mehrere Heidelberger Hochschüler.

(Nr. 98 der Didaskalia, 1848.)

Feuerbach an Prof. v. Schaden.

Frankfurt, den 7. Juni 1848.

Verehrter Herr! Nicht abgeschmackte, gelehrte Vornehi thuerei, nicht philosophischer Hochmuth, nicht persönliche Gereiz heit oder Empfindlichkeit, sondern nur äusserliche Ursachen - Reisen und der- und anderartige Zerstreuungen — sind der Grund dass ich erst jetzt auf Ihre freundliche Sendung*) und Zuschrif vom 6. April antworte. Fürs Erste sage ich Ihnen meinen Dank für die Uebersendung Ihrer Schrift gegen mich, die mich keines wegs als eine „Unzartheit" affizirte, sondern vielmehr als ein Zeichen von jener Offenheit und Freimüthigkeit, mit welcher der Mann den Manne gegenübertreten soll, sehr erfreute. Fürs Zweite muss ich Ihnen aber sogleich bemerken, dass ich Ihre Hoffnung auf ein wissenschaftliche oder öffentliche Entgegnung nicht erfüllen kann Ihre Schrift fällt gerade in die Periode, wo ich meine philosophisch Vergangenheit, wie sie in den bereits erschienenen und noch z erscheinenden, aber handschriftlich längst vollendeten Bänden meine Gesammtausgabe vorliegt, zu einem wenigstens in meiner Ar und in meinem Sinne vollendeten Abschluss gebracht habe. Auc bin ich kein Freund von Streitigkeiten, auch wenn sie sich gan fern von Persönlichkeiten halten. Es kommt nie etwas dabei heraus Jeder bleibt in sich und für sich. Erinnern Sie sich nur z. B. a die langweiligen Streitschriften zwischen Leibnitz und Clarke, a die immer nur die längst bekannten Gedanken wiederholende Briefe Spinoza's, wo er auf die Einwürfe seiner Gegner antwortet Endlich aber muss ich Ihnen freimüthig bekennen, dass ich durch Ihre Kritik den Kern meines Wesens durchaus nicht getroffen sondern vielmehr verfehlt finde. Sie sind von Vornherein mit Vor urtheilen (dass ich ein Hegelianer sei) an mich gegangen, haben mich a priori deduzirt und eben desswegen nur negativ konstruirt Sie haben zur Grundlage Ihrer Kritik hauptsächlich die „Grundsätze der Philosophie" genommen, während doch der Hauptgrundsatz meiner Philosophie, d. h. meines Denkens und Schreibens ist, das Allgemeine stets in concreto darzustellen, Grundsätze nicht in der Form von Grundsätzen, sondern von Handlungen oder Beispielen auszusprechen; also gerade die Schriften, wo ich dies

*) „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. L. Feuerbach" von Dr. Emil August v. Schaden, ausserordentl. Prof. phil. in Erlangen. Erlangen 1848.

thue — das sind aber gerade nicht die „Grundsätze“ — die am meisten mich charakterisirend sind, die, auf welche ich selbst auch den grössten Werth lege. Sie sind ferner in den Fehler der meisten Kritiker verfallen, dass Sie dem relativ Gesagten absolute, dem Vorübergehenden bleibende Bedeutung gaben, und nicht immer unterschieden zwischen dem, was ich in meinem und was ich im Sinne Anderer sage und entwickle. So haben Sie mir z. B. in dem Abschnitte, wo es sich vom „Sein“ handelt, eine Entwicklung im Sinne der idealistischen, namentlich Fichteschen Philosophie, als eine Entwicklung in meinem eigenen Sinne angerechnet. Ich bedauere, mein Urtheil, wenigstens für jetzt, nicht spezieller bestätigen und begründen zu können. Ihr ergebenster

L. Feuerbach.*)

Feuerbach an seine Gattin.

Frankfurt, den 30. Juni 1848.

Liebe Bertha! Alle Deine Sorgen um mich sind thöricht, d. h. grundlos. Euer „Correspondent“, aus dem Ihr hauptsächlich Euere Nachrichten schöpft, ist eines der schofelsten, verächtlichsten, in allen Punkten, wo es Muth erfordert, die Wahrheit zu sagen, unzuverlässigsten, ja lügnerischsten Blätter Deutschlands. Der demokratische Kongress dahier, der keineswegs grösstentheils, wie es lächerlicher Weise z. B. in der „Augsburger Allg. Zeitung“ hiess, aus jungen Leuten, sondern aus Männern in den besten Jahren bestand, hat sich mit mehr Würde, parlamentarischem Takte und Anstande benommen, als das Parlament selbst. Er ist keineswegs auch dem Parlamente absichtlich und ursprünglich feindlich entgegengetreten. Allerdings gibt es überall unbesonnene, eitle, renommistische, nicht um die Sache, sondern nur um Skandal und Aufsehenmachen bekümmerte Subjekte. Solche gab es auch hier, welche selbst noch vor der Entscheidung der wichtigen Frage den Stab über das Parlament brechen wollten. Aber sie wurden zur Ordnung

*) Wenn Hr. Prof. v. Schaden auf die Antwort warten musste, so hat er dabei nichts verloren. In den Heidelberger „Vorlesungen“ bekommt er's mit Zinsen heim. Am Schlusse der Abfertigung heisst es von diesem Kritiker: Hr. v. Schaden glaubt sicherlich, mich widerlegt, wenigstens kritisirt zu haben; ich sage ihm aber, dass er nur von mir geträumt hat, und noch dazu sehr wüste.“ VIII. Bd. „Zu Anmerkung 27“, 448. 9.

verwiesen. Jetzt ist es freilich anders. Das Parlament hat dur das „Gesetz über die Einführung einer provisorischen Zentralgewal den Stab über sich selbst gebrochen. Es hat sich selbst zu ein Null gemacht, indem es die oberste Gewalt der Verpflichtung er hob, die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen; es h an die Spitze der neuen Zeit die alte Zeit, an die Stelle des Fort schrittes den Rückschritt in die alte Kaiser- und Fürstenwelt gesetzt Die Demokraten werden daher das thun, was das Parlament zu thun versäumte; aber sie werden es thun, keineswegs gleich mi Feuer und Schwert — an der Spitze der Demokraten stehen In telligenzen, und diese greifen nicht sogleich zu den Mitteln rohe Gewalt — sondern durch Aufforderung an das Volk, ein neues oder wenigstens ein zu reformirendes Parlament zu berufen. Ei solches Manifest ist bereits gestern erschienen und an allen Ecke der zur Feier der gestrigen Wahl festlich geschmückten Stadt an geschlagen. Uebrigens irrst Du, wenn Du glaubst „ich stünde a der Spitze dieser Partei“. Ich bin zwar Freund und Bekannte von allen den Leuten, die an der Spitze stehen, ich habe zwa dem Kongresse beigewohnt — keineswegs jedoch allen Verhand lungen —; ich bin zwar als Mitglied im Verzeichnisse der Thei nehmer eingeschrieben, aber ich spielte stets nur die Rolle eine passiven, aber nicht thätigen — höchstens nur in der Konversatio mitrathenden, lehrenden, auch lernenden, warnenden Mitgliedes In der „Augsburger Allg. Ztg.“ soll, wie ich hier hörte — ich selbst las sie nicht — stehen, ich und Ronge hätten in einem Bierhause die betrunkene Menge haranguirt und republikanisiren wollen. Eine, was mich betrifft, schändliche Lüge! Ronge allerdings beging leider zu meinem und meiner Freunde grösstem Aerger diese Taktlosig keit; aber ich sass ganz in obscuro versteckt unter Gebüsch, aus Mangel an Raum, nur im Gespräche mit meinem nächsten Nachbar begriffen. Ich würde diese Lüge öffentlich gebrandmarkt haben, wenn ich es gekonnt hätte, ohne den Ronge zu kompromittiren, wenn ich nicht überhaupt zu gleichgiltig wäre gegen das, was böse Mäuler, sei es öffentlich, sei es privatim, über mich klatschen. Es kann allerdings die Zeit kommen, wo ich an die Spitze trete. Aber jetzt ist der Augenblick noch nicht gekommen, wo ich aus meiner Obskurität, aus meinem Privatleben heraustrete. Der Uebergang von meiner Einsamkeit in das öffentliche Leben wäre jetzt zu rasch. Ich will erst hören, erst sprechen, erst die Welt und die Menschen kennen lernen, ehe ich thätig auftrete. Der Einzige,

er hierin mit mir gleich dachte, der mir eben desswegen einer er interessantesten Menschen war, die ich hier kennen lernte, war in Künstler Namens Kaufmann aus Dresden, der auch Alles nitmachte, aber nur als Beobachter und Kritiker. Leider ist er lieser Tage von Frankfurt, weil es ihm nichts mehr bot, weil es hm zum Ekel wurde, wie vielen Anderen, abgereist. Ich kann laher auf die Frage, ob es keine Gefahr hat, an dem Anlehen in Baiern sich zu betheiligen, nicht antworten als Meister vom Stuhle, als Parteiführer, sondern nur als simpler Privatmann. Ich kann nur so viel sagen: Es wird nicht eher Ruhe, es gibt nicht eher ein festes Regiment, bis an die Stelle der alten Bureaukraten, der alten Minister und Beamten überhaupt, neue entschieden demokratisch oder republikanisch gesinnte, aus dem Volke selbst entsprungene Männer treten. Ist das mit Unheil verbunden — gut, ohne Unheil kommt man einmal in der Welt nicht zum Heile. Dass aber dieses Unheil kein solches sein wird, wie Viele sich vorstellen, weil die Demokraten keine Räuberhorden sind, weil sie selbst in ihren untersten Schichten, den Arbeitern, viel vernünftigere Ansichten und menschlichere Grundsätze haben, als ihre Gegner ihnen aufbürden: das glaube ich aus eigener Beobachtung behaupten zu können. Die neuesten schrecklichen Pariser Ereignisse werden allerdings auch in der Zukunft Deutschlands sich wiederholen, aber doch nicht in einer so schrecklichen, sondern einer dem deutschen Geiste entsprechenden Gestalt, obgleich der Deutsche, wenn er einmal losschlägt, keineswegs sanft zuschlägt. Doch, wie sich auch die Zukunft gestalten mag: das Einzige, was man rathen kann, ist, sich nicht ausschliessen zu wollen von dem Leiden und Thun der Anderen, es mit dem Allgemeinen zu halten, also gute Bertha, an einem Anlehen sich zu betheiligen; denn ist das Geld, das ich unter die Erde vergrabe, sicher? L. F.

An dieselbe.

Frankfurt, den 14. Juli 1848.

Liebe Bertha! Ich beginne mit der Antwort auf Deine politischen Fragen. Die Sachen stehen keineswegs so schlimm, als Ihr Euch vorstellt, obgleich allerdings die Regierungen und die in ihrem Sinne denkende und handelnde Majorität der Nationalversammlung Alles auf dem alten Fusse zu erhalten oder wieder darauf zurückzuführen suchen. Allein es hilft doch nichts: der

demokratische Geist, d. h. der Geist, welcher die Staatsangelegenheiten nicht zur Sache einer besonderen, bevorrechteten Kaste oder Klasse von Menschen, sondern zur Sache Aller, zur Volkssache machen will, wird und muss siegen; denn nur mit seinem Siege erfüllt sich die Aufgabe der Menschheit. Dieser Geist ist wohl jetzt in der Minderheit, er ist unterlegen, aber eine solche Niederlage ist nicht zu verwechseln mit der Niederlage auf einem Schlachtfelde, wo freilich Alles aus und verloren ist, wenn keine Armee und Köpfe zum Abschlagen mehr vorhanden sind. Der demokratische Geist ist nur unterlegen, um sich zu sammeln und dann um so kräftiger wieder zu erstehen. Jetzt konnte er nicht siegen, denn die Gegenwart ist eine Zeit des Ueberganges, folglich der Unentschiedenheit, der Taktlosigkeit, des Hin- und Herschwankens zwischen dem Alten und Neuen, eine Zeit, wo es eben am besten ist, nicht handelnd auf dem Theater der Welt aufzutreten, sondern zu warten bis dahin, wo die Lage der Dinge so wird, dass die absolut entschiedenen demokratischen Köpfe und Menschen nothwendig sind. Eher kommt es auch, wie ich schon schrieb, nicht zu irgend einer besseren Gestaltung unserer Zustände.

Die Reaktion bietet allerdings ihre Kräfte auf, die Regierungen fallen überall in die alten Fehler wieder zurück, ja sie verfahren theilweise rücksichtsloser, willkürlicher, despotischer als je — es ist unglaublich z. B. was Alles in Baden vorgeht, unglaublich, welche Frechheiten sich die bairischen Soldaten in Mannheim ungestraft gegen die Bürger erlauben — aber gleichwohl befördern sie dadurch nur die Revolution, die bald wieder in Wien, Berlin und anderwärts ausbrechen und zu energischeren Massregeln als früher greifen wird. Ich sage Dir, der Fackelzug, der dem Kapp und den 27 Anderen der sogenannten äussersten Linken von einer ungeheueren Menschenmasse in grösster, feierlichster Stille gebracht wurde, war beredter, imposanter, als alle die theatralischen, prunkhaften Festlichkeiten zu Ehren des Reichsverwesers. Die so zahlreiche Arbeiterklasse ist fast durchaus demokratisch gesinnt. Keiner von den hiesigen Arbeitervereinen soll sich neulich den Empfangsfeierlichkeiten des Reichsverwesers, der übrigens trotz seiner Unverantwortlichkeit vielleicht nur eine Scheinfigur ist, angeschlossen haben .... L. F.

An dieselbe.

Frankfurt, den 14. August 1848.

Du erhältst schon wieder unerwarteter Weise einen Brief, aber ich halte es für meine Pflicht, Dir Alles, was mich betrifft — es betrifft ja auch Dich — selbst und eher mitzutheilen, als es Dir durch Zeitungen oder briefliche Mittheilungen Anderer zu Ohren kommt. Gestern Vormittag, als ich eben an Heidenreich einen Brief schrieb, kamen zwei Abgeordnete der Heidelberger Studentenschaft zu mir und überreichten mir ein Schreiben, worin es unter Anderm heisst: „In einer allgemeinen Versammlung vom 8. August wurde einstimmig von uns beschlossen, an Sie den dringenden Ruf der Einladung ergehen zu lassen, dass Sie, dem Wunsche von uns Allen folgend, den Lehrstuhl der Philosophie an der hiesigen Universität besteigen möchten."

Ich habe zu den Studenten gesagt: „Ja ich nehme Euern Ruf an"; äusserte ihnen aber mein Bedenken in Betreff der badischen Regierung. „Die Petition", erwiederten sie darauf, „ist bereits an dieselbe abgegangen, ihre Gewährung hat gewiss keinen Anstand, wir und eine Menge anderer Studenten bleiben nur unter der Bedingung in Heidelberg, dass Sie die Philosophie lehren." Wir wollen nur sehen, was die Regierung thut, und ob nicht an den Chikanen der Theologen und an den Bedingungen diese Affaire scheitert. Für einen günstigen Erfolg spricht, dass bei der Heidelberger Universität 3000 Gulden für die Philosophie bereit daliegen, dass es bereits im Werke war, einen Philosophen, aber einen ganz obskuren, den Professor Erdmann aus Halle, nach Heidelberg zu berufen, dass dieser nun aber nicht berufen werden kann — denn so kann die Regierung nicht den Studenten vor den Kopf stossen; für einen ungünstigen Erfolg aber spricht der Obskurantismus der Professoren und Regierung. Indessen, was auch die Regierung thun mag, ich bin gesonnen, wenn nicht besondere Gründe dazwischen treten, den Heidelberger Studenten mein Wort zu halten, und wenn auch nicht in der Rolle eines Dozenten, doch eines Privatmannes, dem keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden können, ihnen diesen Winter Vorlesungen zu halten. Habe ich auch nur 100 Zuhörer und verlange ein Honorar von einem Louisd'or, so habe ich meine 1000 fl. Durch die Zeitungen wirst Du bereits erfahren haben, dass auch die Breslauer Studenten abermals und ernstlich mich verlangen. Mir wäre Breslau viel lieber als Heidel-

berg, aber die Heidelberger Studenten sind die Ersten, die einen förmlichen Ruf an mich ergehen liessen, sie haben daher das Vorrecht an mich. Hoffentlich entscheidet sich die badische Regierung bald, damit auch ich darnach meine Massregeln treffen kann, denn ich bedarf meiner Bücher; ich habe ja hier nicht einmal meine eigenen, selbstgeschriebenen zur Hand, und meine Vorlesungen werden mir viel Zeit, Kraft und Studium kosten. Dein F.

Ein Zeitungs-Artikel.

Baden (Heidelberg, 19. August). Soeben vernehme ich, dass sich unser Ministerium zur Berufung Feuerbach's nun wirklich entschlossen haben soll. Dieser „kühne Griff" wird ihm den Dank des ganzen Landes sichern, wird eben so warm noch in späteren Zeiten anerkannt werden, als man jetzt noch die in weit ungünstigerer Zeit erfolgte Berufung Spinoza's, „des Gottesläugners und verdammten Ketzers", zu würdigen weiss. Mir haben wenigstens dreissig der abgehenden Studirenden gesagt, dass sie in diesem Falle wieder kämen und mit ihnen Viele, die bereits in dieser Voraussetzung um Logis angefragt hätten. Jedenfalls wäre es zu wünschen, wenn hier das Ministerium ganz selbständig handelte und die Berufung sofort ausfertigte, damit es noch zeitig genug bekannt würde. Dass die philosophische Fakultät nicht für Feuerbach ist, begreift sich, wenn man bedenkt, dass der Professor philosophiae Reichlin-Meldegg ein allerdings durchaus verunglücktes Pamphlet „die Autolatrie", gegen Feuerbach geschrieben. Auch die Theologen haben den Verfasser des „Wesens des Christenthums" nicht gar lieb. Feuerbach's Ansichten sind die, welche in der Praxis des gegenwärtigen Lebens gäng und gäbe sind, und so ist es Pflicht, ihn selbst zu gewinnen, da er im Stande ist, die Jugend vor verkehrter Auffassung zu hüten. Einer mir zugegangenen brieflichen Mittheilung zufolge, will das Ministerium in Berlin Feuerbach nicht für Breslau, sondern entweder für Königsberg an Rosenkranz' Stelle oder für Berlin selbst zu gewinnen suchen.

Eilen wir uns daher!

. . . .

Feuerbach an seine Gattin.

Heidelberg, den 26. Oktober 1848.

Ich war gestern eben im Begriffe ein Paket auf die Post zu tragen, als drei Studenten zu mir kamen, um mich im Namen ihrer

Kommilitonen zu ersuchen, ihnen Vorlesungen über Religionsphilosophie zu halten. So schwer es nun auch für mich ist, aus meiner bisherigen einsamen Stellung herauszutreten, so sehr Vorlesungen mit meiner bisherigen Lebensweise und Thätigkeit im Widerspruche stehen, so habe ich doch aus verschiedenen triftigen Gründen abermals Ja gesagt, und nur natürlich an gewisse Bedingungen die Erfüllung meines Jawortes gebunden. Da nun aber diese Bedingungen: hinreichende Anzahl von Zuhörern und Honorarien, um die Kosten meines hiesigen Aufenthaltes zu decken, ohne Zweifel erfüllt werden, so unterliegt es auch keinem Zweifel, dass ich und zwar schon in einigen Wochen, wie die Studenten wünschen, lesen werde. Nun fehlen mir aber alle meine Papiere und Bücher, und ich kann Niemanden die Auswahl der mir vor Allen nothwendigen überlassen. Ich muss also selbst kommen. Aller dieser Fatalitäten und Unannehmlichkeiten wäre ich überhoben, wenn ich nur einen Winkel mein eigen nennen könnte; denn dann würde ich mich in die Einsamkeit wieder zurückziehen und von Neuem die Schriftstellerthätigkeit beginnen. Doch es ist nun einmal so, und ich muss daher Alles dem Zwecke, tüchtige Vorlesungen zu halten, unterordnen und aufopfern. L. F.

An dieselbe.

26. November 1848.

Liebe Bertha! .. Ich habe seit drei Tagen das furchtbarste Ohrensausen, und alle dagegen angewandten Mittel, Fussbäder, Schweissmittel, Vesikatorien, waren fruchtlos, nur dass es diesen Morgen etwas gelinder ist. Ich bitte Dich daher mir auf der Stelle die Elektrizitätsableiter zu schicken, die mir einmal schon so gute Dienste geleistet haben, und das zweite Mal mir vielleicht nur desshalb nichts nützten, weil ich damals auf der Reise nach Bamberg bei dem hässlichen Wetter mich nicht schonen und eine entsprechende Diät führen konnte. Schicke sie aber wohlverpackt, damit sie sich nicht zu sehr abreiben, und schicke 2 Exemplare, d. h. 6 Stücke, weil Kapp auch sie will.

27. Nov. Abends 9 Uhr.

Während dieser Zeilen wurde ich gestern durch Besuche unterbrochen. Abends erfuhr ich von einem Studenten der Medizin, dass es auch hier Elektrizitätsableiter gebe. Ich liess daher den Brief an Dich liegen und ging heute Abends in die Stadt. Aber diese

hier zu habenden sind anderer Art und es kostet einer 1 pr. Thlr. Ich bleibe daher bei meinen alten bereits erprobten, und wiederhole meine Bitte an Dich. Mein Ohrensausen ist zwar heute auch gelinder, aber ich will doch nichts unversucht lassen, um vollkommen frei zu werden; denn diese Woche fange ich an zu lesen, nach langen schweren Kämpfen, denn das Lesen ist für meinen Geist, der stets Neues schaffen will, ein grosses Opfer. Es kostet mir viele Zeit, die ich weit besser verwenden könnte, wenn ich sie nur auf meine eigenen Studien verwendete; aber ich betrachte es als eine äusserliche Nothwendigkeit. Dieser Gesichtspunkt entscheidet. Ausserdem würde ich mich nun und nimmer dazu verstehen, meinen Bruckberger Schreibpult mit einem Heidelberger Katheder zu vertauschen. Freilich traurig genug, wenn sich der Mensch im Widerspruche mit seinem Geiste zu Etwas entschliessen muss. Ich habe überhaupt seither die traurigsten Zustände durchlebt, die nur immer der Mensch erleben kann. Ich hatte die grässlichste Sehnsucht nach Euch, nach Bruckberg, nach meinem alten, stillen, einfachen und doch so gehaltvollen Leben. Alles, Alles war mir unheimlich, unbehaglich, ekelhaft. So schön das Heidelberg im Sonnenschein, so hässlich ist es bei schlechtem, bei novemberlichem Wetter. Wie schön sind unsere, auch im Winter grünen Wälder gegen das kahle niedrige Buchengestrüpp der Heidelberger Berge! Doch genug davon. Ich bin seit einigen Tagen körperlich und geistig wohler und werde lesen, aber nur in der Hoffnung mir das Lesen erleichtern, dass ich bald wieder bei Euch und in meiner alten Lebensweise, wenn auch nicht in dem alten Orte bin. Ich bitte Dich nur, mir bald und oft und vor Allem aufrichtig zu schreiben, wie es Euch geht. Geht es Euch gut, so geht es auch mir gut. Der Gedanke, dass es Euch nicht behagt an fremdem Orte, ist es eben, der mir meinen hiesigen Aufenthalt verleidet. Lebe wohl! Herzliche Grüsse an Mutter, Schwester, Fritz, der mir doch schreiben soll. Von meinen Kollegien schreibe ich erst, wenn sie im Gange sind. Sie erinnern mich, aber nicht auf die erfreulichste Weise, an meine letzten Vorlesungen in Erlangen. Wie ähnlich ist meine damalige und jetzige Lage! Der Unterschied ist nur, dass ich jetzt an Jahren, Gedanken und Kenntnissen unendich reifer bin und daher auch ganz anders auftrete, mit unendlich mehr Sicherheit und Ruhe lesen kann. L. F.

——— ———

An dieselbe.

Heidelberg, Sonntag 10. Dez. 1848.

›n heute vor acht Tagen, gleich nach Empfang des Pakets, Abends in meine Hände kam, wollte ich Dir schreiben, zu sagen, wie sehr mich der Brief erfreute, mit einziger ıe der Dir auferlegten Busse; allein ich besann mich dann lers, ich wollte erst eine Woche verstreichen lassen, um ı Fortgang meiner Vorlesungen zu berichten. Nun wirst ich unterdessen schon aus den Zeitungen — denn das urter Journal" enthielt schon einen übelriechenden Artikel ;h, der bei meinen Zuhörern die tiefste Indignation erregte, erlich eben desswegen von allen mir übelwollenden Zeitungen ıden aufgenommen werden wird — von meiner Vorlesung aben. Aber den wichtigsten Bericht kann doch nur ich len wichtigsten wenigstens für Dich. Der Ort, wo ich lese, Rathhaus. Die hiesige Bürgerschaft, der Bürgermeister ın der Spitze, hat mir die Ehre erwiesen, den Rathhaussaal ıe Vorlesungen einzuräumen. So ist schon durch den Ort, lese, mein Standpunkt sinnvoll richtig bezeichnet — mein ınlicher, in keiner Abhängigkeit von der Regierung, in Zusammenhange mit dem gelehrten Zunft- und Kastenwesen r Standpunkt. Die Zeit, wo ich lese, ist Mittwoch Abends 3 Uhr, ebenso Freitag Abends von 7—8 Uhr — eine freilich ınangenehme Zeit — Samstag von 6—7 Uhr. Die Zahl Zuhörer belief sich bisher, nicht nach meiner Schätzung, nach der Angabe Anderer — denn ich habe, sowie ich auf theder einmal bin, nichts Anderes vor Augen, als was ich 'e habe, mein Thema — auf 200 bis dritthalbhundert, die rer aber, die sich förmlich subskribirt haben, ist etwas über . Doch lässt sich hierüber jetzt noch nichts Bestimmtes ebensowenig als über den Betrag der Honorarien, ob ich offe und in dieser Hoffnung sicherlich mich nicht täusche, für das grosse Opfer, das ich den Studenten bringe, ent-, ich will gar nicht sagen, belohnt werde; denn meine ıgen greifen mich furchtbar an, die Gegenstände derselben igen mich, ob ich gleich diese Dinge ganz in meiner Ge-ıe, ja sie längst geistig und schriftlich abgemacht, erschöpft 'ag und Nacht. Wenigstens war es bisher so; ich hoffe ss es später, wenn ich das Lesen mehr gewohnt bin, wenn

ich auch körperlich mich wohler fühle — die seitherigen schönen Tage haben schon sehr wohlthätig auf mich eingewirkt — leichter von Statten geht. Bisher aber war es mir, wenigstens ein paar Mal, so zu Muthe, wenn ich auf den Katheder musste, wie einem armen Sünder, der aufs Schaffot muss. Indess sowie ich oben stand, raffte ich mich zusammen; der Gedanke der Nothwendigkeit: Du musst, gab mir Kraft und ich brachte meine Vorlesung, wenn auch nicht zu meiner vollen Befriedigung, glücklich zu Stande und zu Ende. Warum meine Vorlesungen mich so angreifen, erklärt sich aus dem Widerspruche derselben mit meinem Leben, Wesen und Geiste, aus dem Widerspruche derselben, keineswegs mit den Mängeln und Eigenheiten, sondern auch den Tugenden meines Geistes, aus meinem Herausgerissensein aus vieljährigen Gewohnheiten u. s. w. Denn ich will nicht alle Gründe auseinandersetzen, die dieses Vielen Unerklärliche erklären, es gehört in die Psychologie. Aber gleichwohl werden und müssen meine Vorlesungen leiblich und geistig zu meinem Besten ausschlagen. Allmächtig ist ja die Gewohnheit, und man gewöhnt sich an Alles ... Soeben kommt mein Bruder, doch ich fahre fort. Meine erste Vorlesung hielt ich Freitag den 1. Dezember. Meine Vorlesung machte, ob ich gleich etwas befangen sprach, einen tiefen Eindruck. Doch nun genug davon. Ich lese, was Fritz besonders interessiren wird, nach meinem „Wesen der Religion“: Dadurch, dass ich dieses Buch zur Grundlage genommen, erleichtere ich mir natürlich sehr meine Vorlesungen. L. F.

Eingesandt. („Nürnberger Courier“.)

Heidelberg, 28. Dezember 1848. Nach so vielen entstellenden und böswilligen Berichten in der „guten Presse“ werden Sie mir die Spalten Ihres Blattes für Ihren Landsmann Ludwig Feuerbach öffnen. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik seiner Philosophie, nicht um die geschichtliche Bedeutung dieses Mannes, sondern um Veranlassung und Erfolg seiner Vorlesungen über Religionsphilosophie, die er seit dem 2. Dezember hier hält. Dass das Auftreten Feuerbachs in mehr als einer Beziehung ein historisches Ereigniss sei, fühlen und fühlten seine Gegner und thaten daher, was zu thun in ihrer Macht steht, wovor aber jeder ehrenhafte Mann zurückbebt, sie verdächtigten und logen in die Welt hinein. Gegenüber diesen Unwahrheiten gibt nun den Freunden

euerbachs ein Zuhörer desselben hiemit die Versicherung, dass
n dem ersten Auftreten an bis jetzt die Theilnahme an den Vor-
sungen nicht nur nicht nachgelassen hat, sondern mit jeder Stunde
eigt. Als Feuerbach zum ersten Male den Rathhaussaal — dort
st er, weil die engherzige Universität kein Auditorium hergibt —
trat, erhob sich die ganze Zuhörerschaft, und der Ernst, mit
elchem sie den Spinoza Deutschlands empfing, die Ehrfurcht, mit
elcher Aller Augen an der Person des Lehrers hafteten, waren
r sprechendste Beweis, dass tief in die Herzen sein Wort ge-
ungen.

Feuerbach an seine Gattin.

Heidelberg, den 12. Februar 1849.

... Ueberhaupt werde ich mich nie mit dem Städteleben ver-
hnen. Von Zeit zu Zeit in die Stadt zu ziehen, um zu lehren,
as halte ich, nach den Eindrücken und Wirkungen zu schliessen,
ie ich bereits hier hervorgebracht habe, für gut, ja für meine
flicht; aber dann muss ich wieder zurück in die ländliche Ein-
amkeit, um hier im Schoosse der Natur zu studiren und auszu-
uhen. Ich habe daher schon den Studenten auf ihre Anfrage er-
lärt, dass ich das nächste Semester hier nicht lese. Meine nächste
ufgabe ist, meine Vorlesungen, wie meine Zuhörer wünschen, oder
ie Papiere Vaters zum Drucke vorzubereiten. Und diese Aufgabe
ollbringe ich in Bruckberg, wo ich meine Bücher, meine u. zw.
reie Wohnung, meine Wälder, mein gutes Kornbrod und andere
ortheile habe, wo ich um die Hälfte, ja um Dreiviertel wohlfeiler
ebe, als hier oder sonstwo ausser Baiern. Dass ich hieher ge-
gangen und hier gelesen, ist die That der grössten Selbstüberwin-
lung, die ich je vollbracht. Ich werde den hier verlebten Winter
nicht vergessen. Aber gleichwohl ist diese That kein Verdienst;
lenn nur meine Mittellosigkeit brachte mich zu diesem Schritte.
Unzähligen mag es lächerlich erscheinen, dass ich Vorlesungen eine
That nenne; aber das sind Leute, die nichts von mir, nichts von
geistiger Thätigkeit und Anstrengung wissen. Glücklicher Weise
gibt es unter meinen Zuhörern, und sie gehören zu den besten,
selbst Leute, die wohl fühlen und es erkennen, welche Opfer ich
hnen gebracht habe.

Unter meinen Zuhörern befindet sich auch eine Menge von
Handwerkern, sowohl Meister als Gesellen, denen ich auf ihre An-

fragen, natürlich unentgeltlich, den Zutritt auf den Gallerien einräumte. So dringen meine Gedanken hier in alle Stände und Winkel. Neulich erhob sich im Konfirmandenunterricht, wie mir M. erzählte, auf die Frage des Geistlichen: „Kann man etwas Anderes sagen und denken, als dass Gott die Welt erschaffen?“ ein Knabe mit der Antwort: „Ja, Feuerbach sagt, dass das nicht wahr sei“. Das Professorenvolk ist aber eben wegen dieser so zu sagen kommunistischen, auf alle Stände sich erstreckenden Lehrweise sehr über mich aufgebracht. Aber das ist mir zum Lachen. Ich besuche keinen Einzigen. Vor vierzehn Tagen war Fröbel hier beim Arbeiterkongresse, dem auch ich als Eingeladener einige Stunden beiwohnte . . . . Neulich waren 10 ungarische Sänger hier, lauter studirte, allerliebste Leute, die uns viel von Ungarn vorsangen und erzählten, und die Güte hatten, mir, um meine Vorlesungen besuchen zu dürfen, für ihre zweimaligen Vorträge zwei Freibillets zu geben. F.

An dieselbe.

Heidelberg, den 4. März 1849.

Eiligst (denn ich bin keinen Augenblick vor Besuchen sicher, und ich selbst habe bei diesem herrlichen Vormittag kein Sitz- und Schreibfleisch) zeige ich Dir und Lorchen an, weil ich weiss, dass ich mit dieser Nachricht Euch Freude mache, dass ich meine Aufgabe hier vollendet und bereits vorgestern meine Vorlesungen unter dem grössten Beifallssturme geschlossen habe. Wie wohl mir ist, kann ich nicht beschreiben. Ich werde mich nun bald auch körperlich ganz wohl befinden. Die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes verwende ich nur noch, um einige Bücher zu exzerpiren und Partien in die nächste und fernere Umgebung zu machen. Vielleicht morgen schon mache ich mit einem oder einigen Zuhörern von mir eine Partie in ein durch seine Felsen berühmtes Thal in Rheinbaiern. Dann gehe ich nach Darmstadt und von da wahrscheinlich auf einige Tage nach Frankfurt. Wann ich komme nach Baiern, diesem mir in politischer Beziehung so sehr verhassten Lande, weiss ich noch nicht, vielleicht aber schon vor Ablauf dieses Monats. Mit dem Gedanken, zu bleiben, komme ich nicht, nur um dort eine Zeit lang auszuruhen und für mich zu arbeiten. Wenn meine alte Studirstube angestrichen werden kann ohne grosse Kosten, und ohne Unordnung und Störung in meine Bibliothek zu bringen, so habe ich Nichts dagegen. Der pekuniäre Ertrag meiner Vorlesungen ist

nicht nach Erwarten ausgefallen. Einige Studirende, darunter Leute von sehr vornehmer Abkunft, haben sich ganz ehrlos benommen. Mit dem grössten Theile derselben bin ich übrigens in jeder Beziehung sehr zufrieden. Nur ist Heidelberg kein Ort für mich, auch in pekuniärer Rücksicht nicht geeignet zu vortheilhaften Resultaten solcher Vorlesungen, wie ich halte. Denn erstlich ist Heidelberg eine zu kleine Universität, namentlich jetzt, wo nur über 100 Studenten hier sind; zweitens ein Ort, wo die reichen Studenten gewöhnlich nur dem Vergnügen leben und nur Sinn für ihre Fachkollegien haben. Trotzdem ist mein Erfolg hier ein glänzender, und ich bin auch in pekuniärer Hinsicht zufrieden. Ich habe doch nichts gebraucht von unserem kleinen Kapitale, und bringe hoffentlich ein paar Hundert Gulden nach Hause. Da fällt mir eben ein, wenn der elende Rentamtmann nicht auszahlt, hast Du denn Gelder, um indessen leben zu können? Lebt wohl! Herzliche Grüsse an Mutter und Geschwister! L. F.

Aus der „Republik", Nr. vom 18. März 1849.

N. Heidelberg, 16. März. Durch eine Deputation des Heidelberger Arbeiter-Bildungs-Vereins wurde folgende Adresse dem Herrn Dr. Feuerbach überreicht:

Hochverehrter Herr! Wir können nicht umhin, Ihnen, ehe Sie aus unserer Stadt scheiden, unseren wärmsten Dank auszusprechen für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Sie uns den Zutritt zu Ihren Vorlesungen erlaubten, und für den unendlichen Dienst, den Sie uns dadurch erwiesen haben. Ja wahrlich, dieser Dienst ist der grösste, der uns hätte geleistet werden können; wir Arbeiter waren bisher verdammt, abhängig zu sein in jeder Beziehung; man hat uns aufwachsen lassen ohne eigentliche Erziehung, ohne Kenntnisse, man hat uns ausgeschlossen vom Besitze und uns dadurch die Mittel genommen, uns zu geistig freien Menschen heranzubilden. Von unserer Zeit erwarteten wir die Verbesserung unserer kümmerlichen Existenz, die Erlösung aus jener geistigen Knechtschaft; und zwar erkannten wir das Letztere als das Hauptsächlichste; darum vereinigten wir uns zu einem Arbeiter-Bildungs-Verein. Damals ahnten und hofften wir nicht, einen Lehrer zu finden, der uns so gründlich zum Ziele führen würde, wie Sie es, hochverehrter Herr, durch Ihre Vorlesungen gethan haben. Wir sind keine Gelehrte und wissen daher den wissenschaftlichen Werth Ihrer Vorlesungen

nicht zu würdigen; soviel aber fühlen und erkennen wir, dass de
Trug der Pfaffen und des Glaubens, gegen den Sie ankämpfen, d
letzte Grundlage des jetzigen Systemes der Unterdrückung und de
Nichtswürdigkeit ist, unter welchem wir leiden; und dass Ihre Leh
daher, die an die Stelle des Glaubens die Liebe, an die Stelle de
Religion die Bildung, an die Stelle der Pfaffen die Lehrer setz
einzig die sichere Grundlage derjenigen Zukunft sein kann, die w
anstreben . . . .

Aus dem Nachlass.

Feuerbachs Verhältniss zu Hegel.

1840, mit späteren Zusätzen.

Ich gehöre allerdings nicht zu denen, für die ein Kant und
e, ein Göthe und Lessing, ein Göthe und Hegel umsonst gelebt
gewirkt haben. Ja, ich stand zu Hegel in einem intimeren
einflussreicheren Verhältniss, als zu irgend einem unserer
gen Vorfahren; denn ich kannte ihn persönlich, ich war zwei
lang sein Zuhörer, sein aufmerksamer, ungetheilter, begeisterter
rer. Ich wusste nicht, was ich wollte und sollte, so zerfahren
zerrissen war ich, als ich nach Berlin kam; aber ich hatte
ein halbes Jahr ihn gehört, so war auch schon von ihm mein
und Herz zurechtgesetzt; ich wusste, was ich sollte und wollte:
Theologie, sondern Philosophie! Nicht faseln und
ärmen, sondern lernen! Nicht glauben, sondern denken!
Er war es, in dem ich zum Selbst- und Weltbewusstsein kam.
ar es, den ich meinen zweiten Vater, wie Berlin meine geistige
rtsstadt damals nannte. Er war der einzige Mann, der mich
n und erfahren liess, was ein Lehrer ist; der Einzige, in dem
len Sinn für dieses sonst so leere Wort fand, dem ich mich
nigem Danke daher verbunden fühlte. Sonderbares Schicksal,
der kalte leblose Denker allein es war, der mir die Innigkeit
Verhältnisses vom Schüler zum Lehrer zum Bewusstsein brachte!
Lehrer also war Hegel, ich sein Schüler, ich leugne es nicht,
nerkenne es vielmehr noch heute mit Dank und Freude. Und
s schwindet das, was wir einst gewesen sind, nie aus unserm
n, wenn auch aus unserm Bewusstsein.

Aber ist es nicht ein grosser Irrthum, wenn man erst von der Universitätszeit aus das charakteristische Wesen eines Menschen datiren will? Der Geburtsschein ist früher als die Matrikel, der Mensch eher ein Mitglied der Menschheit, als der Universität. Wie kann man also von dieser Vergangenheit absehen? Und ist es denn der Jüngling allein, der über das Wesen, den Charakter des Mannes ein- für allemal entscheidet? Ist denn der Mann nur eine Copie und Fortsetzung des Jünglings? nicht ein fortwährend und selbständig sich fortbildendes, wie an Jahren, so an Kenntnissen, Erfahrungen zunehmendes Wesen? Gibt es denn keinen andern Lehrmeister, keine andern menschenbildenden Mächte, als die Universitätsprofessoren? Ist mit dem, was erst auf Universitäten angefangen, das Mass unseres Denkens und Lernens erschöpft? Wie lohnte es sich dann, noch weiter zu leben? Ist nur der Körper einem beständigen Stoffwechsel unterworfen, nicht auch der Geist? Aendert sich mit den Jahren nur der physische, nicht auch der geistige Geschmack?

Als ich zur Universität ging, wurde mir zum Abschied mein Lieblingsgericht bereitet; es waren geröstete Kartoffeln. Und wenn ich als Knabe meinen Vater ganze Häringe essen sah, während ich nur kleine Stückchen bekam, da hatte ich keinen andern Wunsch, als es so weit im Leben zu bringen, dass ich auch einmal einen ganzen Häring essen könnte. Wie thöricht wäre es, wenn ein Gastrolog, welcher die Menschen nur nach ihren Speisen klassifizirte, nach den Lieblingsgerichten des Knaben und Jünglings den Mann als einen Kartoffelianer oder Häringianer definirte.

Ich habe allerdings die Hegel'sche Philosophie nicht nur studirt, sondern auch selbst gelehrt, und zwar nicht nur aus dem unwillkürlichen Grunde, weil der Mund davon überläuft, wovon Kopf und Herz voll sind, sondern auch aus der Ueberzeugung, dass es die Pflicht eines jungen philosophischen Dozenten ist, nicht mit seinen eignen namenlosen Meinungen und Einfällen, sondern mit den Lehren anerkannter geschichtlicher Philosophen die Studirenden bekannt zu machen. Ich lehrte die Hegel'sche Philosophie als Historiker, zuerst als solcher, der sich mit seinem Gegenstande identifizirt, oder vielmehr mit ihm Eins ist, weil er nichts Anderes und Besseres weiss; dann als solcher, der sich von seinem Gegenstande unterscheidet und abtrennt, ihm historische Gerechtigkeit widerfahren lässt, aber um so mehr ihn richtig zu erfassen bestrebt ist.

Auf diesem Standpunkt stand ich bereits, als ich als Schriftteller mit meinem Namen auftrat. Da hatte ich bereits den cheidungsprozess zwischen *Form* und *Wesen* der Hegel'schen hilosophie durchgemacht, die Form fallen gelassen, das Wesen ehalten. Ich war ein wesentlicher, idealer, aber kein förmlicher, uchstäblicher Hegelianer. Mir war Hegel nicht die „Wirklichkeit er absoluten Idee“, oder seine Philosophie nicht die „Wirklichkeit“ elbst „der Idee der Philosophie“ überhaupt; ich machte sie zu einer Ausnahme von dem von Hegel selbst ausgesprochenen Geetze aller Endlichkeit, ich unterschied auch bei ihm zwischen Geist nd Buchstaben, zwischen seiner Logik auf dem Papier und zwischen er Idee derselben, zwischen dem was er gesagt hat und dem was r sagen wollte, oder was als im Reiche des Gesetzes der Idee och Mögliches, noch Unausgesprochenes, noch Zukünftiges gesagt erden kann. Ich war im Allgemeinen, aber nicht im Besondern on Hegel in meinem Urtheile bestimmt; ich war bestimmt von ihm, ber nicht als dem philosophischen Jehovah oder Allah, sondern ls dem Zeus der modernen Philosophie, der mir Freiheit genug ur Begeisterung auch für andere Philosophen, namentlich Spinoza, Cartesius, Malebranche, Fichte, auch Kant, selbst Bacon, übrig lässt.

Ich stand als werdender Schriftsteller auf dem Standpunkt der *spekulativen Philosophie* überhaupt, der Hegel'schen Philosophie insbesondere nur insofern, als sie der *letzte*, *umfassendste* Ausdruck der spekulativen Philosophie ist.

Dass ich bereits in dieser Zeit vollständig die Schranken einer besondern philosophischen Schule überwunden hatte, beweisen meine „humoristisch-philosophischen Aphorismen“. Gewiss, wer einmal seine Gedanken so fassen und ausdrücken kann, wie es in dieser Schrift geschieht, dass alle Kennzeichen der Schule verschwunden sind, der gehört auch einer Schule nicht mehr an. Allerdings ist der Grundgedanke, die Idee dieser Schrift, welche die Unsterblichkeit des Geistes nur in seine gegenwärtige Thätigkeit und Wirksamkeit versetzt, das Wesen der Seele nur nach dem Gegenstande ihrer wahren Thätigkeit bestimmt, das Wesen derselben nur als eine Identität des Subjekts und Objekts (sit venia verbo!) erfasst, im *Sinne* und *Geiste* der Hegel'schen Philosophie, welche überall das Konkrete dem Abstrakten, das Diesseits dem Jenseits entgegensetzt; aber es ist doch keine *spezifisch* Hegel'sche, und hängt zusammen mit Tendenzen und Anschauungen, von denen Hegel selbst nur ein Ausdruck, nicht die Ursache ist, nur in Bezug auf

seine sozusagen moralische, nicht seine metaphysische Lehre (von der Seele) stehen.

Was aber meine Kritik des „Antihegel“ betrifft, so ist es ein sehr oberflächlicher Schluss, wenn man daraus, dass Einer gegen die Gegner einer Sache ist, sofort auf ein unbedingtes für diese Sache Sein schliesst. Lessing war gegen die damaligen Gegner der Orthodoxie, aber desswegen nichts weniger als ein wirklicher Orthodoxer, ein Orthodoxer für alle Zeiten, denn der Mensch glaubt ja, was er wirklich und wahrhaft ist, für immer zu sein — sondern nur ein zeitlicher, interimistischer, relativer, nur gegen unstichhaltige Angriffe den Glauben vertheidigender Orthodoxer. So war auch ich für Hegel, aber nur aus vorübergehenden, nicht mich für alle Zeiten bindenden Gründen, nur weil ich für das, was sich gegen ihn erhob und geltend machte, nicht sein konnte, weil ich in seinen Gegnern nur Gegner der Philosophie überhaupt oder nur Halbphilosophen erblickte. Der „Antihegel“ steckte zwar selbst schon in mir; aber grade weil er erst ein halber Mann war, gebot ich ihm Stillschweigen. Doch schon war mein Standpunkt nicht der rein logische oder metaphysische, sondern der mehr psychologische.

Der Gegenstand, der mich in jener Zeit besonders beschäftigte, den ich auch in meiner Doctordissertation behandelt hatte, war das Verhältniss der Vernunft zum Menschen, des Allgemeinen zum Einzelnen, des Denkens zum Individuum, des Geistes zum Leibe. Das Denken ist die Thätigkeit des Allgemeinen, des sich als Allgemeines bethätigenden, sich Gegenstand seienden, sich wissenden Allgemeinen. Als Denkender bin ich daher nicht Einzelner, sondern allgemeines Wesen, nicht Dieser, nicht Einer, sondern Keiner, nicht unterschieden von den Andern, sondern Eins mit ihnen. Es ist nur Ein Gott, hiess es sonst; es ist nur Eine Vernunft, heisst es dagegen jetzt. Die Vernunft ist daher nicht eine Eigenschaft oder Vermögen oder Kraft von mir, diesem einzelnen, sinnlichen Menschen; sie ist ein von mir, dem von Andern Getrennten, Getrenntes. Der Νοῦς ist χωριστός, wie schon Aristoteles sagte; die Vernunft ist in Beziehung auf den Menschen, eine Beziehung, die freilich eigentlich im Widerspruch steht mit ihrem monotheistischen Wesen; das Band des Menschen mit dem Menschen, die Identität von Ich und Du. Die Erscheinungen, welche die Abhängigkeit der Vernunft vom Physischen beweisen, betreffen daher nur das Individuum, nicht die Vernunft selbst.

Verfinstert sich die Vernunft, wenn mein Auge der Schlaf schliesst? Während ich schlafe, denkt der Andere. Das Denken ist eine ununterbrochene Thätigkeit.

Freilich ist hierbei übersehen, was aber charakteristisch ist für den Standpunkt des absoluten Denkens, dass diese Kontinuität, diese Ununterbrochenheit, nicht nur vom Denken, sondern auch vom Empfinden, vom Leben überhaupt gilt, übersehen, dass der Andere an meiner Statt nur denkt, weil er zugleich an meiner Statt empfindet. Denn wenn es allerdings für den Menschen kein Empfinden ohne Denken, ohne Bewusstsein gibt, so gibt es auch umgekehrt kein Bewusstsein ohne Empfindung; ja das Bewustsein ist eigentlich nichts Anderes als eben die bewusste, die empfundene Empfindung.

Es ist übrigens diese Ansicht von Vernunft, vom Denken, eine unumgängliche, wenn man die Impassibilität, die Immaterialität der Seele, des Geistes, der Vernunft retten will; denn die Vernunft, den Geist, zur Vielheit machen, heisst sie zu materiellen Dingen machen, man müsste denn die vielen Geister als Zahlen ansehen. Gibt es so viele Denkvermögen, so viele Geister, als es Leiber gibt, so ist damit der Grundbegriff der Seele als eines vom Leibe Unterschiedenen, als eines Unsinnlichen, von vornherein aufgegeben; denn wie kann in die räumliche Trennung des einen Leibes vom andern die Seele eingehen, wenn sie nichts mit diesem Leibe Identisches, also Unsinnliches ist? Wie kann die Seele hier in diesem Leibe sein, wenn das Hier sie nicht berührt, von ihrem Wesen ausgeschlossen ist? Wie kann sie die Seele dieses hier- und nicht zugleich jenes dortseienden Leibes sein, wenn nicht eine Passion, eine Bestimmung, eine Affektion des Körpers zugleich auch eine solche der Seele ist?

Kurz, wie viele Götter sinnliche, offenbar sinnliche Götter sind — denn ein latentsinnliches Wesen ist auch der monotheistische — so sind viele Geister, viele Seelen, nicht selige, nicht geistige, sondern sinnliche Wesen. Einheit ist identisch mit Unsinnlichkeit, Vielheit mit Sinnlichkeit. Die Einheit der Vernunft ist daher das nothwendige Ergebniss des konsequenten Spiritualismus.

So hegelisch übrigens die Auffassung und Bestimmung des Denkens als des sich selbst bethätigenden Allgemeinen ist, so ist doch die Stellung und Lösung der Aufgabe vom Standpunkte der

Hegel'schen Philosophie eine einseitige, abstrakte; denn dieser zufolge hätte ich vermittelst der dialektischen Einheit des Allgemeinen und Einzelnen, vermittelst der Sätze: „Das Allgemeine ist das Einzelne, das Einzelne ist das Allgemeine", die spinozistische Substanz der Allgemeinen und Einen Vernunft sich zum Individuum, zur Einzelheit fortbestimmen oder realisiren lassen, das Platonische Verhältniss, kraft dessen das Individuum an der Vernunft nur Theil nimmt, in die aristotelische Entelechie verwandeln sollen, um den Widerspruch zwischen dem Denken, welches ein Allgemeines, und dem Denken, welches erfahrungsgemäss im Einzelnen ist, zu lösen. Aber dies lag ausserhalb meiner Aufgabe, die eben nur die war, die Wahrheit, die Alleingültigkeit, Alleinwirklichkeit der Vernunft zu beweisen. Und dann würde ich es auf diesem Hegel'schen Wege doch auch nur zur abstrakten, mit der Allgemeinheit identischen Einzelheit, zur Einzelheit, die eine logische Kategorie, gebracht haben, aber nimmer zur wirklichen Einzelheit, die nur eine Sache des Sinnes, nur auf die Wahrheit der Sinnlichkeit sich stützt, wovon aber die Logik nichts weiss und wissen will. Denn das Denken ist nicht nur eine Thätigkeit eines Einzelnen in abstracto, als welcher sich freilich nicht von einem Einzelnen unterscheidet, sondern eines mit allen Makeln und Flecken der Sinnlichkeit signalisirten Einzelnen. Das Denken ist, so gut wie ich selbst wesentlich jetzt und hier bin, eine jetzt und hier seiende Thätigkeit, eine zeitliche und räumliche Thätigkeit. Wo ich nicht mit meinen Sinnen bin oder war, da bin ich auch nicht mit meinen Gedanken. Mein Denken erstreckt sich nur auf Zeiten und Räume, in denen ich oder Andere wirklich gewesen sind. Wäre Raum und Zeit wirklich aufgehoben für den Geist, so müsste ich dort, wo ich in Gedanken bin, auch wirklich sein. Allein ich bin hier in Wahrheit, in der Leiblichkeit, dort nur in Gedanken, in der Einbildung.

Der Raum begränzt und umschliesst nicht nur meinen Leib, sondern auch meinen Geist, der nie über einen Ort hinausgekommen ist, oder nie mit Andern verkehrt hat, die darüber hinausgekommen sind. Und eben so wie ich hier, so denke ich jetzt, und nicht nur indirekt, insofern als ich jetzt bin, sondern das Denken ist wesentlich ein zeitlicher Akt, nicht nur formell desshalb, weil ich nicht zugleich denken kann, wenn ich Anderes treibe, und umgekehrt, wenn ich denke, nicht zugleich Anderes treiben kann, weil ferner die Gedanken nach und nach einander folgen, so schnell,

schneller als der Blitz kommen und verschwinden; sondern auch
ateriell, weil das Denken im 19. Jahrhundert ein anderes ist als
ı 18., ein anderes jetzt in der Frühe, als jetzt in der Nacht, jetzt
der Jugend, als jetzt im Alter. Das Denken macht also keine
ısnahme in dieser Beziehung. Dasselbe gilt von der Einheit und
lgemeinheit der Vernunft. Die Menschen haben nur Eine oder
ne gemeinsame Vernunft, weil sie überhaupt nur Eine oder ge-
einsame Natur, gemeinsame Organisation haben; sie verstehen
h gegenseitig; sie denken desshalb mit denselben Worten; sie
nken gleich, weil sie gleich empfinden, weil es allgemeine
npfindungen gibt, Empfindungen, in denen Alle übereinstimmen.
ieses schmeckt dem Einen freilich süss, dem Andern sauer; aber
einer wird das Süsse als Saures, das Saure als Süsses empfinden.
iese Temperatur ist für mich warm, für den Andern kalt; aber
der hat die Empfindung des Kalten und Warmen. Keiner empfindet
e Kälte als Wärme, und die Wärme als Kälte. Steigt aber die
emperatur auf einen sehr hohen Grad, oder sinkt sie auf einen
hr niedrigen, so wird die Differenz der Empfindung verschwinden.

Gäbe es keine Gleichheit der Empfindung, so gäbe es auch
ine Sprache. Denn wenn der Eine als Kälte empfindet, was der
ıdere als Wärme, wie hätten sie sich verständigt, wie ein und
sselbe Wort zum Ausdruck ganz widersprechender Empfindungen
ählen können?

Die Gränze der Gattung ist auch die Gränze der Empfindung
lbst; was innerhalb dieser Gränze der Gattung, ist variabel, ver-
hieden, was jenseits nicht mehr; denn die Gränze der Gattung
; auch die Gränze des Lebens. Wo Kälte und Wärme einen
rad erreichen, dass sie nicht mehr als solche, dass sie nur als
hmerz empfunden werden, da kann das Leben nicht mehr
istiren.

Zur Hegelschen Geschichte der Philosophie.

Hegel stellt Alles, so auch in der „Geschichte der Philosophie“,
ır in einer successiven Entwicklungsreihe dar; daher subordinirt
Systeme, die doch nicht nur gleichzeitige, sondern auch gleich-
rechtigte sind. So setzt er z. B. den Heraklit über Par-
enides; aber jener steht nicht höher als dieser; beide stehen
f demselben Boden, beide sehen denselben Gegenstand, aber nur
ter verschiedenen Formen oder vielmehr mit verschiedenen Augen.

Halten wir uns nur an den bekannten „Fluss“ des Heraklit. Parmenides sieht so gut wie Heraklit den Fluss des Lebens und der Dinge; aber er sagt: es folgt immer nur dasselbe auf dasselbe, Welle auf Welle, aber immer dieselbe Leier, kein wesentlicher Unterschied, ein Unterschied nur für das Auge, aber nicht für meinen Verstand; ja mein Verstand steht stille bei dieser Bewegung; sie bewegt, sie affizirt ihn nicht unterschiedentlich, er langweilt sich; es ist also nur eine Bewegung dem Scheine, aber nicht dem Inhalt der Sache, der Wahrheit nach. Wenn ich dieses Wasser, das hier nacheinander verläuft, auf eine Fläche brächte, so wäre der Eindruck ein absolut einförmiger, identischer. Was mir jetzt als ein Anderes, Verschiedenes erscheint, weil ich es nacheinander wahrnehme, würde mir auch als Eines und Dasselbe erscheinen, wenn ich auf einmal es überschauen könnte. Heraklit dagegen abstrahirt von der Identität des Inhaltes und hält sich bloss an die Form des Kommens und Vergehens, an die sinnliche Bewegung, die immerwährend ist, während das Subjekt der Bewegung, die Welle, vergeht und entsteht. Dem Heraklit ist das Fliessen das Fortwährende, Bestehende, dem Parmenides das Fliessende. Aber beide Anschauungen sind gleichberechtigt, beide liegen ebenso in der Natur der Sache, als in der Natur des Menschen; beide repetiren sich in tausenderlei Weisen im Leben und Denken des Menschen. Dem Einen genügt z. B. sein Weib, um das Weib kennen zu lernen; der Andere glaubt das Weib nur zu kennen, wenn er es im Plural kennen gelernt hat. Die eine Anschauung ist die des ruhigen, besonnenen Verstandesmenschen; die andere die des sinnlichen, feurigen Menschen.

Hegel opfert die inneren, immer vorhandenen, ewigen Gründe den zeitlichen, historischen Gründen auf. So begründet er z. B. den Skeptizismus lediglich als Gegensatz gegen die epikureische und stoische Philosophie als dogmatische Systeme. Aber dadurch wird nur der äussere, historische, nicht der innere, psychologische Grund erkannt und angegeben. Und gleichwohl hat der Skeptizismus einen solchen und es ist gerade die Aufgabe des Philosophen zu fragen: worin hat er seinen Grund? Zu jeder Zeit gibt es Skeptiker, wenngleich der Skeptizismus nicht zu jeder Zeit gleiche Bedeutung hat, dort ein organisches, hier ein Produkt einer generatio aequivoca ist. Gibt man daher dem Skeptizismus

ıur einen speziell-historischen, nur durch den Standpunkt einer)estimmten, zeitlichen Philosophie bedingten Ursprung, so ist es ınmöglich, ohne Willkür mit der Empirie fertig zu werden. So ıat ein Schüler Hegels den Skeptizismus eines Huet und Bayle ediglich auf Rechnung der Cartesischen Philosophie gesetzt, als velche den Gegensatz zwischen Ausdehnung und Denken, Ding ınd Gedanke aufs Aeusserste getrieben habe, ein Gegensatz, dessen ıothwendige Folge eben der Skeptizismus sei. Und doch treffen vir schon vor Cartesius und gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig on seiner Philosophie, den Skeptizismus, wie z. B. im Gassendi. Aber wie mit dem neueren ist es mit dem älteren Skeptizismus. Pyrrho ist gleichzeitig mit Aristoteles. Nothwendig wird daher der Skeptizismus höchst einseitig erfasst, wie es von Hegel und seiner Schule geschieht, wenn nicht sein psychologischer Grund berücksichtigt wird. Ich sage keck weg: der psychologische, ob ch wohl weiss, dass die psychologischen Erklärungen in Verruf sind; aber ich sehe nicht ein, warum man mit einer seichten psychologischen Erklärung auch die psychologische Erklärung überhaupt verwerfen soll. Die Hegel'sche Methode hat überhaupt den Mangel, dass sie die Geschichte nur als einen Fluss ansieht, ohne den Boden zu betrachten, über den der Fluss hinströmt. Sie macht die Geschichte zu einem ununterbrochenen, intelligenten Akt, was sie doch nicht ist. Die Geschichte der Philosophie wird unterbrochen durch antiphilosophische, rein praktische Interessen und Tendenzen, durch rein empirische Bedürfnisse der Menschheit. In solchen Zeiten wird die Philosophie allerdings auch erhalten, aber geschwängert mit den Bestandtheilen des Bodens, worüber sie fliesst. Wird diese Beschaffenheit des Bodens nicht berücksichtigt, sondern nur der Fluss, so wird als eine höhere Stufe gefasst, was in ein ganz anderes Gebiet gehört, daher mit dem früheren gar nicht verglichen werden kann, und es ist dann unvermeidlich, dass nicht das Wesentliche zum Unwesentlichen und umgekehrt das Unwesentliche zum Wesentlichen gemacht wird. So ist es mit der Bedeutung, die Hegel der neuplatonischen Philosophie im Gegensatze gegen die altgriechische gibt. Hier ist, heisst es, die absolute Idee erschienen, aber in der Form der Gährung, der Exstase, der Schwärmerei. Die Exstase wird also zum Unwesentlichen, zur blossen Form gemacht. Allein wo die Form Schwärmerei ist, da ist auch der Inhalt, das Objekt, ein schwärmerisches, phantastisches Objekt. So wenn Plotin die „un-

mittelbare Annäherung“ und Vereinigung mit der Gottheit als da
Ziel der Philosophie bestimmt, so kann man nicht sagen, nur d
Form der Unmittelbarkeit der Vereinigung ist hier das Phantastisch
sondern dieser Inhalt ist gar nichts ausser dieser Form. Ist der
nicht nothwendig das Objekt selbst ein Unmittelbares, Sinnliche
oder wenigstens phantastisch Sinnliches, wo eine unmittelbar
Annäherung stattfindet? So wenn bei Plotin „das Eine als da
Vollkommene überfliesst und dieses Ueberfliessende sein Produl
ist“, so ist dieses Phantasiebild die Sache selbst; es lässt sich nicl
mehr der Gedanke vom Bilde absondern. Das positive Philos
phische in den Neuplatonikern ist nur der Inhalt aus der alte
Philosophie, aber jetzt versetzt aus dem Elemente des Denkens i
das Zauberland der Phantasie, wo er, obgleich derselbe, anders un
schöner als in seinem früheren Elemente erscheint, gleichwie un
im Traume dieselbe Sache anders und unendlich schöner erschein
als im Wachen. Die Zeit der Neuplatoniker war eine Zeit de
Unglücks, der Unzufriedenheit mit der Welt, der Krankheit. Di
Philosophie hat in solcher Zeit die Bedeutung der Medizin. Si
wird nicht getrieben aus freiem Interesse, mit dem Sinne, mi
welchem sie der Gesunde, der Glückliche treibt, nicht um ihre
selbst willen. Sie soll die Bedürfnisse des kranken Herzens be
friedigen, Wunden heilen, den Verlust der Welt, der Realität er
setzen. Diess vermag sie aber nur durch das Gemüth bezaubernde
Vorstellungen, nur durch die Phantasie, nicht durch die Vernunft
Der Standpunkt der Neuplatoniker ist also kein höherer, sondern
ein ganz anderer, als der der alten Philosophen — kein theo
retischer, sondern praktischer. Aber ebenso waren schon
der Stoizismus, der Epikurismus und Skeptizismus Erscheinungen
von dem Verschwinden des philosophischen Geistes, Erscheinungen
davon, dass das theoretische Interesse durch praktische Interessen
verdrängt war. Der Skeptizismus verdankt seine Entstehung nich
einer einseitigen dogmatischen Philosophie, sondern der Richtung
und Zeit, wo der Mensch seinen nächsten Interessen das höchste
Interesse zuwendet, und daher gegen das Wissen gleichgiltig wird
Was kümmert's mich, ob die Sonne so gross oder grösser ist al
sie erscheint, ob die Erde um die Sonne, oder die Sonne um di
Erde läuft? Sie mag stehen oder laufen — desswegen geht mein
Puls nicht langsamer, verdaut mein Magen nicht besser, wird mein
Herzeleid nicht vermindert. Hieraus allein erklärt es sich auch
wie der Skeptizismus mit dem Pietismus und Mystizismus in Ve

bindung gebracht werden kann, wie es von der neueren Zeit geschah.

Identität und Unterschied.

Die Hegelsche Philosophie stellt das logische Gesetz der Identität auf gleichen Fuss mit den übrigen sogenannten Reflexionsgesetzen. Die Sätze: jedes Ding ist ungleich, verschieden, entgegengesetzt, sollen gleichen Rang mit dem Satze: „jedes Ding ist sich selbst gleich" haben. Allein die Sichselbstgleichheit oder Identität steht zur Ungleichheit und Verschiedenheit im Verhältnisse der Grundlage. Die Eigenschaften, wodurch ich ein Ding unterscheide oder anderen Dingen entgegensetze, müssen mit dem Gesetze der Identität, wornach es dieses und kein anderes ist, übereinstimmen, sonst ist ja der Unterschied nicht sein Unterschied, der Gegensatz nicht sein Gegensatz. Das Gesetz der Identität steht daher nicht neben, sondern über den übrigen Reflexionsgesetzen; es ist die Regel des Unterschiedes, des Gegensatzes. Ich kann die negative Elektrizität nur der positiven Elektrizität, nicht irgend einer anderen Positivität, das Süsse nur dem Saueren, das Böse nur dem Guten, das Weisse nur dem Schwarzen, d. h. nur die Farbe der Farbe, Moralisches nur Moralischem, einen bestimmten Geschmack nur einem anderen Geschmacke entgegensetzen. Ein wahrer, nothwendiger, naturbegründeter Gegensatz ist nur der, welcher das logische Gesetz der Identität respektirt. Dieses Gesetz verwerfen, oder wenigstens dem Gesetze der Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit gleichstellen, heisst daher der Willkür Thür und Thor öffnen. „Aber die Logik hebt ja selbst durch den Satz des Grundes den Satz der Identität auf; denn indem es heisst: Alles hat seinen Grund, so ist ja damit ausgesagt, dass es nicht mit sich identisch, also Anderes sein Grund sei." Ist denn aber dieses Andere, was als Grund gesetzt wird, nicht auch durch das Gesetz der Identität bestimmt? Kann ich ohne Unterschied, was ich nur immer will, als Grund von Etwas anführen? Kann ich Gott z. B. als moralisches Wesen zum Grunde der Natur machen? Ist nicht Gott als Grund der Natur selbst nothwendig ein Naturwesen? Hebt also der Satz des Grundes das Identitätsgesetz auf? Nein, er hebt es nicht nur nicht auf, sondern bestätigt es. Warum kann ich Gott als moralisches Wesen nicht zum Grunde der Physik machen? Weil es dem Begriffe desselben widerspricht, weil ich dem Gesetze der Identität zufolge aus einem

moralischen Wesen auch nur moralische, aber keine physischen Gesetze und Prinzipien ableiten kann.

Zur „Philosophie des Geistes“.

„Je gebildeter ein Mensch, desto weniger bedarf er der unmittelbaren*) Anschauung.“ Das gilt aber doch nur von besondern Anschauungen, von Hundskomödien, Spektakelstücken, Kunstreitern, geistlichen und fürstlichen Festlichkeiten, oder auch von besondern Naturerscheinungen, einem Wasserfall, einem Rhinozeros. Einmal ist genug, weil nun die Bilder uns eingeprägt sind. Aber was von diesen optischen Leckerbissen, gilt das auch von dem täglichen Brod der Naturanschauung? Genügt uns das Bild von Sonne, Mond und Sternen? das Bild vom Blau des Himmels und seiner im Gold der Abend- und Morgensonne strahlenden Wolken? das Bild vom Grün der Wiesen und Wälder, vom Bau der Berge und Thäler? Ist diese Anschauung nicht eine stets uns neue, so oft sie sich auch wiederholt; gewährt sie nicht eine unerschöpfliche Frische, so lange wir wenigstens selbst noch nicht abgestumpft, noch gesund sind? Der grosse Haufe würdigt nur das Auffallende der Anschauung, der Gebildete aber das Gewöhnliche, Alltägliche, Unbedeutende. Die Naturwissenschaft ist nur dadurch entstanden, dass dem Menschen nicht mehr das Bild, welches er sich von der Natur gemacht, genügte, dass er sich nicht oft, nicht genau genug das Ding ansehen konnte.

Zur Charakteristik der Hegel'schen Philosophie gehört auch, dass er den Schmerz rein aus der Seele, abgesehen vom Körper, definirt, und daher wieder an die Cartesische Vorstellung erinnert, welche die Empfindung des Höllenfeuers ohne Körper denkbar fand. Wenn aber die Seele eine einfache, alle ihre unterschiedenen Bestimmungen ideell setzende Identität mit sich ist, so ist der Schmerz unbegreiflich. Schon Hippokrates sagt: Wenn der Mensch ein Eins wäre, so wäre er schmerzlos. Hegel setzt allerdings den Unterschied in die Einheit, aber diese ist ja rein ideell, den Unterschied, die Bedingungen des Schmerzes also aufhebende Identität. Allerdings ist der Mensch eine Einheit, aber diese Einheit ist zugleich wesent-

*) Die „unmittelbare“! Gibt es denn eine andere Anschauung als die unmittelbare? Ausser der sinnlichen gibt es nur eine eingebildete, imaginäre. F.

ı eine organische, materielle. Aber nur eine solche, eben wegen
ses unglücklichen Beisatzes zerstörbare, zerreissbare, verletzbare
ıheit ist des Schmerzes fähig; für die Seele gibt es keine Schmerzen.
eh der geistige Schmerz hat nur darin seinen Grund, dass der
nsch eine Einheit ist, nur ein Resultat harmonisch zusammen-
rkender verschiedener Organe. Und Schmerzen entstehen daher,
nn ein Organ, ein System, ein Glied, wie z. B. der Magen, die
ırgel, die Oberherrschaft über den Kopf bekommt, der Mensch
ıach über diese Knechtschaft, sein Hingerissenwerden, Schmerz,
ıne, Scham empfindet. Es gibt freilich viele Schmerzen zeugende
andlungen und Triebe, welche nicht, wie z. B. der Geschlechts-
ieb, so augenfällig körperliche Thatsachen zur Voraussetzung
ıben, welche gleichwohl aber mittelbar sich auf dieselben beziehen
ıd einen materiellen Grund haben, ohne dass man desshalb wie
all dem Mord, dem Diebstahl einen besondern Mord- oder Diebs-
nn vorauszusetzen brauchte. So kann der Geschlechtstrieb einen
enschen zum Diebe, zum Mörder, zum Verleumder machen,
enn diese Handlungen die Mittel zur Befriedigung seiner Leiden-
haft sind.

Was ist eine Dialektik, die im Widerspruch steht mit der
atürlichen Entstehung und Entwicklung? Was ihre „Nothwendig-
eit“? Was die „Objektivität“ einer Psychologie, einer Philosophie
berhaupt, die von der einzigen kategorischen und imperatorischen,
rund- und stichhaltigen Objektivität, der Objektivität der leiblichen
atur abstrahirt, ja in die gänzliche Entfernung von derselben, in
ie absolute, in die durch kein Fichte'sches Nicht-Ich, kein Kantisches
ing an sich beschränkte Subjektivität, die absolute Wahrheit, die
ollendung des Geistes, das Endziel der Philosophie setzt?

„Aussereinander“ habe ich vor mir beim Anblick einer
bene, ein anderes beim Anblick eines Berges, und wieder ein an-
eres beim Anblick eines Basaltkegels, als beim Anblick eines
lötzgebirges. Und gehe ich vom geognostischen Standpunkt zu
m mineralogischen, wie ganz anders ist das Aussereinandersein
s Kalkspaths und des Kieselkrystalls. Wie kann ich also von
r Natur den Begriff eines blossen leeren Aussereinanderseins
strahiren und diesen ihr als ihre Grundbestimmung aufbürden?
erfe ich meinen Blick auch nur oberflächlich auf die nebenste-
nden Pflanze und Thier, so erblicke ich in diesem Ausser- und

Nebeneinander auch ein In- und Beieinandersein, eben so ein Obe und Uebereinandersein: ich sehe den Kopf auf den Beinen un dem Rumpfe, nicht umgekehrt. Wäre aber das Aussereinander da Wesen der Motive, so wäre es einerlei, ob ein Materielles auf de Basis oder auf dem Kopfe, der Spitze stünde, denn es käme nu darauf an, dass Kopf und Beine ausser und neben einander wäre Die Form des Neben- und Aussereinander ist also ein blosses Ge bilde des menschlichen Kopfes, eine selbstgemachte Abstraktio welcher nichts Wirkliches, nichts ausser dem Kopfe Seiendes ent spricht.

Abstrakt nennen wir und abstrakt ist Alles, was von seinem Subjekt oder Gegenstand abgetrennt ist. Nun soll aber der Begriff des Subjektiven, abgetrennt vom Subjekt, das Subjektive als nicht Subjektives, der Begriff als an sich, ja als an und für sich seiendes Wesen gedacht werden. Ist das nicht die höchste, gewaltthätigste Abstraktion?

Wenn spekulative Philosophen behaupten: Nihil est in sensu, quod non fuerit in intellectu, so gilt dies allerdings von der Hegel'schen spekulativen Philosophie: sie sieht nichts in der Natur, als was sie schon vorher in der Logik gedacht hat. Wenn übrigens nichts im Sinne ist, als was schon vorher oder überhaupt im Verstande ist, so ist es sehr überflüssig, vom Sinnlichen anzuheben.

Die Hegel'sche Philosophie ist entsprungen dem Kant-Fichte'schen Ich mit der absoluten Identität des Idealen und Realen. Das Ich, welches nicht ein Ding an sich zu seinem Gegensatze hat, sondern dieses Ding als sich selbst oder als ein von ihm gesetztes weiss, ist der Begriff der Hegel'schen Philosophie.

So verschieden das Subjekt, so verschieden das, was das Subjekt als das Wesentliche von sich bestimmt, so verschieden bestimmt ist auch das Objekt. Die Wesen sind Zahlen, heisst: die Zahl ist das Wesen, unangesehen die Dinge. Nur das mathematische Subjekt macht daher die Zahl zum Wesen der Dinge, weil die Zahl sein Wesen ist. Was ist nun das Subjekt von dem Absoluten, welches Hegel als das Wesen der Dinge und Philosophie bestimmt? Hegel.

Der Staat ist nach dem Prinzip der Hegel'schen Philosophie eigentlich eine Theokratie, und die Hauptsache Hegels — Theologokratie.

Der Instinkt hat mich zu Hegel geführt, der Instinkt von Hegel frei gemacht.

Herr von Schelling.

1843.

Feuerbach an K. Marx. (Nach dem Brouillon.)

.... Sie haben Alles angewandt, was einen so schwer vom Innern zum Aeussern übergehenden Schriftsteller, wie ich, animiren kann. Aber dessen ungeachtet kann ich wenigstens für die nächste Zeit, so aufrichtig leid es mir auch thut, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen. Seit dem im April l. J. plötzlich erfolgten Tod meines Bruders war ich im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Jetzt, wo ich wieder in die Kammer des Innern gekommen bin, ist mir eine ernste, immanente Thätigkeit unerlässliches Bedürfniss, und folglich psychologisch unmöglich, auf eine so wesenlose, eitle, transitorische Erscheinung wie Schelling meinen inhaltsbedürftigen Geist zu richten. Wo nicht die äussere Nothwendigkeit mit der innern zusammenfällt, da kann ich nichts thun, nichts leisten. Wo ich keinen Gegenstand vor mir habe, da kann ich auch keinen Gegensatz bilden.

Aber zu einer Charakteristik Schelling's ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden. Schelling verdankt seinen Ruhm lediglich seiner Jugend. Was Andere erst im Mannesalter erreichen mit Kampf und Mühe, das hatte er schon in der Jugend erreicht, aber eben desswegen auch seine Manneskraft erschöpft. Wenn Andere am Schluss ihres thatenreichen Lebens sagen konnten: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, so kann der Hr. v. Schelling umgekehrt sagen: Was ich im Alter wünsche, das hatte ich in der Jugend in Fülle — Ehre, und was mehr ist als Ehre, Namen, das Vertrauen Anderer zu mir und meinem Talente. Schelling ist nicht nur von Andern gerichtet, er hat sich selbst gerichtet, sich selbst prostituirt. Das nicht zu Erklärende ist, wie er zu diesem Ruhm gelangte, dem Ruhm eines Genies, einer Originalität und Produktivität, da er doch nur die Gedanken Anderer wiedergegeben hat. Er ist mehr geworden durch Andere als durch sich, wie er heute noch ist durch Andere. Sein letztes Loos ent-

scheidet über sein früheres. Erkennen wir den Grund, wie er jetzt noch imponiren kann, so haben wir auch den Grund gefunden, wie er einst imponiren und seinen früheren Leistungen eine Bedeutung beimessen konnte, die weit über die Gränzen der Wahrheit geht. Denn er hat auch damals nur den Idealismus des Gedankens in den Idealismus der Imagination verwandelt, den Dingen eben so wenig Realität eingeräumt als dem Ich, nur dass es einen anderen Schein hatte, weil er statt des bestimmten Ich das unbestimmte Absolute setzte, und dem Idealismus einen pantheistischen Anstrich gab.

Was ist es nun aber, was Schelling noch heute eine scheinbare Bedeutung gibt? Ist es Er selbst? Ach! man öffne seine Vorlesungen, und man fällt in Ohnmacht vor dem Leichengeruch der Duns Scotischen Scholastik und Jakob Böhm'schen Theosophistik, dieser nicht Theosophie, sondern Theosophistik. Es ist der unlauterste und unsauberste Mischmasch von Scholastik, die nach dem Petrus Lombardus riecht, von Theosophismen. Darin liegt also die Kraft und Bedeutung Schellings. Ausser ihm liegt sie — in denen liegt sie, die, um ihre politischen und kirchlichen Interessen, oder vielmehr Intriguen in's Werk zu setzen, irgend eines Namens eines Philosophen bedurften. Ausserdem würde Schelling noch eben so — zu seinem Heil — im Dunkeln geblieben sein, wie er es in München war, höchstens in den unterthänigen Köpfen einiger Dozenten seinen verwirrenden Spuk fortgetrieben haben. Mit den Wölfen muss man heulen.

Uebrigens hat Schelling den Geistesverfall, der ihn jetzt emporhebt, selbst mit herbeigeführt. Was aber seine Philosophia secunda betrifft, so ist sie lediglich schon dadurch widerlegt, dass sie an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wird; sie konnte nur so lange existiren, als sie nicht existirte. Diese Offenbarung widerlegt sich selbst; sie kann keine zwei Worte herausbringen, ohne dass das eine das andere aufhebt. Es wäre auch ganz thöricht, dagegen etwas zu sagen; denn es wird hier von vornherein Verzicht geleistet auf alle Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit des Denkens, auf jedes Kriterium der Wahrheit, auf jeden Unterschied zwischen Vernunft und Absurdität. Das Prinzip, das oberste höchste Wesen, ist das vergegenständlichte Wesen der zügel- und bodenlosesten menschlichen oder vielmehr unmenschlichen Abgeschmacktheit. Sagen Sie dem Herrn: Was Sie hier sagen, ist sinnlos, ist ungereimt — so erwidert er: Unsinn ist der höchste Sinn, Narrheit ist

Weisheit, Unvernunft ist der Superlativ der Vernunft, ist Uebervernunft, Lüge ist Wahrheit ....

Ihre Aufforderung, über Schelling zu schreiben, hat mich wirklich so aufgeregt, mir die Rücksicht auf die Verdorbenheit der Zeit und Charaktere als eine solche Pflichtnothwendigkeit vorgestellt, dass ich es über mich brachte, die Vorlesungen durchzulesen und die Eindrücke wiederzugeben, die ich dabei erfuhr. Aber das Resultat war das oben ausgesprochene. Autopsie ist hier unerlässlich. Ueberdem habe ich — freilich nur in meiner kurzen, sich überall nur auf die Grundzüge und deren Konsequenzen beschränkenden Weise — das Wesen der sog. „positiven", oder richtiger *putativen* Philosophie sattsam gezeichnet. Ich könnte nur breiter machen, nur ad captum vulgi (zum Gemeinverständniss) ausführen, nur bestätigen, was ich in Kürze bereits gesagt. Wesentlich Neues könnte ich nicht geben. Aber wie sollte ich ein Interesse darin finden, etwas schon Gesagtes wiederzukauen?

Zudem ist dieser stille Ort nur ernster Beschäftigung geweiht. Wenn ich aber, wie ich hoffe, in eine Stadt ziehe, wo mir die Eitelkeiten des Lebens wenigstens als sinnliche Realitäten vor die Augen treten, wird es mir möglich, auch eine philosophische Eitelkeit gehörig ad coram zu nehmen.

Ad coram? wie respektwidrig! Ganz richtig, aber ich habe auch nicht den geringsten Respekt vor dem Herrn v. Schelling. L. F.

— — — — —

Um dem Alten, längst Bekannten und Widerlegten einen Schein des Neuen zu geben, hat Schelling das Alte entstellt, den J. Böhmismus durch die willkürlichsten Fiktionen der Scholastik verschlechtert. Zugleich ist es der *entstellte Hegelianismus*; nur ist, was dort noch Begriff, zum Unbegriff, zu schrankenlosem Unsinn, was dort Sinn, gemacht.

Es ist mit diesen alten ontotheologischen Begriffen nichts weiter anzufangen, als sie in ihrer ganzen Integrität zu fassen und in ihrem *Ursprung*, im *Menschen* zu begreifen, aber doch ganz *Ohn-*, *Unsinn*, diese Ideen mit den Naturalien zu schwängern. Alles das, was dem eigentlichen Gott vorausgeht, ist nichts Anderes als der mystisch verschleierte, zugleich auf scholastische Bestimmung reduzirte Begriff der *Natur*, zugleich aber, weil sie Gott ist oder der Urgrund, das leibliche Sein, das Fleisch — ontotheologisirt. Dann kommen die Kategorieen des Blindseins, des Nothwendigen, das zugleich ein Zufälliges ist, zum Vorschein.

Dabei hypostasirt er stets die logisch unzertrennlichsten Begriffe. Er trennt z. B. die Existenz von dem Existirenden, entzweit das nothwendig Existirende in Nothwendigkeit und Existenz, erklärt den Geist aus dem Geist, die Freiheit aus der Willkür. Dabei spielt er mit Worten, die er in verschiedener Bedeutung nimmt: A se esse, das Blindexistirende, ist das nicht blind Existirende, freiwilliges, vorausgesehenes, gewolltes. Possirlich ist, wie die abstrakteste metaphysische Bestimmung mit der gemeinsten zusammengekuppelt wird: Gott ist der Herr des Seins. Es ist die tollste Willkür! Es ist das Delirium tremens, das vermittelst einiger, aber nur zufällig zusammenhängender Phrasen sich als höchstes Wesen konstruirt. S. 473: „Wir sind hiermit zu dem Höchsten gekommen, über das hinaus nicht zu denken ist.“ Allerdings, das nicht Denkliche, was gedacht, das Unvernünftige, was vernünftig sein soll, das „Wesen, das über dem Wesen“, die Vernunft über aller Vernunft — wir sind zu dem Unsinn über allem Unsinn gekommen.

Wie lächerlich: Gott ist der Herr des Seins, als könnte das Besondere der Herr des Allgemeinen sein, da sich der Herr nicht ohne das Sein denken lässt; denn die erste Grundbedingung, um Herr zu sein, ist, dass er ist. Sein geht der Herrschaft voraus, bleibt zu Grunde liegen. Wie kann also die Herrschaft wieder über das Sein herrschen wollen, als wäre das Sein etwas Abtrennbares? Woher aber kommt dieser Unsinn? Setze statt „Sein“ Natur, so ist es erklärt. Die Natur, so ist der Sinn, geht voraus dem Gott als Geist, und dann setzt sich der Geist als Herr und Besitzer der Natur. So geht die Unterleibsthätigkeit der Kopfthätigkeit voraus, Essen und Trinken ist das Erste im Leben; aber dann wird dieses herabgesetzt — die Kopfthätigkeit bekommt die Oberherrschaft oder wenigstens Oberaufsicht. Was erst Zweck ist, wird Mittel. Gott und Welt, Geist und Natur: das sind Gegensätze, Besonderheiten, mit denen der Begriff der Herrschaft vereinbar ist. Aber Sein ist schlechthin allgemein. Wie kann ich Sein der Herrschaft subordiniren? das ist ungefähr als wollte ich sagen: die Lunge ist Herrin der Luft, und doch setzt die Lunge, um Lunge zu sein, Luft voraus; sie partizipirt nur an der Luft, sie existirt nur durch die Luft, gleichwie die Herrschaft am Sein partizipirt, nur Herrschaft ist, weil sie vor allem Andern sich dazu herablässt, sich bequemen muss — zu sein, zu existiren.

Geist ist ihm die Potenz der Absurdität; Freiheit, Gesetzlosigkeit; Dialektik, das Privilegium, zu behaupten oder zu verneinen,

as man nur immer will, gleichgültig, ob es wahr oder falsch, nnlos oder sinnig ist, der Vernunft ent- oder widerspricht. Die bsolute Identität und Indifferenz, die er früher ins Objekt setzte, t jetzt in ihm Subjekt gewordene Methode. Die alte Theologie etzte die Willkür der Allmacht doch noch als Objekt ausser Gott - Gott kann was er will; aber er macht sie zum Subjekt — r kann Gott selbst sein, Kürbiss oder Teig — kurz was er will. Er ist das Gemächte seiner eigenen Willkür. Wesen, Subjekt, Grundlage ist die Grundlosigkeit, die Wesenlosigkeit, die Haltlosigkeit der phantastischen Willkür. Schelling macht seinen Gott, er hat keinen Gott, er ist die Gottlosigkeit der Zeit, die sich aber gottvoll dünkt. Die Grundlage ist: Es ist Alles Nichts und Eitel. Es gibt keinen Gott und keinen Teufel, keine Wahrheit und keine Lüge, keine Vernunft und keine Unvernunft, keinen Ernst und keinen Spass, keine Tugend und keine Liederlichkeit, keine Zusammenstimmung und keinen Widerspruch.

Das, was ihm die Gegner vorgeworfen, hat er jetzt eingestanden, bestätigt, praktisch bewährt; er operirt mit den Waffen seiner Gegner gegen sich selbst; er hat die Konsequenz seiner Gegner aus seinen Prinzipien selbst gezogen, und grade dadurch, womit er sich selbst widerlegt, will er sich behaupten. Er geht mit seinem Gott um, wie die Fetischdiener mit ihren Fetischen, die sie prügeln, herumwerfen, — er macht mit seinem Gott das tollste Zeug, selbst Burzelbäume lässt er ihn schlagen. Ein solcher Burzelbaum ist z. B. die Weltschöpfung, wo das Unterste zu oberst — die Füsse zum Himmel, das Oberste zu unterst — der Kopf zur Erde gekehrt wird.

Herr v. Schelling verspricht eine die Gränzen des gegenwärtigen menschlichen Bewusstseins erweiternde Wissenschaft. Dieses Versprechen hat er erfüllt. Es ist das geschehen, dessen Möglichkeit nur zu ahnen uns bisher eine Unmöglichkeit war: dass je mehr einer verliert an innerer Realität, um so höher er steigt an äusserer Macht, dass Ehre und Ansehen im umgekehrten Verhältniss zum Verdienste steht.

Es ist die Willkür, die sich für Freiheit, die Absurdität, die ich für Vernunft, das Krebsgeschwür der Lüge, das sich für die olle Brust der Wahrheit, die Herbstzeitlose des abgelebtesten Myizismus, die sich für die Frühlingsblume der Zukunft und eines euen Lebens ausgibt.

Mach' es den Andern dreist und keck weis, dass Du ein Genie st, schrei's ihnen in die Ohren: so bist Du eins — wenigstens in

Deiner und ihrer Meinung. Wem Meinung für Realität gilt, der ist damit zufrieden.

Luther, indem er die Willkür der papistischen Exegese schildert, schildert Schellings Methode: „Solche wilde Ränke und ausflüchtige Worte, die Schrift zu verstellen, nennt S. Paulus auf Griechisch *κυβεία, πανουργία* (Ephes. 4, 14), d. i. Gauklerey, Spielerey, Doppelerey, darum dass sie die Worte Gottes nach ihrem Muthwillen hin- und herwerfen, wie die Doppler die Würfel werfen, und wie die Gaukler den Dingen eine andere Nase und Ansehen geben, damit sie der Schrift nehmen ihren einigen einfältigen beständigen Sinn und verblenden uns die Augen, dass wir hin und her wanken, keinen gewissen Sinn behalten und gleich von ihnen bezaubert und begaukelt werden, und sie mit uns spielen wie der Gaukler mit den Würfeln.“ Luther T. XVII, p. 346.

Grundsätze der Philosophie.

Nothwendigkeit einer Veränderung.

1842/43.

Etwas ganz Anderes ist es mit einer neuen Philosophie, die in eine mit den früheren Philosophieen gemeinschaftliche Epoche fällt, und mit einer Philosophie, die in einen ganz neuen Abschnitt der Menschheit fällt; d. h. etwas Anderes ist es mit einer Philosophie, die nur dem philosophischen Bedürfniss ihr Dasein verdankt, z. B. wie die Fichte'sche in Bezug auf die Kantische, — etwas ganz Anderes mit einer Philosophie, die einem Bedürfniss der Menschheit entspricht; etwas Anderes mit einer Philosophie, die in die Geschichte der Philosophie gehört, und nur indirekt durch sie mit der Geschichte der Menschheit zusammenhängt, — und etwas ganz Anderes mit einer Philosophie, die unmittelbar Geschichte der Menschheit ist.

Es fragt sich daher: ist eine Veränderung, eine Reformation, eine Erneuerung der Philosophie erforderlich? und wenn, wie kann, wie muss sie beschaffen sein? Ist diese Veränderung eine im Geist und Sinne der bisherigen Philosophie, oder eine im neuen Sinne? Handelt es sich um eine Philosophie wie die bisherige, oder um eine wesentlich andere? Beide Fragen hängen von der Frage ab: Stehen wir an der Thüre einer neuen Zeit, einer neuen Periode der Menschheit, oder wandeln wir im alten Gleise fort? behalten

vir den alten Menschen an, nur mit den Veränderungen, die un'ermeidlich werden mit dem Fortgang der Zeit? Fassten wir die 'rage von der Nothwendigkeit einer Veränderung nur vom philoophischen Standpunkt, so würden wir sie zu beschränkt fassen, a auf das Gebiet einer gewöhnlichen Schulstreitigkeit spielen. Iichts tädiöser als dies.

Nur die Veränderung der Philosophie kann die nothwendige, ie wahre sein, die dem Bedürfniss der Zeit, der Menschheit entpricht. In Zeiten des Untergangs einer welthistorischen Anschauung ind freilich die Bedürfnisse entgegengesetzte — den Einen ist oder cheint es Bedürfniss, das Alte zu erhalten, das Neue zu verbannen, en Andern ist es Bedürfniss, das Neue zu verwirklichen. Auf 'elcher Seite liegt das wahre Bedürfniss? Auf der, welche das ;edürfniss der Zukunft ist — die antizipirte Zukunft — auf welcher ie vorwärts gehende Bewegung ist. Das Bedürfniss der Erhaltung st nur ein gemachtes, hervorgerufenes — Reaktion. Die Hegel'sche 'hilosophie war die willkürliche Verknüpfung verschiedener vorandener Systeme, Halbheiten, — ohne positive Kraft, weil ohne bsolute Negativität. Nur wer den Muth hat, absolut negativ zu ein, hat die Kraft, Neues zu schaffen.

Die Perioden der Menschheit unterscheiden sich nur durch regiöse Veränderungen. Nur da geht eine geschichtliche Bewegung uf den Grund ein, wo sie auf das Herz des Menschen eingeht. as Herz ist nicht eine Form der Religion, so dass sie auch im erzen sein sollte; es ist das Wesen der Religion. Es fragt sich un, ist in uns bereits eine religiöse Revolution vor sich gegangen? a, wir haben kein Herz, keine Religion mehr. Das Christenthum t negirt — negirt selbst von denen, die es noch festhalten — egirt, aber man will es nicht laut werden lassen, dass es negirt t. Man gesteht es sich aus Politik nicht ein, macht ein Geheimiss daraus, man täuscht sich absichtlich und unabsichtlich darüber, man gibt die Negation des Christenthums für Christenthum aus, acht das Christenthum nur zu einem Namen. Man geht in der egation des Christenthums so weit, dass man alle positive Richthnur wegwirft, weder die symbolischen Bücher, noch die Kirchenter, noch die Bibel als Mass des Christlichen verlangt, als ob cht jede Religion nur so lange Religion wäre, als sie ein beimmtes Mass des Religiösen hat, einen bestimmten Mittelpunkt, n bestimmtes Prinzip. Es ist dies die Erhaltung unter der Form r Negation. Was ist denn nun Christenthum? Wenn wir kein

Deiner und ihrer Meinung. Wem Meinung für den Willen, den damit zufrieden. Anderes, als es gibt

Luther, indem er die Willkür der r ..en Erscheinungen sind dert, schildert Schellings Methode: „S ..n innern Verfall, ja Unter-flüchtige Worte, die Schrift zu ve Griechisch κυβεία, πανουργία (F ..eder mehr dem theoretischen, Spielerey, Doppelerey, d ..es befriedigt nicht mehr den Geist ihrem Muthwillen hin- und h ..., weil wir andere Interessen für werfen, und wie die Gau ...ige himmlische Seligkeit. Ansehen geben, damit ...ie fällt in die Periode des Untergangs fältigen beständigen ...gation desselben, die aber zugleich noch hin und her wank... sein wollte. Die Hegel'sche Philosophie ver von ihnen bezaubert ... des Christenthums unter dem Widerspruch wie der Gaukl... und Gedanke, d. h. sie negirte dasselbe, indem ... hinter dem Widerspruche zwischen dem anfan... Christenthum. Das anfangende sei nothwendig ... alle Bande seien hier abgeworfen worden. Allein ... erhält sich nur, wenn sie in ihrem anfänglichen, ur... Sinn erhalten wird. Anfangs ist die Religion Feuer ... Wahrheit; jede Religion ist anfänglich streng, unbedingt ... mit der Zeit aber ermattet sie, wird lax, sich untreu, gleich... verfällt dem Schicksal der Gewohnheit. Um diesen Wider... der Praxis des Abfalls von der Religion mit der Religion ... vermitteln, zu verdecken, nimmt man zur Tradition oder zu ... Modifikation des alten Gesetzbuchs seine Zuflucht. So die Juden ... Die Christen helfen sich damit, dass sie in ihre heiligen Urkunden einen diesen Urkunden radicitus widersprechenden Sinn legen.

Das Christenthum ist negirt — negirt im Geist und im Herzen, in der Wissenschaft und im Leben, in der Kunst und in der Industrie, gründlich, rettungslos, unwiderruflich, weil die Menschen sich das Wahre, das Menschliche, das Antiheilige in sich angeeignet haben, so dass dem Christenthum alle Oppositionskraft genommen ist. Die bisherige Negation war eine unbewusste. Jetzt erst ist oder wird sie eine bewusste, eine gewollte, eine direkt angestrebte, um so mehr als sich das Christenthum vermengt hat mit den Hemmnissen des wesentlichen Triebs der jetzigen Menschheit, der politischen Freiheit. Die bewusste Negation begründet eine neue Zeit, die Nothwendigkeit einer neuen, offenherzigen, nicht mehr christlichen, entschieden unchristlichen Philosophie.

Die Philosophie tritt an die Stelle der Religion, aber ebe

auch eine toto genere unterschiedene Philosophie an die
-ihern. Die bisherige Philosophie kann die Religion
sie war Philosophie, aber keine Religion, ohne Re-
das eigenthümliche Wesen der Religion ausser
dizirte sich nur die Gedankenform. Soll die
n ersetzen, so muss die Philosophie als Phi-
werden, so muss sie das auf eine ihr konforme
umen, was das Wesen der Religion konstituirt, was
. Philosophie voraus hat.

.othwendigkeit einer wesentlich andern Philosophie geht
daraus hervor, dass wir den Typus der bisherigen Philosophie
.on vollkommen vor uns haben. Ueberflüssig ist also, was ihr ähnlich ist, was in ihrem Geiste, mag es auch in den besondern Bestimmungen noch so sehr abweichen, vorgebracht wird. Der persönliche Gott mag so oder so gefasst, begründet werden — wir haben darüber genug gehört, wir wollen davon nichts mehr wissen, wir wollen keine Theologie mehr.

Wesentliche Unterschiede der Philosophie sind wesentliche Unterschiede der Menschheit. An die Stelle des Glaubens ist der Unglaube getreten, an die Stelle der Bibel die Vernunft, an die Stelle der Religion und Kirche die Politik, an die Stelle des Himmels die Erde, des Gebetes die Arbeit, der Hölle die materielle Noth, an die Stelle des Christen der Mensch. Menschen, die nicht mehr zerspalten sind in einen Herrn im Himmel und einen Herrn auf Erden, die sich mit ungetheilter Seele auf die Wirklichkeit werfen, sind andere Menschen als die im Zwiespalt lebenden. Was der Philosophie Resultat des Denkens war, ist für uns unmittelbare Gewissheit. Wir bedürfen also ein dieser Unmittelbarkeit gemässes Prinzip. Ist praktisch der Mensch an die Stelle des Christen getreten, so muss auch theoretisch das menschliche Wesen an die Stelle des göttlichen treten. Kurz, wir müssen, was wir werden wollen, in ein höchstes Prinzip, in ein höchstes Wort zusammenfassen; nur so heiligen wir unser Leben, begründen unsere Tendenz. So nur befreien wir uns von dem Widerspruch, der gegenwärtig unser Innerstes vergiftet, von dem Widerspruch unseres Lebens und Denkens durch eine diesem Leben und Denken von Grund aus widersprechende Religion. Denn religiös müssen wir wieder werden — die Politik muss unsere Religion werden — aber das kann sie nur, wenn wir ein Höchstes in unserer Anschauung haben, welches uns die Politik zur Religion macht.

Man kann aus Instinkt die Politik sich zur Religion machen; aber es handelt sich um einen letzten ausgesprochenen Grund, um ein offizielles Prinzip. Dieses Prinzip ist kein anderes — negativ ausgedrückt — als der Atheismus, d. i. das Aufgeben eines vom Menschen verschiedenen Gottes.

Die Religion im gewöhnlichen Sinne ist so wenig das Band des Staates, dass sie vielmehr die Auflösung desselben ist. Im Sinne der Religion ist Gott der Vater, der Erhalter, Versorger, Wächter, Beschützer, Regent und Herr der Weltmonarchie. Der Mensch bedarf daher nicht des Menschen, Alles, was er von sich oder von Andern beziehen soll, bezieht er unmittelbar von Gott; er verlässt sich auf Gott, nicht auf den Menschen; er dankt Gott, nicht dem Menschen. Der Mensch ist daher nur zufällig mit dem Menschen verknüpft. Wenn wir den Staat uns subjektiv erklären, so treten die Menschen nur desshalb zusammen, weil sie an keinen Gott glauben, weil sie unbewusst, unwillkürlich, in praxi, ihren religiösen Glauben negiren. Nicht der Glaube an Gott, die Verzweiflung an Gott hat die Staaten gegründet. Subjektiv erklärt den Ursprung des Staates der Glaube an den Menschen als den Gott des Menschen.

Im Staate sondern und entfalten sich die Kräfte des Menschen, um durch diese Sonderung und ihre Wiedervereinigung ein unendliches Wesen zu konstituiren; viele Menschen, viele Kräfte sind Eine Kraft. Der Staat ist der Inbegriff aller Realitäten, der Staat die Vorsehung des Menschen. Im Staate vertritt Einer den Andern, Einer ergänzt den Andern — was ich nicht kann, weiss, kann der Andere. Ich bin nicht für mich, preisgegeben dem Zufall der Naturmacht; Andere sind für mich, ich bin umfangen von einem allgemeinen Wesen, bin Glied eines Ganzen. Der [wahre] Staat ist der unbeschränkte, unendliche, wahre, vollendete, göttliche Mensch. Der Staat ist erst der Mensch — der Staat der sich selbst bestimmende, sich zu sich verhaltende, der absolute Mensch.

Der Staat ist die Realität, aber zugleich auch die praktische Widerlegung des religiösen Glaubens. Der Gläubige in der Noth sucht selbst in unsern Tagen nur Hülfe beim Menschen. Er begnügt sich mit dem „Segen Gottes", der überall dabei sein muss. Allerdings hängt nicht von der menschlichen Thätigkeit, sondern von günstigen Umständen oft zufällig das Gelingen ab; aber der „Segen Gottes" ist nur ein blauer Dunst, in den der gläubige Unglaube seinen praktischen Atheismus verhüllt.

Der praktische Atheismus ist also das Band der Staaten; die

Menschen sind im Staate, weil sie im Staat ohne Gott sind, der Staat der Mensch Gottes ist, daher er sich mit Recht das göttliche Prädikat der „Majestät" vindizirt. Was unbewusst Grund und Band des Staates ist, der praktische Atheismus, ist uns zum Bewusstsein gekommen. Die Menschen werfen sich gegenwärtig auf die Politik, weil sie das Christenthum als eine den Menschen um die politische Energie bringende Religion erkennen.

Was der Denker in der Erkenntniss vor dem Bewusstsein hat, das hat der praktische Mensch in seinem Triebe. Der praktische Trieb in der Menschheit ist aber der politische, der Trieb nach aktiver Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, der Trieb zur Aufhebung der politischen Hierarchie, der Unvernunft des Volkes, der Trieb zur Negation des politischen Katholizismus. Die Reformation zerstörte den religiösen Katholizismus, aber dafür setzte die neuere Zeit den politischen Katholizismus an seine Stelle. Was die Reformation im Gebiet der Religion wollte und bezweckte, das will man jetzt im Gebiete der Politik.

Wie die Verwandlung des Deus in die Vernunft den Deus nicht aufhebt, sondern nur verlegt, so hatte der Protestantismus den Papst nur in den König verlegt. Jetzt handelt es sich um das politische Papstthum; die Gründe für die Nothwendigkeit des Königs sind dieselben, wie die Gründe für die Nothwendigkeit des religiösen Papstes.

Die bisherige sog. neuere Zeit ist das protestantische Mittelalter, in dem wir nur mit halben Negationen und Behelfen die römische Kirche, das römische Recht, das peinliche Kriminalrecht, die Universitäten im alten Schnitt u. s. w. fortbehielten. Mit der Auflösung des Christenthums des Protestantismus als einer den Geist bestimmenden religiösen Macht und Wahrheit, sind wir in die neue Zeit eingetreten. Der Geist der Zeit oder Zukunft ist der des Realismus. Fassen wir ein vom Menschen verschiedenes Wesen als höchstes Prinzip und Wesen, so ist die Unterscheidung des Abstrakten vom Menschen bleibende Bedingung der Erkenntniss dieses Wesens, so kommen wir nie zur unmittelbaren Einheit mit uns selbst, mit der Welt, mit der Wirklichkeit; wir vermitteln uns mit der Welt durch ein Anderes, Drittes, haben stets ein Produkt, statt des Produzirenden; wir haben ein Jenseits, wenn nicht mehr ausser uns, so doch in uns; wir befinden uns stets in einem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, haben ein anderes Wesen im Kopfe als im Herzen, im Kopfe den „absoluten Geist", im Leben den

Menschen; dort Gedanke, der kein Wesen ist, hier Wesen, die keine *Νοούμενα*, keine Gedanken sind; wir sind bei jedem Schritt im Leben ausser der Philosophie, bei jedem Gedanken der Philosophie ausser dem Leben.

Der Papst, das Oberhaupt der Kirche, ist so gut Mensch wie ich; der König ist so gut Mensch wie wir. Er kann also nicht unbeschränkt seine Einfälle geltend machen; er steht nicht über dem Staate, über dem Gemeinwesen. Der Protestant ist ein religiöser Republikaner. Der Protestantismus führt daher in seiner Auflösung, wenn sein religiöser Gehalt verschwunden, d. h. enthüllt, entschleiert ist, zum politischen Republikanismus. Wenn wir den Zwiespalt des Protestantismus zwischen dem Himmel, wo wir Herren, und der Erde, wo wir Knechte sind, aufheben, wenn wir die Erde also als unsern Bestimmungsort erkennen, so führt der Protestantismus stante pede zur Republik. Wenn in früheren Zeiten sich Republik mit dem Protestantismus verband, so war es freilich zufällig — doch nicht ohne Bedeutung — weil der Protestantismus nur religiös frei macht, und daher ein Widerspruch, so lange man noch den religiösen Glauben des Protestantismus festhielt. Nur wenn Du die christliche Religion aufgehoben hast, bekommst Du so zu sagen das Recht zur Republik; denn in der christlichen Religion hast Du Deine Republik im Himmel, Du brauchst also hier keine. Im Gegentheil, hier musst Du Knecht sein, sonst ist der Himmel überflüssig.

Zweite Auflage des „Wesen des Christenthums".

3. April 1843.

„Zusatz zur Vorrede der II. Auflage, wurde aber nicht abgeschickt zum Druck."

Wie sonderbar! Gestern den 2. April wurde bei mir von Rechtswegen eingebrochen. Man suchte bei mir, dem Einsiedler, dem Gelehrten, dem Denker, nach Briefen von — risum teneatis amici! — Studenten, nach Auskunft über Studentenverbindungen. Armes Deutschland, muss ich abermals ausrufen, selbst Dein einziges Gut — Deine wissenschaftliche Ehre will man Dir nehmen. Kann man denn einem notorisch wissenschaftlichen Manne, einem Manne, der seit Jahren in völliger Abgeschlossenheit von der Welt mit einem neuen Prinzip der

Philosophie schwanger geht, eine grössere Injurie anthun, als wenn man ihn in das Dunkel geheimer Verbindungen hineinzieht? Was werden wir noch Alles erleben!

Auszug
aus
„Andenken an Eduard August Feuerbach“ *)

Eduard August Feuerbach, dritter Sohn des zu Frankfurt am Main im Jahre 1833 verstorbenen Präsidenten und Staatsrathes Anselm von Feuerbach, wurde geboren 1803 den 1. Januar in Kiel an den Gestaden der Ostsee, erhielt den Gymnasialunterricht zu Ansbach, studirte zu Göttingen und Erlangen, promovirte als Doktor der Rechte zu München, wo er auch seine erste Vorlesung über deutsches Privatrecht hielt, wurde hierauf ausserordentlicher, endlich ordentlicher öffentlicher Professor der Rechte an der Universität Erlangen, verheirathete sich 1840 zu Bruckberg bei Ansbach mit der ältesten Tochter des Besitzers der dortigen Porzellanfabrik, Fräulein Sidonie Stadler, aus der Ehe mit welcher er zwei Kinder hinterlässt, und starb an eben demselben Orte, wo er gewöhnlich in den letzten Lebensjahren seine Ferienzeit zubrachte, am 25. April in der Mittagsstunde zwischen ein und zwei Uhr, 1843. Seine Leiche ruht in dem eine halbe Stunde von Bruckberg entfernten Pfarrort Grosshaslach.

Eduard Feuerbach war Jurist, aber nicht im Einklange mit seiner ursprünglichen Neigung, deren Gegenstand vielmehr nur die Natur war. Schon als Knabe bekundete er diese Neigung durch seine Liebe zu den Thieren, deren er sich in Menge und von allen Arten hielt. Und schon auf dem Gymnasium nahm diese Naturliebe einen wissenschaftlichen Charakter an.

Allein er opferte diese seine Neigung zur Naturwissenschaft dem Wunsche seines Vaters auf, der ihn aber eben desswegen auch durch seine Liebe und sein Vertrauen vor allen seinen anderen Söhnen auszeichnete, und ergriff die Wissenschaft seines Vaters.

Er war eben so wenig Redner, als Stylist. Er kümmerte sich nicht um den Ausdruck des Gedankens; nur auf die Wahrheit, auf die Sache kam es ihm überall an, und nirgends überschritt er die

*) Broschüre von 1 Bogen. Druck und Verlag von Karl Brügel, Ansbach 1843.

Gränzen des Nothwendigen. Trocken war er daher in der Rede, trocken in der Schrift, aber nur weil er sich stets von allem Ueberflüssigen enthielt, nur das Wesen des fraglichen Gegenstandes im Auge hatte.

Die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen waren seinem Sinne so ferne, dass er vielmehr, als gönnte er sich kein Vergnügen und keine Rast, zu Zeiten sich Uebel aller Art fingirte, erst Krankheiten, dann politische, endlich persönliche Feinde.

Hypochondrie nannten seine Freunde und Bekannten die Quelle dieser seiner eingebildeten Leiden. Allerdings sind körperliche Zustände, hervorgerufen durch sein freudenloses, angestrengtes, eine grosse Zeit lang gänzlich einsames Leben und durch die charakter- und thatlose Leerheit der Zeit, die ihn nur mit Abscheu erfüllte, dabei mit im Spiele gewesen. Aber der wahre Grund liegt tiefer; er liegt in dem Grundzuge seines Wesens, den er auf eine höchst charakteristische Weise schon in dem entscheidenden Schritte darlegte, dass er eine Jugendneigung dem Willen seines Vaters aufopferte, und der darin bestand, dass er immer mehr an Andere, als an sich dachte, ja nur für Andere, nicht für sich selbst lebte.

Doch wir wenden uns von dem schmerzlichen Anblicke Deiner Leiche noch einmal zu Dir selbst, innigstgeliebter, edler Eduard! Dich drückt nicht die Erde, unter der Du ruhst. Keine Schuld lastet auf Dir. Und nie zweifeltest Du daran, dass die Erde die bleibende Stätte des Menschen sei. Dein im tiefsten Sinne anspruchsloses Wesen begehrte und vermisste nie einen Himmel. Du lebtest im Glauben, aber Dein Glaube war nicht der Glaube des Egoismus, sondern der Glaube der Resignation. Dich für Dich selbst zu beklagen, hiesse Dich verkennen. Nur darum bist Du zu beklagen, dass Du nicht mehr Dein junges Weib und Deine kleinen Kinder mit Deiner Liebe schirmen kannst. In ihnen hast Du uns Dein Herz zurückgelassen — nur der Gedanke an die Deinigen ist der Gedanke an Dich.

Elementare Aesthetik.

(„In Folge eines flüchtigen Gespräches. 20. Juli 1843“.)

Bei rein sinnlichen Handlungen entscheidet allein der Erfolg über ihre moralische Qualität. Ist es Sünde, das zu essen, was man gerne isst, das zu trinken, was man gerne trinkt? Nein! es

gibt einen von der Erhaltung des Lebens unabsonderlichen Genuss. Leben selbst ist fortwährender, aber unmerklicher, unfühlbarer Genuss; nur da, wo ein Bedürfniss zu bestimmten Zeiten, also mit Unterbrechung befriedigt wird, entsteht auch ein bestimmtes Genussgefühl. Und die Natur hat nicht nur den Genuss zu einer unvermeidlichen Folge gemacht, sondern auch zum Anreiz bestimmt. Es stünde schlecht um die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, hätte die Natur hier nicht den Genuss an die Spitze, so zusagen, gestellt, gleichsam als Prämie ausgesetzt. Eben so st es mit dem Genusse der Speisen. Setzten wir hier nicht den Geschmack zum Chorführer der Speisen ein, so würden wir ihrer wohlthätigen Mannigfaltigkeit und Reize entbehren; wir würden essen, wie die Geier, welche heisshungrig, nur um den Hunger zu stillen, den Gegenstand mit Haut und Haaren, selbst also Ungeniessbares und Unverdauliches verschlingen. Bedeutungsvoller Weise entnehmen wir dem Gaumen den „Geschmack“ für geistige Werke. Geistreiche Naturen finden an exquisiten Speisen Geschmack. Der Bauer, der nichts Besseres sieh weiss, als seinen Speck, isst gewiss keine Austern, keinen Kaviar. Auch das höhere ästhetische Gefühl — das Auge — nimmt Theil an dem Genusse des Gaumens. Von dem Wohlgefallen, mit dem wir z. B. Obst geniessen, fällt ein grosser Theil auf das Auge. An das Essen knüpft sich der erste Kultus. Was uns nährt, wohlthätig affizirt, dem reflektiren wir ein Wesen in der Verehrung zurück, die wir ihm für diese Wohlthat zuwenden. Dass wir mit Genuss essen sollen, beweist die Schädlichkeit, wenn wir in Gedanken oder mit Gemüthsaffekten, Zorn, Aerger, Kummer essen. Wir sollen gegenwärtig sein beim Essen. Ich kenne einen Gelehrten, der nicht weiss, was ihm gut ist. Ich trank einmal Bier mit ihm. Ich konnte es nicht trinken, es war zu schlecht. „Das hättest Du mir sagen sollen“, sagte er, „denn ich weiss es nicht“. Aber gewiss ist das eine höchst schädliche Unaufmerksamkeit und Abnormität. Wir sollen das Gute des Gegenstandes prüfen. Der Genuss ist also in der Natur begründet — er ist nothwendig — er ist an sich selbst gut. Er ist Befriedigung eines Triebes, der an und für sich selbst berechtigt ist.

Unsterblichkeit.

(Zum „Wesen des Christenthums“.) Vierziger Jahre.

Ein theologischer Rezensent meiner Schrift machte die Bemerkung: eine seltsame Begeisterung spreche oft aus ihr, welche zeige, dass der Verfasser unwillkürlich von den heiligen Gegenständen ergriffen, wenigstens seine Phantasie noch von ihnen berührt werde. Eine höchst feine, eines Theologen würdige Bemerkung. Ich bin begeistert nicht für das, was im Sinne des Theologen das Positive, Wesentliche; sondern für das, was im Sinne der Anthropologie das Wahre in der Religion ist. — In dieser Begeisterung bewährt sich gerade die Wahrheit meines „destruktiven“ analytischen Prinzips. So feiere ich z. B. die Maria, aber feiere ich die Maria des katholischen Prinzips? Ich feiere in ihr die Nothwendigkeit und Wahrheit des weiblichen Wesens; ich feiere in ihr die Gottheit des Weibes, als dessen religiöses Bild ich eben die Maria darstelle. Nicht also für die Maria als religiösen Gegenstand, sondern als Bild des wirklichen Weibes, welches im religiösen Sinne kein Gegenstand der Anbetung, nicht also für die in den Himmel der theologischen Illusion erhobene, sondern für die auf das wirkliche Weib als ihr Urbild reduzirte Maria bin ich begeistert. Das Original, dessen Wiederschein ich in der religiösen Copie erblicke, ist's, was mich entzückt. So entzückt mich der Logos, aber nicht als ein besonderes Wesen, sondern als der mystifizirte Ausdruck von der Macht und Bedeutung des menschlichen Wortes. So entzückt auch Christus, aber nicht als der theologische, dogmatische Christus, sondern nur insofern als dieser ein Ausdruck des menschlichen Herzens ist, welches vermittelst der Phantasie dem Geliebten zum Heile alle Naturmächte nichtig setzt. Jeder Mensch von Gefühl wünscht ewige Seligkeit, Freisein von Krankheiten, Erlösung vom Uebel den Seinigen, den Menschen überhaupt. Wer sollte nicht wünschen, wenn sein Kind leidet, wenn es vielleicht sogar rettungslos verloren ist, dass ein Wunderthäter käme! Dieser Wunsch ist allgemein, natürlich, edel, gut. Sofern ist Christus Ausdruck des allgemeinen menschlichen Herzens. Aber nun kommt die Differenz. Das nur sich selbst überlassene, nur von der nachgiebigen Hand der Phantasie geleitete Gefühl kennt keine Schranken seiner Wünsche; es verwandelt seine Wünsche in Gesetze, sein Wesen in das höchste, allein wahre, über Alles gebietende, Alles sich unterwerfende Wesen. Dieses Wesen in

abstracto ist Gott als solcher, in concreto als Objekt des Gefühls — Christus.

Aber das durch die wirkliche Anschauung bestimmte Herz begibt sich demüthig unter das Gesetz der Nothwendigkeit, welches es als ein vernünftiges, nicht dem wahren Wesen des Menschen, — weil dieses mit dem Wesen der Welt harmoniren soll — widersprechendes anerkennt. Das wirkliche Herz trägt die Leiden des Lebens, es nimmt auf sich die Noth, es anerkennt ein Unglück. Mein Kind, mein theueres Kind, dieser hoffnungsvolle Engel, mein Augapfel, ist todt. Aber mit ihm auch todt mein Herz. Ich will keine Freuden mehr, ich werde es nimmer vergessen, immer betrauern. Ich habe nichts mehr als sein Bild. Es soll mir ewig heilig sein, nur mit meinen letzten Athemzügen, nur mit mir sollen diese Züge erlöschen. So äussert sich das reale Herz. Aber das imaginäre Herz verwandelt dieses Bild in ein Wesen, das leiblich noch lebt; seine Phantasie gilt ihm für unmittelbare Wirklichkeit, weil es nicht durch die Anschauung der Wirklichkeit sich unterbricht. Es gesteht sich nicht den Tod ein, es hintergeht seinen Schmerz, täuscht sich durch die Vorstellung, dass es wirklich noch lebt, und dass es dasselbe einst wieder sehen wird. Dieses wälzt den Schmerz von sich weg, jenes bewahrt ihn auf sich. Beide haben nur ein Bild der Erinnerung, der Phantasie, aber jenes weiss es als Bild, dieses als Wesen. Der Werth und die Heiligkeit des Menschen bleibt auch, wenn ich ihn mir als todt denke. Ja, wie die Vorstellung eines zweiten Lebens den intensiven und extensiven Werth dieses Lebens verringert — was ist dieses Leben gegen jenes! — so verringert die Vorstellung der Unsterblichkeit des Nichtgestorbenen die Intensivität der Gesinnung gegen den Menschen. Wie soll ich den letzten Willen eines Todten ehren, wenn ich ihn mir jetzt auch als Wollenden noch vorstelle? Nein, sein Wille ist mir nur heilig, wenn er mir wirklich sein letzter ist, wenn ich mich als den Stellvertreter, als den Mandatar seines Willens und Bewusstseins betrachte, wenn ich ihn adoptire als mein eigenes Kind. (Der rohe, irreligiöse Mensch denkt: ach, er ist todt, was weiss er davon?) Mit heiligem Schauer erfüllt mich der Gedanke: er ist weg; aber sein Wille, sein Herz, seine Wirkung liegt mir vor als Pflicht, als Gesetz. Aber wie soll er mir heilig sein, wenn ich denke: er hat nur für hier dieses Testament gemacht, dort ist er im Himmel, dort auf jenen Sternen, wo er vielleicht wieder ein Testament macht, vielleicht wieder Kinder zeugt, nur

Kinder anderer, höherer Art? Nur der Gedanke des Letzten ist es, der uns hier den Eindruck der Heiligkeit macht. Gegen den Frevler nimmt das Gesetz den Willen in Schutz. Die rechtlichen Institutionen sind als solche religiöse. Was macht uns den Ort, wo wir das letzte Mal mit einem geliebten Wesen zusammen waren, heilig? Es ist das letzte Mal. Mehrmaligkeit stört den Eindruck, macht trivial, unheilig. Ich habe nur für hier Abschied genommen, dort nehme ich wieder Abschied: das ist kein schmerzlicher Abschied. Die Menschen stellen sich das Leben wie eine Reise vor, sie subsummiren das Leben unter Eine Erscheinung vom Leben, das Ganze unter einen Theil — so denken sie sich nun freilich das Leben als eine Reise nach einem anderen Leben, weil sie eine Erscheinung des Lebens für das ganze Wesen des Lebens nehmen. Darauf beruht die Unsterblichkeit. Aber glücklicher Weise negiren die Menschen in der Praxis ihre Unsterblichkeitsvorstellungen; wollten sie dieselben wirklich ausführen, so würden sich alle Bande lösen; sie würden schon hier jenes Leben realisiren, wo alle Pflichten, Gesetze, Bande der Materie, die Noth des Bedürfnisses, der Thätigkeit aufhören; sie würden aufhören zu leben, den Tod leben. So war's bei den Mönchen, den Anachoreten. Aber die Menschen bleiben nur bei dem Allgemeinen ihrer religiösen Vorstellungen stehen, stellen sie nur in den Hintergrund; sie leben nur in der Vorstellung von diesen Vorstellungen, machen sie nicht zum Gegenstande, betrachten sie nicht bei Lichte, ziehen, wie nicht im Leben, in der Praxis, so nicht in dem Gedanken, die nothwendigen, wenn auch noch so naheliegenden Konsequenzen derselben. Weil sie nicht denken, so erscheint ihnen frivol, wer über jene Vorstellungen denkt; denn wer sie besieht, dem verschwinden sie, zeigen sich als Dunst und Schein. Was ist aller Trost der Religion? Schein. Tröstet mich die Vorstellung: ein liebender Vater im Himmel hat diesen Vater seinen Kindern entzogen? Kann der Vater ersetzt werden? Ist dieses Unglück tilgbar? Ja, auf menschliche Weise ist es milderbar, aber nicht auf religiöse.

Wie? wenn mein armes Kind seit Jahren an Krankheiten leidet, hilft mir die Vorstellung eines liebenden Vaters? Kann ich so was nur denken, ohne gefühllos zu sein? Nein, es ist ein Jammer, ein Unglück, es zerreisst mir das Herz. Mein Herz verschmäht den religiösen Trost als eine Unwahrheit, als eine Unmenschlichkeit. Ich will keinen Trost; ich will leiden mit meinem leidenden Kinde, aber ich will nicht unthätig sein, ich will sein Loos erleichtern, so

viel als in meinen Kräften steht. Es gibt in Wahrheit keinen Trost. Nur die Zeit, das Leben, die Thätigkeit, der Antheil geliebter Wesen hilft, sonst nichts. Jeder Schmerz hat seinen Verlauf. So wenig wir bei leiblichen Krankheiten geistige Mittelchen als Arzneimittel gebrauchen, so wenig bei geistigen leibliche. Wo einmal die religiöse Vorstellung gilt, mag je nach Beschaffenheit des Patienten die religiöse Kur anwendbar sein; aber hier handelt es sich um die Sache, um das was in der Natur liegt, das Allgemeine.

Thöricht, wo kein Trostgrund zu finden, zu sagen: Glaube! Ja, was denn? Der Vater lebt; aber er lebt ohne seine Kinder, die der Gegenstand seiner einzigen Sorge, seiner Liebe waren. Oder seine Kinder leben ohne ihn, der der zärtlichste, beste Vater war. Es bleibt immer Unglück. Aber sie sehen ihn wieder! Aber dann erst, wenn es kein Bedürfniss mehr ist, wenn der Schade nicht mehr gut gemacht werden kann. Was hilft's mir, den Appetit stillen zu wollen, wenn ich nicht mehr hungrig bin? Darauf reduzirt sich aller religiöse Trost. Jetzt bin ich leidend, jetzt, wenn er käme! Auch der Schmerz verliert sein Feuer, auch er altert mit dem Menschen. Geheilt wird nur da, wo zur rechten Zeit geheilt wird. Ein Arzneimittel zur Unzeit ist keines mehr. Die Traube ist reif nur im Herbste. Aber es tröstet doch der Gedanke, dass er ist, dass er lebt und selig lebt. Aber das mildert nur den Schmerz, nimmt ihn nicht. Der Verlust, die Trennung bleibt. Und auch mir ist der Todte nicht todt, ich sehe ihn lebendig vor mir, ich trage sein Bild stets bei mir, er wirkt noch auf mich, wie er einst auf mich wirkte. Ich höre noch seine seelenvolle Stimme, er ist mir nicht verloren. Was ihm heilig war, und worin er sein Leben hatte, das ist es mir auch noch. Wir sind noch eins in unserem Wesen, wofür er lebte, dafür lebe ich auch. Wir sind nicht getrennt. Und willst Du wahrhaft auf ihn eingehen, er will nur da sein, wo Du bist, bei den geliebten Gegenständen, sie seien welche sie wollen.

Der Vater will nur in seinen Kindern, der Gatte im Gatten, der Geliebte im Geliebten fortleben. Konnte er im Leben ohne Dich sein? War er glücklich ohne Dich? Wie sollte er im Tode ohne Dich sein können? In Deinem Herzen, Deinem Geiste lebt er fort. — Dein Herz ist sein Herz.

Aber soll sein Geist sich nicht weiter entwickeln? Er entwickelt sich weiter, aber im menschlichen Leben und Wesen. Ueber das Menschenwesen kann Keiner hinaus. Menschlich war sein Geist,

menschlich der Grund und Anfang, also wird auch der Text im Menschen nur fortgesetzt. Wie willst Du von der Erde auf den Himmel, vom Menschen zum Engel oder sonst einem Wesen Deiner Einbildung Dich emporschwingen? Durch welchen Salto mortale? Für die Menschen dachte er, nicht für sich; nicht wie er in Zukunft, für die Engel, für den Mars oder Uranus sein würde; für die er im Leben war, für die wird er auch nach dem Tode sein. Kein Tapferer, Edler verlässt seine Fahne, sein Vaterland. Auf die Menschen war sein Sinnen und Trachten, war sein Geist, sein Selbst berechnet. Was ist's ausser dieser Richtung? Nur das eitle, selbstsüchtige Individuum, welches von seinem menschlichen Inhalte und Wesen sich ablöst, als wäre es noch Etwas ohne diesen Inhalt, ohne dieses Wesen, kann sich über den Menschen hinausträumen in ein unsterbliches Jenseits. Wie der Anfang, so das Ende. Im Menschen kamst Du in dieses Leben, im Menschen lebst Du nach diesem Leben fort, sei's mit, sei's ohne Namen. Dein Leben nach dem Tode aber ist geistiges im Geiste. Dies der Unterschied. Hier fällt das Grobe weg. Das Reich der Erinnerung ist der Himmel. In Deinem ganzen Wirken liegt Dein ganzes Wesen; war jenes menschlich, so wird's auch dieses sein.

Nur der, in dem die wahrhaft menschlichen Gefühle keine Wahrheit und Realität sind, wie im Christenthume, welches die heiligsten Empfindungen und Bande locker gemacht hat, hat sein Sein abtrennen wollen von seinem Sein bei den Seinigen, bei den Menschen überhaupt. Was kann für den Vater sein unsterbliches Sein ausser seinen Kindern für ein Genuss sein? Wie mag er sich von ihnen scheiden wollen? Ja, er ist nicht getrennt, aber leider! wissen sie, die Missenden, die Empfindenden, nichts von ihm. Es ist nur die Indifferenz, die Verachtung gegen das Menschliche, die aus dem christlichen Himmel stammt, welche die Realität der Fortdauer des Menschen im Menschen für ungenügend erklärt. Die Lehre der ausserirdischen, übermenschlichen Unsterblichkeit ist die Lehre des Egoismus; die selbstlose Fortdauer des Menschen im Menschen, die Lehre der Liebe. Wer nicht weiss, was Liebe ist, der freilich muss für sich noch irgend ein Plätzchen parat haben, wo er ist, sonst ist Alles Nichts, wenn er nicht ist — keine Tugend, keine Wahrheit, kein Leben. Nur von ihm, d. h. von seiner Selbstsucht, hängt der Bestand des Menschengeschlechtes ab.

Protest gegen die „Allgemeine Preussische Zeitung".

1848.

Die „Preussische Allgemeine Zeitung" äussert sich in einem Artikel über W. Marr, Heinzen, Freiligrath, welcher in allen Zeitungen Deutschlands bereitwillige Aufnahme gefunden, über meine und meines Bruders Schriften folgendermassen: „Diese Theorien (der Trostlosigkeit) hat die Propaganda aber nicht aus sich, sondern verdankt sie ihrem Standpunkte. Ihr Standpunkt ist aber der „Standpunkt der Kritik der neuen Philosophie", wie sie, ausgehend (?) von Strauss und Bauer u. s. w., ihre Spitze in den Schriften der Feuerbach und durch den unverdauten Gattungsbegriff erreicht hat. Dieses Geständniss ist höchst wichtig, weil es erweist, dass die Propaganda, wenn sie auch von den alten Ideen des Sozialismus angeregt war und Mittel und Einrichtungen von den Franzosen entlehnte, doch ihre eigenthümliche Form einzelnen Geistern in Deutschland zu danken und darum auch Gefahr für Deutschland hat, weil sie hier, wo sie entstanden, auch Anknüpfungspunkte für ihre Wirkungen finden muss. Namentlich die Auflösung der Religion verfolgten Marr und seine Helfershelfer, sogut sie es verstanden, ganz nach Vorschrift des „Wesens des Christenthums" und der „Religion der Zukunft."

(Der Verfasser führt hierauf viele Stellen aus dem „Wesen des Christenthums" und den „Ergänzungen" an, welche sämmtlich den Humanismus, die Menschenliebe, als Resultat seiner Kritik erweisen, und schliesst wie folgt:)

Welche Gesinnung, welche Religion ist die Religion der Liebe? Die*) wo der Mensch in der Liebe zum Menschen sein Gemüth befriedigt, das Räthsel seines Lebens gelöst, den Endzweck seines Daseins erreicht findet, in der Liebe also findet, was der Christ ausser der Liebe im Glauben sucht. (Philos. Kr. u. Gr. S. 406.)

Wenn die „Preussische Zeitung" diese Lehre, welche die Menschenliebe zum höchsten Prinzip macht, als eine staatsgefährliche bezeichnet, so muss sie einen ganz besonderen Staat im Auge und Sinne haben. Ein menschlicher Staat, ein Staat, dessen Zweck das Wohl der Menschheit ist, wird sich durch diese Lehre nicht gefährdet finden. Den Staat, wenigstens den vernünftigen, kümmert ohnedem nichts das Prinzip des Glaubens —

*) Die Gesinnung der selbstgenügenden Menschenliebe ist der Standpunkt Friedrich Feuerbachs.

die Theologie, sondern nur das Prinzip des Handelns, die Moral. Allerdings mag es auf den Standpunkt der gegenwärtigen Bildung noch Unzählige geben, denen es ein Bedürfniss ist, die Liebe auf den Glauben zu gründen, denen die Lehre der selbstgenugen Menschenliebe eine Theorie der „Trostlosigkeit“ ist; aber soll denn dieses Bedürfniss Gesetz und Mass für alle Menschen und Zeiten sein und bleiben? Möge doch die „Preussische Zeitung“, ehe sie über Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts abspricht, in das vorige Jahrhundert zurückblicken und vernehmen, was schon anno 1793 Kant in seiner „Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft“ sagte: „Die Tugendlehre besteht durch sich selbst (selbst ohne den Begriff von Gott). Die Tugendlehre ist aus der Seele des Menschen genommen. Er hat sie schon ganz, obzwar unentwickelt in sich, und sie darf nicht, wie der Religionsbegriff, „durch Schlüsse herausvernünftelt werden“. — Die neue Lehre unterscheidet sich aber nur dadurch von der Kant'schen Lehre, wodurch sich überhaupt das neunzehnte Jahrhundert von dem achtzehnten unterscheidet, dadurch, dass sie an die Stelle der steifen Regel die Wahrheit der Natur, an die Stelle der „Pflicht“ die Liebe, an die Stelle des „Begriffes“ die Anschauung, an die Stelle des „Gattungsbegriffes“ das Individuum, an die Stelle des nur „Gedachten“ das Wirkliche, an die Stelle der „Vernunft“, d. h. des abstrakten Wesens des Menschen, das ganze ungetheilte Wesen des Menschen setzt, dass sie also ist eine Religion „innerhalb der Gränzen der Menschheit“.

Widmung der „Epigonen“ an L. Feuerbach

von Otto Wigand.

Mein lieber Freund! Ich widme Ihnen diesen Band meiner Epigonen, da ich keinen andern Dolmetscher habe, um der Welt zu sagen: wie sehr ich Sie bewundere und wie hoch ich's zu würdigen weiss, das Organ zu sein, durch welches Ihre Geisteswerke der gebildeten Welt zugeführt werden.

Wenn auch in diesem Augenblick nur ein kleiner Theil des deutschen Volkes sich zu Ihrer Fahne bekennt; ja, wenn auch das ganze und grosse Heer der Theologen Ihr „Wesen des Christenthums“ kaum dem Titel nach kennt, so ist sicher die Zeit nicht fern, wo jeder Gebildete Ihre Schriften lesen und die grossen Wahr-

n erkennen wird, mit denen Sie schon jetzt so klar und siegend ie Herzen der Freien einziehen. Mag unser erster und grösster ter noch so begeistернd und schön singen, seine Worte:

— Es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt

dem Sinne nach nicht wahr! Nie gab es schön're Zeiten, als jetzt, wo wir die Lüge entlarven — in das Reich der Freiheit ehen und den Menschen zum Menschen werden sehen! — Fahren Sie fort, mein edler Freund, für die grosse Sache der rheit, für die Emanzipation der ganzen Menschheit zu wirken; n Sie sich keinen Augenblick aufhalten und wenn auch alle ntiaten der Theologie ihre Weisheit auskramten, es ist doch eitel Sisyphus-Arbeit! —

„Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur:
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin."

.eipzig, am 1. Januar 1848.

Otto Wigand.

Ueber „das Wesen der Religion"

ziehung auf: „Feuerbach und die Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik Beider von R. Haym 1847."

Ein Bruchstück.*)

Es war nichts weniger als ein „Sprung", wie es in dieser ift heisst, es war ein längst zu erwartender, ein längst vorbeter, ein nothwendiger Schritt, mit dem ich aus dem gothischen des menschlichen Wesens in den heidnischen Tempel der ır überging. Das „Wesen des Christenthums" ist das Wesen Menschen, aber des Menschen, welcher die Natur, die Materie, Körper, den Leib, das Fleisch nur als eine Schranke, eine ation seines Wesens weiss, und daher in die Aufhebung dieser 'anke oder wenigstens, denn der Mensch kommt nie von der ır los, in die Verwandlung dieser Natur in eine seinem Ideal prechende Natur, eine Natur, die übrigens so viel wie keine r ist, denn es wird ihr Alles genommen, was eben die Natur Natur macht, sein höchstes Ziel und Wesen setzt. Die Beänktheit, Mangelhaftigkeit, Unwahrheit des Christenthums und

*) „Epigonen", V. Band. 1848.

zwar nicht nur im engern, sondern auch in dem weitern Sinn, der auch die christliche Philosophie in sich begreift, setze ich nun aber gerade darein, dass es das Wesen der Natur nicht er- und anerkannt hat. Indem oder so weit ich daher gegen das Christenthum bin, soweit bin ich für die Natur; indem oder sofern ich das Christenthum verneine, sofern bejahe ich die Natur. Aber diese meine Bejahung oder Position der Natur war und konnte im „Wesen des Glaubens“ und Christenthums selbst nur eine negative und indirekte sein; es war daher eine innere Nothwendigkeit, dass es endlich zur direkten Bejahung derselben kam, dass die Natur aus der obskuren Stellung eines Winkeladvokaten, die sie dort hatte, an das Licht öffentlicher, anerkannter Wirksamkeit hervorgezogen wurde. Aber wie konnte dieses ohne Sprung geschehen? Nur so, dass ich zur Natur, wie sie Gegenstand der Religion ist, überging. Jeder andere Uebergang zur Natur wäre, wenn auch vielleicht ganz mit meinen Neigungen im Einklang, doch ein Hiatus in dem Gange meiner Gedanken und Schriften gewesen. Die Frage, was ist das Wesen der christlichen Religion? führt nothwendig zur Frage: was ist das Wesen der Religion überhaupt? Das Wesen der Religion überhaupt begreift aber die Naturreligion in sich. Ich hätte daher meine Aufgabe nicht gelöst, wenn ich nicht die Naturreligion zu meinem Gegenstande gemacht hätte, wenigstens so weit, als es nothwendig war, um die Fragen zu lösen, welche auf dem einseitigen Standpunkte der christlichen Religion, d. h. auf dem Standpunkte der Abstraktion von der Natur, nicht befriedigend gelöst werden konnten, denn weiter erstreckte sich nicht die Aufgabe, die ich mir im „Wesen der Religion“ gesetzt hatte.

Welche Fragen waren diese? Erstlich die, wie kommt der Mensch dazu, sein eignes Wesen für ein andres, von ihm unterschiedenes, nicht menschliches Wesen zu halten, oder anders ausgedrückt, wie kommt er dazu, seinem Gotte, der doch nur das Wesen seines eigenen Geistes ist, gegenständliche, äusserliche, vom menschlichen Geist und Wesen unterschiedne und unabhängige Existenz zuzuschreiben? Und die Antwort darauf ist: diese Existenz oder Gegenständlichkeit Gottes ist nichts anderes, als die Natur, die den Idealisten, Spiritualisten und Theisten, nachdem er sie leiblich, sinnlich getödtet hat, noch als Schatten, als Gespenst verfolgt, d. h.*) der Mensch glaubt nun an die Gegenständlichkeit

*) Dies zeigt sich besonders, wie ich aufs klarste schon vor dem „Wesen der Religion“ bewiesen, in der Vorstellung von der Existenz Gottes; denn während in dem

ottes, weil die Gegenständlichkeit ursprünglich und wesentlich die
edeutung der Gottheit für den Menschen hat. Die historische;
hatsächliche Offenbarung dieser Bedeutung ist die *Naturreligion*,
n welcher die *Gottheit* das *Prädikat der Natur* ist — ein
erhältniss, das aber der Monotheismus, Theismus, Christianismus
mkehrt, indem er die Existenz, die Gegenständlichkeit, die Natur,
urz das vom Menschen unterschiedene Sein zu einem Prädikate
ler Gottheit macht. Die zweite Frage ist daher die, wie kommt
ler Mensch zu dieser Umkehrung, wie dazu, dass das, worauf sich
er Glaube an die Objektivität Gottes stützt, die Natur, zu einem
espenst, zu einem Nichts wird?

Der Verfasser hat daher gänzlich meine Aufgabe verkannt,
venn er mir vorwirft, dass ich „das Band zwischen der Natur und
lem Menschen oder Geiste nicht nur nicht gefunden, sondern auch
errissen, folglich meine Aufgabe nicht vollständig gelöst habe,
lenn es handle sich nicht darum bloss, das Wasser in seine Stoffe
ufzulösen, sondern vor Allem darum, das Verbindende dieser Stoffe
achzuweisen." Dieses Band lag jenseits meiner Aufgabe; mein
egenstand war eben die Trennung dieses Bandes, aber nicht eine
elbstgemachte, sondern eine vorgefundene, historische Trennung —
var erstlich der Gott oder vielmehr die Natur *ohne den Menschen*,
weitens der Mensch *ohne Natur*, war also erstlich die Frage
ach der *Entstehung des Menschen*, zweitens die Frage nach
ler *Entstehung des Christenthums*, des Theismus überhaupt,
urz *des* Wesens, dessen Spitze der Gott ohne Natur ist, *der* Gott,
ler die Welt, die Natur aus Nichts geschaffen. Ich gehe überall
vom Dasein aus und von da erst zur Bedeutung und Genesis eines
Daseins über. Nun existirt aber der Gott ohne den Menschen, der
Gott, von dem alle menschlichen Prädikate und Kategorien abgesondert werden, oder doch abgesondert werden *sollen*, *der* Gott,
der ist, wenn auch kein Mensch ist und ihn denkt, in dem Kopfe
der Religion oder wenigstens Theologie und Philosophie. Ich hatte
also, nachdem ich bereits auf dem Standpunkte des Christenthums
diesen Gott negativ in seine Widersprüche aufgelöst hatte, keine
andere Aufgabe, als nachzuweisen, dass seine *ursprüngliche* und
reale Bedeutung die Natur ist. Die zunächst nur negative Be-

Wesen Gottes (scheinbar) die Wahrheit des sinnlichen Wesens aufgehoben wird, so
wird sie in der Existenz Gottes wieder anerkannt, indem Gott in demselben Sinne
ausser dem Geiste des Menschen existiren soll, in welchem die sinnlichen Dinge ausser
demselben existiren. F.

stimmung der Natur, die Absonderung derselben von allen menschlichen Prädikaten war daher durch den Gegenstand selbst geboten, war nothwendig. Ich begründete oder bestätigte sie ja selbst mit historischen Beispielen, um zu beweisen, dass meine Gedanken nur von Thatsachen abstrahirt sind. Wenn z. B. der Kafferkönig sagt: wir glauben an ein Wesen, das Alles hervorbringt, was wir nicht nachahmen können, der Indianer: nur der grosse Manittu kann das Gras wachsen lassen, nicht du, Mensch! wenn Sokrates die Physik nur für die Sache der Götter, aber nicht der Menschen erklärt; wenn Hiob die Erscheinungen der Natur, die der Mensch nicht begreift und machen kann, als Beweise der Grösse Jehovahs preist; was sagen sie anders, als: die Natur ist ein nicht menschliches, ein übermenschliches Wesen? Wenn aber der Unterschied der Natur vom Menschen oder des Menschen von der Natur der Ausgangspunkt der Religion ist, muss nicht der Religionsforscher seinem Gegenstande getreu diesen Unterschied zu seiner Basis machen?

Die unmenschliche Natur war übrigens nicht nur eine nothwendige Konsequenz des unmenschlichen Gottes oder des theologischen Standpunktes, auf welchem dieser Gott vorgestellte, eingebildete Existenz hat, sondern auch eine nothwendige Konsequenz des naturwissenschaftlichen Standpunktes, auf den auch die Naturreligion führte. Die Natur, die kein Objekt des Menschen oder Bewusstseins, ist nun allerdings im Sinne der spekulativen Philosophie oder wenigstens des Idealismus ein Kantisches Ding an sich, ein Abstraktum ohne Realität, aber eben an der Natur scheitert der Idealismus. Die Naturwissenschaft führt uns, wenigstens auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, nothwendig auf einen Punkt, wo die Bedingungen menschlicher Existenz noch nicht gegeben, wo die Natur, d. h. die Erde noch kein Gegenstand des menschlichen Auges und Bewusstseins, die Natur also ein absolut unmenschliches Wesen war. Der Idealismus kann hierauf erwidern: auch diese Natur ist eine von dir gedachte; allerdings, aber daraus folgt nicht, dass diese Natur einst nicht wirklich gewesen ist, so wenig daraus, dass Sokrates und Plato für mich nicht sind, wenn ich sie nicht denke, folgt, dass sie einst ohne mich nicht gewesen sind. Doch was kümmerte mich der Idealismus? Ich war durch meinen Gegenstand selbst genöthigt, die Natur ohne den Menschen zum Ausgangspunkte meiner Abhandlung zu nehmen; denn die Naturreligion leitet den Ursprung des Menschen von der Natur ab,

setzt also einen Zeitpunkt voraus, wo zwar Natur, aber noch nicht menschliches Wesen war.

Wenn mir nun der Verfasser entgegenhält, dass aus dieser Natur die Religion nicht erklärbar sei, so hat er ganz Recht. Die Erklärung der Religion setzt eine andere Natur voraus. Einer Natur, in der noch nicht die Bedingungen menschlicher Existenz gegeben sind, fehlen auch alle Elemente, welche die Erklärung der Religion voraussetzt; eine Natur, welche noch im Widerspruch mit dem menschlichen Wesen steht, widerspricht auch begreiflicher Weise dem Wesen der Religion. Die Entstehung der Religion setzt daher die Entstehung des Menschen voraus, die Entstehung des Menschen aber setzt eine Natur voraus, welche dem menschlichen Wesen entspricht. Bin ich aber einmal auf diesem Punkt der Entwicklung angelangt, wo das Wesen der Natur mit dem menschlichen Wesen übereinstimmt, wo also der Mensch existiren kann und wirklich existirt, so ist jede Frage nach einem Bande zwischen Natur und Mensch aufgehoben, überflüssig. Dieses Band ist eben per se die Existenz des Menschen. Nur, wo diese aufgehoben ist, nur wo ein Boden fehlt, auf dem ich festen Fuss fassen, ein Wasser, das ich trinken, eine Luft, die ich athmen, ein Licht, das mein Auge vertragen kann, ist auch das Band zwischen Natur und Mensch aufgehoben. Mit jedem Fusstritt, mit dem ich auf die Grundlage meiner Existenz stosse, mit jedem Schluck Wasser, mit dem ich aus dem Born der Natur Lebenskraft schöpfe, mit jedem Athemzug, mit dem ich die Luft als ein nothwendiges Element meines Wesens in mein Innerstes aufnehme, mit jedem Blicke, mit dem ich mich des Lebenslichtes erfreue, gebe ich daher Beweise von meinem Ursprung aus der Natur und meinem Zusammenhang mit der Natur. Wo ist da noch Platz zur Frage nach einem besondern Bande? Und wie soll nun gar die Sprache, wie der Verfasser will*), dieses Band sein? Ist denn nicht die Existenz das Erste? Verstummt nicht die menschliche Sprache vor der Sprache der Natur im Gepolter des Donners, im Gebraus des Sturmwindes, im Getöse der Wellen, im Gebrüll der Vulkane? Ist aber nicht diese Natursprache die über Leben und Tod, Sein und Nichtsein

*) Was übrigens ausserdem der Verf. über die Sprache sagt, ist höchst geistreich und originell. „Die Kritik der Vernunft muss zur Kritik der Sprache werden.“ Vortrefflich! Aber so sehr ich dem Verf. in der „transzendentalen“ Bedeutung der Sprache beistimme, so wenig kann ich mich, um bei diesen Kantischen Ausdrücken zu bleiben, in die transzendente Bedeutung finden, die er der Sprache gibt. F.

entscheidende? Gibt es nicht Völker, die kein anderes Wort für Gott als den Donner haben, deren höchstes Wort und Wesen also nichts andres ist, als ein Ausdruck von dem erschütternden Eindruck, den der Donner vermittelst des Ohrs auf ihr Gemüth macht? Ist hier nicht offenbar das Wort bloss eine Copie; das Original, das Urwesen aber der sinnliche Eindruck? Stellt sich nicht das Wort erst dann ein, nachdem bereits der erste mächtige Eindruck der Naturgewalt vorüber ist, der Mensch vom Abhängigkeitsgefühl, von der Naturfurcht zum Selbstgefühl kommt? Traut sich der Mensch das zu nennen, auszusprechen, was er fürchtet? Kann also da von der Sprache die Rede sein, wo es sich um die ersten Gründe der Religion handelt? Nein! Bei der Genesis der Religion handelt es sich zunächst nur um Licht, Luft, Feuer, Wasser, Erde, Pflanzen, Thiere, als die Wesen, ohne welche der Mensch nicht gedacht, nicht leben, nicht existiren kann. Wer nicht von diesen natürlichen Elementen oder Gründen der menschlichen Existenz bei der Genesis der Religion ausgeht, der legt ihr idealistische, spekulative oder theistische Voraussetzungen unter. Was in unserm Sinne keine Religion ist, gerade das ist die erste, ursprüngliche Religion. Der Geist, den die Idealisten überall zum ersten Wesen machen, woraus sie Alles ableiten, hat bei der Genesis der Religion nur die Bedeutung, die Rolle des Erklärers, nicht die des Autors. Das Erste ist, dass der Mensch ein sinnliches, physisches Wesen ist, das seine Entstehung und Erhaltung der Natur verdankt. Dieser dem Menschen bei jedem Schritt und Tritt, in Hunger und Durst, in Schmerz und Lust höchst empfindliche Grund seiner Existenz, zum Gegenstand des Geistes, des Bewusstseins, der Reflexion erhoben, ist der Grund der Religion. Bewusstsein, Reflexion, Geist ist aber nicht ohne Unterscheidung. Das Vinculum substantiale zwischen Natur und Mensch reicht daher nicht zur Erklärung der Religion aus; es gehört dazu, dass sich der Mensch zugleich von der Natur unterscheidet, die Natur als Gegenstand sich gegenüber setzt. Eine Bemerkung, die sich übrigens von selbst versteht, denn mit dem Dasein des Menschen ist ja auch zugleich das Dasein des Bewusstseins, mit dem Bewusstsein aber die Unterscheidung gesetzt. Wie kann ich die Luft als ein Wesen verehren, dessen wohlthätigen Einflüssen ich mein Leben verdanke, wenn sie mir kein Gegenstand des Bewusstseins, wie mir aber derselben bewusst werden, wenn ich nicht zwischen ihr und mir unterscheide? Habe ich aber einmal Natur und Mensch, jene als Gegenstand, diesen als Bewusstsein,

sind vollständig die Elemente zur Erzeugung der Religion
zeben.

Wie kommt es denn nun aber, dass die Natur trotz ihrer Un-
nschlichkeit dem Menschen menschlich erscheint und eben wegen
ser ihrer Menschenähnlichkeit als ein göttliches Wesen von ihm
rehrt wird? Dichtet ihr der Mensch von freien Stücken, ohne
und sein Wesen an?*) Mit Nichten. So wenig der Mensch
ne Existenz in die Natur hineindichtet, so wenig dichtet er ihr
n Wesen an. So wie der Mensch seinen Stoff zur Poesie von
ssen schöpft, durch den Gegenstand in jene Stimmung, Rührung
d Begeisterung versetzt wird, in welcher er nur in der Poesie
n dem Gegenstand und ihm selbst entsprechenden Ausdruck findet,
schöpft er auch den Stoff zur Religion aus der Natur, so ist
ch der Grund der Religion nicht nur ein subjektiver, sondern
ch objektiver. So wie mein Geschmacksnerv dem Salze den
ern Geschmack nicht andichtet (sonst könnte mir auch der Zucker
d jeder andere Gegenstand beliebig sauer schmecken), obgleich
s Salz an sich selbst nicht sauer ist, sondern nur sauer schmeckt;
wenig dichtet auch mein Hirn der Natur menschliches Wesen
, ob sie gleich an sich kein solches ist. Die Säure als Geschmack
der subjektive Ausdruck einer objektiven Beschaffenheit des
lzes; es liegt im Salze selbst der Grund, dass es als Gegenstand
r Empfindung den Eindruck der Säure auf mich macht. So ist
ch die Menschlichkeit der Natur ein subjektiver Ausdruck einer
jektiven Beschaffenheit derselben; es liegt in der Natur selbst,
ss sie als Gegenstand des Bewusstseins, der Empfindung, der
rstellung — oder wie man sonst die subjektiven Elemente der
ligion nennen mag — den Eindruck der Menschlichkeit macht.
arum sind denn Sonnen- und Mondfinsternisse fast allen Völkern

*) Der Verfasser sagt nämlich gegen mich: „Wir verwandeln nach § 9, Wesen
r Religion, dadurch die Natur in Gott, dass wir unser Gemüth, unsere Phantasie in
Natur hineindichten. Wohl! Die Abhängigkeit wird so durch die Freiheit erklärt
.. Aber wie doch dies nur überhaupt möglich ist? woher doch nur die Natur sich
s Hereindringen des Menschlichen in sie gefallen lässt? .... Sollte die Natur um
Unbeschränktheit ihrer Macht über den Menschen sich bringen lassen, durch das
chten und Träumen des Menschen sich bringen lassen, wenn sie nicht selbst in die-
n Dichten gegenwärtig, wenn es nicht ein gegenseitiger Akt wäre? ... Die Natur,
es anders zu sagen, muss selbst irgend wie diese freie sein, muss selbst irgend
zur Freiheit sich hindrängen, wenn sie anders die Freiheit in sich hereinlassen
. Sie muss in sich den Gott irgend wie schon haben, oder sie kann ihn auch nicht
sich aufnehmen."

verhängnissvolle, schreckliche Erscheinungen und eben desswegen religiöse Angelegenheiten oder Begebenheiten? weil sie — abgesehen davon, dass sie nicht alltägliche sind — durch die Entziehung oder Verfinsterung des Sonnenlichtes einen traurigen oder vielmehr schrecklichen Eindruck auf das menschliche Gemüth machen, dessen Ursache daher den unwissenden und phantastischen Menschen als böses, dem Licht und Leben feindliches Wesen erscheint. Was ist denn nun aber die „Brücke" oder „das Band" zwischen dem Phänomen der Sonnenfinsterniss an sich und dem Drachen, unter welchem sich die Naturreligion dasselbe vorstellt und erklärt? Muss ich zur Erklärung dieses Drachen einen Punkt in der Natur annehmen, wo die Natur selbst Drache wird? Oder genügt nicht vielmehr zur Erklärung desselben vollständig das Phänomen als solches und der Mensch, wie er auf dem naturreligiösen Standpunkt ist, fühlt und denkt? Ist es nicht nothwendig, dass eine Naturerscheinung von dieser Art und Beschaffenheit, als eine Sonnenfinsterniss ist, auf ein Wesen von dieser Art und Beschaffenheit, als der abergläubische, unkultivirte Mensch ist, einen solchen Eindruck macht, der sich in einem chinesischen Drachen oder ähnlichen Wesen vergegenständlicht? Was ist denn, um ein anderes Beispiel zu geben, das Band zwischen dem Feuer als Feuer und dem Feuer als Vesta oder Hephästos, zwischen dem Feuer an sich oder als objektivem Wesen und dem Feuer als religiösem oder göttlichem Wesen? Die „Identitat von Subjekt und Objekt"? Richtig; aber was für eine Identität? die abstruse, spekulative? Nein! die, welche mit dem blossen Dasein des Menschen in der Natur schon ausgesprochen und bewiesen ist, die, welche nichts weiter sagt, als was die fünf Sinne jedem Menschen sagen oder wenigstens sagen können, nichts weiter voraussetzt, als dass die Natur Gegenstand des Bewusstseins, Gegenstand des Menschen sei, um Gegenstand der Religion zu werden. Was ist also das Band zwischen dem natürlichen und religiösen Feuer? Das, was überhaupt das Band zwischen dem Menschen und der Natur ist: — die Sinnlichkeit, denn wer kein Auge und kein Gefühl hat, für den existirt kein Feuer. Aber dieses Band ist schon mit dem Ursprung, dem Dasein des Menschen gesetzt und löst sich auch für den nicht, dem das Feuer nicht mehr ein religiöser Gegenstand ist. Es muss also noch etwas zur Vermittlung zwischen der Religion und Natur hinzutreten. Dieses ist Phantasie und Gemüth, d. h. der Mensch, dem die Gegenstände der Sinne nur Gegenstände der Phantasie und des Gemüths oder

Affekts sind. Das Band zwischen dem gemüthlosen, prosaischen, physikalischen und dem poetischen, gemüthlichen, religiösen Feuer ist also allerdings das Gemüth und die Phantasie des Menschen; aber dieser Eindruck des Feuers auf Gemüth und Phantasie, welcher es zu einem göttlichen Wesen macht, ist selbst nur der subjektive Ausdruck von den eigenthümlichen, materiellen, objektiven Eigenschaften des Feuers. Der Grund von der religiösen Erscheinung des Feuers liegt daher nicht nur im Menschen, sondern auch im Feuer*). Soll aber desswegen im Feuer ein Punkt oder Moment nachgewiesen werden, wo Vesta oder vielmehr Hephästos, die Vesta war ja bildlos, etwa in der Gestalt einer scholastischen Species intentionalis dem Auge des Menschen entgegenspringt, wo also das Feuer selbst, so zu sagen, in eigner Person ein phantastisches Wesen wird? Aber ist denn dieser Punkt oder Moment nicht eben der Moment, wo der Mensch in der Natur entstand, wo also die Natur ein Gegenstand der Phantasie wurde? Wozu ist denn die Phantasie, wozu der Mensch überhaupt, wenn die Natur schon ohne den Menschen menschlich ist? Allerdings muss die Natur selbst phantastisch, selbst menschlich werden, aber ist denn nicht eben der Mensch diese phantastische, menschliche Natur? Ist denn nicht der Mensch, als entsprungen aus der Natur, ein Naturwesen? Folgt aber daraus, dass die spekulative Identität von Subjekt und Objekt eine Wahrheit ist, dass die Gebilde der menschlichen Phantasie und Vernunft mit Haut und Haaren, leibhaftig in der Natur existiren müssen? Allerdings sind auch die Gebilde der Phantasie Gebilde der Natur, denn auch die Kraft der Phantasie, wie alle Kräfte des Menschen sind zuletzt, sind ihrem Grund und Ursprung nach Naturkräfte, aber gleichwohl ist der Mensch ein von Sonne, Mond und Sternen, Steinen, Thieren und Pflanzen, kurz von allen den Wesen, die er in den gemeinsamen Namen: Natur zusammenfasst, unterschiedenes Wesen, und sind folglich die Bilder des Menschen von Sonne, Mond und Sternen und den übrigen Naturwesen, wenn gleich auch diese Bilder Naturgebilde sind, doch andere Gebilde, als die Gegenstände derselben in natura. Der Geschmacksnerv ist so gut ein Naturgebilde als das Salz, aber es folgt nicht daraus, dass der Geschmack des Salzes unmittelbar als solcher eine ob-

*) Ich verweise hierüber auf meine „Erläuterungen zum Wesen der Religion" S. 391, ferner 380 über den Zusammenhang zwischen Zeus als Donnerer und Zeus als Rächer der Leidenden, besonders auf § 27, Wesen der Religion.

jektive Eigenschaft desselben, dass das, was das Salz nur als Empfindungsgegenstand ist, es auch an und für sich selbst, die Empfindung also des Salzes auf der Zunge eine Beschaffenheit des ohne Empfindung gedachten Salzes ist. So ist auch der Mensch ein Naturwesen, so gut wie die Sonne, der Stern, die Pflanze, das Thier, der Stein, aber gleichwohl unterscheidet er sich von der Natur, und ist folglich die Natur im Kopfe und Herzen des Menschen eine von der Natur ausser dem menschlichen Kopfe und Herzen unterschiedene Natur.

Der Mensch ist dem Menschen das nächste, das dem Wesen nach gleichste Wesen. Der Andere ist zwar für mich in gewisser Beziehung ein eben so von mir unterschiedenes Wesen, als das Thier, als der Baum — der Mensch auf dem Standpunkt der Rohheit und Beschränktheit erblickt daher höchstens nur in dem Lands- und Stammsgenossen ein Wesen seines Gleichen; der Ausländer ist ihm ein absolut fremdes Wesen, dem er eben so wenig Rechte, d. h. Gleichheiten mit sich einräumt, als das Fichte'sche oder überhaupt idealistische Ich dem Gegenstand. Aber doch ist dieser Gegenstand, scil. der Mensch, der einzige Gegenstand, in dem, nach dem Ausspruch der Idealisten selbst, die Forderung der „Identität von Subjekt und Objekt" erfüllt ist; denn er ist ja der Gegenstand, dessen Gleichheit und Einheit mit meinem Wesen ausser allem Zweifel steht, eine durch den Gegenstand selbst ausgesprochene und bewiesene Wahrheit ist. Folgt aber daraus, dass zwischen dem Andern, wie er ist, und wie ich ihn mir vorstelle, zwischen ihm, wie er für sich selbst, und ihm, wie er Gegenstand meines Denkens ist, kein Unterschied stattfindet? Ist nicht auch ein Mensch für den Andern, und sollten sie sich noch so nahe stehen, ein Objekt der Phantasie, der Einbildung? Fasst nicht Jeder den Andern in und nach seinem Sinne auf? Legt der Mensch, der keine Handlung thun und sich denken kann, die nicht irgend einen Nutzen oder Vortheil ausdrücklich zum Zwecke hat, nicht auch die unwillkürlichsten, rücksichtslosesten Handlungen eines Andern eben so als absichtliche aus, wie der Mensch ohne Naturanschauung die Wirkungen der Natur? Macht es das liebe Ego mit dem alter Ego nicht eben so, wie der theologische und teleologische Mensch mit der Natur? Wenn das liebe Ich in dem alter Ego andere Eigenschaften, als es selbst hat, erblickt, bestimmt es diese positiv, oder nicht vielmehr nur als das Gegentheil seiner eignen Eigenschaften, und folglich, da ihm die seinigen natürlich für Tugenden gelten,

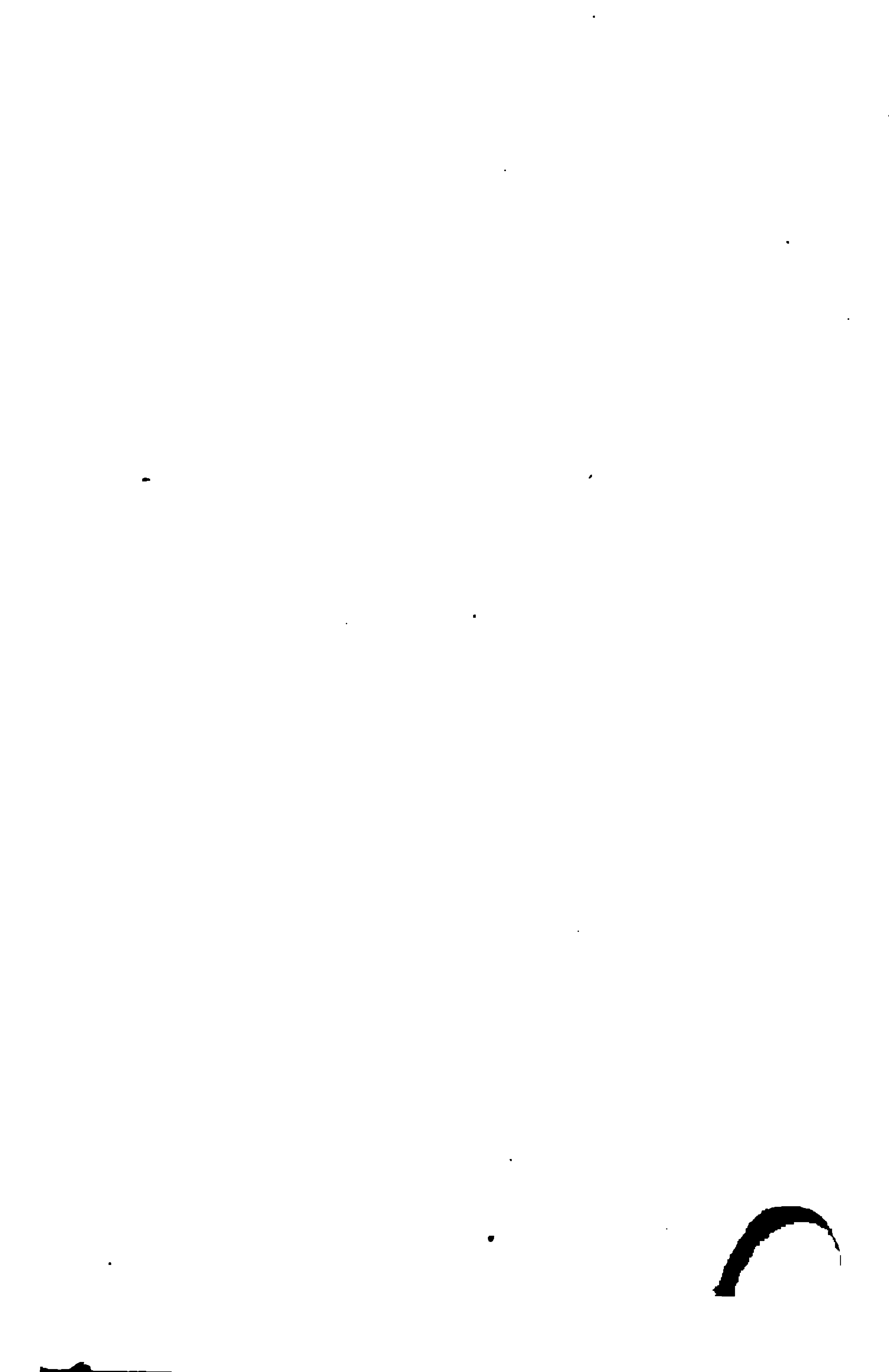
als Mängel, als Fehler? Wo fasst ein Mensch den andern als selbständiges, vollkommenes, absolutes Wesen? Jeder vergleicht ja, sei es nun bewusst oder unbewusst, den Andern mit sich und fasst ihn daher nur relativ, nur subjektiv auf. Selbst wenn wir dem Wesen eines Andern und zwar dem uns, in wiefern wir selbst denkende Wesen sind, nächsten, also geistigen Wesen die Ehre anthun, es als ein absolutes Wesen zu fassen, d. h. als ein solches, woran wir keinen fremden Massstab anlegen dürfen, selbst wenn wir durch ein Gefühl der Verwandtschaft, durch Liebe und Verehrung zu ihm hingezogen werden, selbst wenn wir uns mit ihm noch so sehr identifiziren, ist dadurch der Unterschied zwischen dem gegenständlichen und unserm eignen Wesen, der Unterschied zwischen den Gedanken des Andern und eben diesen von uns gedachten Gedanken aufgehoben? Wenn nun aber schon zwischen Mensch und Mensch, zwischen Denken und Denken ein nicht zu übersehender, ein sehr bedenklicher Unterschied stattfindet, wie viel mehr ist zwischen den nicht denkenden, nicht menschlichen, nicht mit uns identischen Wesen an sich und eben diesen Wesen, wie sie von uns vorgestellt, gedacht und begriffen werden, zu unterscheiden! Ist denn aber durch diese Unterscheidung das Band zwischen der Natur und dem Menschen aufgehoben? So wenig, als das Band zwischen mir und dem andern Menschen aufgehoben ist, wenn ich gleich erkenne und anerkenne, dass zwischen diesem Menschen, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit ist, und meinem Bilde, meiner Vorstellung, meinem Begriffe von ihm ein herzzerschneidender Unterschied stattfindet. Was die Vorstellung oder der Begriff scheidet, weil er das in der Wirklichkeit Allseitige stets nur auf ein Abstraktes, Einseitiges reduzirt, das verbindet der Sinn, die Anschauung, das Leben.

„Die Natur und der Verstand des Menschen, sagt der Verf., fällt ihm (dem F.) schlechtweg auseinander und zwischen beiden thut sich ihm eine Kluft auf, über welche weder von hüben nach drüben noch von drüben nach hüben zu kommen ist“, und er gründet diesen Vorwurf hauptsächlich auf den Paragraphen 48, Wesen der Religion, wo geschrieben steht, dass „die Natur nur durch sich selbst zu fassen, dass die Nothwendigkeit derselben keine menschliche oder logische, metaphysische oder mathematische, d. h. keine abstrakte, dass die Natur allein das Wesen sei, an welches „„kein menschlicher Massstab““ angelegt werden dürfe und könne, ob wir gleich ihre Erscheinungen mit analogen menschlichen Er-

scheinungen vergleichen und bezeichnen, um sie uns verständlich zu machen, überhaupt menschliche Ausdrücke und Begriffe, wie Ordnung, Zweck, Gesetz auf sie anwenden und in Gemässheit der Natur unsrer Sprache auf sie anwenden müssen". Was heisst das? Ist damit gesagt: es ist in der Natur keine Ordnung, also dass z. B. auf den Herbst der Sommer, auf den Frühling der Winter, auf den Winter der Herbst folgt? kein Zweck, also dass z. B zwischen der Lunge und der Luft, zwischen dem Licht und dem Auge, zwischen dem Schall und dem Ohre keine Uebereinstimmung stattfindet? kein Gesetz, also dass z. B. die Erde bald in einer Ellipse, bald in einem Kreise, bald in einem Jahr, bald in einer Viertelstunde sich um die Sonne bewegt? Welch ein Unsinn! Was will also jener Paragraph? Nichts weiter als unterscheiden zwischen dem, was der Natur, und dem, was dem Menschen angehört; er behauptet nicht, dass den Worten oder Vorstellungen von Ordnung, Zweck, Gesetz nicht etwas Wirkliches in der Natur entspricht, er läugnet nur die Identität von Denken und Sein, er läugnet nur, dass sie so in der Natur, wie im Kopfe oder Sinne des Menschen existiren. Ordnung, Zweck, Gesetz sind Worte, mit denen der Mensch die Werke der Natur in seine Sprache übersetzt, um sie zu verstehen; es sind nicht sinn-, d. h. gegenstandlose Worte; aber gleichwohl muss ich zwischen dem Original und der Uebersetzung unterscheiden. Ordnung, Zweck, Gesetz drücken nämlich im Sinne des Menschen etwas Willkürliches aus. Der Theismus schliesst ja ausdrücklich aus der Zufälligkeit der Ordnung, Zweck- und Gesetzmässigkeit der Natur auf einen willkürlichen Ursprung derselben, auf ein von der Natur unterschiedenes Wesen, welches in die an sich dissolute, gegen alle Bestimmung gleichgültige Natur Ordnung, Zweck- und Gesetzmässigkeit hineingebracht habe. Der theistische Verstand — und nur mit diesem Verstande, nicht mit dem Verstande an sich oder überhaupt hatte ich es im Wesen der Religion zu thun — ist der Verstand im Widerspruch mit der Natur, der für das Wesen der Natur absolut sinn- und verstandlose Verstand. Der theistische Verstand zerreisst die Natur in zwei Wesen, in ein materielles und formelles oder geistiges, wovon er jenes die Natur im engern oder eigentlichen Sinn, dieses Gott nennt; er fixirt den Zweck, die Form, das Gesetz für sich in abstracto, abgetrennt von der Qualität, dem Stoff, der Materie. Ein Beispiel. Der Sauerstoff verbindet sich mit dem Wasserstoff nur im Verhältniss von 8 zu 1, oder nur in solchen Gewichtsmengen, die sich wie 8 zu 1

verhalten. Ist die Gewichtsmenge des Wasserstoffes z. B. 2, so ist die des Sauerstoffes 16, ist jene $^1/_4$, so ist diese 2. Der theistische oder abstrakte, dem Wesen der Natur entfremdete Verstand fixirt nun die Zahl als Zahl, abstrahirt davon, dass diese 8 Einer qualitativ bestimmte Stoffe sind, dass nur in der individuellen, materiellen oder qualitativen Bestimmtheit des Sauerstoffs der Grund liegt, warum er nur in diesen und keinen andern Gewichtsmengen mit andern Stoffen Verbindungen eingeht, fasst die Zahl für sich selbst als eine die Natur bestimmende, Körper bildende Macht und schliesst daher hieraus auf ein von der Natur unterschiedenes, abstraktes Wesen, welches im Besitze aller Wissenschaften, folglich auch der Mess- und Rechenkunst, und kraft seiner Allmacht dem Sauerstoff das diesem an sich ganz gleichgültige Gesetz gegeben hat, in seinen Verbindungen nie dieses bestimmte Quantum zu überschreiten. Wenn ich daher der Natur Zweck, Ordnung, Gesetz abspreche, so spreche ich sie ihr gerade nur in dem Sinne ab, in welchem zwischen dem Verstand und der Natur sich eine Kluft aufthut, über die der Mensch nur mit dem Salto mortale des Glaubens an eine mirakulöse Schöpfung aus Nichts kommen kann. L. F.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.



Ludwig Feuerbach

in seinem

Briefwechsel und Nachlass

sowie in seiner

Philosophischen Charakterentwicklung

dargestellt von

Karl Grün.

Zweiter Band.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Ludwig Feuerbach's

Briefwechsel und Nachlass.

1850—1872.



Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Briefe.

Aus dem Nachlass.

Berichtigung.

Seite 227 Zeile 3 von unten lies Fillak statt Pillak.

IV. Periode.

Von 1850 — 1860.

Die Natur und Mensch gewordene Philosophie. — Die „Theogonie", für ihn selbst das Höchste.

Die Zeit von 1850—1860 lag schwer auf dem europäischen ontinent, eine Schwefelatmosphäre unter Bleidächern! Es war die it der „schlimmsten Reaktion", wie Feuerbach sagte, in welcher seine schneidendsten Aphorismen niederschrieb. Nicht die litische Bewegung selbst, sondern die antediluvianischen Prämissen, e Philosophie, den Gedanken, verfolgte und hetzte eine Meute n desperater Mittelmässigkeit. Dass die Kanonenschläge an der ma als befreiende That empfunden werden konnten, zeichnet ohl diese Periode am Besten.

Feuerbach büsste selbst mit, und zwar als blosser Träger des edankens menschlicher Freiheit. Die Freiheit gedacht zu haben, ar ein Verbrechen. Als er seine Heidelberger Vorlesungen zum ruck redigirt hatte, erklärte er im Vorworte: er sei blos „kritischer aschauer und Zuhörer" von „kopflosen Unternehmungen" der sog. Revolutionszeit" gewesen. Die Republikaner hätten sich eoretisch gebärdet und an die „Schöpfung einer Republik aus ichts" geglaubt.

Und desshalb Räuber und Mörder — desshalb polizeiliche ussuchungen in der Wohnung eines Philosophen! desshalb Ausisung aus Leipzig, wo er den Druck einer wissenschaftlichen hrift überwacht und nach Reliquien seines Vaters forscht!

Otto Wigand konnte es in Deutschland nicht mehr aushalten, warf den Blick auf Amerika. Der Verleger will den Schriftsteller rsuadiren, die Hemisphäre zu wechseln und auf der andern Seite r Erde unter der Standarte des Pressbengels thätig zu sein!

Auswanderung war die grosse, allgemeine Parole; ganze Dörfer im Schwarzwald wanderten in corpore, Kirchen wurden feilgeboten! Die Bauernknechte in Franken lasen nur noch Schriften über Amerika, hatten kein Interesse mehr als die Vereinigten Staaten.

Der schöne jugendliche Fritz Kapp war auch mit seiner Braut hinübergezogen, und als treuer Johannes lud er den Meister zu sich nach New-York, in seine neue Heimstätte. Ach, wie verlangte es den gequälten Denker hinüberzufliegen, die europäische Misère hinter sich zu treten! Aber es ging nicht. Da waren noch Gedanken auszuführen, Materialien in den Schmelztiegel zu werfen, eine ganze Vergangenheit zu absolviren — und da war die Familie, da war Weib und Kind! Auch der brave Dedekind liess vergebens seine Lockstimme ertönen.

Interessant ist, wie der plötzlich so praktisch werdende Fritz Kapp die Schattenseiten des nordamerikanischen Lebens hervorhebt, während Feuerbach, allerdings aus der Ferne, „aus Büchern", die positive Bedeutung der föderativen Republik geltend macht, und im Ganzen — so glauben wir — gerechter urtheilt. Nur wo Kapp den Hochmuth der Yankees züchtigt und die Verdienste der Deutschen um die amerikanische Freiheit schildert, da wallt dem deutschen Feuerbach auch sein Blut — da sind die Freunde einig.

Wie zerfahren übrigens selbst der Geist der stummen Opposition in dem damaligen Deutschland war — oder wenn man will, wie wenig Konsistenz die Bewegung von 1848 gehabt hatte — das geht zur Genüge aus dem Zirkular hervor, welches A. Ruge, semper redivivus, im Frühjahr 1857 von England aus in die Welt sandte, und womit er die Gründung einer neuen Zeitschrift einzuleiten gedachte. Man sehe sich einmal die bunte Gesellschaft an, welche der literarische Wallenstein damals unter Einer Fahne versammeln wollte!

Dr. Benningsen in Göttingen, Albert Böhme in New-York, Oberst Bluhm in Konstantinopel, J. Deyffel in London, Rudolph Dülon in New-York, Wilhelm Düffer in Paris, Ludwig Feuerbach in Bruckberg, Kuno Fischer in Jena, G. G. Gervinus in Heidelberg, Alexander Herzen in London, Dr. Hettner in Dresden, Alexander v. Humboldt in Berlin, Hinrichs d. J. in Halle, Theodor Karcher in London, Prof. Köchly in Zürich, Prof. Köllicker in Würzburg, G. F. Kolb in Zürich, Prof. Long in Brighton, Prof. Michelet in Berlin, Dr. Wilhelm Meyer in Bremen, Prof. Pott in Halle, Dr. Joh. Rösing d. J. in Bremen, Dr. Ludwig Ruge in Berlin,

Friedrich Vischer in Zürich, Prof. Virchow in Berlin, Varnhagen von Ense in Berlin, Gustav Wislicenus in Zürich, Prof. Zimmermann in Stuttgart. —

Feuerbach fand nicht den mindesten Geschmack an dieser Olla podrida; er antwortete mit der Nachricht, dass seine „Theogonie" vollendet sei.

Um dieselbe Zeit, 1857, kam ein blutjunger Schwede nach Bruckberg gepilgert, der bis zum letzten Augenblick in persönlichem und epistolarischem Verkehr mit Feuerbach blieb. Wilh. Bolin, in Petersburg geboren, Sohn eines Schweden und einer Thüringerin, promovirte später als Dr. phil., wurde 1865 Privatdozent, 1868 ausserordentlicher Professor an der Universität zu Helsingfors in Finnland, und ist seit 1873 Bibliothekar daselbst. Er schloss mit F. einen jener innigen Freundschaftsbünde, wie sie ein bescheidener strebsamer Jünger mit dem geliebten Meister zu schliessen vermag. Von seinen schriftstellerischen Leistungen können leider hier nur die Titel angeführt werden: „Ueber die Familie" (schwedisch); „Ueber die Willensfreiheit" (1869); „Europas Staatsleben und die politischen Lehren der Philosophie" (1871). Bolin, wie man lesen wird, debütirte mit der Poesie ein wenig à la Parny; vermöge seiner eigentlichen, der philosophischen Begabung, repräsentirt er die Feuerbach'sche Richtung im skandinavischen Norden. Er trägt sich gegenwärtig mit der Idee einer besondern Schrift über unsern Philosophen.

Zum Schluss bleibt uns noch ein Wort über die leidige Porzellanfabrik im Schlosse zu Bruckberg zu sagen übrig. Was nicht aus den nachfolgenden Briefen hervorgeht, das ergänzt eine handschriftliche Aufzeichnung Feuerbachs, der wir die Hauptpunkte entnehmen.

Im Jahre 1808 erwarb der Schwiegervater Löw, der seit 1800 Inspektor der Fabrik gewesen war, dieselbe käuflich unter lästigen Bedingungen vom Staate. Der Kaufschilling, 20,000 fl., wurde von einem Hrn. Späth vorgestreckt. Löw hatte 4 Jahre Zeit zur Heimzahlung. Die Fabrik hob sich.

Bis 1818 führten Löw und Späth den Betrieb gemeinsam. Dann schloss Löw mit Späth einen Leibrentenvertrag ab, worin er ihm jährlich 2500 fl. zusicherte (12½ Prozent!). Bereits im Jahre 1820 war dieser Jahresbetrag nicht mehr zu erschwingen.

1821 starb Löw. Die Begräbnisskosten waren nicht zu decken. Späth rieth zum Konkurse. — Es entstand ein Prozess wegen des

Leibrentenvertrags. Man machte ein Kompromiss: Späth erhält ein Kapital von 6000 fl. und jährlich 1200 fl. Alles wurde richtig geleistet bis zum Jahre 1848.

In Bruckberg wurde die „Revolution“ zur Revolution. Die Produktion stand stille, positive Verluste traten ein. Dennoch wurde Späth befriedigt, und zwar bis 1854. Jetzt fiel die österreichische Valuta — die Fabrik lieferte nur nach Triest — der Holzpreis stieg, die Waarenpreise sanken. Späth wurde klagbar. Der Ort lag möglichst ungünstig für die Konkurrenz mit jüngeren Etablissements; die hohen Steuern drückten gewaltig.

Der Zusammensturz war unaufhaltsam; trübselig und besorgnissvoll schleppten sich die 50er Jahre hin, mit dem Ende des Dezenniums war Alles vorbei. Feuerbach musste sein geliebtes Bruckberg verlassen — für ihn hiess das, aus der Welt gehen. Sein Studirzimmer im Schlosse war seit 1836, also seit 24 Jahren seine Welt gewesen!

Es galt jetzt ein anderes Asyl zu suchen, und zwar unter drückenden Sorgen um Gegenwart und Zukunft. Freunde halfen, wie sehr ihn auch die diskreteste Freundschaft drückte — er wollte Gutes thun, nicht empfangen. Die Lebenden seien durch unser Schweigen geehrt, nur der verstorbene O. Lüning werde genannt.

Nicht Stadt, nicht Land — das war der fatale Rechenberg bei Nürnberg. Feuerbach schrieb in sein Tagebuch:

„Bruckberg war bei meinen beschränkten Mitteln die Basis meiner Oekonomie, aber die Oekonomie ist die Basis der Philosophie und Moral.“

Und weiter schrieb er:

„Meine Scheidung von Bruckberg ist eine Scheidung der Seele vom Leibe. Ich habe heute meinen Miethkontrakt mit H. v. B., und damit vielleicht mein Todesurtheil unterzeichnet.“

Briefe.

M. Drossbach an L. Feuerbach.

Mährisch Schönberg, den 15. Juni 1849.

Wohlgeborner Herr! Indem ich mir die Freiheit nehme, beiliegende Broschüre, betitelt: „Wiedergeburt oder Lösung der Unsterblichkeitsfrage nach den bekannten Naturgesetzen", Euer Wohlgeboren zu übersenden, erlaube ich mir zugleich die ergebenste Bitte, Dieselben möchten sie einer Durchlesung würdigen und mir das Urtheil gütigst mittheilen.

Es ist Bedürfniss für mich, das Urtheil der ausgezeichnetsten Denker und besonders Männer von praktischer Tendenz zu vernehmen, um meine Ansichten darnach zu vervollkommnen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes gibt mir den Muth, diese Bitte zu wagen und auf eine geneigte Antwort zu hoffen.

Euer Wohlgeboren ergebenster M. Drossbach.

Feuerbach an M. Drossbach über seine Schrift „Wiedergeburt".

Bruckberg, den 5. Juli 1850.

... So sehr der Gegenstand Ihrer Schrift ein längst für mich abgethaner, allseitig von mir erschöpfter ist, so habe ich sie doch mit vielem Interesse und Vergnügen gelesen; denn sie ist mit Geist und Naturfrische geschrieben, nicht mit theologischen Phantastereien und Jämmerlichkeiten — mit Ausnahme von S. 8, die etwas nach theologischen Hyperbeln klingt —; sie ist geschöpft aus dem Heiligthum vernünftiger Empirie. Aber trotzdem, oder vielmehr eben deswegen, hat sie mich in ihren Resultaten nicht befriedigt; denn

die Unsterblichkeit ist und bleibt eine Idee oder Vorstellung der Phantasie, der Versuch eines empirischen, naturbegründeten, der Wirklichkeit entsprechenden Beweises daher ein Widerspruch.

Das wiedergeborne Wesen ist in der Natur nur das andere Individuum. So wenig je das Jahr 1850 wiederkehrt — man müsste denn die Zeit rückläufig machen — so wenig kehre ich je wieder.

Nec quae praeteriit iterum revocabitur unda.
Nec quae praeteriit, hora redire potest.*)

Darin besteht eben das absolute Wesen der Individualität, dass nie mehr zum zweiten Male dasselbe herauskommt, dass nur ein, nur dieses Mal die Stoffe, Bedingnisse, Verhältnisse, Umstände so sich gestalteten, dass sie grade dieses und kein anderes Dieses, einzige und unvergleichliche Individuum erzeugen konnten und mussten.

Sollten alle diese individuellen Bedingungen noch einmal wiederkommen? Und wozu? Allerdings ist Organisches und Unorganisches nicht so geschieden in der Natur, wie in unserer bisherigen Naturwissenschaft; aber gleichwohl ist doch zwischen einer nur chemischen Verbindung und dem Leben wenigstens ein solcher Unterschied, dass nicht aus der Wiederherstellbarkeit jener auf die Wiederherstellbarkeit von diesem geschlossen werden kann. Die chemischen Grundstoffe verbinden sich im Organismus auf eine unberechenbare, absolut individuelle, ausserdem nicht vorhandene, originelle, unnachahmbare, unwiederherstellbare Weise. Das Leben ist ein Geniestreich der Natur. Der Organismus ist eine Monogamie der Stoffe, der Chemismus, um diesen Ausdruck beizubehalten, eine Polygamie; die Stoffe in der Chemie oder ausser uns können einander ersetzen, gleichgültig tritt ein Individuum — wenn anders vom Individuum im engeren und eigentlichen Sinne hier die Rede sein kann — an die Stelle des andern. Aber in uns knüpfen sie innige Liebesbande, die dem Individuum unersetzlich werden.

Aus der Wiederherstellbarkeit des Wassers aus seiner Auflösung in Wasser- und Sauerstoffgas die Unsterblichkeit des Individuums — wenn auch nicht unmittelbar — folgern, kommt mir eben so vor, als wenn man aus der monotonen Leier eines Wasserfalles eine Mozart'sche Symphonie oder Ouvertüre ableiten wollte. L. F.

*) „Wenn dir die Welle verrinnt, so rufst du sie niemals zurücke.
Wenn dir die Stunde verrinnt, ist sie auf ewig vorbei."



Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 3. März 1850.

Lieber Freund! . . . . Du gehst nach Paris, und ich gehe nach dem Interim einer Vorlesung auf ein deutsches Dorf; Du beginnst ein neues Leben, und ich fange ganz im Einklang mit der Geschichte der deutschen „Revolution"! wieder das alte Leben an. Du gehst der Zukunft entgegen, und ich hinke wieder tiefgebeugt in die Vergangenheit zurück; Du Glücklicher! segelst jetzt selbst in das jugendliche Amerika hinüber, und ich sitze auf dem Mist des alterfaulen Europa. Und doch stehe ich Dir geistig so nahe, so gross auch der räumliche und äusserliche Unterschied zwischen Deinem und meinem Leben. Dein Brief traf mich gerade über der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Bancroft. Wo Du bald leiblich sein wirst, da bin ich längst geistig. Der Blick in die Zukunft der Menschheit ist bei mir der Blick nach Amerika.

Ob ich aber auch sinnlich denselben Boden mit Dir theilen werde? Das ist ein Problem, dessen Lösung natürlich auf meiner Seite grosse Schwierigkeiten entgegenstehen.

In Ermanglung einer Aussicht ins Jenseits kann ich im Diesseits, im Jammerthal der deutschen, ja europäischen Politik überhaupt, nur dadurch mich bei Leben und Verstand erhalten, dass ich die Gegenwart zu einem Gegenstande aristophanischen Gelächters, die Zukunft unter der Gestalt Amerikas zu einem Gegenstande meiner Phantasie und Hoffnung, die Vergangenheit der Menschheit namentlich in Deutschland, Rom und Athen zum Gegenstande des Studiums mache. Nur durch Veränderung und Erweiterung meiner Studien kann und konnte ich den Rückfall in das alte Leben ertragen. Nur in der Quelle des klassischen Alterthums habe ich wieder Lebenskraft gefunden. Nur in unausgesetzter geistiger Thätigkeit kann ich es in dem Irren- und Schurkenhaus der europäischen Welt aushalten. Ich bin daher fleissiger und geistiger als je.

Im vorigen Sommer studirte ich die Politik des Aristoteles. Wie viel mehr hab' ich daraus gelernt, als aus dem Parlamentsgeschwätz des vorangegangenen Jahres! Wie habe ich mich oft später noch geschämt, diesen Schwätzern nur zugehört zu haben!

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an „Herrn Pfautz für seine Schrift“.

Bruckberg, den 15. Juli 1850.

Organisch und Unorganisch, oder Natur und Mensch, ist im Wesen identisch. Wäre die Natur ein todter Mechanismus, wie könnte aus dem Menschen Leben entspringen? Aber während Sie vom Menschen ausgehen, den Menschen zum Original machen, nach dessen Bilde Sie die Natur schaffen, gehe ich von der Natur aus, und lasse sie erst im Menschen, nicht vor und ausser demselben, fühlend und denkend, d. h. Mensch werden. Ihnen ist die Natur lebendig, weil Sie schon im Anorganischen Organisches erblicken; mir aber, weil ich im Organischen auch das Anorganische, die sog. physischen und chemischen Kräfte und Ursachen wirksam finde. Sie erblicken im Wasser das Blut (der Planeten); aber ich erblicke im Blute das Wasser, und zwar in 1000 Theilen nicht weniger als 700 Theile Wasser, pures, blankes Wasser. Ich lasse das Wasser Wasser sein, aber ob es mir gleich nicht lebendig im Sinne des Menschen, nicht Blut ist, so ist es mir desswegen doch auch nichts Todtes, sondern ein selbständig zu fassendes Wesen.

Die unorganische Natur ist mir also nur insofern individuell lebendig, als sie der wesentliche Grund, Boden, Stoff, Gegenstand der subjektiven oder organischen Natur ist, aber nicht, wie Ihnen, unmittelbar selbst lebendig. Allerdings hat der Planet Hirn und Herz, aber er hat nur im Thiere oder Menschen Hirn und Herz. Es ist dasselbe ausser uns was in uns, dieselben Stoffe dort wie hier; aber erst in der Zusammenpressung in das organische Herz und Hirn werden sie Fühlen und Denken in unserm Sinne.

Der Schluss, was Intelligenz, was Leben schafft, muss selbst Intelligenz, selbst Leben sein, ist nicht naturbegründet. Denn hier fasse ich Anfang und Ende unmittelbar zusammen, lasse unzählige Vermittlungen und Entwicklungen aus, als deren Resultat sich erst Leben und Intelligenz ergeben. Die Bedingungen des Höheren und Vollendeten sind nicht gleich von Anfang schon da; sie erzeugen sich erst allmählig im Laufe der Entwicklung. Mozart's Vater war zwar Kapellmeister, aber um einen Mozart hervorzubringen, brauchte er nicht selbst Mozart zu sein. Schon die Scholastiker hatten den Grundsatz: Entia non esse multiplicia inutiliter, die Dinge sind nicht unnützerweise viele. Es gibt nur Einen Mozart. Dieser Mozart der Natur, wenigstens der Erde, ist der Mensch. Wozu

also das Donnergepolter der Wolken, das Brausen der Wogen, das Sausen der Winde zu mozartischen Kompositionen machen?

L. F.

Dr. Eduard Brockhaus an Feuerbach.

Leipzig, den 29. Nov. 1850.

.... Lassen Sie mich an vorstehenden, im Namen meines Vaters geschriebenen geschäftlichen Brief noch einige ungeschäftliche Worte von mir selbst fügen. Dass es mich wirklich herzlich gefreut hat, von Ihnen etwas, wenn auch durch dritte Hand, für unsere Blätter zu erhalten, und dadurch mit Ihnen in eine hoffentlich weiter fortgesetzte geschäftliche Verbindung zu kommen, werden Sie mir wohl glauben, da Ihnen unser gemeinschaftlicher Freund Fries gesagt haben wird, wie hoch ich Sie schätze. Ich kenne Ihre Schriften erst seit zwei Jahren, seit Ihren Vorlesungen in Heidelberg. Ich war damals noch unbedingter Anhänger der Hegel'schen und Nachhegel'schen Spekulation, ich ging in Ihre Vorlesungen — ich darf das jetzt wohl sagen — nur aus Neugierde, um auch diese „einseitige, extreme" Richtung der neuen Philosophie kennen zu lernen. Zugleich studirte ich Ihr „Wesen des Christenthums" und Anderes.

Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen! Ich war früher gläubig und fromm, ich verheimliche Ihnen das nicht, da ich weiss, dass auch Sie die wahre Frömmigkeit in ihrer Art für vollkommen berechtigt halten und dem scheinheiligen rationalistischen Indifferentismus vorziehen. Es kostete mich auch keinen geringen Kampf, aber endlich siegte die Wahrheit, und ich zähle mich seitdem zu Ihren aufrichtigsten Anhängern und Schülern. Es wird Ihnen das nichts Neues sein, dass sich frühere entschiedene Gegner Ihrer Philosophie, sobald sie dieselbe erst wirklich kennen gelernt, in Ihre entschiedensten Anhänger verwandelten. Ich sage Ihnen dies auch nur, weil es mich bei dieser Gelegenheit drängte, Ihnen meine Verehrung auszusprechen.

Ich denke, dass sich mir in dem von mir gewählten buchhändlerischen Berufe mannichfache Gelegenheit bieten wird, auch meinerseits den Ideen, deren Vertreter Sie sind, zu nützen und Geltung zu verschaffen. Es soll mich herzlich freuen, wenn auch Sie mich dabei unterstützen wollen. Unser Haus wird es sich zu grosser Ehre rechnen, Ihre Werke zu verlegen.

Entschuldigen Sie diese Zeilen, die Sie vielleicht wenig interessiren, und empfangen Sie nochmals die aufrichtige Versicherung meiner Hochachtung. Dr. Eduard Brockhaus.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 14. März 1851.

Lieber Kapp! — Deine Schilderung von Amerika ist sehr interessant, aber nichts weniger als einladend. Aber gleichwohl, was ist der Unterschied zwischen Europa und Amerika? Amerika hat noch nicht die alten Vorurtheile überwunden, und Europa sucht sie mit aller Gewalt wieder herzustellen. A. hat keine geistige, E. hat keine materielle existirende Freiheit — eine Freiheit nur im Kopfe. Aber was hilft mir der freie Kopf, wenn der Leib gefesselt ist? Als ich unlängst in Leipzig war, um den Druck meiner Vorlesungen zu überwachen, haben sie mich auf den eitelsten Vorwand hin, trotz meines nagelneuen königl. bairischen Passes ausgewiesen. So sieht es bei uns aus. Europa ist ein Gefängniss; der Unterschied zwischen einem Freien und Gefangenen nur ein quantitativer, nur der, dass jener ein etwas geräumigeres Gefängniss hat. Ich wenigstens habe stets das Gefühl eines Gefangenen, habe mich nie zu jenem heroischen Supranaturalismus emporschwingen können, der sich auch in Ketten frei fühlt. Gleichwohl verkenne ich nicht das Gute auch des Gefängnisslebens. Je weniger man aussen hat, desto mehr sucht man sein Glück in geistiger Thätigkeit. Und je grösser der Druck von Aussen, desto grösser der Gegendruck von Innen, desto stärker das Selbstgefühl. In Amerika ist ein Mensch wie ich ein gleichgültiges Ding, ein Nichts; aber in Europa ist eine persona ingrata ein höchst bedeutendes Etwas, ein Dorn im Auge der Regierungen, ein Pfahl im Fleische der geistlichen und weltlichen Polizei, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe lässt. Auf mich hat daher die Reaktion sehr wohlthätig gewirkt: meinen Fleiss verdoppelt, meinen Geist konzentrirt, meine Gallenabsonderung befördert. Ich sage mir oft: den Standpunkt, den einmal der Mensch einnimmt, den soll er auch bis zum letzten Hauch behaupten, das Thema das er einmal begonnen, auch bis zum letzten Faden abhaspeln.

Ja das sage ich mir oft und ich werde auch so lange bleiben, bis ich mir mit vollem Bewusstsein sagen darf: Du kannst nicht

ıhr bleiben, Du musst fort, bis die moralische Nothwendigkeit einer physischen geworden ist.

Diess schreibe ich auch Dedekind, dessen Existenz in nerika und Anerbieten mich höchst überrascht und erfreut hat. lerdings tauge ich zu Nichts als höchstens einem Farmer, wie ı schreibst, aber zu diesem tauge ich noch, namentlich in der ihe oder unter den Augen eines so tüchtigen Oekonomen als D. Bin ich ja hier schon ein halber Bauer — doch genug hievon.

Unsere Staaten sind bereits moralisch todt. Sie können sich her nur dadurch noch eine Zeit lang halten, wodurch die Staaten thwendig zu Grunde gehen.

.... Von Meran eilte ich nach Venedig, um von dort und f der Rückreise von der Tyroler Natur grossartige Eindrücke unauslöschlicher Erinnerung in mein einförmiges Dorfleben rückzubringen. Das Reisen ist mir so in den Leib gefahren, ist ı solches Bedürfniss für mich, gehört so nothwendig selbst zu einer „Philosophie", dass ich sogar den kühnen Gedanken einer ise nach Amerika, nur um aus eigner Anschauung es kennen zu nen, gefasst habe. Gleichzeitig mit Deinem Briefe erhielt ich s New-York einen, wenn ich anders richtig lese — der Name etwas undeutlich — Theodor Kaufmann unterzeichneten Brief. dies Th. Kaufmann aus Dresden, der, in dessen Quartier Du ızogst, ein Künstler — so sage ihm, dass ich mich seiner noch hr gut und mit vielem Vergnügen erinnere, dass mir seine Bemntschaft eine der angenehmsten und interessantesten, die ich in m schalen Frankfurt machte, und grüsse ihn in meinem Namen.

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an ? (wahrscheinlich Roux).

Bruckberg, den 24. Juni 1851.

Ich habe Ihnen eine Neuigkeit von höchster Wichtigkeit mitıtheilen. „Es geht nun nächstens wieder los"; aber rathen Sie 'o? in Paris? in London? in Rom? Ei bewahre, in Bruckberg n Landgericht Ansbach. Sie werden lachen, aber durch dieses achen nur beweisen, dass Sie auf dem Standpunkt des gemeinen nd beschränkten Unterthanenverstandes stehen. So lacht auch er gemeine Menschenverstand, wenn man ihm die teleskopischen nd mikroskopischen Entdeckungen der Naturwissenschaft mittheilt. o ist es auch mit dieser meiner Nachricht; sie ist nichts Geringeres

als eine polizeiwissenschaftliche Entdeckung der hohen Regierung in Ansbach. Die Regierung betrachtet, wie der Naturforscher, alle Kleinigkeiten mit bewaffneten Augen. Gensdarmen und Polizeidiener sind ihre Tele- und Mikroskope. Kein Wunder, dass sie Alles anders, Vieles unendlich grösser sieht, als unser Eins mit seinen natürlichen Augen; kein Wunder, dass sie in der Bruckberger Porzellanfabrik den Industrie-Ausstellungs-Palast der Demokratie aus allen fünf Welttheilen, in jedem Fremden, der dort aus- und eingeht, die Londoner Propaganda, in jedem Paar Menschen einen demokratischen Verein, in jedem, wenn auch unter 4, oder höchstens 8 Augen gesprochenen und nichtgesprochenen Worte — Reden an das Volk, in jedem wenn auch noch so unpolitischen Liede antediluvianischer, d. h. vormärzlicher Gesangvereine — Marseillaisen, in jedem Türkenbecher einen Giftbecher, in jedem Kapselscherben ein Barrikadenfragment, in jedem Kaolinkörnchen ein Pulvermagazin — kurz in Nichts Etwas, in Niemand Jemand, und zwar nicht nur so ein unbestimmtes Substantiv, sondern ganz bestimmte, wahrhafte Personen erblickt.

So hat erst vor Kurzem wieder die hohe Polizei, und zwar mit solcher Bestimmtheit, Deutlichkeit und Gewissheit, dass sie den Ortsvorsteher fast zwingen wollte, ihre tele- und mikroskopischen Phantasmen durch sein Vidi zu bestätigen, den „Redakteur L. und den Professor D. aus D." leibhaftig hier herumspaziren sehen, obgleich hier selbst die beiden Herren von Niemanden erblickt worden sind.

Doch genug für heute. Nächstens hoffe ich Ihnen den Ausbruch der Revolution oder doch wenigstens einstweilen die Ankunft von Kossuth und Mazzini melden zu können.*)

Feuerbach an J. Schibich**) (Lechwiz bei Znaim in Mähren)

Bruckberg, den 15. Aug. 1851.

Mein lieber Herr Schibich! . . . Die einzige Titulatur, die mir entspricht und die ich gern höre, ist die, welche mir die Bauern

*) Es handelte sich um einen von der Polizei gehetzten Studenten, den F. beherbergt haben sollte. Man mag an jene infame Zeit und die tiefe Erbärmlichkeit der damaligen Regierungen kaum zurückdenken, ohne seine Galle zu spüren. Wurde doch, wie man gelesen hat und noch lesen wird, der „gefährliche" Feuerbach aus Leipzig ausgewiesen, wohin er sich zu rein literarischen Zwecken begeben hatte!

**) Damals Pädagog, später Oekonomieverwalter.

in hiesiger Gegend geben, die mich schlecht und recht Hr. Feuerbach nennen, gewiss das Wenigste, was man verlangen kann; denn das deutsche „Herr“ hat nichts mit einem französischen Seigneur gemein, ist ein sehr populäres Ding. Eben so unrichtig sind Ihre Vorstellungen über meine äusseren Verhältnisse. Ich bemerke hierüber jedoch auch nur dies Eine. Wäre ich, was Sie nicht bezweifeln, auch nur in einem sehr mittelmässigen Grade, dann, mein Lieber! hätte ich, wenigstens der Quantität nach, auch unendlich mehr geleistet, dann wäre ich längst auf einer Reise um die Welt oder im Schreiben einer Universalgeschichte der Religion und Menschheit begriffen. Aber so! — doch ich spreche über gewisse Dinge mich nicht aus ....

In Wien können Sie mich allerdings sehen, aber nur in effigie, bei meinem Freunde, dem Professor und Maler Rahl, welcher voriges Jahr bei meiner Abreise von München, aber in aller Eile — mit allen Tugenden, aber auch allen Mängeln, die das Periculum in mora mit sich bringt, mich abkonterfeit hat.*) Ausserdem existirt nach dem Oelgemälde eines andern Freundes, des Malers Fries aus Heidelberg, eine in Frankfurt gemachte Lithographie von mir, die aber besser Ihnen unbekannt bleibt, denn es ist das Bild eines Todten, aber keines Lebenden ....

Gegenwärtig bin ich wohl mit der Herausgabe eines Werkes beschäftigt, das aber nicht mich und meine Gedanken betrifft, mit der Herausgabe des literärischen Nachlasses meines Vaters, eines, wie Sie wissen werden, berühmten Juristen und Staatsmannes. Diesen Winter gehe ich zu einer neuen Schrift: entweder eine neue übersichtliche Darstellung des Ganzen meiner Gedanken, oder einer Entwicklung besonderer Punkte, die ich noch nicht genügend behandelt habe, oder eine blosse Sammlung von historischen Belegen und Argumenten ad hominem, oder vielmehr ad asinum ... Ihr L. F.

Feuerbach an Fr. A. Brockhaus.

Bruckberg, den 19/22. August 1851.

Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig Wohlgeboren! Schon in den ersten Tagen dieses Jahres habe ich in einem freundschaftlichen Schreiben an Ihren Herrn Sohn Dr. Eduard ein Werk von oder über meinen Vater als den ersten Gegenstand einer mög-

*) Dieses etwas hypergenial aufgefasste Bild befindet sich jetzt im Besitz des „freien deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a. M.

lichen Verbindung zwischen Ihrem Hause und dem Geiste Feuerbachs in Aussicht gestellt. Endlich bin ich nach vieler anstrengenden Arbeit und oft höchst peinlicher Mühe im Stande, mein damals noch ganz unbestimmtes Anerbieten in ein förmliches zu verwandeln. In der Erwägung, dass der Mensch in seiner Totalität unendlich mehr ist als der Rechtsphilosoph oder gar der Kriminalist, dass die Darstellung von jenem auch diese beiden in sich begreife, aber nicht umgekehrt, dass namentlich mir als Sohn es mehr obliegt, den Menschen, als den Gelehrten in abstracto darzustellen, habe ich vor Allem die Herausgabe des biographischen Nachlasses mir zur Aufgabe gemacht — aber des biographischen Nachlasses im weitesten, umfassendsten Sinne. Meine Absicht war, ein vollständiges und allseitiges Bild von meinem Vater zu geben, jedoch ein rein objektives, nur von seinen eigenhändigen Pinselstrichen zusammengesetztes. Meine eigene Thätigkeit bestand nur in der kritischen Auswahl der einzelnen Bruchstücke, der chronologischen Zusammensetzung derselben zu einem Ganzen, und der Beifügung erklärender, ergänzender oder berichtigender Anmerkungen. Das Werk, das ich Ihnen anbiete, ist daher nichts Anderes als eine — indirekte — Autobiographie — ein Wort, das mir auch für den Titel als das geeignetste erscheint, obgleich der Gebrauch dieses Wortes für eine Schrift, die nur zum allergeringsten Theile aus Selbstschilderungen besteht, die nur eine hauptsächlich aus Briefen, Vorträgen, Gutachten, Gesuchen u. s. w. zusammengesetzte Lebensbeschreibung enthält, eines kurzen Vorwortes zu seiner Rechtfertigung bedürfte . . . .

Ein Nebenzweck meines Aufenthaltes in Leipzig im verflossenen Winter war eben so, wie Sie zu besuchen und einen Theil des väterlichen Nachlasses, den ich eben desswegen im Koffer mitgeschleppt hatte, Ihnen zur Ansicht zu überreichen, auch persönlich noch nach vielleicht vorhandenen, der Veröffentlichung werthen Briefen zu fahnden. Aber gerade an dem Tage, wo ich, fertig mit den nachträglichen Veränderungen im Manuskripte meiner Vorlesungen, einen Blick über die Gränzen meiner nächsten Aufgabe und Umgebung hinausrichten und aus meinem Incognito heraustreten wollte, wurde ich von der gränzenlosen Unverschämtheit der Polizei ausgewiesen — und so war nicht nur mein Hauptzweck nur zur Hälfte erreicht, sondern auch alle meine anderen Nebenzwecke vereitelt. Aber trotzdem ist der Mangel an Briefen an seine kriminalistischen Freunde und Feinde kein wesentlicher.

Feuerbach als Kriminalist ist, wenn auch nicht als Kriminal-Rechtslehrer, doch als Kriminal-Gesetzgeber, also in seiner höheren, das allgemeine Publikum interessirenden Rolle, hinlänglich repräsentirt......

Euer Wohlgeboren ergebenster Ludwig Feuerbach.

Feuerbach an J. Schibich.

Bruckberg, den 21. Okt. 1851.

Mein lieber Freund!... Sie wollen von dem Menschen Feuerbach wissen. Wo soll ich aber da anfangen? bei meinen Kinder- und Studienjahren? Das wäre zu weit gegriffen. Ich beginne mit der Zeit, worin ich jetzt lebe, und dem Orte, worauf ich jetzt stehe und gehe. Bruckberg ist ein kleines, in einem anmuthigen aber beschränkten, von Wäldern und Aeckern umgränzten Wiesenthal gelegenes Dörfchen, das aber den grossen Vortheil hat, dass hier kein Pfarrer und keine Kirche ist. Die hiesige Kirche oder Kirchlein hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Blitz vernichtet. Das Gebäude, worin ich lebe und schaffe, ist ein ehemaliges markgräfliches Jagdschloss, seit Ende des vorigen Jahrhunderts aber und noch jetzt eine Porzellanfabrik, deren Besitzer drei noch lebende Schwestern sind, wovon die eine meine Frau, deren oberster Lenker und Leiter mein Schwager ist. Diese Fabrik ist leider! höchst ungünstig gelegen und schwer belastet, ihr Betrieb höchst kostspielig, ihr Ertrag äusserst geringfügig, ihre Existenz, namentlich in Folge der verhängnissvollen Ereignisse von 1848, der österreichischen Bankrotte, der österreichischen Geldpapierlumpenwirthschaft, wodurch noch jetzt die Fabrik an jeden 100 fl. 20—30 Prozent verliert — und leider! steht sie nur mit Triest in Verkehr — sehr prekär. Den fast einzigen Vortheil daher, den ich von ihr habe, ist Holz und freie, weil eigene Wohnung. Diese schöne und geräumige, zum Studiren und Denken trefflich geeignete Wohnung ist es auch, die mich hauptsächlich an B. fesselt.

Meine, selbstgeschaffene, Familie ist sehr klein, besteht nur aus dem Minimum, was zum Begriff einer Familie gehört: einem Mann, nämlich mir, einem Eheweib und einem Kinde, einem Mädchen von 12 vollendeten Jahren, das ich unendlich liebe, aber nach den einfachsten Grundsätzen erziehe, nämlich vor Allem sich

herzlich seines ländlichen Lebens und Sinnes erfreuen, aber auch ernstlich lernen und in den weiblichen Künsten sich üben lasse.

Drei meiner Brüder sind leider! und zwar in den besten Jahren gestorben: der eine ein erfinderischer spekulativer Mathematiker, der andere ein gelehrter Jurist, der dritte, der älteste, der erst vor Kurzem starb, Dichter und Archäolog, ausgezeichneter Kenner der bildenden Künste, Verfasser des „Apoll von Belvedere", ein Mann, dessen Umgang, welchen ich aber wegen der Entfernung der Orte — er war Professor an der Universität Freiburg im Breisgau — leider! nur selten genoss, besonders desswegen für mich interessant war, weil er die Prinzipien meiner Anschauung in ihrer Anwendung auf die Kunst vollständig bestätigt fand, und obwohl oder weil eine reine Künstlerseele, auch mit meiner Religionsphilosophie im Wesentlichen harmonirte.

Mein Vater war auch keineswegs nur Jurist oder Kriminalist, sondern ein legislatorischer und rechtsphilosophischer Kopf, im universellsten Sinne des Wortes. Seine engeren kriminalrechtlichen Prinzipien verwerfe ich, wenigstens so weit, als sich in ihnen nicht der Psycholog, sondern der Jurist ausspricht — denn sie bestehen aus zwei einander ganz widersprechenden Seelen; aber in seinen allgemeinen rechtsgeschichtlichen und rechtsphilosophischen Ideen, die freilich nur in unedirten Fragmenten bestehen, stimmen wir auf eine merkwürdige Weise überein. Daher es Sie nicht wundern wird, dass ich, abgesehen von früherem sporadischen Zeitaufwand, fast ein ganzes ungetheiltes Jahr auf seinen Nachlass, dessen biographischen Theil ich bereits fertig und dem Buchhändler angeboten habe, verwenden konnte. Ich halte aber diesen Zeitaufwand auch schon aus dem Grunde für keinen Verlust, weil ich erkannt habe, wie wichtig das Kriminalrecht oder vielmehr die Geschichte desselben für den Denker und Schriftsteller in meinem Sinne ist.

Meine Lebensweise ist höchst einfach, regelmässig und naturgemäss — alle meine Werke sind Früchte des Tages, des natürlichen, nicht des künstlichen Lichtes, der gesunden Nüchternheit, nicht der Aufregung und Ueberreizung durch Genüsse. Nur zwei Tassen nicht besonders starken schwarzen Kaffees ohne Milch und Zucker trinke ich täglich, eine Morgens, die andere nach Tisch, aber jeder geht voran und folgt nach noch ein Glas kalten Wassers. Erst am Abend, nach gethaner Arbeit, ungefähr nach 8 oder um 9 Uhr,

trinke ich Bier, wobei ich eine Pfeife schmauche, mich unterhalte oder Zeitungen u. dergl. lese.

Aus dieser diätetischen Lebensordnung komme ich nur, wenn ich überhaupt durch besondere Veranlassungen aus meiner Ordnung, meiner Lebens- und Thätigkeitsweise herauskomme. Da haue ich allerdings oft tüchtig über die Schnur, sowohl aus Instinkt als Grundsatz, um durch ewiges Einerlei den Körper nicht zu verwöhnen und verweichlichen, den Geist nicht abzustumpfen, kurz um in das System der Ruhe und Ordnung zeitweise eine wohlthätige Revolution hineinzubringen.

Von jeher habe ich das Leben als einen Feldzug betrachtet, und daher darauf Bedacht genommen, mich auf alle Fälle zu rüsten, mich jeder Witterung ausgesetzt, mich stets so leicht als möglich gekleidet, so viel als möglich den Schwächen meiner Natur nicht nachgegeben, sondern getrotzt, mich daran gewöhnt, alles geniessen, aber auch, wenn es sein muss, entbehren zu können.

Ausser Katarrh und Schnupfen, Rheumatismen, Ohrensausen — namentlich seit den letzten Jahren, aber auch rheumatischer Natur — hat mir in meinem Leben nie etwas gefehlt. Eigentlich krank, bettlägerig krank bin ich nie gewesen. Gleichwohl bin ich nicht robuster, aber auch nicht schwächlicher Natur, gleichwie ich auch nicht grosser, aber auch nicht kleiner Statur, nicht dick, aber auch nicht grade mager bin.

Wein liebe ich sehr, er ist das meiner Natur entsprechende Getränk; aber ich trinke ihn selten. Was meine Tracht betrifft, so hasse ich in dieser Beziehung alles Schlampige, Nachlässige, Schmutzige, Philisterhafte, eben so wie alles Gezierte, Geckenhafte, Modische. Der Frack ist mir unausstehlich, ich trage nur Ueberröcke, am Liebsten kurz, oben geschlossen. Wie meine Schreibmaterialien, namentlich Federn beschaffen sind, können Sie aus den Zügen meiner Hand selbst ersehen. Ich liebe das Schön- oder wenigstens nicht garstig und widerlich Schreiben, aber dieser gute Wille wird meist zu Schanden an dem schlechten Zustand meiner Federn, mit denen Niemand als ich schreiben kann . . .

Daumer war viele Jahre lang mein persönlicher Freund, trotz unserer geistigen und wissenschaftlichen Differenz. Mit dem W. d. Chr. aber und einer Rezension von mir über seinen **Marienkultus**, die ich im reinsten Sinne der Freundschaft, aber freilich auch der Wahrhaftigkeit schrieb, er aber missverstand und missdeutete, wurde diese geistige Differenz seinerseits eine persönliche.

Seit der Zeit (1844) wo er seine Schrift gegen mich im „Nürnberger Korresp. v. u. f. Deutschland“ auf eine höchst beleidigende Weise ankündigte, habe ich ihn nicht mehr besucht noch gesprochen, ob ich gleich ihm nicht böse bin; denn er ist unzurechnungsfähig, unfrei, Sklave seiner krankhaften Einbildungen, ein pietistischer Naturalist.

Strauss habe ich nur einmal (bei Heilsbronn) besucht, ich glaube 1842. Vischer habe ich auch nur einmal obenhin in Frankfurt gesprochen.

Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 27. Jan. 1852.

Lieber Schibich!... Ich gehe damit um, noch eine überzeugend oder vielmehr beschämend klare, mit historischen Beispielen und Entwicklungen belegte Darstellung meiner atheistischen Religionsprinzipien zu geben. Sie sehen hieraus, dass das keine Arbeit für Sie und mich, sondern nur für Andere, eigentlich nur eine Eselsbrücke ist. Gestehen muss ich auch, dass mir schon oft vor Scham die Feder aus der Hand und alle Lust aus dem Herzen entfiel, wenn ich daran dachte, dass ich noch einmal über Dinge schreiben soll, die für den Geist, der eigentlich allein zu berücksichtigen ist, längst erschöpft und abgethan sind. Freilich ermuthigt mich dann doch wieder der Gedanke: dieser Geist ist doch ein zu vornehmer, aristokratischer Geist, namentlich in Dingen, die nicht nur den Denker, den Geist in abstracto, sondern den Menschen überhaupt interessiren; der wahre Geist ist zugleich ein praktischer Geist, aber der praktische Geist ist ein unermüdlicher, langmüthiger, barmherziger Geist.

Damit haben Sie zugleich Ihre Frage: warum ich so viel zitire? beantwortet. Wie wenige Menschen gibt es, die einen Gedanken für sich selbst, ohne Unterlage eines Zitats denken und als wahr, als objektiv begründet begreifen können? Gleichwohl zitire ich immer nur pars pro toto, weil es mir zu langweilig ist nachzuschlagen, oder ich im Augenblicke das Andere, oft das Beste vergessen habe. Dass ich aber so oft Antiquitäten, selbst aus dem Zopfzeitalter zitire, hat darin seinen Grund, dass unsere Gross- und Urgrossväter bei aller Zeremonialität und Formalität ihrer religiösen

›danken und Empfindungen, weit offener und naiver sind, als e modernen Galanteriegeister. Adieu! L. F.

Mr. V. Arnould à Feuerbach.

Bruxelles, le 18. Février 1852.

Monsieur Louis Feuerbach! Nous avons bien reçu en leur mps les 12 francs que vous nous avez envoyés pour renouvellement votre abonnement à la Liberté. C'est avec un véritable bonheur e nous voyons notre oeuvre encouragée par un homme pour qui ›us éprouvons tous, avec le plus profond respect, la plus grande miration, et dont nous sommes fiers de nous dire les disciples.

Il y a longtemps que j'aurais voulu vous accuser réception de ›tre envoi, mais j'eus désiré, Monsieur, ne pas vous écrire, sans ›us donner des nouvelles d'un mouvement qui se fait ici pour frir au grand Feuerbach un témoignage de l'admiration que ressntent pour lui nos amis de Belgique. J'espère, dans peu, être même de me faire auprès de vous l'interprète de ce grand et ıanime sentiment, aussi honorable pour l'homme, qu'il est consont pour le philosophe.

Agréez, Monsieur, l'assurance de la haute considération, avec quelle je suis Votre disciple dévoué. V. Arnould.

Réd. en chef de la Liberté.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Bruckberg, den 22. Febr. 1852.

Mein lieber Kapp! — Wigand drängt mich, noch dieses ahr mit ihm nach Amerika zu reisen. Er will sich dort erst umhen, ehe er an eine förmliche Auswanderung denkt. Aber ich rmer Teufel, wie kann ich das wagen, bei diesem schlechten ›tande des Buchhandels! bei diesen schlechten Aussichten in die ›ukunft! Ja, wenn noch die Zeit wäre wie früher! aber jetzt! Ich ›ann nicht nach Amerika, ohne dort zu bleiben. Und wie kann ch fort, ehe ich den gelehrten Un- und Vorrath ausgeschieden, he ich meinen Willen — und ich bin tenax propositi — ausgeführt habe?

Aber freilich, was sind Pläne und Vorsätze? Noth bricht Eisen. Es ist so weit bei uns gekommen, dass man befürchten muss, leportirt zu werden, wenn man nicht freiwillig geht. Es ist jetzt kein Krieg mehr gegen die Konsequenzen, sondern gegen die

antediluvianischen Prämissen der Revolution — gegen die Philosophie, gegen die Intelligenz. Nicht das Frühjahr 1848, Jahrhunderte sollen ausgestrichen werden. Es ist nur noch der Wahnsinn: Facta infecta facere velle, Geschehenes ungeschehen machen zu wollen, der bei uns regiert und herrscht. Mein Abscheu, mein Grausen vor diesen Zuständen, vor diesen erbärmlichen Persönlichkeiten, ist gränzenlos. Wer weiss also was geschieht, ob ich Dich doch nicht selbst dieses Jahr in Amerika sehe? Lebe wohl und grüsse herzlich Deine Frau und Freund Kaufmann von Deinem Lud. Feuerbach.

Sievers in Gotha an Feuerbach.

Gotha, den 28. Februar 1852.

Hochgeehrter Herr! Auf den Resultaten Ihrer Forschung stehend und mit dem Drange, von dem durch Sie gewonnenen Standpunkte aus das menschliche Wesen tiefer zu verstehen, habe ich mich dem Shakespeare zugewandt, demjenigen unter allen Dichtern, der dem spezifisch Christlichen am Fernsten steht, und der Quelle der Erkenntniss, die selbst reiner als das Leben und die Geschichte uns den Menschen vorführt. Ich habe mehr in ihm gefunden, als ich dachte. Nicht nur den Menschen als solchen, oder, weil das ein Unsinn ist, nicht nur den bestimmten Menschen seiner Zeit hab' ich in ihm gefunden, sondern den Menschen der verschiedensten Entwicklungsstufen, von den Römern herab bis in seine Zeit. Das Prinzip wenigstens der verschiedenen Epochen ist jedes Mal in seinen Dramen ausgeprägt.

Ich gehe, hochgeehrter Herr, in meiner Anschauung der Geschichte von dem Hegel'schen Standpunkte aus, insofern nämlich, als ich an dem Fortschritte des Menschengeistes, wenn auch nicht dem unendlichen, festhalte. Aber ich meine, es müsste noch erst Ernst gemacht werden mit diesem Grundgedanken; derselbe müsse ganz bestimmt als eine fortschreitende Umwandlung des Bewusstseins bezeichnet werden, das sich stets ein neues Höchstes, einen neuen Gott erzeugt; die Geschichte müsse psychologisch behandelt werden.

Ihnen sage ich damit freilich nichts Neues, denn eben Ihr Ausspruch, die Religion sei Anthropologie, hat sich für mich in das Obige umgesetzt, die Geschichte sei Phänomenologie des menschheitlichen Bewusstseins. Aber mit dieser Umsetzung ist dann eben

auch die Religion in den allgemeinen Fluss hineingezogen und muss auch historisch-psychologisch behandelt werden.

In meinem „Romeo und Julie“, hochgeehrter Herr, habe ich das Prinzip der mittelalterlichen Religion, das zugleich das des gesammten Lebens dieses Zeitalters ist, dargelegt, obgleich freilich seine Wirksamkeit auf dem religiösen Gebiete nur angedeutet ist. Ihnen traue ich die grösste Unbefangenheit fremden Ansichten gegenüber zu, ja ich meine sogar, Ihnen mit der meinigen in die Hände zu arbeiten und zum Ausbau Ihres Werkes mit dem dort Gegebenen beizutragen, obwohl ich auch nicht übersehe, was uns trennt.

Wenn Sie aber meine Schrift der Durchsicht würdigen und die Auffassung des Mittelalters, die in ihr niedergelegt ist, für mehr als ein blosses Paradoxon erkennen, werth ausgeführt zu werden: dann, hochgeehrter Herr, hoffe ich auf einige Zeilen der Ermunterung, in denen ich auch freudig den Rath und Hinweis auf die schwachen Seiten dieser Theorien von Seiten eines älteren, gelehrteren Mannes finden würde, den ich seit meinen Studentenjahren hoch verehrte.

Jedenfalls sehen Sie diese Zusendung als ein Zeichen meiner Verehrung für Sie an. Ihr Sievers.

---

v. Herder an Feuerbach.*)

Erlangen, den 15. März 52.

Geliebter Freund! Wo böte der scheussliche Zustand, worin sich die arme Menschheit in Deutschland und ganz Europa gegenwärtig befindet, auch nur einen Ast, der sicher genug wäre, um sich daran aufrichten zu können — der leidige Trost der Doktrinären, dass das Elend bald seinen äussersten Grad erreicht haben werde, von dem an der Pendelschwung seinen Rücklauf nehmen müsste, dieser Gemeinplatz ist eben so unwahr, als armselig. Denn bis zu welchem Ungrunde der Erschlaffung und Verthierung die Völker versinken können, lehrt nur zu allseitig und allzeitig die Geschichte!

Bei der mir bewussten Uebereinstimmung unserer Ansichten über diesen Punkt war mir daher die mir vor einigen Wochen in Nürnberg zugekommene Nachricht, dass Du beschlossen habest, nach Amerika zu gehen und dass dieses schon im Laufe dieses Sommers ausgeführt werde, — nichts weniger als befremdend; denn Du magst die Kujonade, mit der man Dich allseitig verfolgt,

*) Siehe I. 368.

dicksatt genug bekommen haben, und da Du das von der Natur Dir verliehene grosse Pfund nicht vergraben, noch weniger versauern lassen darfst, da Dir der deutsche Boden Deine Wirksamkeit verwehrt, so bleibt Dir wohl nichts anderes übrig, als den deutschen Staub von den Füssen zu schütteln, auf so wenig Befriedigung Du auch in dem mehrseitig bornirten Yankeelande wenigstens anfangs wirst rechnen dürfen, und so schmerzlich Dir selbst die Trennung fallen mag.

Mein Egoismus hat indessen nicht ohne Befriedigung aus Deinem Briefe entnommen, dass Deine Reise nach Amerika noch nicht so fest und nahe zu stehen scheint, als man mir gesagt hatte, und das nehme ich dankbar an. Denn für mich hier Zurückbleibenmüssenden wird der Verlust Deines, wenn auch leider noch zu selten genossenen Umganges eine schmerzliche Wunde zurücklassen. Solange es uns daher noch vergönnt ist, einander zu erreichen, sollten wir umsomehr auf — sei es noch so kurze — Zusammenkünfte denken. Zu dem Denkmal, welches Du Deinem edlen Vater gesetzt hast, bringe ich Dir meinen freudigsten Glückwunsch. Das gegenwärtige Erscheinen dieses Denkmals erachte ich in hohem Grade zeitgemäss; denn wohl keine Zeit, als die jetzige schauervolle, hat es mehr bedurft, dass ihr der Spiegel eines für Recht, Wahrheit und Freiheit so hochglühenden, gediegenen Geistes, wie Deines grossen Vaters, vorgehalten werde. Mit Dank zur Vorsehung denke ich an das Jahr 1813 zurück, wo ich das Glück hatte, öfters mit Deinem Vater bei Jakobi zusammenzusein und mich an seinem Glühen für Deutschlands Freiheit zu erheben. Mit grosser Begierde sehe ich Deiner Schrift entgegen. Dass Du eine Stelle in der Vorrede zu meinem Opus, das so schmählich fiasco gemacht hat, für würdig gefunden hast, Dich darauf zu beziehen, freut mich ungemein, und ich fühle mich hochgeehrt, dass Du mich öffentlich als Deinen Freund aufführst. Ich weiss in der Welt keinen lebenden Mann, auf dessen Freundschaft ich stolzer wäre, als auf die Deinige, mein lieber Ludwig. Sei treulich umarmt von Deinem Herder.

Feuerbach an J. Schibich.

Bruckberg, den 22. März 1852.

Mein lieber Schibich! Endlich bin ich dazu gekommen, einige Kardinalpunkte religionsphilosophisch durchzuführen, wenigstens so weit zu treiben, als es meine beschränkten pekuniären und

iterärischen Mittel erlauben. Diese Arbeit erfordert nicht nur
philosophische, sondern auch philologische Thätigkeit. Man muss
las Original selbst lesen, und zu diesem Zwecke es nicht verchmähen, sein Leben von Vorne, d. h. von der Schule — Leben
nd Lernen ist ja bei uns eins — wieder anzufangen. Du bist
Erde und sollst zur Erde werden, heisst der Fluch des Alten
Testaments. Du bist Bücherstaub und sollst wieder zu Schulstaub
verden, heisst der Fluch des Neuen Testaments.

Doch ich tröste mich damit, dass ich mit diesem Staube nur
len Boden dünge, aus dem einst Blumen und Früchte des Lebens
priessen.

Gegenwärtig bin ich über der Homerischen Theologie, um zu
eweisen, dass schon der blinde Homer vollständig, nur poetisch
s ausgesprochen hat, dass das Geheimniss der Theologie die Anhropologie ist. In dieser meiner Rückkehr zur Kindheit der
Ienschheit und meiner eigenen haben Sie einen zureichenden Grund
on meiner Brieffaulheit, und zugleich ein Bild von mir, vielleicht
in richtigeres als Sie von Wien mitgenommen haben. Denn in
len Urstätten der Anthropologie, der Iliade und Odyssee, sieht man
iicht nur Blut, sondern auch Thränen fliessen, hört man nicht
ur den polemischen Ares brüllen, sondern auch Helden schluchzen
nd seufzen.

Gleichwohl kann ich Ihnen nicht die fleischliche Ansicht von
nir erlassen, wenn Sie es zu einer richtigen Einsicht in mich und
neine Philosophie bringen wollen; denn erst dann werden Sie sich
iberzeugen, welch' ein unendlicher Unterschied ist zwischen dem
emalten oder gedachten und dem wirklichen F., aber zugleich
uch überzeugen, dass an mir nichts zu sehen ist, was nicht an
edem Andern, wenn man ihn nur seiner, sei's nun weltlichen oder
eistlichen Montur und Dressur entkleidet.

Von der sog. philosophischen Literatur nehme ich gar keine
Iotiz. Was mir von dieser noch unter die Hände gekommen, ist
nter dem L . . . . .

Von Daumer weiss ich gar nichts, von Vischer auch nichts;
on Bayerhoffer nur dass er in Wisconsin Farmer und neulich das
Ialheur gehabt hat, dass ihm seine Kuh davon gelaufen; von
neinem Bruder, dass er sich mit den Sprichwörtern, hauptsächlich
Europas, beschäftigt, was er übrigens schon seit mehreren Jahren
reibt. Sie sehen, ich weiss nicht viel mehr als Sie, ob ich gleich
Theoretiker bin und Sie Praktiker sind.

Sie wollen sich auch aktiv betheiligen, und ich wünschte, Sie könnten es. Aber lohnt es sich der Mühe, jetzt wenigstens, auch nur noch ein vernünftiges Wort zu sprechen? Ist es nicht Weisheit zu schweigen, wo die Thorheit, wenn auch im Gewande jesuitischer Verschmitztheit, das grosse Wort führt?

Lassen Sie getrost der Zeit den Glauben, dass nun auf einmal auf allerhöchsten Befehl der menschliche Geist still steht; lassen Sie nur darüber nicht Ihre eigene Mühle ins Stocken gerathen!

Leben Sie wohl! F.

Feuerbach an Heidenreich.

Bruckberg, den 25. Mai 1852.

Lieber Heidenreich! Hier erhältst Du Moleschotts Schriften. „Die Physiologie des Stoffwechsels“ wird natürlich vor allem Deine Augen auf sich ziehen. Lass Dich aber nicht abhalten durch den Titel „für das Volk“, und durch den ungeschickten, weniger erleichternden als verwirrenden Gebrauch einiger deutscher Wörter statt der chemischen Kunstausdrücke, auch in die Lehre der „Nahrungsmittel“ Deine Blicke hineinzuwerfen. Es wäre mir sehr lieb, Dein Urtheil zu vernehmen. Moleschott ist sehr häufig mit Liebig und Mulder im Kampfe, kein Wiederkäuer, sondern selbständiger Forscher und Denker zugleich. Er ist auf diesem Gebiete der einzige (mir bekannte) radikale und prinzipielle Naturforscher. Nur aus diesem Grunde und aus diesem Gesichtspunkte habe ich auch die Anzeige jener Schrift, die gar nichts anderes sein sollte als eine prosaische Satyre auf unsere bisherige Philosophie, übernommen. Um Dir aber eine kurze Uebersicht über Moleschotts Lehre mitzutheilen, aus der Du zugleich ermessen kannst, ob Du diese selbst des weiteren Lesens für werth hältst, lege ich zugleich bei einen, wahrscheinlich für eine Enzyklopädie oder Zeitschrift geschriebenen Artikel über diese Lehre, den ich vor Kurzem erst von ihm erhielt, und erst diesen Morgen las. Nur kommen einige selbst mir widerliche Popularisationen und Trivialitäten vor, die Du eben überlesen musst. Die Chemie bleibt ewig, wie die Astronomie, eine unpopuläre Wissenschaft. Die Waffe der Analyse wird durch deutsche Namen den Menschen, die Alles nur en gros betrachten, nicht befreundet, nicht näher gelegt. Doch sieh' selbst und lies, oder wirf es weg!

Am Sonntag Morgen bedauerte ich sehr die Einladung Deiner
au zum Frühstücke auf dem Meinberge nicht angenommen zu
ben; aber Mittags bei der schrecklichen Hitze war ich doch sehr
h, dass ich die kühle Nacht zum Nachhausegehen benutzt hatte,
müde ich auch war.

Das Geld bitte ich Dich, bis auf passende Gelegenheit, bei Dir
ch zu beherbergen. Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 24. Juni 1852.

Lieber Heidenreich! Ich bedauere, dass Du eine goldene
rgenstunde für mich verwandt hast und zwar zur Widerlegung
er Annahme, die mir nie in den Sinn gekommen ist, da es ja
rade Deine differentia specifica, um diesen scholastischen Terminus
gebrauchen, dass Du die Medizin, wenigstens theoretisch, auf
Physik und Chemie gründest, und die Lehre der Nahrungsmittel
n Moleschott dem Materiale nach nichts anderes enthält, als die
sultate der neuen Chemie über diesen Gegenstand. Für mich,
r ich in der organischen Chemie bis auf Moleschott ein Ignorant
wesen bin, war auch seinem Stoffe nach das Buch eine Novität;
er obgleich der Mensch das für ihn Wichtige nur zu leicht und
ne zu einer Wichtigkeit auch für Andere macht, so ist es mir
ch nie im Traume eingefallen, Dir, den ich noch aus unseren
en geologischen Zeiten her als einen fixen Chemiker kenne, Dir,
m Verfasser der „medizinischen Physik", meine eigene Unwissen-
it aufzubürden, auch nur eine irgendwie wichtige chemische
atsache als Dir unbekannt anzunehmen. Aber diese Thatsachen
t doch Moleschott so zusammen- und dargestellt, dass die Schrift,
gleich eine rein empirische, doch zugleich eine Schrift von ächt
ilosophischer Bedeutung ist. Du wirst Dich erinnern, wie Du
r selbst eine ärztliche Rezension vorgelesen, die ein durchaus
sprechendes Urtheil über die Schrift als eine pure materialistische
thielt. Und der junge Müller, den ich hier nur als einen Refrain
r neuen Prager Schule betrachte und anführe, sprach sich gleich-
lls geringschätzig, wenigstens über den praktischen Nutzen der
ysiologischen Chemie für die Medizin aus. Ich glaube auch in
r That, dass zwischen dem Standpunkte des Arztes, der den
ganismus als solchen, als lebendiges Wesen vor sich hat, und
m Standpunkte des organischen Chemikers zur Zeit noch eine

nothwendige und ungelöste Differenz besteht und so lange bestehen wird, als nicht der Organismus vollständig in die Chemie, oder diese in jenen aufgelöst, kurz der Organismus vollständig erklärt ist. Was ist denn die Nerventhätigkeit und wie verhält sie sich zu dem „Stoffwechsel“, der das Leben ausmacht? Darauf finde ich keine Antwort in Moleschott. Aus diesem allgemeinen Gesichtspunkte wünschte ich auch von Dir die Moleschott'sche Schrift gelesen. Doch lassen wir die „Nahrungsmittel“. Es freut mich, dass Dir wenigstens die Physiologie des Stoffwechsels gemundet hat, und ich Dir so auch einmal mit etwas Wohlschmeckendem aufgewartet habe. Die Parallelstellen zu Moleschott in Deiner Schrift habe ich nachgelesen.

Sie sagen allerdings dasselbe, nur dass der grosse kritische Zeitraum von 1836—1851, in dem der Menschengeist eine ganz entschiedene Wendung und Schwenkung gemacht, dazwischen liegt.

Doch ich hoffe morgen das Gespräch mündlich fortzusetzen, wenn nicht wieder, wie vergangenen Samstag, der Regen mich an die keupermerglige Scholle fesselt. Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an Fr. A. Brockhaus.

11. Juni 1852.

Sie erhalten hier, verehrter Herr, die Artikel über meinen Vater und meine Brüder zurück, aber leider nur mit den nothdürftigsten Verbesserungen und Zusätzen, namentlich zu den Artikeln über meine Brüder. Aber wo der Vater schon so viel Platz einnimmt, da bleibt wenig für die Söhne übrig. Zudem habe ich alle auf meinen ältesten jüngstverstorbenen Bruder sich beziehenden Papiere und Notizen weggegeben, so dass ich mich selbst erst zum Behufe eines ausführlichen Artikels in der Ferne nach genauen Angaben hätte umsehen müssen; aber dazu fehlte es bei dem von Ihnen so kurz gestellten Termine und bei meiner mehrmaligen Entfernung von hier an Zeit. Musste ich aber bei dem ältesten Bruder mich so beschränken, so konnte ich auch bei den Anderen, auch bei mir nicht, der Symmetrie wegen, mich ausführlicher aussprechen. Bei mir kommt noch der Grund dazu, dass die gegenwärtige Zeit gar nicht geeigenschaftet ist, zu einem freien und tiefer eingehenden Urtheil über mein eigenes geistiges Wesen und Prinzip. Es ist das Beste, sich hier nur auf ein ganz allgemeines Urtheil und die blosse Angabe der Schriften zu beschränken ....

L. F.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Bruckberg, den 28. Jan. 1853.

Lieber, theurer Freund! Ich muss auf Deine freundschaftliche, höchst verführerische Einladung, nach Newyork zu Dir zu kommen, wenigstens vor der Hand mit Nein antworten. Ich habe die letzten Jahre, namentlich das letztverflossene, zum Zweck meiner Arbeit für alte und neue Bücher so enorme Summen ausgegeben, nicht minder bedeutende Summen der hiesigen Fabrik vorgestreckt, ohne Aussicht, sie wieder zu bekommen, wenn nicht der Tod ihres pekuniären Vampyrs sie endlich aus ihrem Todeskampf erlöst, überdem gerade zu der Zeit, wo die Lebensmittel bei uns einen ungewöhnlich hohen Preis hatten, über ein Jahr lang einen riesengrossen Hofmeister, der sich übrigens in diesem Sommer — auch ein Beispiel von unsern löblichen Zuständen — einer der ersten und freiesten Köpfe der süddeutschen, nach Emanzipation von der Kirche strebenden Schullehrer — auf eine schauderhafte Weise in unserer Nähe um das Leben gebracht hat, zu ernähren gehabt; ich habe endlich für meine fast schon zur Jungfrau herangewachsene Tochter, welche sich gegenwärtig mit meiner Frau in Nürnberg befindet und dort, ausser Englisch und andern Stunden — horribile dictu — Konfirmationsunterricht — auch wieder ein Beispiel der deutschen Freiheit in religiösen Dingen — für schweres Geld empfängt —: ich habe, sage ich, dieses Jahr so grosse Ausgaben, dass ich auf die Befriedigung der kleinsten, bescheidensten Wünsche, wie viel mehr meines höchsten Wunsches, Amerika aus eigener Anschauung kennen zu lernen, verzichten muss . . .

Die glücklichen Amerikaner, bei denen Time Money ist! Wie zeitgeizig bin ich, und doch habe ich es zu Nichts gebracht! Kein Wunder freilich, da nach dem deutschen Idealismus, der uns noch tief im Fleische steckt, die Zeit ja nichts Reelles ist! — Auch in diesem verflossenen Jahr ereignete sich ein Todesfall in unserer Familie. Meine gute treue Mutter starb in einem Alter von nicht ganz 79 Jahren, aber einen Tod, wie ihn nur der Mensch sich in seinem Leben wünschen kann, einen gänzlich schmerz- und kampflosen Tod, und zwar ohne vorausgegangene Krankheit und Altersbeschwerde . . .

Der Auswanderungstrieb ist bei uns nicht im Abnehmen; im Gegentheil, selbst die jungen Bauernbuben wollen schon hinüberfliegen, ehe sie flügge sind. Ein benachbarter gescheidter Bauer

[illegible] Amerika
[illegible] Bauernwinkeln
[illegible] Verwunderung
[illegible] Bauernsohnes oder Herrn
[illegible] unsere
[illegible]

[illegible] die mir in
[illegible] und die Versiche-
[illegible] Familie Vormerzeichen in
[illegible] bezeugen
[illegible]

[illegible]

[illegible] in Wien an
[illegible] und un-
[illegible] am Kohlmarkt gegenüber von
[illegible] eine Entdeckungsreise an.
[illegible] Akademie der bildenden Künste
[illegible] des Herrn Professors [illegible], und
[illegible] eine [illegible] und wieder
[illegible] zweistimmigen [illegible]
[illegible] ließ. Dort erfuhr ich
[illegible] Barte — den
[illegible] zu Hause sei und erst
[illegible] Bestürzung war grenzenlos!
[illegible] Papier zu geben, worauf
[illegible] Kommens und das Leid
[illegible] und während ich
[illegible] ich ihm
[illegible] guter
[illegible] dies dem grössten Philo-
[illegible] Sie sehen? Ich werde
[illegible] schnell, mich F.
[illegible] zwar wieder einmal im Bilde
[illegible] wurde ihm zu seinem Kopfe
[illegible] — [illegible] des Ateliers, es waren
[illegible] — „Der ist's nicht“
sagte [illegible] — „[illegible] Sie, eben

innere ich mich, dass ihn drüben die Schule kopirt.“ — So war .ch dieser Reiz, dieses Seelenvergnügen des Selberfindens verloren. ımulus trat bald mit dem Heiligthume ein (— das Wort kommt .s dem Innersten meines Herzens! Wenn's ein Heiligthum gibt, ist's nur ein solches —) und stellte es auf eine Staffelei. Mein euerbach! Wenn ich ein Wort weiter sagen könnte über das, ıs in diesem Augenblicke in mir war, so wäre dies ein Zeichen, ıss ich doch noch Besinnung hatte — aber ich hatte keine! Nur n den ersten Eindrücken ist mir soviel erinnerlich: Die Augen igen Spuren eines unendlichen, aber schon überlebten Schmerzes; ı las es denselben ab, dass sie schon Spott, Hohn, Unterdrückung, ›rfolgung getroffen, dass sie die finsteren Labyrinthe der Menschen-›schichte durchwandelt, dass sie das Elend des Menschengeschlechtes ›schaut! Ob sie, ob diese Augen wohl auch schon eine Thräne tzte? — Der ganze Ausdruck des Gesichtes hatte nichts, was an geheimnissvoll nennen könnte, alles ist klar, alles offen — les licht!

Ich verliess das Haus, sprang in meinen Wagen und fuhr in eine Wohnung, ins Hotel London (dasselbe, wo Blum wohnte ıd gefangen genommen wurde). Ich war ganz erschöpft; die ›yrischen Gebirge hatten mir einen Schnupfen mit seiner ganzen ıite angehängt, das Wetter in Wien war trübe und regnerisch, ›phuskranke in jedem Hause; ich war zu sehr aufgeregt von dem ›suche bei Rahl, mir war unheimlich. — Ich liess warm heizen, › Zeitungen, um Feuerbach und Typhus zu vergessen, ass ein ›telett und trank eine Bouteille Rothwein auf meinem Zimmer .d ging zu Bette. Am folgenden Tage trat ich die Reise nach ıaim an. Von Znaim kam ich hieher nach Lechwiz und hoffte ıe Antwort auf meinen Brief aus der letzten Hälfte des Dezembers er zu finden. — Ich fand sie nicht, ward traurig — und schrieb ese Zeilen! Küsse Sie und die Ihrigen herzlichst. —

J. Schibich.

Feuerbach an E. G. v. Herder.

Nürnberg, den 1. Juni 1853.

Theurer Freund! ... Ich hoffte gestern, heute vielleicht ı Stande zu sein, nach Erlangen zu fahren, um Deinen siebenzig-ihrigen Geburtstag in Person mitzufeiern. Allein meine Hoffnung



erfüllte sich nicht. Mein Katarrh ist im Gegentheil nur noch schlimmer geworden, so dass ich heute gar nicht ausgehen will. So sehe ich mich denn genöthigt, Dir, statt aus einem fröhlichen und geselligen Glas Wein, aus dem tristen, misanthropischen Tintenfass meine Glückwünsche darzubringen.

So wie sich mein Katarrh gebessert hat, gehe ich nach Bruckberg, um mein Lorchen in der Periode der Wiedergenesung und Auferstehung vom Bette mit überwachen zu können. Bei meiner Rückkunft hoffe ich Dich hier oder in Erlangen wiederzusehen. Dann werde ich Dir auch die Geschichte des englischen Deismus zurückgeben, die ich bereits hier durchgelesen und als ein sehr gutes und interessantes Buch befunden habe, für dessen Mittheilung ich Dir innigst verbunden bin.

Mit der Bitte, mich Deiner verehrten Fräulein Schwägerin, Fräulein Adele und Don Fernando*) zu empfehlen, von Herzen

Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 13. Jan. 1854.

Mein lieber hochverehrter Freund!... Ich war fortwährend, bin es noch jetzt, so sehr in meine Studien verloren, dass ich nicht einmal die Zeit oder vielmehr die Freiheit und Musse auch nur zu einem Briefe fand. Nur dieses Buch, dachte ich bei mir, musst Du noch fertig machen, dann kannst Du mit gutem Gewissen und gutem Muthe an deinen Herder schreiben. Aber auf dieses Buch folgte sogleich wieder ein anderes dieses, auf das zweite ein drittes, und so unaufhörlich fort bis in die schlechte Hegel'sche „Unendlichkeit". Noch bin ich mitten in dieser schlechten Unendlichkeit, oder, wenn Du lieber willst, in dieser unendlichen Schlechtigkeit; aber es regt sich nun doch bei mir ein ganz anderes Gewissen, als das szientivische oder literärische -- das Gewissen des Menschen, des Freundes, das stärker drückt als die Last unentleerter Folianten . . .

*) Die Schwägerin war die verehrungswürdige Therese Forster, Tochter Georg Forsters, damals 67 Jahre alt, Schwester der schon verstorbenen Louise v. Herder, geb. Huber, welche Mutterstelle bei Herders Kindern vertrat. Adele, die Tochter E. G. v. Herders, heirathete noch 1853 den bayrischen Arzt Dr. Kuby. Don Fernando ist der Petersburger Bibliothekar.

Es ist zwar an sich oder vom astronömischen Standpunkt kein Unterschied zwischen dem alten und neuen Jahre, aber auf unserem armen menschlichen und bürgerlichen Standpunkt ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob Nr. 53 oder 54 auf unserer Stirn geschrieben steht, namentlich wenn man bereits so weit vorgerückt ist wie Du, verehrter Freund! Ich „gratulire“ Niemanden zum neuen Jahre, es würde mir bei jedem Andern als eine leere Formel erscheinen; aber bei Dir drängt sich mir unwillkührlich und herzlich der Wunsch auf, dass es Dein unverkümmertes Eigenthum werden möge. Namentlich wünsche ich Dir, dass Dir die Trennung von Deinen Kindern durch erfreuliche Nachrichten von ihnen erleichtert,*) die Anwesenheit und Gesellschaft aber Deiner verehrten Schwägerin Dir und ihr nicht durch körperliche Leiden verbittert werde. Lebe wohl! Herzlich Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben

16. Juni 1854.

Mein lieber hochverehrter Herder. Erschrick nicht, wenn Du diese Hand erblickst, im Gedanken, dass auch die übrigen zu ihr gehörigen Körpertheile, die Füsse, die Gurgel, der Kopf, kurz der ganze Kerl schon wieder zu Dir in das Haus komme. Ich will nur ein wenig aus der Ferne mich darnach umsehen, ob die Wunden, die ich Deinem ruhegewöhnten Herzen im Hause geschlagen, die Lücken, die ich in Deinen Weinkeller gebracht, die Lache, die ich in meiner Schlafstube durch das Verschütten — ich weiss selbst nicht ob des Wasserglases oder eines andern Geschirres — verursacht, kurz ob alle die unsaubern Bier- und Weingeister, die ein sensualistischer blasphemischer Philosoph in einem germanisch-christlichen Hause zurücklässt, bereits exorzirt und verschwunden sind. Ich fürchte, Du selbst bist diesmal endlich zum Kreuz gekrochen; ich fürchte, das erste und letzte Kreuz, das Du in Deinem Leben gemacht, hat mir gegolten.

Ich verliess Bruckberg in der grössten körperlichen und geistigen Verstimmung, in einer fieberartigen Aufregung ... Aber gleichwohl

*) Adele war ihrem Manne nach Pirmasens gefolgt; Don Fernando aber wegen seines „in politischer Beziehung bethätigten Verhaltens, im Interesse der Universitäts-studirenden“ aus Erlangen und dem Vaterhause ausgewiesen. Er studirte Botanik und Gärtnerei in Zürich, nachdem man ihn, den geprüften Rechtskandidaten, von der Amtspraxis ausgeschlossen! So verfügt von Pascha Reigensberg. —

ist mir die Partie, trotz oder vielleicht eben wegen ihrer krassen Widersprüche mit meinen Lebensgewohnheiten, vortrefflich bekommen. Ist es bei Dir ebenso, denn durch mich bist Du doch aus dem gewohnten Mass gerissen worden, so bin ich zufrieden.

Für Deinen Lukrez bin ich Dir schon jetzt, wo ich ausser der Einleitung nur einige hundert Verse gelesen, höchst dankbar. Es ist dies eine Uebersetzung sans pareille; der Text ist aber nicht von Creech, den ich in Nürnberg gekauft, sondern ein späterer, viel kritischerer, wie ich bei dem wenigen Gelesenen mich überzeugt habe, von Wakefield.

Vergiss nicht, dass ich nur Dir zu Liebe, oder richtiger nur zu Dir, zu Deiner Studirstube, als einer heiligen Kapelle aus der alten guten Zeit der deutschen Literatur, nach Erlangen gewallfahrtet bin, vergiss also nicht über dem Erlanger Feuerbach

Deinen Bruckberger L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 3. Januar 1855.

Hochverehrter Freund ..... Seit ich das letzte Mal bei Dir war, bin ich, unvermeidliche Gänge nach Ansbach abgerechnet, nicht von hier fortgekommen, stets beschäftigt mit meiner neuen Schrift, die gleichwohl nichts wesentlich Neues bringen wird, sondern nur Beweise, ausführliche, historisch und philosophisch erörterte Beweise des längst in Jugendfrische Gesagten. Aber was Anderes könnte man der jetzigen abergläubischen und aberwitzigen Menschheit bringen wollen? Gegen die Geistlosigkeit, die sich als Geist, als Geist der Wahrheit und Menschheit gebärdet, kann dieser Geist nur in der Form anspruchsloser Geistlosigkeit zu Felde ziehen.

Büchernoth treibt mich nun aber doch bald vielleicht von hier fort, und dann werde ich nicht unterlassen, mich persönlich nach Dir umzuschauen. Ein Sporn zu diesem für einen Landmann ritterlichen Unternehmen ist mir auch Moleschott's treffliche Schrift: Georg Forster. Ich will seine würdige Tochter, ich will Dich, den Geistes- und Blutsverwandten unserer ehrwürdigen Menschen- — nicht Kirchenväter, wieder sehen. Dein L. Feuerbach.*)

---

*) Im letzten Briefe an Herder (22. Febr. 1855) bietet Feuerbach dem Freunde, der zu seiner Tochter in Rheinbayern zu ziehn gedachte, seine Hülfe bei Veräusserung der Bibliothek an. Der Brief traf den Freund auf dem Todesbette, auf welchem er den 26. Febr. verschied.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.*)

Bruckberg, den 20. Mai 1853.

Verehrter Herr! Der Gegenstand, den Sie in Ihrem mir trotz seiner irrigen Ortsbezeichnung richtig und rechtzeitig zugekommenen Briefe zur Sprache bringen — ein Gegenstand, der mir nicht nur als Denker und Mensch überhaupt, sondern auch insbesondere als Sohn eines Hauptkriminalisten, dessen sämmtlicher gedruckter und schriftlicher Nachlass in meinen Händen ist, unendlich nahe liegt — würde längst von mir zum Gegenstande einer selbständigen Abhandlung gemacht worden sein, wenn ich Zeit und Raum dafür gefunden hätte. Aber seit mehreren Jahren beschäftigt mich, wenn auch nicht gerade eine förmliche Religionsgeschichte, doch eine religionsgeschichtliche Darstellung und Durchführung einiger im Wesen der natürlichen und christlichen Religion ausgesprochenen Gedanken, welche alle meine Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, so dass ich alles Andere, was sich nicht unmittelbar auf diese Arbeit bezieht, nicht nur äusserlich, sondern auch in meinem Kopfe bei Seite legen muss. Gleichwohl ist aber dieser Gegenstand nicht nur indirekt und implicite, sondern auch ausdrücklich bei verschiedenen Gelegenheiten von mir bedacht und besprochen worden, ausser in den Schriften, die Sie kennen, besonders, obwohl kurz, in meinen Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, in der letzten Abhandlung vom Jahre 1846. Desgleichen, wenn auch nicht namentlich, doch dem Wesen nach, in meinen Aphorismen wider den Dualismus des Leibes und der Seele, im II. Bande meiner Gesammtschriften. Der Punkt, den Sie in dieser Frage besonders hervorheben, scheint mir übrigens erhebliche Schwierigkeiten nicht darzubieten. Ich erinnere an ein berühmtes Beispiel aus der Geschichte der Philosophie, nämlich an den Magnet, der, wenn er Bewusstsein oder Gefühl hätte, auch glauben würde, dass er von selbst oder mit Freiheit sich stets nach dem Norden richte, weil diese Richtung eben seiner Natur entspricht, er keine derselben entgegengesetzte Richtung oder Neigung habe, also sich nicht genöthigt oder gezwungen fühle. Der Mensch fühlt sich frei, weil jede Bestimmung, die ihn zu dieser oder jener Handlung, dieser oder jener Unterlassung bewegt, selbst eine durch seine individuelle Natur bestimmte ist.

Der letzte Punkt in der Reihe der auf mich einwirkenden

*) Diese Briefe sind, mit Ausnahme eines einzigen, von dem Hrn. Empfänger in der Wigand'schen „Deutsche Warte" zum Abdruck gebracht worden.

Ursachen ist doch offenbar der Punkt meiner Erzeugung und Geburt. Ich bin dieser Mensch nur als erzeugt von diesen Eltern, in dieser Zeit, an diesem Orte u. s. w. Ich wäre ein ganz Anderer, von anderen Eltern, unter anderen Umständen u. s. w. erzeugt. Ich bin mit Nothwendigkeit so, wie und der ich eben bin. Aber diese Nothwendigkeit ist ja Eins mit mir selbst, meiner Individualität, meinem Wesen, folglich für mein Gefühl Freiheit; denn nur das von mir Unterschiedene, vielmehr das mir Widersprechende, das mich Beeinträchtigende gibt mir das Gefühl der Unfreiheit. So fühlen wir uns unfrei in einer Gesellschaft, die unserem Wesen, unseren Neigungen, Gewohnheiten u. s. w. widerspricht, in der wir uns in einem fremdartigen Elemente befinden, in der uns folglich nicht wohl ist. Freiheit ist die Heimat des Menschen, oder richtiger umgekehrt: die Heimat des Menschen ist seine Freiheit; da, wo ich zu Hause bin, eigentlich und bildlich, da bin und fühle ich mich frei. Nun sind aber die Bestimmungen oder Antriebe zu meinen Handlungen, selbst wenn sie in äusseren Ursachen ihren Grund haben, heimische — es ist kein fremdes, anderes Wesen in und bei mir zu Gaste, der Treiber und der Getriebene sind nicht zwei verschiedene Wesen — wie sollte ich mich also unfrei fühlen? Wenn ich in der Wahl oder Kollision zwischen zwei Dingen mich befinde, ich zuerst schwanke, welches von beiden ich ergreifen soll. so werde ich mich schliesslich doch immer für das entscheiden, was meinen vorherrschenden Neigungen, meinen charakteristischen, mein individuelles Wesen ausmachenden Eigenschaften am meisten entspricht, und folglich mich frei fühlen, obgleich (oder vielmehr vielleicht gerade desswegen weil) ich nothwendig mich so entscheide. Hinterdrein (vielleicht selbst im Moment der Entscheidung) kann ich mir freilich auch einbilden, dass ich anders handeln kann oder anders hätte handeln können, als ich gehandelt habe, und diese Einbildung, diese Vorstellung, dass man das Gegentheil von dem thun könne, was man wirklich und nothwendig thut, ist es auch, worin die gewöhnliche Vorstellung der Freiheit wurzelt. Das wirkliche Gefühl der Freiheit ist nichts Anderes als das Gefühl der Gesundheit, des Wohlseins, d. h. der Harmonie irgend einer Bestimmung, Handlung, Entscheidung oder Zustandes mit meinem individuellen Wesen. Bei der Freiheitsfrage muss man vor Allem nicht von dem einseitigen Gesichtspunkte der Moralität oder moralischen Freiheit ausgehen, und ebensowenig die Nothwendigkeit auf eine mechanische, gleichförmige, abstrakte reduziren.

Die äusseren Ursachen, denen ich mein Leben und Wesen verdanke, sind meiner Individualität entsprechende; es haben mich nicht andere Menschen überhaupt, sondern diese Menschen, die ich eben desswegen als meine Eltern von Anderen unterscheide und bevorzuge, gezeugt; es hat mich nicht die Sonne oder Natur überhaupt, nicht die afrikanische Sonne, sondern die in Deutschland scheinende Sonne, die in Deutschland herrschende Natur, vom ersten Punkte meiner Existenz an umfangen, es sind also nicht despotische, fremdartige, gegen mich feindselige, sondern vertraute, meiner Individualität zusagende, ja mit ihr identische Wesen oder Mächte, die auf mich einwirken. Kurz, das Gefühl der Freiheit, dessen Gegenstand nicht die phantastische Chimäre des Allesthunkönnens, sondern etwas Wirkliches ist, ist nichts Anderes als das Gefühl der Harmonie des Menschen mit der Natur, des Menschen mit dem Menschen, des Menschen mit sich selbst. Frei fühlt sich und ist der Mensch nur da, wo er gern ist und in dem, was er gern thut. Dieses Thun, dieses Sein ist freies, weil mit meinem Wesen harmonisches, desswegen aber auch innerlich nothwendiges. Nichts ist trüglicher und willkürlicher als die Auslegung der Menschen von ihren Gefühlen! Und wie Vieles bilden sie sich ein zu fühlen, was sie nicht fühlen, gar nicht fühlen können. Wer die Unsterblichkeit glaubt, fühlt sie. Aber wer kann wirklich fühlen, was gar nicht oder wenigstens noch nicht ist. — Entschuldigen Sie diese wenigen und ungenügenden Zeilen mit meiner Arbeit. Ergebenst Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 23. Juni 1853.

Verehrter Herr! Unangenehme Vorfälle haben mich 14 Tage lang nicht nur von meiner Arbeit, sondern auch von meiner hiesigen Wohnstätte entfernt gehalten und nöthigen mich, nächstens wieder auf einige Tage mich von hier zu entfernen, so dass ich erst bei meiner Rückkehr meine Arbeit wieder vornehmen kann und mittlerweile Zeit zur Fortsetzung des mit Ihnen begonnenen Themas habe. — Die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen erstreckt sich keineswegs auf Alles ohne Unterschied. Die Nothwendigkeit erstreckt sich nur auf das Nothwendige, Wesentliche, Hauptsächliche, nicht auf das Gleichgültige, Unwesentliche, Zufällige. Ich

wähle zum Beispiel die niedrigste, alltäglichste Nothwendigkeit, die Nothwendigkeit der Nahrung. Diese Nothwendigkeit erstreckt sich nur auf die Speise überhaupt, aber nicht gerade diese oder jene Speise, so lange ich wenigstens gesund bin; aber die Gesundheit ist doch offenbar der normale Gesichtspunkt, von dem man überall ausgehen muss. Ob diese oder jene Speise, ist mir gleichgültig, ich verlange nichts weiter als die generelle Eigenschaft, dass sie für den Gaumen und Magen eines Kulturmenschen geniessbar ist. Wenn mir in einer Restauration die Speisekarte gereicht wird, so werde ich mir allerdings die Speise auswählen, die mir am liebsten ist; ist diese aber bereits vergriffen, so werde ich mir über den Verlust kein graues Haar wachsen lassen, sondern irgend ein anderes Gericht auswählen. Wer sich so zur Speise verhält, ist frei, wenigstens in dieser Beziehung. Wer aber nur auf gewisse ausgesuchte Speisen versessen ist, wer ausser sich und unglücklich ist, wenn er diese nicht hat, wer dieser einseitigen Richtung und Neigung sein Vermögen, seine Gesundheit, seinen Verstand u. s. w. aufopfert, der ist unfrei, aber fühlt sich unfrei nur so lange noch andere Neigungen und Interessen in ihm rege sind und, wenn auch erfolglos, gegen die Herrschsucht seines Leckermaules sich auflehnen. Wenn aber wirklich der Fress- oder Sauftrieb zur „charakteristischen, sein individuelles Wesen ausmachenden Eigenschaft" eines Menschen geworden ist, dann zweifle ich, dass er sich als „Sklave" seiner Leidenschaft „fühlt", dann behaupte ich vielmehr, dass er sich nur frei fühlt, wenn er frisst und säuft, unfrei und unglücklich, wenn er Nichts zum Fressen und Saufen hat. Ein Mensch, dessen Wesen wirklich im Saufen aufgeht, dessen wesentliches Prädikat: der Säufer ist, hat auch längst seine Vernunft versoffen — er ist bei sich, bei Geist, bei Kraft und Leben nur beim Trunk — er kann nicht sein ohne zu trinken — er ist „toujours besoffen". So gestand ein Wüstling und Liebling Karl's II. von England auf seinem Todtenbette, dass er fünf Jahre lang toujours besoffen gewesen sei. Es ist nicht selten, dass Menschen eine mit ihrem übrigen Wesen gar nicht zusammenstimmende Neigung zu einem Laster haben, von der sie sich eben desswegen als Sklaven fühlen, weil sie sich mit ihrem sonstigen Wesen, ihren anderen Neigungen und Trieben im Widerspruche fühlen. Solche sind aber auch, wenn auch nicht von Grund aus zu heilen, doch zu mässigen, wenn zur gehörigen Zeit die richtigen Heilmittel angewendet werden; denn die Lehre von der menschlichen Freiheit gehört zur Arzeneimittellehre. Der wahre

Sklave dagegen fühlt sich nicht als Sklave, wie im Politischen so im Moralischen.

5. Juli.

Diese schon vor einigen Tagen hingeworfenen, aber durch meine abermalige Entfernung unterbrochenen, dann aus Missfallen an dem Niedergeschriebenen und der Ueberzeugung, dass solche Gegenstände sich nicht für Briefe eignen, ad acta gelegten Zeilen schicke ich Ihnen nun doch, um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen. Ich füge denselben nur noch den Satz bei: wer sich als Sklave fühlt, fühlt sich unglücklich, ärgert, empört sich über seine Herrschaft, bestrebt sich das lästige Joch abzuschütteln und beweist eben durch diesen Widerwillen, dieses revolutionaire Bestreben, dass diese oder jene Neigung oder Leidenschaft nicht seine charakteristische oder wesentliche, mit ihm in Eins verschmolzene Eigenschaft ist. Und überlasse die Folgerungen daraus und Ergänzungen, vielleicht auch Berichtigungen dazu Ihrem eigenen Verstande. Ergebenst Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 22. Juli 1853.

Verehrter Herr! Erst gestern und nach langen und verschiedenartigen Unterbrechungen zum Gegenstande meiner Arbeit zurückgekehrt, und von der bei mir so äusserst seltenen und schnell vergehenden Lust zur eigentlichen schriftstellerischen Behandlung eines Themas ergriffen, beschränke ich mich, um diesen günstigen Moment nicht zu verlieren und doch zugleich Sie nicht lange warten zu lassen, auf eine kurze Erwiderung der Hauptpunkte Ihres Briefes. Ich bemerke zunächst, dass Ihre Ausstellung an dem von mir gebrauchten Beispiele mit dem Säufer richtig ist, dass ich dasselbe nicht unverkrüppelt und unbeschädiget aus dem Kopfe auf's Papier gebracht habe, dass aber meine Beschränkung der Nothwendigkeit auf das Wesentliche keineswegs im Widerspruche mit meinem früheren Briefe steht, weil, wenn wir auch Alles aus Nothwendigkeit thun, wir doch nicht Alles mit gleicher Nothwendigkeit thun, dass wir verschiedene Grade der Nothwendigkeit zu unterscheiden haben – Nothwendigkeit hängt ja mit Noth, Bedürfniss, Verlangen zusammen und Noth bricht Eisen — dass gegen die dringendere Noth, das mehr Nothwendige, das minder Nothwendige verschwindet, dass selbst in der äusseren Natur schon die niedere Nothwendigkeit

von der stärkeren aufgehoben wird, z. B. von der chemischen Wahlverwandtschaft, von der Adhäsion z. B. des Wassers am Glas, die Nothwendigkeit, mit der es ausserdem mit sich zusammenhängt und sich im Gleichgewichte erhält; dass aber eben in der Unterordnung des im minderen Grade Nothwendigen unter das Nothwendigere und Nothwendigste die Gesundheit, Weisheit und Freiheit des Menschen besteht. Doch betrachten Sie diese flüchtige Bemerkung als ungeschrieben oder doch, da sie nun einmal geschrieben ist, als nicht nennens- und dankenswerth.

Von der eigentlichen philosophischen Literatur der Gegenwart, nach der Sie sich erkundigen, nehme ich nur sehr wenig Notiz, weil ich nur wenig Bücher lese, aus denen ich Etwas lerne oder für meine Arbeiten brauche, zu diesen Büchern aber nicht die unserer jetzigen „Philosophie“ gehören. Das Beste, was jedoch noch in dieser Literatur geleistet wird, betrifft die Geschichte der Philosophie. Hierüber, namentlich über die Geschichte der Philosophie seit Kant, sind mehrere Schriften erschienen, so von Chalybäus in Kiel, Fortlage in Jena (erst dieses Jahr, glaub' ich), Schaller, Geschichte der Naturphilosophie, II. Band, worin natürlich aber auch auf das ganze System eines Philosophen Rücksicht genommen wird.

Nun zu Ihrer zweiten Frage .... Bruckberg hat allerdings Wirthshäuser, aber das für Sie geeignete Wirthshaus ist allein mein Wohnhaus, wo Sie mir und meiner kleinen, aus meiner Frau und meiner 14jährigen Tochter bestehenden Familie herzlich willkommen sein werden. Ergebenst L. Feuerbach.

Feuerbach an Otto Wigand.

Bruckberg, den 30. Juli 1855.

Lieber Freund! Ich benutze die Absendung der musikalischen Werke meines Freundes Maier in Ansbach an Sie, um meine mündliche Empfehlung desselben schriftlich zu erneuern, um Sie um Ihre Verwendung für ein Ihrer Verwendung vollkommen würdiges, musikalisches Talent, oder vornehm gesprochen, Genie zu ersuchen. Sie thun mit der Erfüllung dieser Bitte nicht nur ein Freundeswerk, sondern zugleich auch ein christliches, biblisches Werk. Es heisst ja in der Schrift: Ihr sollt das Licht nicht unter den Scheffel stellen. Maier ist aber ein unter den Scheffel gestelltes, an einen obskuren Ort versetztes Licht, ein Mensch, der ebensowenig nach Ansbach gehört als Musiker, wie ich nach Bruckberg als Denker.

achen Sie also, mein lieber Wigand, dass dieses Licht auf den
;heffel einer Leipziger Buch- und Musikalienhandlung gestellt
erde und so aller Welt in die Augen leuchte, in die Herzen
enne. Maier ist ein Schüler Spohr's, ein Bekannter Liszt's, ein
ann von dem reinsten, unverdorbensten, musikalischen Geschmack,
niger Verehrer der alten, klassischen Meister, namentlich Mozart's,
eichwohl kein Nachahmer derselben, sondern durchdrungen von
r Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Musik aus eigener,
ır durch die alten Meister gebildeten Brust und Kehle.

.... Doch eines grossen Bockes bekenne ich mich schuldig:
h habe dem Rehbocke noch nicht Ihren Freundschaftsgruss aus-
richtet, werde aber ihm diesen noch heute Abend unter der
estalt eines Salats oder Klees zu Herzen, oder was hier eins, zu
agen bringen. Vorgestern war mein 51. Geburtstag. Ich wurde
ich beschenkt; ich erhielt von Künstlerhänden eine schöne Tyroler
andschaft. In dem letzten Aphorismus von mir in Ihrer Zeit-
:hrift habe ich zum Schrecken der gelehrten Pedanten einen
rinnerungsbock erkannt. Es war nicht Penelope, sondern die
urykleia, die Haushälterin, die den Ulysses an dem Barte erkannte.
Vählen Sie einmal aus meinen Xenien einige bittere Pillen aus,
renn diese anders die Polizei passiren. Ihr Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 12. Dezember 1856.

Lieber Wigand! Sie müssen wenigstens das noch einmal
ören, dass ich für meine neue Schrift keinen andern Verleger als
ie im Munde und in petto gehabt habe. Was die Honorarforderung
etrifft, so warten Sie, bis die Stunde der Entscheidung gekommen;
enn es ist ein selbst in meinen Schriften, ich glaube im Curri-
ulum vitae, ausgesprochener Grundsatz und mehr, Charakterzug
on mir, dass ich mich nicht eher über etwas entscheide, als bis
er Zeitpunkt und mit ihm die Nothwendigkeit der Entscheidung
ekommen ist. Dass diese Stunde aber auch nach „18 Monaten"
och nicht gekommen, ist kein Wunder, wenn Sie meine Isolirtheit
id verzweifelte Büchernoth bedenken, bedenken, dass ich z. B.
e zur gründlichen sprachlichen Kenntniss Homers unerlässlichen
g. Venetianischen Scholien, horribile dictu erst dieses Frühjahr,
ie ich, glaube ich, Ihnen selbst schon geschrieben, erhalten habe,
cht zu erwähnen, dass mir viele andere Hülfsmittel, wie z. B.

die Anmerkungen Nitsch's zur Odyssee, auf dem Antiquarien-Wege — leider muss ich die wohlfeilsten aber langsamsten Wege aufsuchen — erst diesen Sommer und Herbst in die Hände gekommen sind. Ist das nicht zum Desperatwerden? Muss man nicht alle Lust verlieren, wenn alle Augenblicke bloss aus Mangel an Brennmaterial die Maschine stille stehen muss? Doch die Stunde der Entscheidung naht, d. h. die Stunde der Vollendung. Also warten Sie noch so lange, ehe Sie nichts mehr von meiner Schrift hören wollen. Ich sage nur soviel im Voraus: Ich habe in meinem Kopfe für das Ganze nie mehr verlangt, als die Kosten für die Bücherausgaben der 6 auf meine Schrift verwandten Jahre, um die Kosten für eine ebensoviele Jahre entbehrte Reise herauszuschlagen. Gewiss eine sehr bescheidene Rechnung! Doch wie gesagt, ich kann und mag nicht rechnen und fordern in endgültiger Weise, als bis ich ans Ende, ans letzte Punktum meiner Schrift gekommen.

Ihre Bitte kann ich leider nicht erfüllen, da ich weder Daguerrotype, noch eine Photographie von mir besitze. Ihr Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Brighton, England, Frühjahr 1857.

Lieber Freund! Verschiedene jüngere Leute tragen sich schon seit 48 mit dem Plane einer Revue. Sie sollte erst in Berlin mit der „Reform" vereinigt werden. Die Ereignisse vom November 1848 vereitelten dies. Dann ist es unterblieben, weil die Urheber des Planes zu sehr an die Zuschauerrolle gewöhnt sind. So hab' ich es endlich selbst unternommen und hoffe, dass die Sache gelingt. Wahrscheinlich lesen Sie wenig von dem elenden Zeuge, welches die Tagespresse zu Wege bringt. Wenn man es aber auch gelegentlich liest, so spürt man einen empfindlichen Aerger, dass man ein Zeitgenosse dieser Menschen ist. Wir brauchen unsere eigene Zeit, unsere eigene Erscheinung, und müssen die wahre Aristokratie gegen diese Lumperei geltend machen; sonst scheint es, dass sie uns begraben hat, wie sie es denn fortdauernd unternimmt zu thun.

Ich habe seit 48 nichts von Ihnen gehört oder gesehen. Hier ist man leicht zum Anachoreten gemacht, wenn man nicht besondere Ausgaben für die Theilnahme an dem Treiben der Deutschen machen will. Erst in der letzten Zeit hab' ich dies gethan, und dies hat mich zu dem Entschlusse gebracht, den ich Ihnen hier

mittheile. Lassen Sie mich bald von sich hören. Hoffentlich sind Sie und die Ihrigen wohlauf! Empfehlen Sie mich allen freundlich! Sie haben hier einen Verehrer in Prof. Long, der Ihre Bücher in London gefunden und sie mit dem grössten Enthusiasmus gelesen hat. Er ist ein gelehrter Philologe und nicht leicht zu befriedigen, da er gleich strenge gegen den Inhalt und gegen die Form ist. Ich habe sehr bei ihm gewonnen, dass ich Sie kenne und ihm einen Brief an Sie versprochen, wenn er mal des Weges käme. Von ganzem Herzen der Ihrige Arnold Ruge.

Feuerbach an Ruge.

10. April 1857.

Lieber Freund! Ihr Rundschreiben traf hier gerade an demselben Tage ein, an dem ich das Manuskript eines neuen Werkes, betitelt: „Theogonie, nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums“, die Frucht sechsjähriger Studien, dem Wigand zum Verlage und Drucke überschickt hatte. In diesem seligen Momente des Fertig- und Ledigseins von einer vieljährigen Gewissenslast, erfreut zugleich, dass meiner auch noch in der Ferne als eines Lebenden gedacht wird, sagte ich in Gedanken Ihrer Einladung unbedenklich zu; nachdem aber an die Stelle dieses seligen Freiheitsgefühles das Gefühl jener Leere und Unbestimmtheit getreten war, die man nach Beendigung einer konzentrirenden Arbeit empfindet, war ich lange unentschlossen, was ich thun, ob ich mit Ja oder Nein auf Ihre Anfrage antworten sollte. Endlich bin ich, um Sie nicht länger warten zu lassen, entschlossen, u. zw. zu einem, wenigstens provisorischen, Nein. Ich sage: provisorischen, weil ich zu einer Sache, die noch nicht ist, die ich nicht vor Augen habe, weder Nein, noch Ja entschieden sagen kann Von jeher war ich überdem zwar ein sehr fleissiger und immerwährender Student, aber ein sehr fauler und nur momentaner Skribent, bin es aber jetzt, aus sehr begreiflichen Gründen, in bei weitem höheren Grade, so dass nur die Freude an den Leistungen Anderer mich zu thätiger Theilnahme bestimmen und zu entsprechender Thätigkeit verleiten könnte etc. Kurz, ich kann mich keiner Zeitschrift versprechen, ehe ich sie gesehen und lieb gewonnen habe. Homo sum, sensualistischer Mensch. Von der Differenz zwischen uns erwähnte ich nichts, weil sie ohne Einfluss auf mein provisorisches Nein, da wir, wenn auch in den Wegen

und Ausgangspunkten verschieden — ich gehe wesentlich von der Naturwissenschaft aus — doch in Ziel und Zweck unseres Lebens und Strebens einig sind. L. F.

Heinrich Benecke an Feuerbach.*)

Varzin, den 11 November 1856.

Hochgeehrter Herr Doktor! Gönnen Sie mir nur das Vergnügen, für dieses Mal meinen Brief direkt an Sie zu richten, und wenn ich Sie mit meinem werthlosen Geschwätze auch immerhin auf Augenblicke störe, so soll mich dies doch weniger bekümmern, als wenn ich Sie überhaupt nicht mehr stören könnte. Ich bin ja der böse Mensch, der Sie todt sagte; doch glauben Sie mir, geehrter Herr Doktor, dass ich Sie mit Freuden wieder unter den Lebendigen begrüsse. Nach dem Erfolge beurtheilt, erscheine ich natürlich als ein gränzenloser Narr; aber Sie sollen selbst entscheiden, ob ich, wie jeder Andere, der die Nummer 129 der „Literatur des Auslandes" gelesen, zu einem anderen, als dem bewussten Resultate kommen konnte. Ein Franzose, St. René-Taillandier, hat ein Buch geschrieben über die Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart; in diesem sagt er, auf die neueste Philosophie kommend: „Ludwig Feuerbach hat sich zurückgezogen". Hierauf bezieht sich dann eine Anmerkung des Redacteurs J. Lehmann in Berlin: „Herr T. scheint nicht zu wissen, dass Ludwig Feuerbach vom Schauplatze dieser Welt durch einen höheren Richter abberufen worden!" Lässt diese Redeweise auch nur den geringsten Zweifel über die Mittheilung zu? Ueberdies ist mir von Berlin her bekannt, wie wohlunterrichtet sonst dieses Journal ist; auch kenne ich Joseph Lehmann persönlich als einen durchaus vorsichtigen und ernsten Mann. — Darauf hin schrieb ich nach Bruckberg und, weil ich an Bruckberg durch grosse Lebenserinnerungen gefesselt, so war die lebhafteste und herzlichste Theilnahme ganz natürlich. — Hiezu kommt ausserdem, dass ich, nach Hinterpommern verschlagen, von der lauten und intelligenten Welt

---

*) Dr. H. Benecke, einer jener „jüngern Freunde" Feuerbachs im Norden, hat sich durch seine treue und liebenswürdige Anhänglichkeit an seinen grossen Lehrer, bis über das Grab, ausgezeichnet. Er verfasste ein herrliches Feuilleton für die Wiener „Presse" (14. Dez. 71), und ein zweites in demselben Blatte beim Tode Feuerbachs (Sept. 1872). Seine Briefe aus dem Dezennium 1850—60 folgen hier hintereinander.

weitab liege; ich musste glauben, eher für einen Nachzügler, als für einen falschen Propheten gehalten zu werden.

Hochachtungsvoll Heinrich Benecke.

Feuerbach an H. Benecke.

Bruckberg, den 28. November 1856.

Verehrter Freund! Es ist kein Wunder, dass ich bereits zu den Todten gerechnet werde. Ich bin ja schon längst von den deutschen Theologen und Philosophen „widerlegt“, das heisst auf deutsch geistig todt geschlagen; nun hängt aber bekanntlich in Deutschland das Leben, die Physik, sammt allen ihren Kräften und Stoffen, nur vom Geiste, scilicet den deutschen Kanzel- und Kathedergelehrten ab; also bin ich natürlich oder vielmehr logisch nothwendig auch physisch todt. Todt nennen die Menschen den, der kein Lebenszeichen mehr von sich gibt — die gemeinen Menschen den, der nichts mehr von sich sehen und hören lässt, den sie nicht mehr handeln sehen, sprechen hören; die Gelehrten, namentlich in Deutschland, wo der Sensualismus eine Chimäre, den, der nichts mehr schreibt, den sie sich folglich nicht mehr mit der Feder thätig denken können.

Nun habe ich aber seit vielen Jahren nichts mehr geschrieben; ein Mensch, der aber keinen Tropfen Tinte mehr verspritzt, der hat auch keinen Tropfen Blut mehr für Gott, König und Vaterland zu verspritzen, also — oder anders und spekulativ ausgedrückt: „Die Identität von Denken und Sein ist das innerste und höchste Wesen der deutschen Philosophie, des deutschen Geistes überhaupt.“ Was das Gebet der Gerechten nicht vermag, das vermag der Gedanke der Philosophen. Die deutschen Frommen haben mich längst „todt gebetet“, leider ohne Erfolg; nun haben aber die spekulativen Philosophen mich todt gemacht, ergo bin ich auch todt. Sie sehen, dass ich die Nothwendigkeit meines Todes selbst a priori deduzire und dass ich daher über Ihren Nekrolog nicht im Geringsten mich verwundern oder gar entsetzen konnte. Wie wünschte ich auch anderen Todten, dass sie so noch nach ihrem Tode lebten, wie ich, so noch über die Theilnahme der ihnen nachfühlenden Ueberlebenden sich erfreuten, so noch an den Blättern und Blumen ihrer Gräber sich ergötzten! Wie gern würden sie für solchen Tod das Leben hingeben, das ihnen einst von der Kanzel vorgepredigt, vom Katheder vordemonstrirt worden ist! —

Meine Frau und Tochter grüssen Sie durch mich freundlichst und wünschen nebst den übrigen Schlossbewohnern, Sie einmal wieder hier persönlich begrüssen zu können. Auch ich schliesse mich diesem Wunsche an und bezeuge Ihnen zugleich unter der Versicherung meiner Verehrung mit dem einzigen in Deutschland privilegirten und authentischen Lebensorgan und Lebenszeichen, der Feder, dass ich mich schreibe L. Feuerbach.

NB. Ein deutscher Gelehrter kann selbst nicht seinen Namen unterzeichnen, ohne eine Anmerkung darunter zu setzen. Ich bemerke daher, dass ich noch nie mit solchem Schwunge meinen Namen geschrieben habe. Aber es galt ja auch nicht mein Todes-, sondern mein Lebensurtheil zu unterzeichnen .... L. F.

H. Benecke an Feuerbach.

London, den 15. Mai 1858.

Hochgeehrter Herr Doktor! ..... Die von sämmtlichen Feuerbachs bisher erschienenen Bücher finden sich hier vor; mit besonderem Interesse aber verglich ich die Essences of Christianity, translated by Mr. Evans, in Chapmann's Quarterly Series, No. 6, mit dem Bruckberger Originale ..... H. B.

Leipzig, den 24. November 1858.

Hochgeehrter Herr Doktor! .... Erinnern Sie sich noch eines gewissen K. Lüdeking? Er hat im „Jahrhundert“, einer Hamburger Zeitschrift, eine Reiseskizze über „Ludwig Feuerbach“ veröffentlicht, die zuerst in einem in St. Louis erscheinenden Journale erschien. Ich nehme an, dass Ihnen das „Jahrhundert“ nicht zugehen wird und werde mir demzufolge erlauben, Ihnen morgen per Kreuzband die betreffende Nummer zuzuschicken. Ich könnte viel darüber sagen, aber nur das Eine: nach Lüdeking haben Sie Ihre schriftstellerische Thätigkeit mit der „Theogonie“ abgeschlossen. Ist dies mit so absoluter Bestimmtheit vorauszusagen, verehrter Herr Doktor? Ich wollte, ich wäre bei Ihnen in Bruckberg, um diesen Ihren Entschluss mit lebendigen Worten zu bekämpfen; denn — erst vor Wochen kamen mir zum ersten Male, nachdem ich die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ durchgemacht, die Triarier in die Hände, ein Schriftchen, dessen Verfasser ich gerne durch Sie erführe. Durch ihn wurde mir von

Neuem klar, was ich sonst bei mir selbst gedacht hatte: es fehlt nicht, als Ersatz für das viele, das durch Sie der Welt abhanden gekommen ist, an den herrlichsten ethischen Gedanken in Ihren Werken; aber es fehlt noch eine anthropologische Ethik, als ein Ganzes für sich. Verehrter Herr Doktor, Sie sollten schweigen wollen? Wer will da reden? Ludwig Feuerbach, wie ich ihn aus seinen Schriften erkenne, ist nicht bloss der beredte und scharfe Kritiker, — er wird und muss auch, so lange noch ein Blutstropfen in ihm ist, den Tempel zu erbauen suchen, in dem nach seinem Evangelium die Menschen sich erbauen. Die Bausteine liegen massenweise zerstreut, aber nur der Meister kann sie zusammenfügen .... Ihr H. B.

Leipzig, den 17. Dezember 1858.

Sehr geehrter Herr Doktor! .... Noch muss ich Sie fragen, ob Sie „Arnold Ruge's Briefe über die Theogonie" zufällig gelesen haben, die sich gleichfalls im „Deutschen Museum" vorfinden. Wenn nicht, so werde ich sie Ihnen bereitwillig schicken, da ich im Besitze der Nummern bin; ich habe sie nur nicht augenblicklich zur Hand. Sonst ist mir eine Kritik der „Theogonie" nicht vorgekommen.

In London haben Sie in der Person des Rev^d^. Dr. Cappel, meines dortigen Beschützers, einen warmen und treuen Freund. Kommen Sie jemals dorthin, so beglücken Sie den Mann mit einem Besuche; er wohnt Dalston Rise, opposite 15 and 16. Ich stehe mit Dr. Louis Cappel, einem frischen, trefflichen Menschen noch in Korrespondenz; er hat mir, wenngleich persönlich Ihnen nicht bekannt, einen Gruss an Sie aufgetragen. Sie wie ganz Bruckberg herzlich grüssend, verbleibe ich in Hochachtung und Ergebenheit Ihr Sie verehrender H. B.

Berlin, den 26. September 1859.

Hochverehrter Herr Doktor! ... Das „Gift" Ihrer Philosophie, einziger Herr Doktor, hat sich vielleicht in Preussen am allermeisten durchgefressen und manchen klaren Kopf gemacht, was jetzt schon Früchte trägt; ich habe darin manche interessante Erfahrung gemacht..... Ihr H. B.

Berlin, den 24. Juni 1860.

Hochverehrter Herr Doktor! .... Die Welt sollte endlich einmal wieder ein Novum von Ihnen zu sehen bekommen; es will mir ganz so vorkommen, als seien Ihre Ideen von Gott und Unsterblichkeit, von Himmel und Hölle, in den Köpfen der sogenannten Gebildeten leidlich verarbeitet worden. Ein Jeder hat nur noch nicht den Muth, damit hervorzutreten; unter vier Augen geben die Herren Pastores gerade so viel zu, als die Mediziner und Juristen. — Es wird mich ungemein interessiren, von Ihren literarischen Absichten etwas zu erfahren ... Ihr H. B.

Feuerbach an W. Bolin.*)

Bruckberg, den 16. Nov. 1857.

Mein lieber jugendlicher Freund! Sie wollen von mir wissen, ob der bewusste „Gegenstand, eine gründliche Ueberarbeitung vorausgesetzt, an die Oeffentlichkeit zu treten verdiene“. Unter „Gegenstand“ kann ich nichts andres verstehen und werden auch Sie nichts andres verstehen als die Fabula, den so zu sagen geschichtlichen oder mythischen, in dürren Worten erzählbaren Inhalt, — die griechischen Götter versammeln sich zu einem Diner, invitiren dazu den Jehovah, dieser erscheint, verliebt sich etc. Mir gefällt nun aber der Gegenstand, wie ich schon in meinem letzten Brief andeutete, nur bis zu diesem Punkte, wo Jeh. mit der Venus in Berührung kommt, — die Sache lediglich vom poetischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Dieser Bund des abstrakten Denkwesens mit dem Geschlechtswesen ist der eigentliche Knoten des Stückes; aber gerade die Lösung, die Entwickelung dieses Knotens, stellt für mein Gefühl nur einen Konflict der Poesie und Historie dar. Statt frei poetisch diesen Knoten zu lösen, nehmen Sie zu der dogmatischen Finte der Beschattung im Geiste Ihre Zuflucht und lassen neben der Macht der Liebe zugleich die Macht des Ehrgeizes, des monotheistischen Autokratismus, bestimmt von historischen Reminiszenzen, eine Rolle im Jeh. spielen, während doch Jeh. schon

*) Wilh. Bolin kam als 22jähriger junger Mann im Sept. 1857 zuerst nach Bruckberg, wo er seinen Besuch im folgenden Jahre zweimal erneuerte. Auch auf dem Rechenberge war er in den 60er Jahren dreimal Feuerbachs willkommner Gast.

aufgehört hat, Jeh. zu sein, nachdem ihn der „Venusschmatz“ gebrandmarkt hat. Ein Franzose, wie z. B. Parny, der bekanntlich in seiner „Guerre des Dieux“ die Maria in eine ähnliche Berührung mit Apollo, wenn ich mich recht erinnere — es sind vielleicht 28 Jahre her, dass ich diese Schrift gelesen — gebracht hat, würde den Knoten auf obszöne Weise gelöst haben. Sie haben diese Klippe vermieden, sind aber dafür auf eine andere gerathen. Kurz, der Gegenstand von dem bezeichneten Wendepunkte an gefällt mir nicht und erscheint mir daher nicht für die Veröffentlichung geeignet. Ich spreche aber dieses Urtheil nur als ein subjektives aus, und zwar aus den schon in meinem früheren Brief ausgesprochenen Gründen. Ich wiederhole aber den einen, damit Sie ihn in Zukunft nicht ausser Acht lassen, obgleich er an sich ein höchst gleichgültiger, nichts desto weniger für den Leser und Kritiker erheblicher Punkt ist. Ich meine die Beschaffenheit Ihres Manuskripts, das durch die prosaischen Schwierigkeiten des Lesens oder vielmehr Zusammenlesens der einzelnen Worte und Verse dem Leser den poetischen Genuss verbittert. Ein Werk, namentlich ein poetisches, muss aber schon äusserlich den Stempel der letzten Hand, der Vollendung an sich tragen, wenn es nicht verstimmen soll. Sollte aber mein Urtheil nicht nur ein subjektives sein, sondern auf objektive Gültigkeit Anspruch machen, so werden Sie sich hoffentlich desswegen nicht ein graues Haar wachsen lassen. Die ersten Aeusserungen unserer Talente sind stets zugleich nur die Entäusserungen unserer Fehler. Wer nicht den Muth hat, seine Fehler zu erkennen, und auch nicht die Kraft über sie sich zu ärgern und betrüben, der hat auch kein Recht und keine Aussicht, sich über seine einstigen Tugenden zu freuen. Wer sich namentlich als Jüngling nicht Nichts sein kann, der wird sicherlich als Mann nie Anderen Etwas sein. Und wer nicht über dem, was er erst zu machen hat, das was er bereits gemacht hat mit leichtem und frohem Sinn vergisst, der gehört in eine Petrefaktensammlung, aber nicht in das Reich der lebendigen Wesen. Darum vorwärts, nicht rückwärts geschaut! Zum Teufel mit der Vergangenheit, zum Himmel mit der Zukunft! „„Ich werde sein, der ich sein werde.““ „Ja wohl: ich werde sein was ich sein will, zu sein wünsche — dieser hoffnungsreiche Wunsch ist der einzige ewige Gott der Menschheit“, sagt p. 86 der neuesten Theogonie Verfasser.

Bruckberg, den 9. Febr. 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Man hat mir oft vorgeworfen, dass ich ein aphoristischer Schriftsteller sei, mag sein; aber ich bin wenigstens kein aphoristischer Mensch, Denker und Studirer. Im Gegentheil: ich treibe und studire Alles in absatzlosem, ununterbrochenem Zusammenhang; ich kann nichts Neues anfangen, als bis ich das Alte — wenn auch nur bis zu einer mir vorgesetzten Gränze — vollendet habe. Zu dieser Eigenschaft gesellt sich nun noch als Bundesgenossin die Einförmigkeit des Landlebens, das keinen Wechsel kennt als den des Wetters und der Jahreszeiten. Kein Wunder daher, dass ich so äusserst schwer zum Schreiben, namentlich aber zum Briefschreiben komme; denn was sind Briefe anders als aus dem Zusammhange des Lebens und Denkens herausgerissene Aphorismen? Nun giebt es freilich kein Leben, sei es auch ein noch so abgeschiedenes und uniformes, wo nicht der Mensch gewaltsam aus seinen Planen, Studien und Gedanken herausgerissen wird; aber diese Risse sind die unvermeidliche Folge von der Kette der Nothwendigkeit, die Eins mit dem Anderen verbindet, und mit der Nothwendigkeit kämpfen selbst nicht die Götter, wie viel weniger die Menschen. Und so ist denn auch bei mir eigentlich nur das Band der Nothwendigkeit das Band meiner Korrespondenzen. Ich schreibe nur, wo und wann ich schreiben muss. Daher habe ich auch Ihre früheren Briefe gleich beantwortet, weil hier Antwort Nothwendigkeit war, wenn auch nur moralische, nicht aber Ihren letzten, obgleich so innigen und anziehenden Brief, weil kein bestimmtes Objekt zur Antwort nöthigte.

Allerdings anerkenne und befolge ich, auch im Briefschreiben, die Empfindung als eine Nothwendigkeit, und diese drängte mich zur Beantwortung desselben; aber sie wurde durch eine stärkere Empfindung verdrängt. In derselben Woche nämlich, in welcher ich Ihren Brief erhalten, verlor ich durch den Tod meinen besten und ältesten Freund, den als Arzt, Naturforscher und Mensch gleich ausgezeichneten Dr. Heidenreich in Ansbach. Seit seinem Tode habe ich mich nur mit seinem Geiste, seinen medizinischen und naturwissenschaftlichen Schriften nebst den dazu erforderlichen Studien beschäftigt, und so über dem Todten die Lebendigen vergessen. Auch jetzt ergreife ich nur die Feder, um Ihnen zu sagen, warum ich so lange nicht geschrieben, warum ich so wenig schreibe, damit Sie meinem längern Stillschweigen nicht falsche Gründe unterlegen.

Hoffentlich treffen diese Zeilen Sie noch an Ort und Stelle. Wenn Sie mir wieder einmal schreiben, so bitte ich Sie nur schlecht und recht ohne weitere Prädikate auf der Adresse meinen Namen zu setzen.

Mit dem Wunsche, dass Ihre Plane und Entwürfe gedeihen mögen, Ihr L. F.

Bruckberg, den 26. März 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Ihr letzter Brief war Wasser auf meine Mühle, denn er dreht sich um einen Gegenstand, um den sich jetzt die gesammte Kleinwelt oder Kleinstadt der gegenwärtigen deutschen Philosophie (sit venia verbo) dreht; aber nicht wie diese philosophischen Petit-Maîtres, nämlich wie jenes bekannte „Thier auf dürrer Haide“, — sondern wie ein junges Pferd, das von der dürren Haide weg seine gesunden Glieder und Sinne der „schönen grünen Weide“ zustreckt. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie die Halbheit verwerfen, die das idealistische Genie Fichtes meistern und der Verirrung zeihen will. Die Kantische Philosophie führt mit unvermeidlicher Nothwendigkeit auf den Fichte'schen Idealismus oder — so sonderbar es auf den ersten Blick scheint, aber die Kantische Philosophie ist ein Widerspruch — auf den Sensualismus. Die erste Konsequenz gehört der Vergangenheit, der Historie an — aber die meisten Gelehrten und Philosophen haben nur vergangene Gedanken im Kopf —, die zweite Konsequenz gehört der Gegenwart und Zukunft an, wenn wir anders, wie wir nun einmal in allen Stücken gewohnt sind, an eine historische Erscheinung, die nicht nur aus der Tinte und Schule, woraus die gelehrten Schulmeister Alles erklären und ableiten, sondern auch aus der Natur, dem Leben, dem Blute stammende Entwickelung der Geister anknüpfen wollen. Und allerdings ist Kant vor Allen dieser Ehre würdig, denn Hegel und Schelling sind zuletzt doch nur mystifizirte, durch den Absolutismus der Idee des einseitigen Idealismus scheinbar entkleidete Kantianer. Ich nannte Ihren Brief aber auch desswegen Wasser auf meine Mühle, weil ich im Spätherbst des verflossenen Jahres selbst mit dem Gedanken einer Schrift über Kant mich beschäftigte und desswegen diese alte Bekanntschaft meiner Jugend und Mannheit erneuerte. Ich wurde aber in diesen Gedanken unterbrochen, theils durch den erwähnten Tod meines Freundes H., theils durch das Studium der neuesten physio-

logischen Werke über die Sinne. Ob ich von da wieder zu Kant zurückkehren werde — wahrlich ein grosser Rückschritt — steht noch dahin.

So sehr mich aber Ihr Brief interessirt und erfreut hat, so hätte ich doch beinahe wieder — aus den bekannten, obgleich noch lange nicht genug bekannten und entwickelten anti-epistolarischen Gründen — mit meiner Antwort den rechten Zeitpunkt versäumt und Sie von Berlin abreisen lassen, ohne Ihnen Glück auf Ihre Reise zu wünschen und als die wohl für beide Theile schicklichste und sicherste Zeit Ihrer Hierherkunft die Zeit Ihrer Rückkehr zu bestimmen. Doch alle Vorausbestimmungen aus weiter Ferne sind im menschlichen Leben gewagt und unsicher, namentlich für einen Reisenden wie Sie. Ich überlasse daher die näheren Bestimmungen Ihnen. Leben Sie wohl! L. Fb.

Bruckberg, den 4. Juni 1858.

Ihrem Wunsche gemäss, lieber Freund, melde ich Ihnen nach Hamburg, dass ich Sie um Mitte Juli — gleichgültig ob einige Tage früher oder später — hier erwarte. Ich habe zwar selbst, jedoch nur meiner Tochter zu Liebe, eine kleine Reise vor; aber ich werde sie entweder vor oder nach dieser Zeit machen. Wenn Sie von München aus ohne Umschweife hieher kommen wollen, so fahren Sie mit der Eisenbahn bis Gunzenhausen, von da mit der Post oder dem Omnibus bis Ansbach, von wo aus nur noch 3 Poststunden bis hieher sind. Ich bedauere nur, dass Sie nicht schon jetzt hieher kommen können, jetzt, wo die Blüthenfülle und das üppige Wiesengrün die Blössen des menschlichen Eigennutzes verdecken, die zur Zeit der Getreidereife so sehr in die Augen stechen. Doch mir und den Meinigen sind Sie jederzeit herzlich willkommen. L. Fb.

Bruckberg, den 30. Nov. 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Es ist bereits über ein Vierteljahr, dass Sie mir von Hamburg aus geschrieben, und gewiss werden Sie längst einer Antwort von mir mit Ungeduld entgegengesehen haben. Aber was für Sie spät und lange, ist für mich sehr früh und kurz; denn ich pflege Briefe, die nicht eine augenblicklich zu erledigende Angelegenheit betreffen, die nur einen geistigen Zusammenhang fortsetzen, nur ein Surrogat der Konver-

sation sein sollen, nur von Jahr zu Jahr oder höchstens von einer Jahreshälfte bis zur andern zu schreiben.

Ich bin nicht nur, wie ich Ihnen, glaube ich, schon schrieb, an ein ununterbrochenes und zusammenhängendes, sondern auch an ein zurückgezogenes Denken und Leben so sehr gewöhnt, dass mir der Aphorismus eines Briefs ausserordentlich schwer fällt. Meine Gesinnung ist zwar human und gesellig, aber meine Feder höchst widerspenstiger und ungeselliger Natur. Es gibt genug Leute, bei denen Lernen und Lehren, Empfinden und Sprechen, Denken und Schreiben identisch ist. Ich gehöre aber nicht zu diesen Glücklichen. Ich muss erst genöthigt oder in Affekt versetzt werden, um meiner Feder eine Zeile, meinem Munde ein Wort zu entlocken. Die alten Philosophen und Physiker hatten einen Horror vor dem Vacuum überhaupt, ich habe einen Horror vor dem leeren Papier. Schreiben ist wohl für den Leser ein Gewinn und Bedürfniss, aber für den Schreiber selbst ein Luxus und Verlust; denn was er schreibt, das weiss er ja schon, das hat er in sich selbst. „Kurz ist aber das Leben und lang die Kunst.“ Man kann daher nicht viel genug lernen, aber nicht wenig genug schreiben. So denke ich als Schriftsteller, so als Briefsteller. So müssen auch Sie von mir denken und nach diesen Gedanken Ihre Erwartungen einrichten, wenn es gleich an sich eine unbillige Forderung ist, dass Sie, ein junger Mann, mit mir, der ich den grössten und wichtigsten Theil des Lebens, den Sie erst vor sich haben, bereits hinter mir habe, dieselben rigorosen, kurzen, resignatorischen Gedanken haben sollen.

Allein ich verlange sie ja auch nur in Beziehung auf mich selbst. Vergessen Sie vor Allem nicht, um Ihre Erwartungen auf das Minimum herabzustimmen — ich selbst hätte eigentlich damit beginnen sollen —, dass ich ein Landmann bin, wenn auch nicht de jure, doch de facto, wenn auch nicht der Beschäftigung, aber doch dem Orte und status quo nach. Aber der Landmann bringt nur Früchte hervor, die langer Zeit zu ihrer Reife bedürfen. Auf und vom Lande kann man zur Noth wohl Bücher, aber keine Briefe schreiben. Zum Briefschreiben fehlt der Reiz des Wechsels der Novitäten und Animositäten des Stadtlebens. Die Städter machen sich gegenseitig Visiten in ihren Häusern — und was sind Briefe anders als schriftliche Visiten? — der Landmann aber hat sein Haus nur für sich selbst; was er für Andere ist und hervorbringt, was Andere interessirt von ihm zu wissen und zu haben,

das bringt er auf den öffentlichen Marktplatz. So ist es auch mit mir, nur dass mein Markt, den ich übrigens auch nur selten betrete, die Literatur ist. Weil ich nun aber doch, im Widerspruch mit meiner Denk- und Lebensweise, eine Visite Ihnen abstatte, so sei auch Einiges erwähnt, was zu einer solchen sich eignet. Seit Sie von hier fort sind, bin ich nirgends hingekommen als zweimal nach Nürnberg, einmal Geschäfte halber, das andere Mal, um mit meiner Frau und Tochter einer hochgeschätzten Freundin und ihrer Tochter, die aus Amerika zum Wiedersehen ihrer leidenden Mutter herübergekommen war, einen Besuch zu machen. Das war im August, und im nächsten Monat darauf, am 13. September, ist auf ihrer Rückkehr nach Amerika diese liebenswürdige junge Freundin nebst ihrem reizenden 5 jährigen Kinde bei dem verhängnissvollen Brande der Austria — man weiss es nicht — vom Feuer verzehrt oder vom Meere verschlungen worden. Wenige Wochen nach der Kunde von diesem Ereigniss folgte die unglückliche Mutter — eine nicht nur persönliche, sondern auch geistige Freundin von mir — der unglücklichen Tochter und Enkelin ins Grab nach. Bei diesem Brande verunglückte auch noch ein anderer jüngerer Freund und Zuhörer von mir, der Dr. Friedländer, weiland Privatdozent in Heidelberg. Dieses schreckliche Ereigniss, so fern von hier vorgefallen, ist doch mir und den Meinigen so nahe, so zu Herzen gegangen, dass es jetzt noch alles Andere aus den Gedanken und aus der Feder mir verdrängt. Und so sei denn auch nur Dieses erwähnt! Leben Sie wohl! Und schreiben Sie mir von Ihrem Leben, Ihren Beschäftigungen, Ihren Planen und Aussichten für die Zukunft. Ihr freundschaftlich ergebener L. F.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Freitag den 17. Dezemb. 1858.

Mehr denn einmal, *mein theuerer väterlicher Freund*, habe ich während der vier Monate meines Hierseins Ihnen schreiben wollen. Doch blieb es immer nur beim Gelüste, beim Vorsatz, der heute erst seine Erledigung findet, und zwar durch Ihr liebevolles Schreiben vom 30. November veranlasst, wofür ich hiemit meinen herzlichsten Dank abstatte.

Anfang September hier angekommen, widmete ich mich ganz Ihnen. Auf Ihre Anregung hin las ich *Knapp's* meisterhafte Rechtsphilosophie, sodann weihte ich mich mit neuer Liebe Ihren

Werken. Schon lange hatte ich mich auf die Wiederaufnahme dieses Studiums gefreut, jetzt eben bin ich bei Ihrem Bayle. Mitten in dieser Beschäftigung wurde mir durch die in No. 43 des „Jahrhunderts“ mitgetheilte Reiseskizze von Lüdeking unser erstes Zusammentreffen äusserst lebhaft ins Gedächtniss gerufen, so dass ich im Geiste meinen Besuch bei Ihnen wiederholte und somit Ihnen noch näher kam, als ich's überhaupt diese Zeit hindurch gewesen. — Mit nächstem Jahre denke ich eine gute Uebersicht der Naturwissenschaften zu gewinnen, von denen ich bisher nur genascht und genippt, obwohl auch diese erneute Bekanntschaft bei mir, als Mittel zur besseren Einsicht in Ihre Schriften, nur sekundäre Bedeutung hat...

Wir werden noch manchen Brief wechseln, ehe ich von Ansbach aus den anmuthigen Weg zu Ihrem gastlichen Hause wieder einschlagen kann. Hier liegt mir ob, den Doktorhut zu erwerben. Um diese geschmacklose Kopfbedeckung ist mir's wahrhaftig ebenso wenig, als um den abgeschmackten Titel zu thun. Doch heischen das meine Verhältnisse, denen ein abhängiger Mensch wie ich Rechnung tragen muss. Zu meinem Spezimen habe ich mich noch nicht entschlossen, natürlich muss es aber so neutral im Wesen, als mässig im Umfange sein, und wird wahrscheinlich z. B. Börne's Aussagen über und gegen Göthe betreffen; doch habe ich, wie gesagt, noch keinen festen Entschluss gefasst, obwohl es mein nächstes Ziel angeht.

Behalten Sie lieb Ihren Wilhelm Bolin.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Mittwoch den 30. März 1859.

Mein lieber, hochgeehrter Freund! Als ich Ihnen im vorigen Dezember auf Ihr freundliches Letztes dankend antwortete, äusserte ich vielleicht, dass ich abermals von Schopenhauer Notiz genommen, eigentlich nur, um dem Manne gerecht zu werden. An der Quelle selbst zu schöpfen, gebrach es mir an Zeit; ich begnügte mich daher mit Frauenstädt's begeisterter Darstellung. So klar mir diese originelle Anschauung ward, so bin ich doch nicht bekehrt, und werde mich an die Schriften des Meisters selbst erst dann wagen, wenn ich überhaupt einsehe, dass ich mehr zum Philosophen, als zum Dichter tauge; — denn natürlich gehe ich in dieses „Theben mit hundert Thoren“ (wie er seine Philosophie

nennt) mit eben den Absichten hinein, wie des Odysseus Holzpferd nach Ilion.

Mit ganzem Herzen stimme ich Ihrer Aussage über Schopenhauer bei: er ist ein ganzer, gesunder, kräftiger Denker, „ein frischer Quell“, wie Sie ihn nannten. Aber was soll uns der Buddhismus, was der erneute Zwiespalt von Erkenntniss (Vorstellung) und Ding an sich (Willen)? Unwillkürlich treibt es mich zum Protest, namentlich gegen die nur theilweise Anerkennung von Raum, Zeit, Kausalität, Geschichte u. s. f. Ich würde mir die Sache überaus leicht machen, wenn ich es hier nicht mit einem ehrlichen Denker zu thun hätte, der keine feigen Konzessionen macht, sondern für die Wissenschaft und aus Liebe zu ihr forscht und wirkt. Mit seinem Buddhismus halte ich ihn für den mit Fichte und Schelling auf gleicher Stufe stehenden wissenschaftlichen Interpreten der romantischen Schule. Dieser war das Mittelalter nicht gemüthlich genug, und so begab sie sich in den Orient. Da und nur so kann ich mir Schopenhauers geschichtlichen Zusammenhang mit seiner Zeit und Bildung denken, und so rächt sich denn auch an ihm der von ihm verläugnete, zum blossen Hirngespinnst herabgewürdigte Zusatz von Raum und Zeit. Und nun bin ich beim Nervus meines Schreibens: ich möchte Ihnen meine Bedenken gegen Schopenhauer's und Kant's Beweise, dass Raum und Zeit nur unserer Erkenntnissweise zukommen, zur geneigten Begutachtung vorlegen.

Die theologisirenden Denksünden unserer Vorfahren werden an den Nachkommen schwer heimgesucht. Gewohnt, eine andere Welt, ein Etwas über der zudringlichen sinnlichen Realität zu denken, kann man, auch als entschiedener Atheist, wie Schopenhauer, die Spuren dieser verkehrten Denkweise nicht los werden, und konstruirt sich eine transzendentale Welt oder auch nur ein solches Prinzip. Ich kann mir und ihm nicht helfen und muss den Willen für das seiner Persönlichkeit beraubte, naturalisirte, kosmologisirte Ich des von Schopenhauer verspotteten Fichte erklären.*) Auch er ist ein Kantianer, auch er arbeitet mit vergangenen Gedanken. Wohl aber bildet er durch seine genaue Stellung zur Natur den Uebergang von Kant zu Ihnen, wohin auch die anderen Verzweigungen der Philosophie führen, die Ihnen durch die Geschichte nahestehen. Aber sie bleiben Kantianer, weil undankbar gegen

*) Vortrefflich, ist bereits nachgewiesen worden und soll abermals zur Geltung gebracht werden. D. H.

die Sinne. Im Schopenhauer kommt die ganze sinnliche Wirklichkeit auf dem Wege der reinsten Erfahrung zur Geltung; aber dennoch ist sie ihm nicht Realität, welche er nur dem dahinter spukenden Ding an sich = Willen vindizirt. Der ganze Idealismus von Cartesius bis auf unsere Tage scheint mir als positives Resultat den Beweis zu liefern, dass wir, um über die Welt zu denken, sehr gut ohne Aristoteles und den lieben Gott fertig werden können. Indem man erklärt, die äussere Welt sei nur Produkt der Sinne, erklärt man indirekt, dass nur die Sinne uns die äussere Welt zugänglich machen.

In einem Ihrer früheren Briefe bezeichneten Sie den Uebergang von Kant zu Fichte u. s. w. als historisch und gewesen; den Weg von Kant zum Sensualismus als Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Sollte dieser Uebergang einfach in der Gewissheit beruhen, dass die uns durch Erfahrung offen liegende Welt, die sinnliche Natur selbst, das Ding an sich sei? Während dieses bei Kant unerforschlich blieb, wird es in Schopenhauer's Willen eine materielle, wenigstens durchaus empirische Empfindung und sinnliche Wahrnehmung. Jedenfalls muss dieser Wille — Ding an sich — die Form der Vorstellung annehmen,*) in die Erscheinungswelt sich herablassen, um sich als seiend zu behaupten und zum Selbstbewusstsein zu gelangen. Wenn ich mir diesen Zwiespalt genau betrachte, so erscheint mir das mysteriöse, undefinirbare Ding an sich als die letzte theologisirende Täuschung des Denkens. Der Kantianismus sei denn der Erlöser, der die Erbsünde auf sich genommen — trotzdem verdanken wir ihm die wiederhergestellte reine Erfahrung .... Wilhelm B.

Feuerbach an W. Bolin.

Bruckberg, den 13. Juni 1859.

Mein lieber Herr Bolin. — Es sind diese Zeilen vielleicht die letzten, die Sie von mir erhalten. Sie wissen, ich bin kein Misanthrop, aber ein Misograph. Il est nécessaire de penser, aber es ist nicht nothwendig, nein, es ist überflüssig zu schreiben, insbesondere Briefe zu schreiben, namentlich wenn man ein Denker ist, und noch dazu seine wesentlichen Gedanken, die man der Menschheit schildert, bereits ausgesprochen hat. Die Welt hat mich eben so

*) Hat ihm schon! D. H.

wohl als Mensch von frühester Jugend an, wie als Schriftsteller von den ersten Zeilen an, die von der Zensur gestrichen oder, bereits gedruckt, konfiszirt wurden, nur auf mich selbst zurückgewiesen, meinem von Hause aus freien und rücksichtslosen Geiste widernatürliche Schranken auferlegt und dadurch mich zu einem epistolarischen und literarischen Pessimisten gemacht. In diesem Jahre habe ich noch dazu in Folge meines unseligen Zusammenhanges mit der hiesigen Fabrik, auf der, wie das Volk sagt, ein markgräflicher Fluch, in Wirklichkeit ein romanhaftes Unglück lastet, so viel Trauriges und Störendes, ja meine ganze materielle und geistige Existenz Gefährdendes erlebt, dass mein Hang und Wunsch nur noch gnostische Σιγή ist. Wie passt aber zu solcher Stimmung der thé-dansant eines Briefwechsels? — Doch ich bin, sage ich mir selbst opponirend, nicht Orientalist, sondern Germanist, nicht Spiritualist, sondern Sensualist, und der Sensualist hat nicht nur Nerven zum Empfinden und Leiden, sondern auch Nerven zur Bewegung und Muskeln zur Thatkraft, zur Ueberwindung niederbeugender Lasten. Im Bewusstsein und Besitze dieser Widerstandskräfte habe ich denn auch trotz und mitten in den traurigen Erlebnissen und erschütternden politischen Ereignissen dieses Jahres die Vorbereitungen und Anfänge zu einer neuen schriftstellerischen Arbeit getroffen, desswegen auch diese Zeilen an Sie nicht als mein kategorisches, sondern nur als mein mögliches Ultimatumbezeichnet.

Dem was Sie in Ihrem Brief über Raum und Zeit sagen, stimme ich vollkommmen bei. Mir sind übrigens die philosophischen Vexirfragen über Raum und Zeit so in abstracto betrachtet, wie von Kant und anderen, todtzuwider, — todtzuwider meinem realistischen Sinn, statt vom Räumlichsein des Menschen seine Vorstellung oder Anschauung, umgekehrt von dieser jenes abzuleiten. Aber das ist eben das πρῶτον ψεῦδος der modernen Philosophie, dass sie beim Bewusstsein das Wissen allein hervorhebt und zum Primitiven macht, das Sein zum Abgeleiteten, oder gar wie Cartesius mit dem Denken und Wissen für ein und dasselbe hält, als wäre nicht das Denken eben die Thätigkeit eines seienden, eines lebendigen, eines individuell sinnlichen Wesens. Doch ich bestätige, was ich im Briefeingang gesagt. Wie überflüssig ist es in einem Brief, d. h. im Stillen, zu sagen, was man schon laut und öffentlich gedacht und gesagt hat!

Von Schopenhauer habe ich seitdem weiter nichts gelesen als ein paar Sätze, die in einem Schriftchen über Goethes Faust von ihm

angeführt wurden, die mich aber gar nicht für ihn einnahmen, die vollkommen bestätigen, was Sie von ihm urtheilen, die ganz orientalischen oder vielmehr mönchischen Geist athmen. Sie handelten von der Geschlechtsliebe, der Menschenzeugung, der poenit. prim. coitus. Aber er hat über dieser mönchischen Pönitenz des alten, baroken, eben so freigeistischen wie superstitiösen Plinius, von dem er diesen Satz zur Bestätigung seiner Ansicht anführt, vergessen den andern, ich glaube aristotelischen Satz: omne animal post coitum triste, — ein Satz, der ihm eine physiologische, sehr natürliche Erklärung von der Stimmung des Menschen nach dem Begattungsakt an die Hand gegeben hätte. Fürwahr eine traurige Philosophie, für welche die Schöpfung des Menschen keine Ursache der Lust und Freude, sondern der Reue und Trauer ist. Uebrigens ist Niemand mehr als ich davon entfernt, die unendliche Misère des menschlichen Lebens zu verkennen und die Wahrheit der poenitentia coitus in unzähligen Fällen zu läugnen. — Ich glaube, dass in unserer Zeit der Weltgeist nicht auf Seiten der Poësie, sondern der Philosophie, versteht sich der empirischen, naturwissenschaftlichen steht, und dass das Individuum sich darnach zu richten und zu bilden hat. Die Meinigen, die wie ich wohl sind, denken Ihrer freundlichst. Leben Sie wohl! L. Fb.

Feuerbach an Gymnasialdirektor Dr. Fr. Kapp (Vater).

Bruckberg, den 24. Okt. 1857.

Verehrter Freund! Ὦ μοι ἐγὼ δειλός! Wie gross ist bei mir die Kluft zwischen Denken und Schreiben! Schwieriger als Odysseus seinen Leib aus der Meerfluth ans Land, bringe ich aus dem Innern meine Gedanken aufs Papier. Wie oft und wie innig habe ich seit meiner Rückkunft von Hamm an Dich, an Ida und Deine Enkel gedacht! Wie treu jeden Zug Deiner aufopfernden, liebenswürdigen Gastfreundlichkeit, jedes interessante Gespräch, jede Spazierfahrt, jedes Glas köstlichen Weines in dankbarer Erinnerung mir vergegenwärtigt! Und wie ausführlich diese Erinnerung in Worte gefasst! Aber leider! immer nur in meinem Kopfe, nur immer in mir, für mich selbst, nicht für Dich. Und doch ist es mit den Gedanken, namentlich brieflichen, wie mit gewissen Speisen; sie müssen, wenn sie nicht ihren Werth und Geschmack verlieren sollen, auf der Stelle gegessen werden, d. h. an den Ort ihrer Bestimmung kommen, so wie sie an dem Ort ihrer Zubereitung fertig sind.

Dies gilt auch von den Briefen, die ich Dir längst in Gedanken geschrieben, und zwar um so mehr, als die angenehmen Eindrücke gänzlich verdrängt worden sind durch die letzten traurigen Nachrichten aus Hamm, so dass ich jetzt die Feder ergreife, um statt freudigen Dankes nur mein tiefstes. Bedauern über den jammervollen Zustand Deines verehrten Schwiegersohnes auszudrücken und Dir so zu bezeugen, dass ich nicht nur im Guten und Angenehmen Dein mitgeniessender, sondern auch im Schlimmen und Traurigen bin Dein mitleidender Freund L. Feuerbach.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 20. Okt. 1859.

Lieber Kapp! ... Für jetzt nur ein Wort, nicht ein Werk herzlichen Dankes für Deinen vortrefflichen Steuben! Ich habe zwar bis jetzt nur die ersten und letzten Kapitel gelesen, aber doch genug gelesen, um zu erkennen, dass Du Deinen Helden nicht als Genre-, sondern als Historienmaler aufgefasst und dargestellt, dass Du Deinen Gegenstand mit eben so grosser sachlicher Gründlichkeit und Objektivität, als stylistischer Angemessenheit behandelt hast. Es ist ein grosses, ein, wie die Zukunft beweisen wird, geschichtliches Verdienst von Dir, dass Du den hochmüthigen Amerikanern auf eine so würdige Weise die Verdienste der Deutschen um ihre Unabhängigkeit zu Verstand und Gemüthe bringst, und so ihnen Respekt vor ihren ältern Brüdern einflössest — eine Wirkung, die, wenn sie auch nicht bis zum amerikanischen Pöbel unmittelbar durchdringt, doch nicht verfehlen wird, indirekt wohlthätigere Folgen zu haben für die deutschen Auswanderer, als etwaige Massregeln vorsorglicher und vormäuliger Regierungen ......

Die Fabrik fällt in die Hände ihrer Gläubiger, und zwar ihres schlimmsten Gläubigers, eines 85jährigen — Ehrenmannes, der seit 40 Jahren durch einen, meinem längst verstorbenen Schwiegervater in einer schwachen Stunde abgelockten, objektiv gänzlich unberechtigten Leibrentenvertrag der Fabrik allen Nahrungsstoff ausgesogen hat, und nun, nachdem er sie zu Tode gehungert, die Wuth seiner Habsucht an den von diesem Todesfall Betroffenen auslässt. Und so bin denn auch ich, dessen Frau schon seit 1848 nicht einmal die Zinsen von ihrem mütterlichen Voraus bezogen, der ich selbst nie etwas von der Fabrik genossen, ja sie durch bedeutende Geldvorschüsse, die nun auch alle zum Teufel sind, unterstützt habe,

in die Noth und Schmach eines Banquerottes hineingezogen. Ob dieser Nürnberger Shylock an mich und meine Sachen sich halten kann, darüber sprechen sich die Juristen widersprechend aus. Ich kann es mit meinen Rechtsbegriffen nicht zusammenreimen, denn ich gehöre zu den Erben des Präs. v. Feuerbach, nicht zu den Erben Löw's, auf deren Immobilien und Mobilien er rechtlich Ansprüche machen kann. Sollte aber die schmutzigste und rechtloseste Habsucht so viel Recht haben, auch mein vom Vater ererbtes, grösstentheils aber selbsterworbenes Eigenthum anzugreifen, so appellire ich an die Oeffentlichkeit, so mache ich in einer eigenen Schrift rücksichtslos diese unheilvolle Geschichte bekannt, und will dann sehen wer Recht hat, ob ich, der Vertreter der Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, oder die Rechtsanwälte der Hab- und Selbstsucht . . . . . .

Was die deutsche Politik betrifft, so heisst es hier bekanntlich: quot capita, tot sensus. Und doch wird Deutschland nie unter Einen Hut kommen, kommt es nicht unter Einen Kopf — aber wohl nie unter Einen Kopf kommen, als bis Einer das Herz hat, mit dem Schwert in der Hand zu behaupten: Ich bin das Haupt Deutschlands! Aber wo ist dieser Bund von Herz und Kopf? Preussen hat wohl den Kopf, aber nicht das Herz; Oesterreich wohl das Herz, aber nicht den Kopf . . .

Dein Freund L. Feuerbach.

Feuerbach an Direktor Kapp (Vater).

Bruckberg, den 3. Nov. 1859.

Verehrter Freund! Längst habe ich Dir geschrieben, aber leider nur im Kopf, nicht mit der Hand, die doch das einzige Organ ist, womit der Kopf sich in die Ferne erstreckt. Es ist diese österreichische Langsamkeit der Hand in diesem Falle um so unverzeihlicher, als Du meinem Kopfe die Ehre eines geistigen Marschall Vorwärts angethan, und so den mächtigsten Hebel im Menschen, den Egoismus, in Bewegung gesetzt hast. Und zwar nicht den schlechten, verwerflichen, sondern den nothwendigen, gerechtfertigten Egoismus; denn wer sollte nicht berechtigt sein sich zu freuen, wenn er, bisher entweder gänzlich ignorirt, oder, was noch schlimmer ist, verurtheilt vom Unverstand oder Uebelwollen, endlich das Urtheil eines Kenners vernimmt? Und das ist Dein Urtheil über meine Theogonie

Die Bedeutung zwar, die Du mir auf Grund dieser Schrift im Verhältniss zu Andern gibst, lasse ich dahin gestellt, weil ich nicht gewohnt bin, mich mit Andern zu vergleichen, also hierüber kein Urtheil habe, wenigstens kein solches, welches im eigenen Ego das Wort des Alter ego bestätigt findet. Aber was Du über die Bedeutung meiner Schrift im Verhältniss zu meinen frühern Schriften, namentlich zum Wesen des Christenthums, über ihren Unterschied, ihren Vorzug vor demselben aussagst, das nehme ich mit Freuden und ohne Beschränkungen an und auf; denn es fällt hier das Urtheil des Selbstbewusstseins, der eigenen kritischen Selbsterkenntniss, mit Deinem Urtheil zusammen. Meine Theogonie verhält sich zum W. d. Chr., wie der Mann zum Jüngling, der Meister zum Schüler, wie das: Es ist Tag, zu dem: Es wird Tag, wie die faktische Gewissheit und Abgemachtheit (s. v. v.) der Poesie zur Beweisvermittlung der Philosophie.

Und doch versetzen die Leute, selbst angebliche Freunde, wie z. B. Ruge in seinen mich gänzlich verkennenden Briefen im Prutz'schen Museum, diese Schrift zurück auf den Standpunkt von 1841, erblicken in ihr nichts als „Variationen eines im W. d. Chr. abgedroschenen Thema's". Wie kann man aber auch diese Schrift beurtheilen, wenn man von den Quellen absieht, woraus sie geschöpft ist, und nicht wie Du mit den gehörigen Sach- und Fachkenntnissen ausgestattet ist! ....

Lebe wohl! Dein ergebener Freund L. Feuerbach.

Moleschott an Feuerbach.*)

Mainz, den 30. März 1850.

Hochgeehrter Herr! Sie werden in diesen Tagen durch meinen Verleger, Herrn Enke in Erlangen, ein Exemplar meiner „Lehre der Nahrungsmittel, für das Volk" erhalten oder erhalten haben. Wenn ich diese Gelegenheit benutze, um daran meinen aufrichtigen, hochachtungsvollen Gruss zu knüpfen, so geschieht es nicht, um mein Büchelchen zu bevorworten. Denn ich bin ehrlich genug, Ihnen die Hoffnung auszusprechen, dass Sie meine Schrift als eine von den Blüthen werden gelten lassen, in denen sich die alle neuere Wissenschaft drängende, schwellende Knospe

*) Die folgenden kerngediegenen und eben so herzinnigen Briefe Moleschotts werden dem Leser eine ganz besondere Freude bereiten.

Ihres Prinzips entfaltet. Und ich schmeichle mir, einen praktischen Griff gethan zu haben, indem ich dazu einen Gegenstand benutzte, der so vielfach und innig mit den mächtigsten Interessen der Zeit verwebt ist.

Ihren umfassenden Arbeiten gegenüber kann ich es nicht wagen, mich mit der Bitte um eine Rezension an Sie zu wenden. Dessenungeachtet erlaube ich mir auszusprechen, wie unendlich es mich freuen würde, wenn Sie Lust und Gelegenheit finden sollten, das Verhältniss meiner Arbeit zu den allgemeinen ethischen Fragen öffentlich zu besprechen. Die negative Kritik, die in Ihrem Wesen des Christenthums so gewaltig Bahn gebrochen hat, wird erst dann ihre allgemeine Anerkennung finden, wenn an die Stelle der veralteten Satzungen ein positives Wissen getreten ist, das, wie alles wahre Wissen, zugleich frei macht und den Forderungen des Gefühles genügt. Ich hoffe dazu durch meine Darstellung einen kleinen Beitrag geliefert zu haben, den ich als einen ersten kleineren Versuch zur Anthropologie überhaupt betrachtet wissen möchte. Gerade desshalb schien mir das Vehikel so passend, weil es mir möglich macht, die kitzlichsten Fragen so organisch mit täglichen Bedürfnissen zu verbinden, dass man mich beim ersten Male wenigstens unbefangen lesen wird.

Genehmigen Sie die herzliche und aufrichtige Versicherung der vollkommensten Hochachtung und freundschaftlichen Gesinnung Ihres ergebensten Jak. Moleschott.

P. S. Ich schreibe aus Mainz, wo ich bei meinem Schwiegervater, Dr. Strecker, die Ferien zubringe. Am 10. April kehre ich nach Heidelberg zurück.

Heidelberg, den 11. November 1850.

Mein lieber, hochverehrter Freund! — Denn, wie kann ich Sie noch anders nennen, seitdem mir Freund Hettner in Gegenwart unserer Frauen Ihren Aufsatz: „Die Revolution und die Naturwissenschaften“ vorgelesen hat? Glauben Sie aber nicht, dass dieser Aufsatz in meiner Brust das Freundschaftsgefühl erst erweckt hat. Das Gefühl erfüllte mich schon, als ich kaum die Schule verlassen, gepflegt von meinem Vater und Moritz Fleischer in Cleve, den Sie aus den „Hallischen Jahrbüchern“ kennen — unbedingt einem Ihrer wärmsten Verehrer. Als mir die Sehnsucht vieler Jahre endlich befriedigt wurde, als ich Sie zum ersten Male im Kapp'schen Garten von Angesicht zu Angesicht sah, da kannten Sie mich noch

nicht. Ich traf Sie das erste Mal gerade nicht in gesprächiger Laune und hatte zu viel Ehrfurcht vor dem Manne, der die alte Welt, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reichende, vernichtet, um mich mit vorlauter Begeisterung hinanzudrängen. Nachher sah ich Sie selten. Mein Handbuch der Diätetik sperrte mich in mein Zimmer, und wenn ich mich erholen wollte, eilte ich nach Mainz zu meiner Braut, bei der ich Ihnen nicht untreu zu werden brauchte. Und dennoch blieb der Augenblick nicht aus, in dem auch Sie meine Verwandtschaft mit Ihnen fühlten. Ihnen ist er vielleicht entschwunden — mir musste er unendlich viel wichtiger, er wird mir ewig unvergesslich sein. Es war an einem Abende bei Kapp. Beim Nachtessen sass ich Ihnen gegenüber und hatte lange — indem ich andere Gespräche führen musste, — mit halbem Ohre Ihrer Disputation mit Ihrem Nachbar, dem Studiosus Hirsch, gelauscht. Hirsch machte Ihnen physiologische Einwürfe, — es waren Fetzen aus Henle's Anthropologie. Henle, ein umgekehrter Ketzer, läugnet den grössten Gedanken, den wir bisher aus unserem positiven Wissen abstrahiren können — er läugnet, dass die Funktion wie die Form unabänderlich bedingt werde durch die Mischung. „Die Knochenzähne der Raubthiere und die Hornbarten des Wallfisches hätten ja beide die Aufgabe, die Speisen zu zerkleinern.“!!! Was Wunder, dass ein trotzdem so geistreicher Führer den begabten Jüngling irregeleitet und diesen zu der Meinung verführt hatte, er könne Ihnen einige materielle Thatsachen entgegenhalten. Ich zeigte dem Hirsch, wie er die Thatsachen zum Theil vereinzelt, zum Theil in falschem Zusammenhange aufgefasst habe. — Den anderen Tag sagten Sie der Johanna Kapp, Sie müssten mich besuchen und mich öfters sehen. Leider reiste ich wenige Tage später ab, und ich bin darum gekommen.

Ist es nicht, als hätten Sie mich dafür entschädigen wollen, dass ich es aus ihrem Munde nicht mehr hören konnte, wie auch Sie mich als Ihren Freund anerkennen? Ich weiss es, Sie erwarten keinen gewöhnlichen Dank von mir. Aber Sie wissen, wie Alles in mir jauchzt, dass Sie das Beste, was ich geben kann, in dieser Weise gelten lassen. Sie wissen, wie es mich erheben und begeistern muss, mich so verstanden zu fühlen; denn ich bin unbefangen genug, mit stolzem Bewusstsein zu gestehen, dass ich weiss, wie Sie Aehnliches fühlten, als Sie mein Buch zum ersten Male gelesen. Ohne dieses Bewusstsein gäbe es ja keine siegende Produktivität. Sie haben mir in Ihrem Aufsatze, den Hettner wie ich

zu Ihren charakteristischsten Arbeiten zählen, einen Zauberspiegel vorgehalten, der alle Strahlen, welche ich zu einem Büschel vereinigt hatte, noch tausendfach konzentrirt. Bisher war mein Buch wiederholt von praktischer Seite besprochen — die Würdigung der inneren Tendenz konnte ich nur bei Ihnen finden. Sie kennen aus eigenen Studien die Naturgesetze und die Philosophie — und gewiss hat Niemand auch mit so vielem historischen Rechte den ganzen spekulativ-dogmatischen Plunder von sich geworfen, um es mit lauter Stimme zu verkünden, dass die einzigen Ideen Naturgesetze sind. Und unsere Natur besteht nicht aus Gemälden, Bäumen, Menschen, Sternen — sie ist die Welt.

Auch Humboldt und die Fanny Lewald schrieben mir entzückt über das Buch — allein das weiss ich, einen zweiten Leser wie Sie kann ich nicht finden. Die Stellen, die Sie aus meinem Buche hervorgehoben, sind gerade Diejenigen, welche ich Freunden speziell bezeichne, bei denen ich mir eine solche Führung erlauben kann. Kurz, ich habe das Beste erreicht, was ich erreichen konnte, den Beifall des Mannes, der uns die Bahn geebnet hat, um in der Naturwissenschaft die Menschwerdung der Philosophie zu bewirken. Sie haben zuerst das knechtische Verhältniss aufgehoben, in dem man die Empirie an das zweifelhafte Licht einer spekulativen Philosophie hinanhielt. Sie haben es zuerst verkündet, dass die begriffene Natur Eins ist mit dem Reiche der Ideen — Sie haben nicht bloss den theologischen — Sie haben auch den philosophischen, den wissenschaftlichen, kurz allen Dogmatismus vernichtet.

Die Naturwissenschaft umfasst für uns auch die Aesthetik. Das wahre Kunstwerk gehorcht denselben Gesetzen innerer Naturnothwendigkeit, wie jede Naturerscheinung. Darum enthält auch unsere Naturwissenschaft die höchste und reinste Moral. Sie schafft nicht nur den freien, den sittlichen, sie schafft auch den schönen Menschen. Ihre Frucht ist die vollendete *καλοκ'αγαθία*.

Ich hielt es bewusst für meine Aufgabe, ein Werk zu liefern, in welchem das Naturgesetz als Idee, als sittliche Bestimmung, als höchste Bedingung der Schönheit erschiene. Sie erklären mit der genialsten Kühnheit meinen Versuch für gelungen — ich habe mein höchstes Ziel erreicht.

Jetzt darf ich Ihnen im Geiste die Hand drücken, lieber, verehrter Feuerbach, — ich weiss jetzt, Sie erkennen mich als Ihren in begeisterter Hochachtung ergebenen Freund Jak. Moleschott.

P. S. Hettner grüsst Sie herzlichst. Er versprach mir, mir durch Brockhaus ein paar Abdrücke von Ihrem Aufsatze zu verschaffen. Ich wünsche vor allen Dingen, dass mein Vater Ihren Aufsatz liest, da in Holland die „Blätter f. litt. Unt." nicht aufzutreiben sind. Es ist sehr anzuerkennen, dass Brockhaus den Aufsatz gedruckt hat. J. M.

Heidelberg, im Juni 1852.

Hochgeehrter Freund! Endlich bin ich so glücklich, Ihnen meine Arbeit vorlegen zu können, in der ich den Kreislauf des Lebens mit allen seinen Folgen, Gedanken und Willensäusserungen auf naturwissenschaftlichem Boden, für Alle verständlich, zu schildern versucht. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss wird Ihnen zeigen, wie tief ich mich in ein Feld hineingewagt habe, das eigentlich erst durch Ihre Kritik urbar wird.

Ich bitte Sie nicht um eine Anzeige meines Buches. Sollten Sie sich jedoch angeregt fühlen, irgendwo ein öffentliches Wort darüber zu sagen, so bitte ich, mir das Organ, welches Sie dazu wählen, zu bezeichnen, damit ich die Anerbietungen minder Befugter mit der Hinweisung auf das von Ihnen zu Erwartende beantworten kann. An stürmischem Tadel wird es nicht fehlen, und Herr Rudolf Wagner nebst Freunden haben dafür gesorgt, dass mich beim Schreiben der Gedanke nicht verliess, dass Lautreden noththut. Ihr herzlich ergebener Jak. Moleschott.

Heidelberg, den 12. Juli 1852.

Mein lieber, innig hochverehrter Freund! Seit einigen Tagen habe ich Ihr werthvolles, Ihr herrliches Geschenk bis zu Ende genossen, und ich passte nur auf diese Stunde, um Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen.

Ich danke zunächst im Namen des Herzens. Denn wahrlich, es war mir eine Herzensfreude, einen so tiefen Blick werfen zu dürfen in die gemüthlichen Ursachen so gewaltiger geistiger Bewegungen. In diesem Sinne habe ich von den Briefen Ihres vortrefflichen Vaters einen Eindruck genommen, der mir für's Leben bleiben wird, und Sie, mein verehrtester Freund, haben diesem Eindruck durch Ihr Vorwort mit seiner tiefen Wärme und seiner körnigen Schlagfertigkeit einen Grundstein gelegt, der sich selbst zu einem logischen Denkmal erhebt.

Nun aber habe ich Ihnen auch im Namen des Kopfes eine Klarheit zu verdanken über Dinge, die bei mir noch im allertiefsten Dunkel verhüllt lagen. Die Memoiren und Vorträge sind, wie immer die Arbeiten eines genialen Kopfes, eines ganzen Mannes, durch die unwiderstehliche Deutlichkeit ausgezeichnet, durch welche sie ungesucht den höchsten Grad von Popularität gewinnen. Ich finde in dem Nachlasse Ihres Vaters alle Materialien zu einer vortrefflichen Rechtslehre für das Volk. Daher verdanke ich Ihrer freundlichen Vermittlung die ersten Aufschlüsse über das konkrete Wesen des Rechtes, über die eigenthümlich neuen Gedanken des Code Napoléon, über den Unterschied zwischen Recht und Zucht, über das eigentliche Wesen der Polizei — wo sollte ich aufhören?

Zu allem diesem habe ich in dem Werke über Kaspar Hauser die wichtigsten Thatsachen gefunden, mit denen ich zu gehöriger Zeit zu wuchern hoffe, und die ich schon jetzt für meine anthropologischen Vorlesungen ausbeuten konnte. Ich kenne Niemanden, der wärmer als Sie die Freude des Lernens verherrlicht hätte. Niemand wird besser als Sie die herzinnige Freude würdigen können, welche Sie durch Ihr Geschenk bereitet haben Ihrem dankbaren Freunde Jak. Moleschott.

P. S. Ihre Sendung hat eine kleinere von mir gekreuzt. Mein Brief war längst vor Empfang Ihrer Gabe geschrieben. Leben Sie recht wohl. J. Moleschott.

Heidelberg, den 9. Oktober 1853.

Verehrtester Freund! Schon hundertmal habe ich Ihnen aus vollem Herzen gedankt für Ihr werthvolles Geschenk, das mich seitdem bereits so oft erbaut hat. Und ich entschuldige mich weiter nicht, dass ich diesem Dankgefühle nicht früher mit der Feder Worte lieh, weil meine Empfindungen und Gedanken Ihnen in diesem Punkte so bekannt sind, dass es keiner Worte bedarf. Nur das Eine kann ich nicht unterdrücken, dass es mich mit rührendem Stolze erfüllt, aus Ihrem Exemplare lernen zu dürfen, und ich spreche das mit freiem Gemüthe aus, weil ich mich fest darauf verlasse, dass Sie sich für den Augenblick keine Verlegenheit durch Ihre Freigebigkeit bereitet haben.

Mit grosser Freude haben wir in jüngster Zeit die Erscheinung des Nachlasses Ihres Bruders begrüsst. Ich habe sein Leben meiner Frau vorgelesen. So innig und vom reichsten Verständnisse milde begeistert, und so wahr zugleich, wird selten eine Frau das Leben

Ihres Mannes geschrieben haben oder schreiben. Wie schön ist die Stelle von der „trotzenden Kraft" und dem „begehrenden Selbstbewusstsein"! S. 2. In den Italienischen Briefen habe ich geschwelgt in der künstlerischen Fülle, mit der sich ein edles Gemüth entfaltet. Warum müssen wir Anderen von ihm so viel, und warum musste er selbst verhältnissmässig so wenig geniessen!

Ich habe die Ferien hier in gedeihlichem Fleisse verlebt, in der Mikroskopie viel Neues gelernt, über Menschenracen studirt, und mich in der Mathematik geübt. Wegen des letzteren Faches muss ich es oft beklagen, dass ich nicht in der Schule die Einsicht besass, die ich jetzt habe. Indess verzweifle ich nicht, wenn ich beharrlich fortfahre, das Ziel zu erreichen, das ich für unerlässlich halte. Ich muss aber mit den Stunden geizen.

Viel Freude macht mir meine Untersuchung über den Einfluss des Lichtes auf den thierischen Organismus, indem sich aus den jetzt vor mir liegenden Zahlen deutlich herausstellt, dass der Einfluss des Lichtes die Menge der ausgeschiedenen Kohlensäure vermehrt.

Wie gerne würde ich einmal in Ihre Werkstatt schauen. Aber auch daran verzweifle ich nicht, wenn auch die nächste Zeit dazu noch so wenig Aussicht bietet. Es werden sich doch einmal die Verhältnisse so gestalten lassen, dass ich eine freie Reise machen kann, und dann geht es auf einmal zu Ihnen, zu Hettner, zu meinem Schwager Ule, und meine Frau bringe ich dann mit, die sich gewiss mit der Ihrigen und Ihrer Tochter ebenso leicht verständigen wird, als sie sich mit Ihrem Wesen bereits verständigt hat.

Kennen Sie eine Familie Sattler auf der Mainburg bei Schweinfurt? Dort lebt eine Frau, die über 60 Jahre alt ist und selbst auf dem Krankenlager Trost aus Ihren Schriften schöpft. Eine solche Frau lässt auf ihren Mann schliessen. Mit herzlicher Verehrung Ihr Jak. Moleschott.

Mainz, den 19. März 1854.

Mein hochverehrter Freund! Seit vier Tagen bin ich mit Frau und Kindern in Mainz bei meinen Schwiegereltern, um mich von den übermässigen Anstrengungen des Semesters zu erholen. Jetzt endlich komme ich dazu, den in meinem Herzen niemals veraltenden und desshalb, wie ich hoffe, auch in Ihren Augen nicht verspäteten Dank für Ihr werthvolles Geschenk abzustatten.

Wenn ich Ihre Schriften lese und wieder lese, dann beherrscht mich auch der Gedanke, wie all' das philosophische Geschwätz der Nachkömmlinge einer durch Sie überwundenen Periode so jämmerlich ist, dass man gar keine Lanze mehr dagegen brechen mag. Was ich davon höre und sehe, nöthigt mir immer ein unbehagliches Achselzucken ab. Nach meiner Meinung kann es sich nur noch um geschichtliche Aufgaben handeln, wenn von reiner Philosophie die Rede ist. Am empfindlichsten entbehre ich eine vergleichende Geschichte der Religionen und Philosophien, die sich nicht blos in den Gränzen unserer Kultur bewegt, sondern die Entwicklung aller Racen umfasst. Eine solche Arbeit wird nothwendig gefordert durch den anthropologischen Standpunkt, auf den Sie unser Jahrhundert zu vollem Bewusstsein hingeführt haben. Hätten wir nur viele Reisende wie Georg Forster gehabt, die mit so viel Tiefe als Unbefangenheit das Menschliche, wie es sich in den allgemeinsten Anschauungen und doch so konkret entfaltet, aufzufassen vermochten; nachher würden die von Ihnen geöffneten Augen nicht fehlen, um in den reinen Baustoffen die gewaltige und doch so einfach fortschreitende Entwicklung zu erblicken, die wir jetzt nur ahnen können. Mir scheint es, dass die Anthropologie nicht zu ihrem Abschlusse gelangen wird, so lange nicht die vergleichende Religionsgeschichte, vergleichende Sprachwissenschaft, vergleichende Ethik u. s. f. uns von all' den engherzigen Vorstellungen befreien werden, in denen wir gefangen sind, wenn wir jenseits des Ganges, Aegyptens und des atlantischen Meeres keine geschichtlich merkwürdige Menschheit mehr sehen wollen. Wir brauchen aber wohl noch hundert Forster und hundert Röth, um dieses Ziel zu erreichen. Einstweilen bleibt es belohnend genug, die zerstreuten Thatsachen, die wir kennen, zu einem Bilde zu gestalten, dessen Züge für sich selbst sprechen. Ich bin dem Engländer Prichard zu dem wärmsten Dank verpflichtet für die nüchterne Zusammenstellung des Materials, aus dem sich schon so wichtige Gesetze herauslesen lassen. Allein zur Erkenntniss solcher Gesetze hat sich der rücksichtsvolle Engländer fast nie herausgearbeitet.

Wissen Sie, dass eine englische Uebersetzung Ihrer Werke angekündigt ist? Ich sah es neulich in der Westminster Review. Ich baue gute Hoffnungen darauf; denn ich weiss aus Erfahrung, dass es Engländer gibt, die Sie verstehen. — Auf Ihre neue Arbeit bin ich ausserordentlich gespannt, und ich hadere mit dem Schicksale, das mir nicht erlaubt, mit Ihnen mündlich zu verkehren. Ich

fürchte, das dauert so lange, bis meine Anthropologie in der Welt ist; dann muss es möglich gemacht werden, und ich trete dann gelehrig vor die Schranken Ihres Gerichtes. — Noch einmal sage ich Ihnen den herzlichsten Dank Ihres Moleschott.

Heidelberg, den 20. November 1854.

Mein hochverehrter Freund! Von ganzem Herzen freue ich mich, dass meine Arbeit über Forster mir eine bestimmte Veranlasssug gibt, Ihnen zu sagen, mit wie dankbarem Herzen ich Ihrer gedenke, und noch inniger würde ich mich freuen, wenn ich Sie dadurch bewegen könnte, mir wieder einmal Nachricht von Ihnen zu geben. Wenn Sie wüssten, wie jeder Strich Ihrer Feder, jeder Gedanke Ihres Hirns, jeder Schritt Ihres Lebens mich interessirt, dann würden Sie mich vielleicht etwas weniger karg halten.

Mir geht es gut, sehr gut. Zwar kann ich nicht leugnen, dass der Abschied von meiner Lehrthätigkeit und von einigen guten Schülern anfangs mit grosser Aufregung für mich verbunden war, da ich dem Lehren mit Leib und Seele anhing. Allein der Abschiedsschmerz wurde bald überwunden von der Freude über die Ablösung von einem so feigen, charakterlosen, geistesträgen Lehrkörper, wie sie jetzt an unseren Hochschulen ein im Zimmer eingesperrtes Pflanzenleben führen. Man kann aus einer solchen Scheidung nur geläutert hervorgehen. —

Ich werde vor der Hand hier bleiben, in meinem Laboratorium fortarbeiten, meine Untersuchungen veröffentlichen, meine Anthropologie schreiben, und vor allen Dingen viel zu lernen suchen. Bin ich in etwa drei Jahren mit meinen nächsten Aufgaben fertig, dann widme ich mich nicht mehr ausschliesslich der Wissenschaft, sondern dem werkthätigen Berufe des Arztes, den ich schon früher mit Liebe pflegte, vor Jahren aber aufgab, weil ich mich nicht genug erstarkt fühlte, um in beiden Richtungen selbständig zu arbeiten. Jetzt hoffe ich, es zwingen zu können, zumal in einer grossen Stadt. Gegen das Universitätsleben hatte ich schon lange einen grossen Ekel und für jetzt sogar einen unüberwindlichen. Ich bin indess durch Erfahrung genug gewitzigt, um zu wissen, dass man desshalb nicht gut für sich sagen kann, dass man nie wieder dazu zurückkehrt, und ich kann mir eine Umgestaltung unserer Hochschulen denken, nach der es wieder wünschenswerth wird, auch innerhalb der Marken des Staates ein Lehramt zu be-

kleiden. Jetzt preise ich mich glücklich, wie Sie, der charakterlosen Kaste nicht mehr anzugehören.

Die Darstellung meines Forster, desjenigen Schriftstellers, bei dem ich seit dem Jahre 1845 am meisten Anregung, Trost und Erbauung gesucht habe, bildete einen sehr wohlthätigen Uebergang zu meinem neuen Leben. Ich bin fest überzeugt, dass Sie meine Vorliebe für diesen Mann theilen. Ihr aufrichtiges Urtheil darüber, ob Sie finden, dass ich ihn richtig gefasst habe oder nicht, wird für mich den allerhöchsten Werth haben, das wissen Sie. Schreiben Sie mir's gelegentlich. Aber vor allen Dingen, liebster Freund, sagen Sie mir, wie Sie leben, was Sie arbeiten? — In herzlichster Verehrung Ihr getreuer Jak. Moleschott.

Zürich, den 27. Mai 1858.

Hochverehrter Freund! Durch allerlei Wechselfälle bin ich bis auf den heutigen Tag verhindert worden, Ihnen den Dank, den ich für Ihre „Theogonie“ im Herzen hege, auch schriftlich auszusprechen. Zunächst hielt mich sehr wider Willen eine Ueberlast der Arbeit davon ab, Ihr lehrreiches Buch zu studiren, und ich wollte nicht schreiben, bevor ich es durchgearbeitet hatte. Dann war ich lange im Zweifel, ob meine Zuschrift Sie auch wie bisher in Bruckberg finden würde. Mir wurde nämlich erzählt, dass Sie entschlossen seien, in New-York Ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Und als endlich, trotzdem meine Zweifel nicht beseitigt waren, die dritte Auflage meines „Kreislaufes“ auf dem Tische lag, um mit einigen Worten des Dankes an Sie abzugehen, hatte ich, in der Mitte des Herbstes vorigen Jahres, das Unglück, meinen innig verehrten Vater zu verlieren und in ihm den Freund und Führer meiner Jugend und meiner reiferen Jahre, der mir Ihr „Wesen des Christenthums“ zuerst in die Hand gegeben.

Dieser Schlag hat mich tief niedergebeugt; den ganzen Winter über war ich froh, wenn ich der vielen Arbeit gegenüber, die jeder Tag von mir verlangte, Widerstandskraft genug besass, um wenigstens in meinem Berufe keine Pflicht zu versäumen. Kurz, ich konnte durchaus keine Stimmung finden, um einen freundschaftlichen Brief zu schreiben. Wenn ich in dieser Abspannung und Niedergeschlagenheit, hochverehrter Freund und Lehrer, eine Nachlässigkeit gegen Sie beging, die oft meinem Herzen drückend war, so hoffe ich dadurch allein einigermassen Ihre Absolution verdient

zu haben, dass ich stets mit vollem Vertrauen auf Ihr menschliches Verzeihen rechnete.

Also mein Dank kommt spät, so spät, dass ich bekennen muss, nicht mehr unter dem frischen Eindrucke Ihres Buches zu stehen, zu spät, um Sie noch in der ersten Entbindungsfreude zu begrüssen. Allein es war mir eine erquickende und doch auch eine aufregende Arbeit, Ihr Werk zu studiren, und ich habe diessmal besonders viel für den täglichen Hausgebrauch in meinem geistigen Leben daraus gelernt. Ich habe meine rechte Freude daran, zu bedenken, wie unbequem dieses Buch Ihren Feinden sein muss, da Sie in so konkreter Weise und mit so fester Hand die Entwicklungsgeschichte ihrer heilig gehaltenen Wahnvorstellungen gezeichnet haben, und wenn mir auch der eine und der andere blasirte Freund Ihrer Richtung begegnet ist, der bei aller Anerkennung Ihres Buches meinte, auf diesem Felde kenne er Sie schon, so bin ich doch fest überzeugt, dass Sie mit dieser konkreten Ausbildung und ins Einzelne gehenden Durchführung Ihrer Anschauung einen praktischen, höchst wirksamen Meistergriff gethan haben, dass Ihr Buch einen klassischen Platz behaupten wird in der Schatzkammer, mit welcher Sie die anthropologische Philosophie begründet und bereichert haben. Möge Ihnen Lust und Kraft gegeben sein, recht bald mit einem ähnlichen Werke vom Stapel zu gehen.

Mit wahrer Spannung erwarte ich die bestimmte Nachricht, dass Sie nach wie vor in Deutschland weilen. Der Gedanke, dass Sie in Amerika weilen könnten, Sie, für den Deutschland kaum deutsch genug ist, um Ihr Schaffen zu begreifen, ist mir geradezu unerträglich. Lassen Sie bald von sich hören.

Leider trete ich so gut wie mit leeren Händen vor Sie, indem ich Ihnen nur Altes in erneuerter Form bringe. Ich erlaube es mir in der Erwägung, dass es Ihnen bei Ihren inhaltsschweren und umfangreichen Studien vielleicht mühsam ist, die naturwissenschaftliche Literatur in allen Zweigen zu verfolgen, so dass die eine oder die andere Erweiterung für Sie Interesse hat. Als Freund wage ich es sogar, Sie darum zu bitten, das neue Vorwort an Liebig im „Kreislaufe“ zu lesen. Es ist gewiss nicht unnütz, wenn wir von einander wissen, wie wir uns wehren gegen die Schmähungen derer, die die Welt für mächtig hält und die doch mit so stumpfen Waffen, wie Schimpf und Schmähung, kämpfen. In unwandelbarer Verehrung Ihr Jak. Moleschott.

Mr. L. Tilliard à Feuerbach.

Heidelberg, le 14 Janvier 1858.

Monsieur, J'ai des excuses à vous faire, d'avoir attendu si longtemps, pour vous remercier de l'envoi gracieux que vous m'avez fait de votre livre. Heureusement les hommes de votre trempe unissent toujours l'indulgence et la bonté dans les rapports aux nobles qualités de l'esprit qui les distinguent. Soyez assuré, cependant, que j'ai senti tout le prix de votre don et que ce volume qui vous a coûté un long et pénible travail, m'est devenu doublement précieux. Mon temps a été pris par les premières publications de la Revue germanique, vous savez mieux que personne de combien de soins il faut entourer ces nouveaux-nés de la pensée. C'est la première fois d'ailleurs que votre Allemagne se trouve en possession d'un organe public en France, et, à la honte de mon pays, je suis obligé de dire que nous sommes condamnés, nous les fondateurs, à une foule de réserves et de ménagemens. La terre de Voltaire, de Diderot, de Jean-Jacques, n'est plus le pays de la vraie liberté. La pensée, la litterature, la philosophie, y sont devenues esclaves aussi bien que les moeurs et les institutions. Ce qu'il y a de fière hardiesse dans le génie allemand, lui semble étrange et lui fait peur.

Il nous faut atténuer avec prudence l'éclat de l'intelligence de Kant, de Fichte, de Hegel; et pourquoi vous le dissimuler, de la vôtre surtout, Monsieur, pour que les yeux de nos Argus n'en soient point offensés. Là où la parole devrait suffire, il est nécessaire de recourir avec précaution au savoir faire, à la ruse même. C'est une douleur pour moi d'avoir à employer vis-à-vis de vous des excuses de ce genre; mais vous les comprendrez.

Je vous remercie donc avec une effusion plus vive encore, maintenant que vous savez les causes de mon retard. Je ferai mes efforts pour conserver, dans mon appréciation, le caractère que vous avez donné à votre oeuvre. La critique, seule digne de ce nom, est celle qui sait maintenir son indépendance, sa sincérité et sa justice. Elle ne doit prêter attention ni aux petits usages, ni aux mesquines hyprocrisies, ni aux pauvres convenances que notre société aime tant à respecter. La vérité et l'art, voilà ses uniques préoccupations. Appelée à surveiller les oeuvres de l'esprit humain, elle doit remplir sa mission en philosophe, en artiste, en soldat, et, s'il en est besoin, en martyr, et supposé qu'une divergence

d'opinion vienne nous séparer à certains momens, je suis convaincu que sous ce rapport nous resterons toujours unis.

J'ai le bonheur de voir souvent Mme votre belle-soeur, et nous parlons de vous. Il est des personnes inconnues qui intéressent davantage que bien des gens de connaissance, et quand il existe une sympathie d'intelligence, on ressent un charme réel à s'entretenir d'elles. Je me trouve dans cette position à votre égard, Monsieur, et si je dois à ma bonne fortune de vous rencontrer quelque jour, j'espère vous convaincre de la vérité de mes paroles.

Adieu, Monsieur, et merci de nouveau. Puissiez vous vivre heureux comme je vous le souhaite. Croyez aux sentimens de haute considération de L. Tilliard.

Aus dem Nachlass.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.*)

Der selige Minister Eichhorn gab einmal der Königsberger iversität die gnädige Versicherung: dass die königliche Regierung ar keine mit ihren Grundsätzen in Widerspruch stehenden ligions- und Staatslehren dulden könne, dass sie aber nicht im ferntesten daran denke, mit dieser Beschränkung der philo- hischen Wissenschaften auch die Naturwissenschaften beschränken wollen. Wenn uns ein anderer preussischer Minister mit dem schränkten Unterthanenverstand bekannt gemacht, so hat dagegen Herr Minister Eichhorn bei dieser Gelegenheit — freilich nicht dieser allein — den Beweis geliefert, dass es auch einen sehr schränkten Regierungsverstand gibt. Wie? die Regierung masst h die Herrschaft über unsere Gedanken und Gesinnungen an, schreibt uns vor, was wir denken und glauben sollen, und nnoch erlaubt sie uns den Gebrauch unserer fünf Sinne? Die gierung steckt ihre Nase in Alles, sie durchstöbert jeden Winkel unserm Schreibtisch, jeden Wisch in unserm Papierkorb, um bst noch in den ad pium usum bestimmten Papieren Spuren von chverrath auszuwittern, und doch untersucht sie nicht den Inhalt serer Herbarien, unserer Steinsammlungen, unserer ausgestopften iere?**) Die Regierung nimmt dem Bürger seine Waffen, dem

*) Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 268, 8. Nov. 1850.

**) Die Regierungen machen Riesenfortschritte. Wenige Wochen nachdem Dieses lergeschrieben war, brachten die Zeitungen die Nachricht, dass die preussische ierung in dem Kopfe eines Hirsches nach dem Entwurf eines furchtbaren Koms gesucht habe. So verwirklichen unsere Regierungen selbst die tollsten Träume Phantasie! F.

Schriftsteller seine spitzige Feder, dem Drucker seinen Pressbengel, und doch lässt sie dem Geologen seinen Hammer, dem Anatomen sein Sezirmesser, dem Chemiker sein Scheidewasser? Ist das nicht ein ungeheuerer Widerspruch? Was ist aber der Grund dieser liberalen Gesinnung gegen die Naturwissenschaften? Nur der beschränkte Regierungsverstand, der Nichts weiss von dem geheimen staatsgefährlichen Bunde der Naturwissenschaft mit Religion, Philosophie und Politik. Auf den ersten oberflächlichen Blick erscheint allerdings die Beschäftigung mit der Natur als die allerunschädlichste, ja unschuldigste, die es nur immer geben kann; denn was steht dem Getriebe der politischen Welt ferner als die Natur? Was ist für ein Zusammenhang zwischen den Gesetzen der Natur und den Intriguenspielen unserer Politik, zwischen den Bedürfnissen des Lebens und den Luxusartikeln unserer Staaten, zwischen den Kräften der Materie und den Phrasen unserer Minister und Deputirten? Was kümmern sich die Naturmächte um unsere Gross- und Kleinmächte, unsere Fürsten und Demokraten? Unterscheidet der Floh zwischen fürstlichem und bürgerlichem Blut, der Blitz zwischen einem gekrönten und ungekrönten Haupte? Aber wie das Objekt so das Subjekt, wie die Ursache so die Wirkung. Gleichgültigkeit gegen die politischen Parteien und Händel ist daher die erste Wirkung der Naturwissenschaft. Diese Wirkung passt nun allerdings insofern in den Kram unserer reaktionairen Regierungen, als der Naturforscher nicht gegen sie ist; aber er ist auch nicht für sie, und Das allein macht ihn schon zu einem höchst verdächtigen Menschen; denn unsere Staaten sind ja „gut christlich", sie stützen sich, wenn auch nur mit Bayonnetten, auf die Heilige Schrift, und in ihr steht geschrieben: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich". Die politische Indifferenz ist übrigens auch nur eine vorübergehende Wirkung der Naturwissenschaft; denn die Natur kümmert sich nicht nur Nichts um Politik, sie ist auch das direkte Gegentheil der Politik. Wo Natur, ist keine Politik, wenigstens im Sinne der Dynasten, und wo Politik, nur Unnatur: wie könnte also der Naturforscher bei diesem augenfälligen Kontraste zwischen dem Wesen der Natur und dem Unwesen der Politik gleichgültig bleiben? Der Naturforscher sieht, wie die Natur in einem ewigen Fortschritte begriffen ist, wie sie nie mehr auf eine einmal überschrittene Stufe zurückfällt, nie mehr aus einem Mann ein Knabe, einem Weibe ein Mädchen, einer Frucht eine Blüthe, einer Blüthe ein Blatt wird, wie in der Natur immer

das Alte abstirbt, und zwar nur dazu, um den Dünger für eine bessere Zukunft abzugeben; wie thöricht, wie lächerlich kommen ihm dagegen die reaktionairen Thaumaturgen vor, welche sich einbilden, inhaltsvolle Jahre aus der Geschichte streichen, die Menschen auf einen verlassenen Standpunkt zurückversetzen, Männer zu Kindern wieder machen zu können! Der Naturforscher sieht, wie es in der Natur nichts Isolirtes, nichts Vereinzeltes gibt, wie Alles vielmehr in ihr in einem nothwendigen und grossartigen Zusammenhang steht, wie die Naturwesen sich zwar in verschiedene Klassen abtheilen, aber nur nach begründeten Unterschieden, und wie selbst diese wieder zuletzt in die Einheit des Ganzen sich auflösen; er gewöhnt sich dadurch unwillkührlich, alle Dinge von einem universellen Standpunkte aus zu betrachten, folglich auch an die Politik den grossen Massstab der Natur anzulegen. Wenn er daher einen Blick in die deutsche Politik wirft, ach! wie winzig erscheinen ihm da unsere „grossen Staatsmänner“, wie unerheblich die Spielarten der „achtunddreissig deutschen Nationen“, die sich auf dem Miste des historischen Rechtsbodens erzeugt haben, wie komisch die zwieträchtige Eintracht der deutschen Fürsten, wie unwürdig das chorburschenschaftliche Wesen und Treiben unserer Partikularisten, wie ungeheuer die Beschränktheit der Politiker, welche einen Staat wie Preussen als einen Grossstaat betrachten und bezeichnen! Der Naturforscher verkennt zwar nicht, dass Preussen in dem kleinen Baden gross gethan; aber wie klein, wie unendlich klein erscheint ihm Preussen und sein Benehmen im Grossen und Ganzen der deutschen Politik! Der Naturforscher ist Grossdeutscher im wahrsten und eminentesten Sinne des Worts. Für ihn existirt kein Lichten- und Lobenstein, aber auch kein Preussen, kein Oestreich, kein Bayern. Der Naturforscher weiss aus der Erfahrung, dass die Farbe das allerwesenloseste Unterschiedsmerkmal. Was anders unterscheidet denn aber zuletzt z. B. den Preussen und Bayern, als die Farben: schwarzweiss und blauweiss? Wie kann also der Naturforscher seinen universellen Sinn und Blick durch diese wesenlosen, willkürlichen, kleinlichen Unterschiede beschränken, wie preussisch oder bayrisch gesinnt sein? Wenn man aber nicht mehr preussisch oder bayrisch denkt, kann man dann noch eine königlich preussische oder königlich bayrische, oder gar fürstlich loben- und lichtensteinische Gesinnung haben? Unmöglich! Der Naturforscher wirft daher mit Cicero's Ausruf über die Politik seiner Zeit: „Sunt omnia omnium miseriarum plenissima“, Alles ist aller Erbärmlichkeiten

voll, sehnsuchtsvoll seine Blicke über die blauweissen und schwarzweissen Schlagbäume der deutschen Politik hinüber in die freien Urwälder Nordamerikas, vor dessen räumlicher Grösse allein schon die kleinlichen Massstäbe der europäischen Kabinetspolitik in Nichts .verschwinden und findet das Heil nur in der Demokratie.*)

Aber nicht nur Demokrat, selbst auch Sozialist und Kommunist, freilich nur im vernünftigen und allgemeinen Sinne dieses Worts, wird nothwendig der Naturforscher; denn die Natur weiss nichts von den Anmassungen und Fiktionen, durch die der Mensch im Rechte die Existenz seines Nebenmenschen beschränkt und verkümmert hat. Die Luft gehört von Natur Jedem und eben damit Niemanden, sie ist das Gemeingut aller Lebenden; aber die Rechthaberei hat selbst die Luft zu einem Regale gemacht, „der Wind gehört der Herrschaft". Die Natur kennt allerdings das Eigenthum, aber nur das nothwendige, vom Leben unabsonderliche; sie gibt jedem Wesen, was es braucht; sie hat keines zum Verhungern geschaffen. Die Nothwendigkeit der Verhungerung verdankt ihre Existenz nur der Willkühr des Staats, dessen Wesen der „Staat", die Uniform, der Schein, der Tand ist. Der Blick in die Natur erhebt darum den Menschen über die engherzigen Schranken des peinlichen Rechts, sie macht den Menschen kommunistisch, d. h. freisinnig und freigebig. Selbst schon der heilige Anselmus sagt seinem Lebensbeschreiber Cadmerus zufolge, ganz im Widerspruch mit der weltbekannten geistlichen Habsucht, dass nach dem Natur-

*) Diesen Uebergang zur Demokratie hat schon der berühmte Physiolog Haller den jetzigen Naturforschern zur Pflicht gemacht. Haller schrieb drei politische Romane. Der erste handelt von der Despotie oder absoluten Monarchie, der zweite von der konstitutionellen Monarchie, der dritte von der aristokratischen Republik. Was hätte nun nothwendig folgen sollen? „Le tableau d'une démocratie parfaite", wie schon Condorcet in seinem „Eloge de M. de Haller" bemerkt. Aber diese Konsequenz scheiterte an der berner Aristokratie, deren Mitglied Haller selbst war. Der jetzige Naturforscher ist jedoch an diese Lokalschranke nicht mehr gebunden. Er hat den Fehler Haller's gutzumachen. Uebrigens lasse ich nicht umsonst den Naturforscher nach Amerika hinüberblicken, und womöglich selbst hinübergehen; denn es ist noch sehr in Frage, ob Europa, wenigstens in einem voraussichtlichen Zeitraum, einer wahren Umgestaltung und Verjüngung fähig sei. Gewohntes Uebel ist dem Menschen lieber als ungewohntes Neues, wenngleich es ein Gut ist. Ueberdies erfordert eine neue Zeit auch einen neuen Raum. Ortsveränderung gehört zur Sinnesänderung. Auf dem alten Boden haften auch die alten Sünden. Deutschland, oder was Eins ist, Europa in eine Republik verwandeln wollen, kommt mir oft gerade so vor, als wenn man eine Dirne, die schon allen Potentaten gedient, in eine Jungfrau verwandeln wollte. Es gibt keine religiösen, aber auch keine moralischen und politischen Wunder. F.

gesetz (secundum naturalem legem) Nichts dem Einen mehr als dem Andern angehöre, und dass alle Schätze der Welt zum allgemeinen Besten der Menschen erschaffen seien. Das „gute alte Recht" hat die Menschheit in Noblesse und Canaille, Adel und Pöbel geschieden und zur Rechtfertigung dieser Injurie gegen das Menschengeschlecht den unsinnigen Satz aufgestellt: „Venter nobilitat".*) Aber die Naturwissenschaft kennt keinen Unterschied zwischen einem adeligen und bürgerlichen Bauch, sie weiss nur von einem allen Menschen gemeinen und gleichen Ursprung. Als einst der Anatom Jodocus Lucius die Lage der Gebärmutter zeigte, sagte er: „Hier lasset uns bespiegeln, wir Menschen, die wir mit unserer adeligen Ankunft prangen und meinen, wir seien besser als Andere, hier ist unsere erste Wohnung zwischen Harn und Koth." Solche kommunistische, staats- und rechtswidrige Gesinnungen flösst die Natur ein! Und doch gibt der beschränkte Regierungsverstand die Naturwissenschaft frei und stellt nur die Philosophie unter polizeiliche Aufsicht. Nur die Philosophie! Wie thöricht! Wie unschädlich ist sie, wie arm, wie wehrlos im Vergleich zu den Naturwissenschaften! Wie leicht kann man ihre gefährlichen Wirkungen auf das Publikum verhindern! Was gehört dazu, einen Philosophen zu widerlegen? Nichts weiter als ein Professor der Philosophie, und was ist leichter zu haben als ein solcher! Wenn daher ein revolutionairer Philosoph auftritt, so braucht man nur einen Professor der Philosophie gegen ihn schreiben zu lassen, und der arme Philosoph ist, wenigstens in den Augen des Publikums — aber darauf kommt es allein an, Schein regiert die Welt — mausetodt. Dem Philosophen, dem nur das treulose und vieldeutige Wort zum Organ dient, kann man ja ohne Mühe auch den sonnenklarsten Satz, den unwidersprechlichsten Beweis zunichte machen: man darf nur ein Wort verdrehen, oft selbst nur eine Partikel auslassen, und der ganze Satz löst sich in Unsinn auf. Was sind gegen die festbestimmten und innigen Verbindungen der chemischen Stoffe die losen, flüchtigen Wortverbindungen, die der Gedanke eingeht? Was gegen den soliden Körperbau der naturgeschichtlichen Wesen der papierne Periodenbau, worauf sich der Philosoph stützt! Was gegen die Platinadichte des Natursystems das luftige

*) Da ich hier die Schranken des historischen Rechts zerbreche, so mögen mir es die Herren Juristen, namentlich die christlich-germanischen, nicht verargen, dass ich hier auch dem Venter eine kommunistische, ebensowohl männliche als weibliche Bedeutung gebe. F.

Spinnengewebe der Sprache, worin der Denker sein Wesen entfaltet! Spinne noch so sorgfältig, noch so logisch zusammenhängend Faden an Faden: du vermagst Nichts gegen die Natur der Sprache, du reihst nur Lücke an Lücke, und jede Lücke ist ein Tummelplatz für den Unsinn kritischer Bosheit und Dummheit. Der Philosoph spricht sich ferner nur in allgemeinen und eben desswegen abstrakten Sätzen aus. Sind diese gleich nur von einzelnen wirklichen Fällen abgezogen, so scheinen sie doch nur aus der Luft gegriffen zu sein, wenn man nicht durch den Schein hindurch auf den Grund blicken, das Abstrakte mit dem Konkreten, das Geistige mit dem Sinnlichen verknüpfen kann. Aber wie Wenige vermögen Dieses! Und wie machtlos sind überhaupt abstrakte Wahrheiten! Wie ganz anders ist es dagegen mit der Naturwissenschaft, deren Grundsätze anschauliche Thatsachen, deren Beweismittel sinnliche Instrumente sind. Doch wozu sagen, was schon Andere besser gesagt haben! Condorcet in seinem „Eloge de Mariotte" sagt:

Les théories nouvelles, les mieux prouvées, font peu de progrès, tant qu'elles ne sont appuyées que sur des principes abstraits; même les meilleurs esprits, accoutumés à certaines idées abstraites, acquises dans la jeunesse, rejettent toutes celles qui ne se lient pas aisément avec les premières, et toutes les vérités spéculatives dont on ne peut leur donner des preuves sensibles, sont absolument perdues pour eux. Ainsi toutes les fois qu'un homme de génie propose des vérités nouvelles, il n'a pour partisan que ses égaux, et quelques jeunes gens élevés loin des préjugés des écoles publiques; le reste ne l'entend point, ou l'entend mal, le persécute ou le tourne en ridicule.

Allerdings greift der Naturforscher nicht direkt, wie der Philosoph, die religiösen und politischen Vorurtheile an, aber man kann kein Glied aus der Reihe der menschlichen Vorstellungen herausreissen oder verändern, ohne damit die ganze Reihe zu verändern. So lange die Phantasie des religiösen Glaubens die Menschen beherrschte, so lange war auch die natürliche Welt eine Fabel- und Märchenwelt. Wer an Wunder in der Bibel glaubt, der glaubt auch an Wunder ausser der Bibel, der hat überall Wunder im Kopfe. Und umgekehrt: wer an keine natürlichen Wunder mehr glaubt, der glaubt auch keine religiösen mehr. Wie wäre es auch anders möglich? Der Boden aller Wunder ist ja die Natur. Freilich kann sich der Mensch mit der Ausrede helfen, dass er nur auf dem Gebiete der Natur, nicht der Religion und Theologie, das

ander aufhebe, aber nur eine Zeit lang, endlich siegt doch im
enschen der Einheitsdrang und Wahrheitssinn über den Zwiespalt
rischen einer vernünftigen natürlichen und einer unvernünftigen
ernatürlichen Welt. Der erste Revolutionair der neuern Zeit
ar daher — merkwürdigerweise ein Pole*) — der Verfasser der
chrift „De revolutionibus orbium coelestium", Nikolaus Kopernicus.
opernicus hat den allgemeinsten, den ältesten, den heiligsten
lauben der Menschheit, den Glauben an die Unbeweglichkeit der
rde umgestossen, und mit diesem Stosse das ganze Glaubens-
ystem der alten Welt erschüttert. Er hat als ein echter „Umsturz-
nann" das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt,
lie höchste Sphäre des ptolemäischen Systems, das Primum mobile
(die Ursache der täglichen Himmelsbewegung) zum Parterre der
Astronomie gemacht, der Erde die Initiative der Bewegung zuge-
eignet und dadurch allen ferneren und anderweitigen Revolutionen
der Erde Thür und Thor geöffnet; er hat dem phantastisch-de-
spotischen Dominium mundi des Mittelalters, welches sich die Erde
über die Himmelskörper, der Papst über die Geister, der Kaiser
über die Fürsten und Völker, der Mensch über die Menschen an-
gemasst hatte, für immer den Garaus gemacht; er hat den mensch-
lichen Geist aus den epizyklischen Zauberkreisen des verworrenen,
widerspruchsvollen Unsinns einer eingebildeten Welt erlöst und zur
Anschauung der wirklichen Welt, zur Einfachheit der Natur zurück-
geführt; er hat mit frecher Hand die bis auf ihn verschlossene,
mit Ausnahme einiger ketzerischer Denker selbst den grössten
Geistern des Alterthums undurchdringliche, nur zur Brustwehr der
menschlichen Beschränktheit, Gedankenlosigkeit und Gläubigkeit
dienende Himmelsveste aufgesprengt, und dadurch den Blick des
Menschen bis in die Unendlichkeit des Universums erweitert und
dem gesunden Menschenverstand Eingang selbst in den Himmel
verschafft. Der Himmel galt sonst in der Religion für den Thron
und Sitz der Gottheit, den Wohnort der Seligen, in der Philosophie
für das fünfte Element, wo keine Negation, keine Veränderung,
kein Entstehen und Vergehen wie auf der plebejischen Erde statt-
finden sollte, kurz: für ein heiliges, göttliches Wesen. Aber alle
diese süssen, heiligen Vorstellungen und Aussichten, die sich sonst
an den Himmel knüpften, hat die moderne Astronomie, deren Ur-
heber oder Anfänger Kopernicus, schonungslos vernichtet. Sie hat

*) Von deutschen Eltern in Thorn geboren. D. H.

zwar die Erde in den Himmel emporgehoben, aber eben dadurch auch den Himmel profanirt, die Himmelsgestirne auf gleichen Fuss mit der Erde gesetzt. Kopernicus ist es, der die Menschheit um ihren Himmel gebracht hat. Wo kein sinnlicher Himmel mehr, verschwindet auch bald der Himmel des Glaubens; denn nur an dem sinnlichen Himmel hatte ja auch der religiöse seinen Grund und Haltpunkt. Mit vollem Rechte wurde das Kopernicanische Weltsystem von den Katholiken als ein ketzerisches förmlich verdammt, von den Protestanten wenigstens theoretisch verworfen, denn es widerspricht der Heiligen Schrift. „Du gründest das Erdreich", heisst es im Psalm, „auf seinen Boden (super stabilitatem suam, wie es in der Vulgata heisst), dass es bleibt immer und ewiglich." „Die Erde bleibet ewiglich", sagt der Prediger Salomo, „die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort." Diese und noch einige andere Sprüche der Bibel hielt man den Kopernikanern entgegen. Was aber in der Bibel steht, muss auch in der Natur stehen. Hat man doch selbst in den Sternbildern die hebräischen Buchstaben gefunden! „Alles, was die Heilige Schrift behauptet", heisst es z. B. in „Theodorici Winshemii novae quaestiones sphaerae" vom J. 1564, „ist unbezweifelbar gewiss. Die Heilige Schrift behauptet aber, dass die Erde fest und unbeweglich sei. Also ruht die Erde in der Mitte der Welt und bewegt sich nicht." Welch eine glückliche Zeit, wo man noch mit Bibelsprüchen den menschlichen Geist bannen, mit Bibelsprüchen den Revolutionen der Erde Stillstand gebieten konnte! Was sind gegen diese Wirkungen des todten biblischen Buchstabens die oratorischen Machtsprüche, womit unsere politischen Schlangenbeschwörer die „lernäische Schlange" der Revolution bezwingen wollen. Und gleichwohl sieht der beschränkte Regierungsverstand nicht ein, dass nicht erst die gottlose Philosophie, sondern schon Meister Kopernicus der Bibel ihre reaktionaire Zaubermacht genommen. Kopernicus hat das körperliche Zentrum der Welt, die Erde, in die Reihe der Irrsterne eingeführt; Kopernicus hat auch das geistige Zentrum der christlichen Welt, die Bibel, in die Klasse der irrenden menschlichen Bücher versetzt. Schwach sind die Gründe, womit die Kopernikaner die göttliche Ehre der Bibel zu retten suchten. Die Geschichte hat sie längst widerlegt. „Der Heilige Geist lässt sich nicht trennen, noch theilen, dass er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren oder glauben lassen." Wo die Bibel keine Stimme mehr in der Astronomie hat,

da hat sie bald auch keine mehr in andern Dingen. Wie verträgt sich denn auch mit einer falschen Astronomie eine wahre Anthropologie oder Psychologie? Wie kann man den Menschen im wahren Lichte betrachten, wenn man die Welt, zu der er gehört, nur nach ihrem Scheine beurtheilt? Doch wozu versteige ich mich bis in den fernen Himmel der Astronomie, um die Naturwissenschaften wegen ihrer revolutionairen Tendenz bei unsern Regierungen zu denunziren? Einen uns weit näher liegenden, eindringlichern und zeitgemässern Beweis von der universellen revolutionairen Bedeutung der Naturwissenschaft haben wir an vorliegender neuer Schrift:

Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk, von Jakob Moleschott. Erlangen, Enke. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift theilt uns mit in volks- oder, was Eins ist, menschenfreundlicher Absicht und Sprache die Resultate der modernen Chemie über die Nahrungsmittel, ihre Bestandtheile, ihre Beschaffenheiten, Wirkungen und Veränderungen in unserm Leibe; sie hat also eigentlich nur einen gastronomischen Zweck und Gegenstand, und doch ist sie eine und zwar im höchsten Grade Kopf und Herz aufregende, eine sowohl in philosophischer als ethischer und selbst politischer Beziehung höchstwichtige, ja revolutionaire Schrift.

Ich beginne meine Denunziation mit der Philosophie und behaupte, dass diese Schrift, obgleich sie nur von Essen und Trinken handelt, den in den Augen unserer supranaturalistischen Scheinkultur niedrigsten Akten, doch von der höchsten philosophischen Bedeutung und Wichtigkeit ist. Ja ich gehe weiter und behaupte, dass nur sie die wahren „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" und Gegenwart enthält, dass wir in ihr die schwierigsten Probleme der Philosophie gelöst finden. Was haben sich nicht sonst die Philosophen den Kopf zerbrochen mit der Frage von dem Bande zwischen dem Leib und der Seele! Jetzt wissen wir aus wissenschaftlichen Gründen, was längst das Volk aus der Erfahrung wusste, dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, dass das gesuchte Band also die Nahrung ist. Wie hat man sich nicht sonst über eingeborene oder von aussen gekommene Ideen gezankt und wie verächtlich auf Die herabgeblickt, welche den Ursprung der Ideen aus den Sinnen ableiteten! Jetzt ist es uns eben so unmöglich von eingeborenen Ideen zu reden, als von eingeborenen Speisen oder von eingeborener Wärme, die auch sonst

unter dem Namen *calor innatus* eine Hauptrolle in der Naturwissenschaft spielte. Jetzt wissen wir, dass die Respiration die hauptsächlichste Quelle der Wärme, dass die Luft ein wesentlicher Theil unserer selbst ist, dass wir Alles von aussen pumpen, dass wir Nichts zu eigen haben, dass wir als reine Lumpen und Kommunisten auf die Welt kommen, dass gar Nichts in uns ist, was nicht auch ausser uns existirt, dass wir am Ende nur aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff, diesen wenigen, einfachen und doch so unendlich verschiedenartiger Verbindung fähigen, diesen geisterhaften, unmittelbar un- und übersinnlichen und dennoch an sich und mittelbar sinnlichen Stoffen zusammengeflickt sind. Wie stimmt aber diese Anschauung des Menschen mit der christlichen Welt- und Menschenanschauung? Denn was ist der eigentliche Kern der christlichen, wenigstens dogmatisch-christlichen Lehre? Der: „dass wir existiren könnten allein mit Gott, auch wenn kein Raum, keine Materie wäre, weil unser Wesen nicht den Begriff der Existenz der äussern Dinge in sich schliesst", dass der Mensch ein Bild Gottes, d. h. das Wesen ist, welches nur aus sich und in sich, d. h. nur aus und in Gedanken besteht, welches keiner Welt, keiner Natur, keiner Materie zu seiner Existenz bedarf, dass also der Mensch noch existirt, auch wenn sein Leib und die materielle Welt überhaupt zugrundegeht. Und dennoch dulden unsere gutchristlichen Regierungen im christlichen Staate die Naturwissenschaften, insbesondere die allerradikalste, korrosivste und destruktivste Wissenschaft, die Chemie, die längst in ihrem Scheidewasser die Mysterien der christlichen Weltanschauung aufgelöst? Welch' ein ungeheurer Widerspruch! Doch kehren wir wieder von den Thorheiten der Politik zur Philosophie zurück. Wie hat nicht der Begriff der Substanz die Philosophie vexirt! Was ist sie? Ich oder Nicht-Ich, Geist oder Natur, oder die Einheit von beiden? Ja, die Einheit. Aber was ist denn damit gesagt? Die Nahrung nur ist die Substanz; die Nahrung die Identität von Geist und Natur; wo kein Fett, ist kein Fleisch, aber wo kein Fett, da ist auch kein Hirn, kein Geist, und das Fett kommt nur aus der Nahrung, die Nahrung ist das Spinozistische Ἓν καὶ πᾶν, das Allesumfassende, das Wesen der Wesen. Alles hängt vom Essen und Trinken ab. Die Verschiedenheit des Wesens ist nur Verschiedenheit der Nahrung. Schon in der „Offenbarung der Natur und natürlichen Dinge . . . durch den hochgelehrten Hieronymum Cardanum" heisst es übrigens ganz im Widerspruch mit der Offenbarung der

Bibel, wo dem Edite bibite nur eine frivole Bedeutung gegeben, das Wesen des Menschen als ein vom Essen und Trinken unabhängiges vorgestellt wird: „die Nahrung mögend in alle Naturen die Menschen verenderen. Wölliche nun vil Wildbret und Gewürz in der Speiss brauchen, werden alle grimm und zornig leuth, wölliche kraut essend, werdend milt und zahm.“ Welche dornenvolle Untersuchungen hat nicht das Sein den Philosophen verursacht! Ist es Eines oder Vieles, Eins mit dem Denker oder verschieden von dem Nichts des Gedankens? Unnütze Fragen! Das Sein ist Eins mit dem Essen; Sein heisst Essen; was ist, isst und wird gegessen. Essen ist die subjektive, thätige, gegessen werden die objektive, leidende Form des Seins, aber Beides unzertrennlich. Erst im Essen erfüllt sich daher der hohle Begriff des Seins und offenbart sich die Unsinnigkeit der Frage: ob Sein und Nichtsein identisch, d. h. ob Essen und Hungern identisch ist? Was haben sich nicht die Philosophen mit der Frage gequält: was ist der Anfang der Philosophie? Ich oder Nicht-Ich, Bewusstsein oder Sein? O ihr Thoren, die ihr vor lauter Verwunderung über das Räthsel des Anfangs den Mund aufsperrt und doch nicht seht, dass der offene Mund der Eingang ins Innere der Natur ist, dass die Zähne schon längst die Nüsse geknackt haben, worüber ihr noch heute euch vergeblich den Kopf zerbrecht! Damit muss man anfangen zu denken, womit man anfängt zu existiren. Das Principium essendi ist auch das Principium cognoscendi. Der Anfang der Existenz ist aber die Ernährung; die Nahrung also der Anfang der Weisheit. Die erste Bedingung, dass du Etwas in dein Herz und deinen Kopf bringst, ist: dass du Etwas in deinen Magen bringst. „A Jove principium“ hiess es sonst, aber jetzt heisst es: „a ventre principium“. Die alte Welt stellte den Leib auf den Kopf, die neue setzt den Kopf auf den Leib; die alte Welt liess die Materie aus dem Geiste, die neue lässt den Geist aus der Materie entspringen. Die alte Weltordnung war eine phantastische und verkehrte, die neue ist eine natur- und eben desswegen eine vernunftgemässe. Die alte Philosophie begann mit dem Denken, sie „wusste nur die Geister zu vergnügen und liess darum die Menschen ohne Brod“, die neue beginnt mit Essen und Trinken; die alte Philosophie hatte daher nichts im Kopfe — „Sein und Nichts ist identisch“, das Nichts ist das Infinitum et indeterminatum negans, Dieu est opposé au néant —, denn wo Nichts im Magen, ist auch Nichts im Kopfe. Der Kopf ist das Vermögen,

zu schliessen, aber die Vordersätze, die Elemente zu diesen Schlüssen liegen in den Speisen und Getränken. Der Geist ist Licht, verzehrendes Feuer, aber der Brennstoff ist der Nahrungsstoff. Plenus venter non studet libenter, richtig; aber so lange der Bauch voll ist, so lange hat der Kopf auch Nichts vom Inhalte des Bauchs, Hirn werden die Speisen erst, wenn sie verdaut, wenn sie Blut geworden sind. Der plenus venter ist also ein alberner Einwand. Es bleibt dabei: der Nahrungsstoff ist Gedankenstoff.

Das Gehirn kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen.... An das phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft.... Ohne Phosphor kein Gedanke („Lehre der Nahrungsmittel“, S. 115 fg.).

Wo hat je ein spekulativer Philosoph daran gedacht? Haben sie nicht alle das Denken aus sich selbst erklärt, den Geist zu einem selbständigen, stofflosen, von aller Materie abgesonderten Wesen gemacht? Haben sie nicht ihr Nichtwissen von den materiellen Grundlagen des Geistes in ein Nichtsein derselben verwandelt? Ist es nun ein Wunder, dass es noch so dunkel in der Welt aussieht, da selbst unsere grössten Denker keinen Phosphor im Kopfe hatten? Ist es ein Wunder, dass die unsinnigste Vorstellung, die Schöpfung aus Nichts sogar zu einem heiligen Glaubensartikel und zum „höchsten Problem der spekulativen Philosophie“ wurde? Was heisst denn aber: Die Welt ist geschaffen aus Nichts! anders als: sie ist geschaffen ich weiss nicht woraus? Was heisst also, an eine Schöpfung oder überhaupt Entstehung aus Nichts glauben? Es heisst an die Heiligkeit und Göttlichkeit der Ignoranz glauben, es heisst die Ignoranz an die Spitze der Welt, der Religion und Wissenschaft stellen. Ein Beispiel hiervon haben wir eben an dem Ernährungsprozess. Dass die Speisen Fleisch und Blut werden, wusste man; aber wie? Das wusste man nicht. Wie löste man nun den Widerspruch zwischen dem bekannten Etwas und dem unbekannten Nichts oder dem Nichts der Unwissenheit? Man schrieb dem Leibe unter dem Namen der Lebenskraft ohne Weiteres die Kraft zu, die Speisen in Blut zu verwandeln, d. h. man dichtete dem Organismus, wenn auch nicht mit Worten, doch der That nach, eine aus Nichts schaffende Kraft an, um so die Wunder der christlichen Dogmatik in succum et sanguinem zu vertiren. Aber in der Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Hören wir wie. Ehe wir aber dieses Wie verstehen, müssen wir wissen, warum wir essen und was wir essen oder vielmehr uns aneignen. „Das

Leben ist Stoffwechsel" (S. 66). Wir empfangen von der Aussenwelt Stoffe und geben sie wieder zurück, nur in anderer Gestalt, scheiden sie aus. Und je mehr oder weniger wir von uns geben, desto mehr oder weniger müssen wir auch zu uns nehmen. Leider ist aber nicht mit der verminderten Aufnahme von Nahrungsmitteln auch eine verhältnissmässige Abnahme der Ausscheidungen verbunden. Wenn wir Nichts zu verzehren haben, verzehren wir uns selbst. Es heisst (S. 62):

Auch wenn wir uns aller Speise und alles Tranks enthalten, hauchen wir Kohlensäure und Wasser aus, die Ausleerungen von Harn und Koth erfolgen nach wie vor, die Haare wachsen, die Nägel verlängern sich, und Schweiss und Schleim entziehen dem Körper von Stunde zu Stunde seine wesentlichsten Bestandtheile. Und wenn die Enthaltsamkeit fortdauert, dann verräth sie sich nur zu bald durch eine beträchtliche Abnahme des Gewichts unseres Körpers.

Ferner S. 63:

Wenn der Ersatz aufhört, während die Ausgaben fortdauern, dann ändert sich alsbald die Zusammensetzung der Gewebe, und das Blut, das nicht nur für die Gewebe, sondern auch für sich selbst einkauft, macht in einigen Tagen oder, wenn es hoch kommt, in wenigen Wochen Bankrott. Denn der Sauerstoff, den wir einathmen, zehrt vom Blut, dessen Einnahmen stocken.

Und S. 49:

Allen Stoffen unseres Körpers wird nämlich Sauerstoff der Luft zugeführt, den wir unablässig einathmen. Kein Stoff aber greift mächtiger als der Sauerstoff in das Werden und Vergehen der organischen Verbindungen ein. Vor der anhaltenden Wirkung des Sauerstoffs hat keine organische Verbindung unsers Körpers Bestand.

Am ersten schwinden unter dem verzehrenden Einfluss des Sauerstoffs die Fette, dann die Muskeln, das Herz, Milz und Leber, am spätesten die Nerven und das Hirn — eine merkwürdige Erscheinung, da sie aus den wandelbarsten Stoffen unsers Körpers, aus Fett und Eiweiss bestehen, eine bis jetzt noch unerklärte Erscheinung, die aber trotzdem das späte Absterben der geistigen Thätigkeit erklärt. Doch die Folgen des Hungerns oder Fastens erstrecken sich noch weiter. Wo die Menge und Mischung des Stoffs, verändert sich auch die Form der Verrichtung.

Denn ein gemeinsames Band hält Stoff und Form und Verrichtung umschlungen . . . Der leichtere Muskel, dessen Fett und

Eiweiss geschwunden ist, erscheint als welkes Fleisch, das sich langsam zusammenzieht. Das Herz ist träge, die Zahl der Pulse in der Minute beträchtlich vermindert...Kleine Reize haben grosse Wirkung. Das Licht thut wehe, ein stärkerer Schall wird unerträglich, eine Berührung erweckt Zorn...In schlafloser Nacht quält den Hungernden die Gier, der mächtige Hebel so vieler Leidenschaften. Wer zu Aas und Leichen, zum Fleisch seiner Freunde oder zu seinem eigenen Körper greift, der beweist mehr als die Einbildungskraft der Dichter sich vorstellen kann ... Von keinem Triebe wird die Macht des Geistes trauriger besiegt. Der Hunger verödet Kopf und Herz ... Der Hungernde fühlt jeden Druck mit Zentnerschwere, darum hat der Hunger mehr Empörungen verursacht als der Ehrgeiz unzufriedener Köpfe ... Kalt und starr, die Muskeln zuckend in gelähmten Gliedern, seufzend, mit trübem Auge, abgestumpfter Empfindung, bethörtem Urtheil kämpft der Gepeinigte den Todeskampf, dem häufig eine Ohnmacht sein Ziel steckt, bisweilen aber rasendes Irrereden vorausgeht. (S. 66 – 68.)

Dies das Gemälde von den schrecklichen Folgen des unbefriedigten Hungers, Dies der Grund des Nahrungsbedürfnisses, Dies auch der Grund, warum die neue Weltweisheit nicht mehr das Nichts im Kopfe, sondern das Nichts im Magen — ein sehr reelles, weil empfindliches Nichts — zu ihrem und der Welt Prinzip macht.

Wenden wir uns nun zu den appetitlichen Gegenständen, womit wir unsern Hunger stillen. Die Natur hat reichlich für uns gesorgt. Alle drei Reiche der Natur liefern uns Nahrungsmittel oder vielmehr Nahrungsstoffe, wie der Verfasser die Bestandtheile derselben nennt. Dieselben bestehen nämlich: 1) aus anorganischen, 2) organischen stickstofffreien und 3) organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen. Die chemischen Grundstoffe oder Elemente der Nahrungsstoffe aber sind — wenigstens die wichtigeren —: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Silicium, Eisen, Mangan, Fluor, Chlor, welche zehn Grundstoffe vorzugsweise dem Mineralreiche angehören; ferner: Phosphor, Schwefel, Sauerstoff, welche ungefähr gleich oft in der organischen und unorganischen Welt vorkommen; endlich: Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, welche in allen lebenden Wesen vorkommen, während sie in sehr vielen Mineralien fehlen, und daher im engern Sinne als organische Elemente bezeichnet werden können. Die anorganischen Nahrungsstoffe sind näher: Chlornatrium, welches unser Koch- oder Steinsalz ist, Chlorkalium, eine dem Kochsalz sehr ähnliche Verbindung, ferner

ialze der Alkalien d. h. Salze im chemischen Sinne, Verbindungen on Säuren: hier die Schwefelsäure, Kohlensäure und Phosphorsäure, nit Basen: hier den Alkalien, nämlich dem Kali und Natron; dann Erdsalze, z. B. schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Thonerde; endch ein Metallsalz, das phosphorsaure Eisenoxyd.

Die organischen stickstofffreien Nahrungsstoffe, Verbindungen on Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, sind theils Stoffe die ich in Fett verwandeln können, und die desshalb der Verfasser 'ettbildner nennt, theils schon gebildete Fette. Die wichtigsten Fettbildner sind das Amylum oder Stärkemehl (wie z. B. die Karoffelstärke, aus der man den Kleister macht), das Gummi (das in ehr vielen Pflanzen vorkommt, aus manchen von selbst ausfliesst, md an dem arabischen Gummi sein Musterbild hat), und der Zucker, llgemein bekannt, aber auch als Rohrzucker, was wir hier sogleich emerken, mit Unrecht allgemein verschrieen, als ob er die Zähne verderbe, da er vielmehr die Bildung der Knochen und Zähne fördert. Die Fette sind: der Oelstoff (Olein oder Elain genannt), ler am schwersten in der Kälte erstarrende Hauptbestandtheil aller Oele; das Perlmutterfett, ein leicht erstarrendes Fett, das man in erlmutterglänzenden Krystallen erhalten kann, daher sein Name; er Talgstoff oder das Stearin, das festeste aller Fette, hauptsächch in Hammel- und Ochsenfett vorkommend.

Die organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe bestehen aus nehr Elementen als die ebengenannten, nämlich aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel und meistens auch och aus Phosphor. Von diesen kommen hier blos die eiweissrtigen Körper in Betracht, also genannt wegen der Aehnlichkeit irer Eigenschaften und der Uebereinstimmung in ihrer Zusammenetzung mit dem Hühnereiweiss, keineswegs aber nur, wie der Name en Laien glauben machen könnte, auf die thierische Welt bechränkt, sondern auch in der Pflanzenwelt enthalten unter dem Namen: (lösliches und geronnenes) Pflanzeneiweiss, das sich in ehr vielen Pflanzensamen zeigt, und in allen in der Hitze geinnenden Pflanzensäften, Pflanzenleim, der sich besonders in den Getreidesamen findet und Kleber (Gluten) heisst, weil er, so lange er feucht, ein klebriger Stoff ist, und Legumin oder (nach des Verfassers Ausdruck) Erbsenstoff, welcher in allen Hülsenfrüchten als Bohnen, Erbsen, Linsen zu Hause ist, und den wichtigsten Nahrungsstoff derselben ausmacht.

Das sind also die Stoffe, die in den Nahrungsmitteln von uns

aufgenommen werden. Wie ist es nun aber möglich, dass sie Blut werden?*) Diese Frage beantwortet sich, wenn wir wissen was Blut ist, und woraus es besteht.

Das Blut ist eine alkalische Flüssigkeit, eine Lösung von Salzen, eiweissartigen Körpern, Fett und Seifen, d. h. Verbindungen der obengenannten Fette mit den Alkalien. Tausend Theile Menschenblut enthalten zwei Theile Faserstoff (ein eiweissartiger Körper, dessen Eigenschaft ist dass er gerinnt, sowie das Blut dem lebenden Körper entzogen wird), 131 Theile sogenannte Blutkörperchen (welche als Bläschen mit rothem Inhalt und weisse körnige Körperchen im Blute herumschwimmen, und in farbige, den Blutfarbestoff enthaltende und farblose Blutkörperchen unterschieden werden, welche beide aber eiweissartige Körper sind), 71 Theile Eiweiss (im engern Sinne), fünf Theile Chlorverbindungen und Salze, worunter das Kochsalz das Uebergewicht hat, zwei Theile Fett, 789 Theile Wasser. Die Speisen werden also zu Blut, weil sie aus denselben Bestandtheilen als das Blut bestehen, weil im Blut nichts Anderes ist als was in den Speisen, und umgekehrt.**)

Dies gilt aber nur absolut oder abstrakt gesprochen. In der Wirklichkeit sind die Speisen, sehr undelikat und inhuman, mit nicht oder höchst schwer assimilirbaren Stoffen vermengt, wie es der Zellstoff der pflanzlichen, die elastische Faser der thierischen Speisen ist, ihre Bestandtheile entweder zwar nicht verschieden von den Bestandtheilen des Bluts, aber doch in einer solchen Form und Verbindung, in welcher sie nicht assimilirbar sind, und daher erst aufgelöst werden müssen, oder verschieden von denselben, in welchem Falle sie nicht nur erst gelöst werden, sondern auch eine Reihe von Vermittelungen und Verwandlungen durchlaufen müssen, ehe sie den Bestandtheilen des Bluts gleichgemacht, und folglich Blut werden können. So wird z. B. das Stärkemehl durch die Einwirkung des Mundspeichels und Bauchspeichels zuerst in Gummi verwandelt, der Gummi in Zucker, der Zucker aber durch die Galle in Milchsäure, die Milchsäure in Buttersäure, welche das erste Glied in der Reihe der thierischen Fette ist. Hierauf eben beruht der

*) Ich beschränke mich hier blos auf die Blutbildung, obgleich die Ernährung im engern Sinne erst nach derselben beginnt. Aber aus dem Blut entsteht ja Alles. Haben wir Blut im Leibe, so fehlt uns Nichts mehr. Gib mir einen Blutstropfen und ich schaffe Menschen. F.

**) Der Satz der alten Philosophen: „Simile simili nutriri, nos ilis aliquibus constamus", ist demnach ganz richtig. F.

rdauungsprozess und die Verschiedenheit der Speisen oder
ıhrungsmittel hinsichtlich ihrer Löslichkeit, Verdaulichkeit und
ıhrhaftigkeit. So heisst es S. 81:

Je leichter die Nahrungsstoffe in den Verdauungsflüssigkeiten
löst und in Blutbestandtheile umgewandelt werden können, um
grösser ist ihre Verdaulichkeit, denn die Verdauung besteht
ht nur in der Auflösung, sondern in der Umwandlung in die
sentlichen Stoffe des Bluts. Beide Bedingungen sind gleich-
chtig. Wenn also zwei Stoffe mit gleicher Leichtigkeit gelöst
rden, dann wird derjenige der verdaulichere sein, der mit irgend
ıem Bestandtheile des Bluts die grössere Aehnlichkeit hat. Ist
er bei zwei Nahrungsstoffen die Uebereinstimmung mit Bestand-
eilen des Bluts gleich gross, dann ist der löslichere der ver-
ıulichere.

Ferner S. 83:

Unter den Nahrungsmitteln sind diejenigen am verdaulichsten,
elche am meisten leicht löslich und leicht in Blutstoff übergehende
ahrungsstoffe enthalten . . . Nur was als wesentlicher Bestandtheil
ı das Blut übergeht, ist überhaupt als Nahrungsstoff zu betrachten,
arum ein Nahrungsmittel um so nahrhafter, je verdaulicher es ist.

Und S. 76:

In der Sprache des Volks heisst jeder Stoff ein Nahrungsmittel,
er Hunger und Durst zu stillen vermag. Die wissenschaftliche
estimmung des Begriffs der Nahrungsmittel ergibt sich aus der
rsache jener Empfindung. Was dem Blute seine verlorenge-
angenen wesentlichen Bestandtheile ersetzt, und vom Blute aus den
reislauf durch die Gewebe beginnt, das ist im weitesten Sinne
ls Nahrungsmittel zu betrachten. Nahrungsmittel, die dem Blute
ie Chlorverbindungen und Salze, Fett und Eiweiss wiederersetzen,
illen den Hunger. Der Durst wird gelöscht, wenn dem Blut das
hlende Wasser wieder zugeführt wird.

Nur die Nahrungsmittel, welche aus allen dreien oben ange-
ebenen Gruppen Nahrungsstoffe enthalten, sind daher geeignet,
ıs menschliche Leben in der normalen, gesetzmässigen, dem
enschlichen Blut und Wesen gemässen Weise zu erhalten. Wir
hen hieraus, in welchem grässlichen, das menschliche Blut em-
renden Widerspruch mit der Ordnung der Natur unsere angebliche
tliche Welt- oder Staatsordnung steht. Die Natur hat verordnet,
ss der Mensch stickstoffhaltige Körper verzehre, denn der Stick-
ff ist ein wesentlicher Bestandtheil des Bluts, aber die Staats-

ordnung verdammt Unzählige zu Nahrungsmitteln, die dieses wesentlichen Blutstoffs entbehren. Ein solches unmenschliches und naturwidriges Nahrungsmittel ist vor Allem die Kartoffel, wenn sie, wie es bei ärmern Volksklassen der Fall, das einzige oder doch hauptsächliche Nahrungsmittel ist. In seiner gerechten Indignation ruft der Verfasser aus (S. 124 fg.):

Was soll man von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiss und Fettbildner gerade im umgekehrten Verhältnisse von den Eiweisskörpern und dem Fett des Bluts vorhanden sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiss versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft, dem Gehirn weder Eiweiss noch phosphorhaltiges Fett zuführen ... Träges Kartoffelblut, soll es den Muskeln Kraft zur Arbeit, dem Hirn den belebenden Schwung der Hoffnung ertheilen? Armes Irland! Du kannst nicht siegen in dem Kampfe gegen den stolzen Nachbar, dessen üppige Heerden die Macht seiner Söldner erzeugen! Du kannst nicht siegen, denn deine Nahrung kann nur ohnmächtige Verzweiflung, nicht Begeisterung erwecken, und nur Begeisterung vermag es den Riesen abzuwehren, dem mit reichem Blute Thatkraft durch die Adern rollt.

Wir sehen zugleich hieraus, von welcher wichtigen ethischen sowohl als politischen Bedeutung die Lehre von den Nahrungsmitteln für das Volk ist. Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken und Gesinnungsstoff. Menschliche Kost ist die Grundlage menschlicher Bildung und Gesinnung. Wollt ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Deklamationen gegen die Sünde bessere Speisen. Der Mensch ist was er isst. Wer nur Pflanzenkost geniesst, ist auch nur ein vegetirendes Wesen, hat keine Thatkraft. (S. 101):

Wer kennt nicht die Vorzüge des englischen Arbeiters, den sein Roastbeef kräftigt, vor dem italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen grossen Theil seines Hanges zur Faulheit erklärt.

S. 119:

Bei ausschliesslichem Genuss von Kräutern wird nicht nur die Muskel kraftlos, sondern auch dem Gehirn wird wenig Stoff zugeführt. Daher ein unentschlossener Wille und feiges Aufgeben der Selbständigkeit bei den Hindus und andern Tropenbewohnern, die sich fast nur von Gemüsepflanzen ernähren.

Daher auch bei uns der Sieg der Reaktion, der schmähliche

Verlauf und Ausgang unserer sogenannten Märzrevolution, denn auch bei uns besteht der grösste Theil des Volks nur durch und aus Kartoffelstopfern. Sollen wir aber desswegen verzweifeln? Gibt es keinen Stoff, der die Kartoffel auch bei der ärmern Volksklasse ersetzen, der zugleich dem Volk männliche Gesinnung und Thatkraft einflössen kann? Ja! es gibt einen solchen Stoff, einen Stoff also, der der Bürge einer bessern Zukunft ist, den Keim zu einer neuen, wenn auch langsamen und allmähligen, aber um so solidern Revolution enthält: es ist der Erbsenstoff. Er zeichnet sich durch seinen Reichthum an Phosphor aus, das Gehirn aber kann, wie wir bereits wissen, ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen; er ist überdem ein eiweissartiger Körper, und zwar ein solcher der nicht nur den Klebergehalt des Brodes, sondern auch den im Fleisch enthaltenen Faserstoff bedeutend übertrifft. — Indess ist es nicht genug, dass wir unter dem Volk, welches ja längst vor der Entdeckung der thierisch-vegetabilischen Substanz der Hülsenfrüchte aus der Empfindung die Wichtigkeit derselben, besonders der Linsen erkannt hat, Propaganda für den Erbsenstoff machen, um durch die Salze und phosphorsauren Alkalien, die in den Hülsenfrüchten in so reichlicher Menge enthalten sind, das faule Kartoffelblut des deutschen Volks wieder in Bewegung zu setzen. Auch wir, die wir unverdienterweise so glücklich sind, nicht allein von Kartoffeln zu leben, müssen die Lehre der Nahrungsmittel zu unserer Richtschnur nehmen, wenn wir einen guten Grund zu einer neuen Revolution legen wollen. Die Diät ist die Basis der Weisheit und Tugend, der männlichen, muskelkräftigen, nervenstarken Tugend; aber ohne Weisheit und Tugend gedeiht keine Revolution. Lassen wir uns daher vor Allem durch die Politik, so niederschlagend und ekelerregend sie auch jetzt ist, nicht den Appetit zum Essen und Trinken verderben, aber mässigen wir den Genuss durch die Kenntniss der Nahrungsstoffe, wie sie uns hier der Verfasser mittheilt, wenngleich uns die Empfindung von ihren Wirkungen längst gesagt hat, was uns die Chemie lehrt. Aber die Aufgabe des Menschen ist eben, den Grund der Empfindung zu entdecken, den Gegenstand der Empfindung zu einem Gegenstand des Wissens zu erheben. Nicht mit Gebet, mit Erkenntniss zu geniessen, ist menschlich. Doch wir können dem Verfasser nicht bis in seine Diätetik und Zergliederung der einzelnen Speisen, Getränke und Gewürze hineinfolgen, empfehlen aber jedem Gelehrten, dem der Mensch mehr ist als das Buch, jedem Künstler, jedem Handwerker, jedem Lehrer,

jedem Vater, jeder Hausfrau dieses Buch als ein unentbehrliche
als ein Buch, welches alle die Bedingungen erfüllt, welche zu eine
gesunden, ihrem Begriffe entsprechenden, sowohl leiblichen al
geistigen Nahrung erfordert worden.

Zur „Theogonie".

Ein- und Vielgötterei.

Den Polytheismus aus dem Monotheismus ableiten, ist eben
viel, als wenn man den Menschen vom Abstrakten zum Konkrete
von dem Begriffe der Blume zu der Vorstellung der vielen Blum
kommen lassen wollte. Wenn der Mensch sein Land für die Erd
seinen Berg für den einzigen oder höchsten Berg, den Berg d
Berge, seinen Fluss für das Urwasser halten kann, so kann er au
einen Gegenstand der Natur, etwa die Sonne, ausschliesslich a
das Factotum der Welt betrachten, so von dem Eindruck derselbe
der Macht derselben eingenommen sein, dass alles Andere daneb
nichts ist, dass er nur diesem Einen seine Opfer, Gebete und so
stigen Huldigungen darbringt. Aber dieser Monotheismus fällt selb
in das Gebiet des Polytheismus, weil dieser Eine Gott nur Ein
neben anderen ist, dem daher andere Wesen, wenn der Mens
zur Einsicht kommt, dass auch sie ein gewichtiges Wort mit dre
reden, dass jener Eine nicht Alles thue, sich beigesellen können.

Der eigentliche Monotheismus setzt den Polytheismus voraus
Historisch selbst sehen wir dieses an den Hebräern, den Christen, de
Muhamedanern, welche zuerst den Polytheismus hatten, und diese
dann den Monotheismus entgegensetzten. Die Hebräer sind nur des
halb so oft vom Monotheismus abgefallen, weil sie ursprünglic
Polytheisten waren, und der Mensch immer zu dem Alten zurück
kehrt, wenn er zu etwas Anderem, Neuem herangezogen wir
Wäre dagegen der Monotheismus das Ursprüngliche, so würde de
Mensch vom Polytheismns in den Monotheismus zurückgefallen sei
denn das Recht der Antiquität, das Recht der Erstgeburt geht üb
Alles, namentlich in der alten Welt. Es gibt keine Abfälle, di
nicht Rückfälle sind — ausser freilich in der Theologie, in de
Alles möglich ist, die die Welt aus Nichts macht, und nun natürlic
auch einen Abfall aus Nichts zu Nichts. — Der Mensch fällt a
vom Angelernten zum Angebornen, vom Neuen zum Alten. We
der Mensch vom Alten zum Neuen übergeht, so geschieht es n

eil jenes sich abgelebt, weil es keine Macht mehr über den enschen hat; sein Abfall ist nur Rückkehr zu einer seiner Natur itsprechenden Vorstellung. Am deutlichsten sehen wir aus der olemik der Kirchenväter gegen die Heiden, wie sich der Monoieismus mit Nothwendigkeit aus dem Polytheismus ergibt, in Folge erselben Gesetze der Logik, mit denen sich aus irgend einer Menge leichartiger Individuen der Begriff der Gattung bildet......

Wo der Mensch viele Wünsche hat, nur in der Befriedigung ieser Vielheit sein Glück findet, wenn er gleich diese vielen Wünsche inem obersten Wunsche unterordnet, da hat er auch viele Götter, 'enn gleich mit einem Oberhaupte. Wo dagegen der Mensch nur inen Wunsch hat, und diesem Einen die vielen Wünsche des ienschlichen Wesens nicht nur unterordnet, sondern auch aufopfert, a verwirklicht er diesen absolut monarchischen Wunsch auch in inem a b s o l u t m o n a r c h i s c h e n, monotheistischen Wesen.

„Der Glaube an höhere über der Natur stehende, oder in den räften derselben hausende und sie nach Willkür lenkende Wesen rurzelt in der Tiefe des menschlichen Gemüths."

Ja wohl! aber diese höheren, über der Natur stehenden Wesen ind nur und gar nichts anderes als die Wünsche.

Je grösser die Gefahr, je dringender die Noth, desto stärker, esto konzentrirter der Wunsch. In der Todesgefahr hat der lensch nur noch den einzigen höchsten Wunsch, sein splitteracktes Leben zu retten, „das reine Sein" der Philosophen. Deus udus est, sagt Seneca, ein nacktes Wesen, beraubt des sinnverlendenden Schmuckes und Embonpoints der materiellen Wesen.

Trotz ihrer Vielgötterei rufen die Chinesen doch in grossen lefahren: Lao — Tien-Sche (O grosser Herr, hilf uns!). Revue e l'Orient, Ausland, August 1844.

Leibnitz und die Wünsche.

Was Leibnitz von dem metaphysischen Gott sagt, dass er eichsam der Ort der Ideen sei, die Grundlage, das Subjekt, in m die metaphysischen Begriffe oder Möglichkeiten, die ausserdem ir Einbildungen wären, Existenz haben, r e a l i s e n t u r, dasselbe gilt n dem physischen oder lebendigen Gott, dem Gott der menschhen Wünsche und Begierden. Die Götter sind die Repositorien, e Sammelorte, die Ruhesitze der menschlichen Wünsche, die sserdem von jedem Windhauch des Zufalls verweht, und in alle

vier Weltgegenden zerstreut, spurlos verschwinden würden. Die Zauberin setzt Himmel und Hölle in Bewegung, greift zu den schauerlichsten Mitteln der Verzweiflung, um das treulose Herz ihres Geliebten zu durchbohren oder wieder an sich zu fesseln. Die Thörin! sie will eine Wirkung ohne die Ursache, eine Folge ohne ihr Prinzip, eine Frucht, aber ohne die Fruchtbäume. Wie ganz anders macht es die Venusgläubige, die sich in ihrer Noth an ein Wesen wendet, das alle Herzen in Händen hat, alle Schmerzen der Liebe mit Leichtigkeit heilen kann und wirklich heilt, wenn sie nur will, an ein Wesen, das die „prästabilirte Harmonie“ der Geschlechter in Person, das von Natur schon der erfüllte Wunsch der Liebe ist, und daher auch jedem Liebeskranken die Erfüllung seiner Wünsche verspricht und verbürgt.

Das Herz — ein Polytheist.

Das menschliche Herz ist ein Polytheist, es hat unendlich viele Wünsche und folglich unendlich viele Götter. Aber wie viele Wünsche, so viele Flüche; wie viele Götter, so viele Teufel; wie viele Vivats, so viele, oder eigentlich noch mehr Pereats. „Diese sollen stehen auf dem Berge Grisim, zu segnen das Volk. Und diese sollen stehen auf dem Berge Ebal zu fluchen.“ 5. Mose 27, 12. 13.

Der Eid.

Der Eid ist eine geistliche Tortur, denn ich will durch die Furcht vor dem Uebel, die ich ihm drohe oder anhexe, wenn er falsch schwört, dem Eidleister eine Wahrheit oder Leistung abzwingen; ich will sein von mir unabhängiges Wissen und Handeln in den Kreis meines Wissens und Handelns hineinzaubern. Was die Zauberei, die Magie, der Natur gegenüber, das ist der Eid dem Menschen gegenüber. Durch die Zauberei macht der Mensch nothwendige Handlungen oder Wirkungen zu willkürlichen, freien; durch den Eid freie Handlungen zu nothwendigen. Durch die Magie will der Mensch die Gesetze, durch den Eid die Freiheit, die Ungesetzlichkeit der Natur aufheben.

Unsterbliche Schatten.

Ein Neuseeländer antwortete auf die Frage: was er unter einem Atua verstehe, — einen unsterblichen Schatten. Ein anderer,

ein alter Häuptling, stellte einem Missionär gegenüber die originelle, kühne Behauptung auf, dass „der Gott des Donners in seiner Stirn sitze." (Die Neuseeländer. Nach dem Englischen, Leipz. 1833.) So sind aber die Götter, weil hier ein Wunsch nach Glück nur die unbegränzte Furcht vor Unglück, der wirkliche Wunsch nur ein flüchtiges Tagesgeschöpf ist, das über den Genuss eines Bratens sich selbst vergisst, nicht an die Zukunft denkt und erst wieder mit dem Nagen des Hungers zum Selbstbewusstsein erwacht.

Spinoza's Liebe zu Gott.

Wenn Spinoza von dem höchsten Wesen seiner Philosophie, das er missbräuchlich „Gott" nennt, sagt, dass der Mensch es liebe, aber nicht von ihm wieder geliebt werde, so ist diese Liebe ohne Gegenliebe eine unglückliche, aber gleichwohl die Unumgänglichkeit und Wahrheit der Selbstliebe darin bestätigt, dass dieses Wesen, welches in den Augen Anderer ein schaudererregendes Unwesen ist, in seinen Augen ein liebenswerthes ist, weil ein seinem Verstande und Wesen entsprechendes, Spinoza also in seinem Gotte wenigstens sich selbst liebt, wenn er auch nicht von ihm geliebt wird — freilich eine trostlose Einseitigkeit, die nicht verfehlen konnte, die Selbstliebe des Menschen auf's heftigste gegen den spinozistischen Gott zu empören. Die vollkommene, die erfüllte, glückliche Selbstliebe ist die Liebe zu einem Wesen, von dem man wieder geliebt wird. Will man daher die Selbstliebe verwerfen, so muss man auch die Gegenliebe und überhaupt die Nächstenliebe verwerfen, und wie Nero den Menschen sammt und sonders nur einen Kopf wünschen, um mit einem gelungenen Streiche für immer der Selbstliebe den Garaus zu machen.

Platon und das Christenthum.

Sehr lehrreich ist, wie Plato im 10. Buch der „Gesetze" verfährt, um gegen die Atheisten und Materialisten seiner Zeit die Götter zu vertheidigen. Er zeigt diesen Philosophen, wenn man anders Menschen dieses Gelichters mit dem Namen Philosophen beehren will, die Unwissenheit in Betreff der Seele und ihrer Eigenschaften. Sie haben nicht eingesehen, dass die Seele ihrem Ursprunge nach eines der ersten Wesen, dass sie vor den Körpern existirt; wenn aber diese dem Körper vorangeht, muss nicht Alles,

was mit der Seele verwandt ist, früher sein, als das Körperliche? Folglich muss die Meinung und die Voraussicht und die Erkenntniss und die Kunst und das Gesetz vorher existirt haben, und die ersten Operationen und Werke gehören der Kunst. Die Produktionen der Natur und diese selbst sind also später und untergeordnet der Kunst und Intelligenz. Der Unterschied zwischen dem Platonismus und dem Christenthum ist nur, dass was dort Sache der Spekulation, der Auseinandersetzung, hier Sache des Glaubens, d. h. zweifelloser, unbedenklicher Gewissheit, dass was dort genetisch der Philosoph aus sich und seiner Seele herausspinnt, daher nur als Gedanke erscheint, in der Religion und Theologie unmittelbar als ein existirendes, ausgemachtes, absolutes Wesen, welches eben Gott heisst, vorausgesetzt ist; dass das, was bei dem Philosophen, weil ein im Gegensatz gegen den Materialismus ausgesprochener Gedanke, als eine bestreit- und bezweifelbare Meinung erscheint, hier diesen Schein verliert, weil dieser Gegensatz gar nicht vorhanden ist.

Spiritualismus und Sensualismus.*)

System der Rechtsphilosophie von Ludwig Knapp. Erlangen 1857.

Der gegenwärtige Streit zwischen dem Spiritualismus und Materialismus wird aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtet, wenn man sie sich als absolute Gegensätze vorstellt. Der Materialismus ist so alt und weit verbreitet, als die Menschheit, so einleuchtend, wie das Licht, so nothwendig, wie Wasser und Brod, so unentbehrlich, so zudringlich und unabweisbar, wie die Luft. Der Spiritualismus ist nichts andres, als der spiritualistische Materialismus. „Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehes. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper.“ Aber gleichwohl ist alles Fleisch, wenn auch nicht einerlei Fleisch, doch immerhin Fleisch, und aller Körper, auch der himmlische, der Gattung nach eben so gut Körper, als der irdische. Nicht ist also aller Materialismus einerlei Materialismus, sondern ein anderer der, welcher den Geist oder die Seele als ein von dem Körper — versteht sich dem Körper, wie er auf diesem Standpunkte bekannt ist und vorgestellt wird — unterschiedenes, ein anderer der, welcher die Seele als ein mit dem

*) „Jahrhundert“, 2. Semester 1858, Nr. 26, S. 410—412.

rper identisches Wesen betrachtet; aber gleichwohl ist die Seele, lche sich im Leben logisch vom Leibe unterscheidet, um sich im de förmlich, d. i. leiblich von ihm zu trennen und in himmlische gionen emporzuschwingen, auch ein materialistisches, nur phantisch materialistisches Wesen. Selbst der philosophische Geist : Modernen, wie der Geist des Cartesius, welcher sein Wesen r in's Denken setzt, ist ein solches phantastisch und versteckt terielles Wesen, da er, obzwar ein dem Gedanken nach vom ibe unterschiedenes und unabhängiges, doch zugleich der Erfahıg nach ein „mit dem Leibe innig verbundenes, ja gleichsam mischtes" Wesen ist; denn wer kann mit dem Leibe verbinden, s nicht leiblichen oder doch „gleichsam" leiblichen Wesens ist; r in Zusammenhang bringen, was nicht an und für sich seiner tur nach zusammengehört; wer Ungereimtes zusammenreimen, nn nicht anders die Verbindung von Leib und Seele, Körper l Geist ein Ausdruck der reinsten Verrücktheit, ja Tollheit sein l? Der gegenwärtige Kampf zwischen Spiritualismus und Matelismus ist daher nur der Kampf zwischen dem alten und neuen, h. dem himmlischen und dem irdischen, dem phantastischen und n realistischen, dem gemüthlichen und dem gesetzlichen, dem lkürlichen und dem konsequenten, dem versteckten und dem enen, dem unwissenden und dem bewussten, wissenschaftlichen terialismus. Es ist hier nicht der Ort, diese paradoxe Behaupıg allseitig durchzuführen; es werde daher nur ein flüchtiger ck in das Gebiet geworfen, dem die vorstehende Schrift angehört.

Der Verfasser derselben gründet das Recht, und zwar in allem nste und mit schonungsloser Strenge, auf „den naturwissenhaftlichen Materialismus".

Das Recht, das heilige, hochgeborne, allerdurchlauchtigste Recht f den pöbelhaften Materialismus gründen — welche Verrücktheit d zugleich welche Frivolität! O ihr Herren und Damen von ttes Gnaden, ihr geistliche und weltliche Herren sammt und ıders, ja selbst auch ihr Handels-, Bürger- und Bauersleute — ın auch ihr habt ja einige, wenn auch nicht wohlgeborne, doch hlerworbene Rechte — seht, wie hier eure Rechte in den Koth treten werden; aber seht: das ist das saubere Resultat, das die fste, aber gottlob auch letzte Frucht des modernen Materialismus, nn jetzt hat er den äussersten Grad des Frevels und Unsinns eicht. Dass er uns Gott und unsere unsterbliche Seele nimmt, s kann man sich wohl noch gefallen lassen; ohne Gott

und Seele kann man in diesem zeitlichen Leben auskommen; wir brauchen sie ja so nur als Bürgschaft für ein zukünftiges Leben. Ueberdies sind beide ungewiss, wenigstens bestreitbar; aber wer uns unser einzig Gewisses und Unbestreitbares, unser Jus certum nimmt, unser allertheuerstes, herzallerliebstes Recht an die profane Materie entäussert, der nimmt uns unsere Existenz selbst. Fort also mit dem Frevler an den Galgen oder doch wenigstens an den Pranger!

Mit solchem Zeter-Mordio-Geschrei verkündete ein Artikel der löblichen Augsburger Allgemeinen Zeitung die Erscheinung dieser Schrift und zeigte zugleich als Corpus delicti zur Rechtfertigung dieses Geschreis ein Paar aus der Mitte herausgerissene, krass-klingende Stellen dem entsetzten Publikum vor. Die Hauptstelle war diese: „Die sittlich zwingenden Affekte bilden das Gewissen, die sittlich zwingenden Handlungen bilden den Rechtszwang, der, gattungsmässig gegliedert, als Staatsgewalt erscheint. Anstatt also das Gewissen als unsichtbares Klopfgespenst, und den Staat unter irgend einem Ideale anzuschauen — wie sie sich von dem Bienenkorb bis zu dem Gottesreich stufen — oder, anmasslich nichtssagend, ihn mit der naturwissenschaftlich als Erklärungsgrund längst abgelegten Redensart des Organismus abzuthun, fassen wir beide Begriffe an den wirkenden leiblichen Gebilden ihrer konkreten Träger und Produzenten an und suchen das Gewissen unter den Leistungen der unbewussten und den Staat unter denen der bewussten Muskelerregungen auf. Ja, da es uns erlaubt sein muss, einen spiritualistisch-phantastisch so vielbeleckten Gegenstand mit den schroffsten Ausdrücken der sinnlichen Erkenntniss zu überstacheln, so dürfen wir sagen, dass die glatten, blassen, weichen, aus strukturlosen Fasern zusammengesetzten und die das Herz bildenden Muskeln des vegetativen Systems, indem sie vorherrschend den Affekten dienen (S. 42), vorherrschend die Moral, — und das die quergestreiften, rothen, in Primitivbündel gefaserten Muskeln des animalen Systems, indem nur sie die Handlungen vermitteln und auch, im Gegensatz der ersten, allein zu Gerichtsfolge, Landsturm u. dgl. verknüpfbar sind, das Recht vollziehen.“ (S. 156.) Welch' ein querköpfiger rother Materialismus? Wer hat je so was gehört oder gelesen? Was bedarf es mehr als diese eine Stelle, um den Schuft ohne Weiteres dem Henker zu übergeben?

Gleichwohl hat schon im siebenzehnten Jahrhundert — habt Respekt! — ein Comes palat. caes. und Professor primarius et

rdinarius, Herr S. Strykins eine lateinische Schrift von dem
Rechte der Sinne, de jure sensuum geschrieben, worin er Alles,
was sich im Kriminal- und Zivilrecht über die Sinne zerstreut und
elegentlich vorfindet, zusammenstellt und erläutert, zuerst die juri-
tische Bedeutung der Sinne im Allgemeinen bespricht, hier die Noth-
wendigkeit der sinnlichen Erkenntniss, die necessitatem
cientiae Sensualis besonders für den Richter hervorhebt, dann
ie Rechte der einzelnen Sinne, des Auges, des Gehörs, des Getastes,
es Geschmacks, des Geruchs abhandelt. Was bedeutet aber das
Recht der Sinne", der „leiblichen Sinne", wie es in einer Notariats-
'erordnung des Kaisers Maximilian heisst, anders, als die Sinn-
chkeit und Leiblichkeit des Rechtes? Wenn z. B. der Geschmack
nd Geruch vor Gericht die Aechtheit oder Unächtheit, die Iden-
tät oder Verschiedenheit eines Weines, eines Balsams oder sonst
ines kostbaren Stoffes bezeugen und so den Streit zwischen Mein
nd Dein entscheiden, was sagen sie anders aus, als dass es nicht
ur überhaupt dingliche, sondern selbst auch schmeck- und riech-
are Rechte gibt? Ist aber nicht damit zugleich ausgesprochen
nd juristisch bewiesen, dass das Subjekt des Rechts, das berech-
igte Wesen zwar allerdings ein wollendes und wissendes, aber
wesentlich zugleich auch fühlendes, sehendes, schmeckendes, kurz
innliches, leibliches, materielles Wesen ist?

„Ich will, also habe ich", Volo ergo habeo (Gundling, von
Erlang. des Eigenth. ohne Berührung und körp. Bewahr.); aber ich
habe nur, weil dieser mein Wille schon das antizipirte Haben ist,
weil ich mit dem Willen, in Gedanken schon voraus in Händen
habe, was ich nachher wirklich, leiblich in Händen habe oder haben
kann. Wo kein körperliches haben Können, ist auch kein recht-
liches haben Wollen, sonst könnte ich auch das Eigenthumsrecht
von Sonne, Mond und Sternen beanspruchen. „Was an körper-
lichem Besitz abgeht, ergänzt der Wille, die Absicht, der Geist",
aber nur weil umgekehrt, was dem gewollten oder geistigen Besitz
mangelt, der körperliche ergänzt. So ergänzt auch der Galgen in
der Vorstellung, was demselben in der Wirklichkeit fehlt — näm-
lich das Dasein an jedem Orte; aber dennoch vertritt dieser ideale
Galgen nur die Stelle des materiellen; ausserdem wäre es wider-
sinnig und widerrechtlich, den Dieb anders als in der blossen Furcht
und Idee des Galgens zu erhängen. Kurz, das blosse Wollen und
Denken reicht nicht hin zur Begründung des Rechts, auch nicht
des Eigenthumsrechtes oder Besitzes. Animo et corpore possessio

acquiritur, heisst es nach dem Römischen Recht im Rechte der Sinne (de effectu tactus in civil.). Und im Naturrechte heisst es schon seit Christ. Thomasius, dem jüngern Zeitgenossen und Geistesverwandten vom Verfasser des Sinnenrechts, wenn auch nicht mit derselben Bestimmtheit ausgesprochen, wie bei Kant: „das Recht ist mit der Befugniss zu zwingen verbunden". Dieser Satz sagt aber nichts anderes aus als: das Recht ist nicht nur mit dem Wollen und der Intelligenz, sondern auch mit dem Corpus, mit dem Leibe in nothwendiger und wesentlicher Verbindung zu denken; das Recht ist das Recht, nicht durch Worte und Gründe, durch Beweise von Intelligenz und gutem Willen, sondern durch physische Gewalt sich geltend zu machen, d. h. das Zwangsrecht ist der handgreifliche Beweis von der groben Materialität und Körperlichkeit des Rechts; Zwangsrecht ist Faustrecht — nur mit dem Unterschied von dem gewöhnlich so genannten geschichtlichen Faustrecht,*) dass hier die Faust das Recht, dort aber das Recht die Faust macht. Was ist aber die Faust, womit der Mensch seine Zwangsrechte geltend macht, selbst das Jus gladii, das Recht über Leben und Tod handhabt, ohne Muskeln? Worin besteht also das Verbrechen unsers Verfassers? Nur darin, dass er an die Stelle der populären Faust den anatomischen Muskel, d. h. an die Stelle des populären und empirischen Materialismus des positiven Rechts den unpopulären, naturwissenschaftlichen, an die Stelle des im Begriffe des Zwangsrechts versteckten, heimtückischen Materialismus des Naturrechts den bewussten freimüthigen Materialismus gesetzt hat. Wenn man freilich die angeführte Stelle so für sich liest, wie sie der löbliche Rezensent perfider Weise hingestellt, losgerissen von den vorausgegangenen, höchst beachtungswerthen physiologisch-psychologischen Erörterungen des Verfassers, wo es z. B. von der Muskelthätigkeit heisst: „jede geistige Mittheilung und Bethätigung ist, in der bewussten, wie unbewussten Form, an die Muskelfaser geknüpft, ohne deren Zusammenziehung es keinen Blick der Liebe, kein Bruderwort der Freundschaft, kein Werk der Kunst und der Wissenschaft gibt" (S. 63), so erscheint diese unmittelbare Verbindung des Gewissens und des Rechts mit dem Muskel als der Ausdruck eines krassen, ja fast verrückten Materialismus. So erschien sie auch mir, dem Schreiber dieses, und da der Mensch immer gleich vom Einzelnen auf das Allgemeine, vom Theil auf das Ganze

*) S. Anselm v. Feuerbach „Revision" etc. II. 111.

schliesst, so verurtheilte ich kurzweg auf den Eindruck dieser Stelle hin die Schrift, ohne sie noch zu Gesichte bekommen zu haben. Als ich aber zufälliger Weise gerade einige Tage nach jenem Zeter-Mordio-Geschrei die Schrift von meinem Buchhändler zugeschickt erhalten hatte, und nun nicht nur die einzelne losgerissene Stelle, sondern das Ganze von Anfang an durchlas, wie bat ich noch während des Lesens den Verfasser um Verzeihung wegen des Unrechts, das ich in meinem Geiste ihm angethan hatte! Wie war ich erstaunt über die Besonnenheit, die Gründlichkeit, die Schärfe, die Originalität, den leider nur in einer zu abstrakten und schwerverständlichen Sprache niedergelegten Gedanken- und Bilderreichthum des Verfassers; aber auch wie erstaunt über das Elend des deutschen Spiritualismus, welcher bedeutungsvolle Worte dadurch zu widerlegen glaubt, dass er sie entweder ignorirt oder bei dem allgemeinen Publikum verschreit.

Dr. Friedrich Wilhelm Heidenreich,

praktischer Arzt, geboren 1798, gestorben 6. Dezember 1857 zu Ansbach.*)

Obwohl die heilige Schrift mit klaren Worten sagt: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth“, so steht doch die Praxis unserer, der Theorie nach so exakt christlichen Staaten oft genug im schreiendsten Widerspruch mit diesem Bibelspruch — freilich wohl nur aus dem orthodoxen Grunde, weil dieser Ausspruch, wie die inspirationsgläubigen Theologen selbst ausdrücklich bemerken, nicht dem heiligen Geiste, sondern nur dem gesunden d. h. gemeinen Menschenverstand seinen Ursprung verdankt, der christliche Staat aber dem kommunen Rechtsbewusstsein widersprechen, das Credo quia absurdum in ein Volo quia absurdum verwandeln muss. Was aber der Staat dem Menschen versagt, das gewähre ihm die Wissenschaft, die freie selbständige Wissenschaft, und kann sie auch nicht mehr dem Lebenden den Lohn geben, dessen er werth, so gebe sie wenigstens dem Todten die ihm gebührende Ehre. Möge es daher „das Jahrhundert“ einem seiner Leser verstatten, in seinen Räumen den Manen eines solchen unbelohnten, obgleich rastlosen Arbeiters im Dienste der leidenden Menschheit und Wissenschaft ein kleines Denkmal zu setzen — ein Denkmal, das zwar der Ausdruck inniger Freundschaft ist, aber einer Freundschaft, die

*) „Jahrhundert“ 1858, Nr. 27, S. 421—425.

weiss, dass sie den Freund nur ehrt, wenn sie ihn in seinem Geiste und Sinne ehrt und daher von allem blos Persönlichen absieht, nur hervorhebt, was vom Freunde nicht dem Freunde allein, sondern der Menschheit überhaupt angehört. Zwar bedarf derselbe keines Denkmals von fremder Hand, denn er hat sich selbst genug Denkmale in seinen Schriften gesetzt. Aber da die Aufgabe seines Lebens, die Heilkunst, auch die wesentliche Aufgabe seiner schriftstellerischen Thätigkeit war, da er bei aller Vielseitigkeit seines Wesens und Wissens Alles, was er schrieb und trieb, auf die Medizin als seinen Endzweck bezog, so ist sein Name nur dem ärztlichen Publikum ehrenvoll bekannt. Und doch verdient Heidenreich jedem Freunde der Naturwissenschaft bekannt zu werden; denn so sehr er nur für seinen ärztlichen Beruf lebte und dachte, so sehr er Arzt mit Leib und Seele war, geborner, nicht nur gemachter Arzt, Arzt nicht nur von Kopf, sondern auch von Herzen, aus und mit inniger Theilnahme an der leidenden Menschheit; so war doch seine medizinische Richtung selbst eine universelle, und zwar nicht insofern, als sich sein Wissen, wenn auch nicht, was sich von selbst versteht, seine technische Fertigkeit über alle Zweige der Medizin erstreckte, sondern desswegen, weil die Vereinigung der Physik und Medizin, die Beziehung und Anwendung der allgemeinen Naturlehre auf die Heilkunst, mit einem Worte: die medizinische oder therapeutische Physik — eine neue, noch im Werden begriffene Wissenschaft — der wesentliche und charakteristische Gegenstand seines Geistes war.

„Längst, sagt Heidenreich (Elem. d. therap. Phys. S. 6.), kennt man den Druck der Luft, die Temperatur und Feuchtigkeitssättigung der Atmosphäre, man berechnet die Erzeugung und Konsumtion von Sauerstoffgas in einer gegebenen Gegend, man kennt die geognostische Formation, Elevation u. s. w., lauter Dinge, die überall und zu jeder Zeit uns umgeben — und wie wenig sind solche Verhältnisse, die Elemente unsers Lebens, unser pabulum vitae (Lebensfutter) zur und für die Therapie benutzt! Wie viel liesse sich durch Regulirung der Temperatur der uns zunächst umgebenden Atmosphäre, durch Vermehrung, Verminderung des Luftdrucks, durch Herstellung oder Ableitung der Elektrizität, durch künstliches Klima für unsere Kranken leisten, und wie wenig ist geleistet und geschehen, so dass wir kaum Rudimente, Versuche, Andeutungen kennen! Dennoch scheint die Zeit gekommen, dass die physikalischen Momente, welche die erste Hälfte des Jahrhunderts gefunden und entwickelt

ıt, um dessen Mitte und in der zweiten Hälfte nach und nach ı therapeutischer Bedeutung und Wirksamkeit gelangen. Es wird e Zeit nicht mehr ferne liegen, in welcher eine sich selbst beusste physikalische Therapie eine grosse Rolle in der Heilkunst ›ernehmen wird... Dazu beizutragen, dieses Bewusstsein zu erecken, die Nothwendigkeit einer physikalischen Therapie ırzuthun und ihre Möglichkeit aus den vorhandenen udimenten zu beweisen, ist die Aufgabe" seines Lebens und enkens, die Aufgabe seiner interessantesten und bedeutungsvollsten :hriften gewesen. Diese sind seine „Elemente einer medizi- ischen Physik. Erstes Heft. Das Leben der unorganischen atur", Leipzig, O. Wigand, 1843; ferner: „die physiologische ıduktion, ein Beitrag zur medizinischen und Nerven-Physik", Ans- ıch, Gummi, 1846; endlich die so eben angeführten „Elemente ›r Therapeutischen Physik", Leipzig, O. Wigand, 1854 — e Krone seiner Schriften, ebenso lehrreich dem Inhalt, als geistich der Form nach.

Einheit des Menschen mit der Natur, Einheit der Natur mit :h selbst bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Wirkungen und :scheinungen — diese Idee, „die Idee von der Einheit alles ebens" ist es, die Heidenreich beseelte, in seinen medizinischen ıd naturwissenschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen leitete ıd bestimmte. Erfüllt von diesem Gedanken, konnte er die bis- ›rige oder vielmehr damalige, die Natur in eine Menge besonderer, ›ch dazu grossentheils erdichteter Stoffe und Kräfte zersplitternde ıysik nicht ohne Weiteres zum Besten der Therapie verwenden; musste selbst erst in ein therapeutisches, ein kritisches Verhält- ss zu ihr treten. Dies geschieht in seinen Elementen der medizi- schen Physik; sie enthalten eine „positive Kritik der bisherigen aturwissenschaft" — eine positive, weil er die Physik nicht nur von der sie noch belastenden Menge selbstgeschaffener, hypothe- ıcher Stoffe und Kräfte zu befreien", sondern zugleich auch, voll- ändig mächtig des reichen thatsächlichen Stoffes, eine wirkliche ıschauung „von der Natur der Dinge in ihrer Einheit und Wahr- ıit" zu geben sucht. Und er findet diese Einheit der verschiedenen aturerscheinungen oder Naturkräfte, namentlich der Elektrizität, s Magnetismus, der chemischen Verwandtschaft, der Krystallisation, ›r Schwere selbst, in Licht und Wärme. „Fort mit der Attraktion ıd Repulsion als eigenen für sich bestehenden Kräften! Der ıysiker nimmt nur besondere Kräfte an, wo er sich nicht anders

zu helfen weiss.“ Wärme, als das Alles Ausdehnende, Auflösende, Schmelzende, Verflüchtigende, ist das „generalisirende Prinzip der Natur“, ist Repulsion; sie hält die Atome, wie die Körper auseinander; Licht ist die Ursache ihres Zusammentretens, Licht ist Attraktion, Licht ist „kosmisches Individualisirungsprinzip“. Aber Licht und Wärme, jenes die Ursache des Magnetismus, diese die Ursache der Elektrizität, sind von einander unabsonderlich, wenn sie gleich nicht immer zugleich erscheinen; sie verhalten sich zu einander, rufen sich gegenseitig hervor, wie Aktion und Reaktion — Licht ist Reaktion gegen die Wärme, Wärme gegen das Licht“ — aber beide reduziren sich auf Schwingungen des Aethers und bestätigen so auf eine ebenso den Kopf erleuchtende, als das Herz erwärmende Weise die „Idee von der Einheit im Leben der Natur“.

Mit demselben Lichte und derselben Wärme, womit der Verfasser der Elemente einer medizinischen Physik die Einheit der unorganischen Natur hervorhebt, erfasst und beleuchtet er auch die erhabendste Idee und Errungenschaft der neuesten Zeit, die Idee von der Einheit der organischen und unorganischen Natur. „Lange plagte man sich, sagt er z. B. in einem kurzen Vortrag über „die Bedeutung der medizinischen Physik“, Ansb. 1846, und quält sich zum Theil noch immerfort, die Verhältnisse der Lebenskraft zu verschiedenen dynamischen, chemischen, mechanischen Prozessen des Organismus aufzusuchen und festzustellen, und sonst verdienstliche und geistreiche Werke scheitern im eitlen Kampf des Vitalismus (d. h. der Lehre von einer besondern Lebenskraft) mit dem Chemismus und Mechanismus. Wollte man sich aber zu der Ansicht erheben, dass alles Leben nur ein Einziges, nur Eines sei, nur auf den verschiedenen Stufen seines Erscheinens einmal chemisch, ein andermal mechanisch und noch ein andermal dynamisch sich offenbare, so würde es anders und hoffentlich besser stehen um unsere Physiologie; man würde erkennen, dass die Digestion ein Akt des organischen Chemismus, die Bewegung unserer Gelenke, unser Kauen und Beissen ein Mechanismus, die Perzeption durch die Sinnesorgane eine dynamische Erscheinung sei, man würde einsehen, dass hier eben gerade so und nicht anders das Leben sich offenbare und sich nicht ferner mit vitalischen Theorien und Vermittlungen plagen.“ Doch „bald wird die Zeit kommen, sagt er (Therap. Phys. S. 12), in welcher fast die ganze Physiologie in einer Physik und Chemie des organischen Lebens aufgehen und für das bisher sog. Spezifische oder Vitale nur sehr wenig mehr

brig bleiben wird, und Pathologie und Therapie nachfolgen müssen, o dass eine therapeutische Physik und Chemie so ziemlich den anzen Heilapparat ausmachen wird.“ In Folge dieser Ansicht nd Ueberzeugung bestand denn auch die theoretische oder rein aturwissenschaftliche Thätigkeit Heidenreichs hauptsächlich darin, u beweisen, dass es kein besonderes Lebens- oder Nervenprinzip ebe. dass das Wesen der Nerventhätigkeit wie das der sogenannten nponderabilien auf Oszillationen, Schwingungen, Wellenbewegunen beruhe, dass überhaupt in der organischen Natur dieselben esetze wie in der unorganischen gelten und wirken. „Das Schwinen einer Glocke erscheint dem Ohr als Ton, dem Auge als Beregung, dem Gefühl als Erzittern, und gerade so können Oszilitionen überhaupt einmal als Licht, Wärme, Magnetismus, Elektriität erscheinen, ein anderes Mal das Wesen der Nervenaktion usmachen.“ (Die physiol. Indukt. S. 20.) Er bleibt aber nicht ei dieser Identität der Nerventhätigkeit mit den Schwingungen der nponderabilien im Allgemeinen stehen; er sucht zu beweisen, dass s eben so gut eine Nerveninterferenz gibt, als eine Interferenz der ichtstrahlen, der Schallwellen; er findet wenigstens für die physioogische Thatsache, dass durch heftige mechanische Bewegung oder urch den blossen Willen ein Schmerz unterdrückt oder doch gemildert, mgekehrt durch Schmerz krankhafte Bewegung, also Empfindung urch Bewegung, Bewegung durch Empfindung aufgehoben wird, ine genügende Erklärung nur in einer „wahren neurologischen nterferenz.“ Ja, er glaubt selbst die von der Elektrizität und em Magnetismus geltenden Gesetze der Vertheilung und Induktion - welches Wort jedoch H. in einem engeren Sinne nimmt, als es ewöhnlich genommen wird — auf die Nervenphysik „übertragen“ nd folglich behaupten zu dürfen: „es verhalte sich die Wirkung er Nerven auf Nerven, wie Vertheilung (d. h. wie Erregung der lektrizität durch Elektrizität, des Magnetismus durch Magnetismus), ie Wirkung der Nerven auf andere Gebilde (vorerst die Muskeln) nd die Rückwirkung anderer Gebilde (namentlich des Bluts) auf ie Nerven, wie Induktion“ d. h. wie Erregung des Magnetismus urch Elektrizität oder der Elektrizität durch Magnetismus. Damit ill er aber keineswegs behaupten, dass die physiologische Induktion enau auf dieselbe Art und Weise, wie die physikalische geschehe, enn „die Identität der Gesetze der organischen und unorganischen latur ist noch keineswegs eine Identität der Erscheinungen . 82, wohl aber, dass sie auf analoge Weise nach dem Gesetze

der physikalischen Induktion geschehe. Und von der Induktion in diesem, den Unterschied der Erscheinungs- oder Wirkungsweise nicht ausschliessenden Sinn nimmt er mit Recht keinen Anstand zu behaupten, dass sie selbst auch „für die psychische Sphäre des Lebens gelte“ S. 98 — ein Satz, der den Verfasser am Schlusse seiner Schrift über die physiologische Induktion auf das peinliche Kapitel von der menschlichen Freiheit bringt und zu dem eben so wichtigen als richtigen Ausspruch veranlasst, dass sich zwischen dem Spontanen, Willkürlichen und Unwillkürlichen im Menschen ebensowenig eine Gränze angeben lasse, als zwischen dem Hirn (dem Organ der spontanen, willkürlichen) und dem Rückenmark (dem Organ der exzitirten, d. h. nur auf Reiz erfolgenden Bewegungen). „Die Rückenmarksstränge verlaufen im Gehirn, das Gehirn setzt sich in das Rückenmark fort, eine definitive Gränze setzt hier nur die Guillotine oder das Henkerbeil.“

Heidenreich hat aber diese seine Ansichten und Beweise von der Einheit des organischen und unorganischen Lebens nicht etwa nur auf die bereits vorhandenen, von Anderen gemachten Entdeckungen und Erfahrungen, sondern auch auf eigene, selbständige Versuche und Beobachtungen gegründet — so denn auch seine ebenerwähnten Ansichten von der physiologischen Induktion. Wir sehen jedoch hier von diesen und andern Versuchen ab, beschränken uns nur auf ein, aber ihn besonders charakterisirendes, von ihm selbst oft und angelegentlichst besprochenes und wiederholtes Experiment. Es bestand dieses darin, dass er, zuerst um zu erfahren, ob, dann, um zu beweisen, dass, wie die thierische oder organische und unorganische Elektrizität die nämliche, so auch der Magnetismus, d. h. der mineralische, nicht der sog. thierische Magnetismus, derselbe im Organischen und Unorganischen sei, dass er also zu diesem Zwecke mit Drathspiralen, die mit Seide umsponnen und zu Leitern des elektrischen Stroms gemacht waren, seine Finger, Hände und Arme magnetisch machte, so dass sie die Pole eines freihängenden Magnetstabes je nach der eigenen erhaltenen Polarität anzogen oder abstiessen, ja durch Vervielfältigung dieser Spiralen seine beiden Arme mit Händen und Fingern „in einen lebendigen, organischen Hufeisenmagnet verwandelte, so dass die eine Hand den Nord-, die andere den Südpol anzog“. Man hat nun zwar die Richtigkeit dieses Versuchs und des daraus gezogenen Schlusses bezweifelt, man hat die Einwirkung auf den Magnetstab oder die Magnetnadel nur auf Rechnung der Induktionsspirale setzen

wollen; aber Heidenreich war ein viel zu umsichtiger und vielseitiger Beobachter und Experimentator, als dass er die Einwürfe seiner Gegner nicht selbst schon während seiner Versuche sich gemacht hätte. Er hat nicht nur den Einfluss der Spirale auf den Magnet in Anschlag gebracht, sondern auch den genauesten Messungen unterworfen, aber gerade dadurch gefunden, dass dieser Einfluss fast um das Doppelte geringer war, wenn die Spirale allein für sich dem Magnete genähert wurde, als wenn der Finger oder die Hand in ihr stak, diese Glieder also nothwendig selbst magnetisch sein mussten. Man sehe hierüber seine Physiol. Indukt. S. 12 und Therap. Phys. S. 120. So lange man daher keine neuen stichhaltigeren Einwendungen vorzubringen weiss, so lange wollen wir uns nicht durch gelehrten Dünkel und Neid abhalten lassen, Heidenreich die Ehre der Entdeckung des Induktions-Magnetismus am menschlichen Körper zuzuschreiben. Er hat um so mehr Ansprüche auf diese Entdeckung, je mehr er von Natur und Charakter zu derselben berufen und befähigt war; denn wer sollte mehr berufen sein, den Magnetismus dem Menschen zu induziren, als wer selbst durch eine besondere Inklination zum Magnetismus sich hingezogen fühlt? Wer befähigter sein, die physische Identität des unorganischen und organischen, also auch menschlichen Magnetismus zu erkennen, als wer im Magnetismus selbst das Urbild seines moralischen Wesens erblickt? „Der Magnetismus", sagt Heidenreich, „wird jedesmal kurz abgethan, nicht aus Mangel innerer, tiefer Bedeutung"; „da er aber in seiner Ruhe und Beharrlichkeit, in seiner stillen Wirkung, z. B. der Erdmagnetismus, nicht mit Blitz und Donner dreinschlägt, wie die Elektrizität, höchstens in stillen Nächten mit strahlendem Licht erglänzt, so mag es ihm leicht ergehen, wie manchem ausgezeichneten Manne, der, seiner inneren Bedeutung sich bewusst, nicht viel Wesens von sich machen mag — dass er übersehen wird." (Therap. Phys. S. 94.) In diesem Schicksal und Wesen des Magnetismus hat er sein eigenes Schicksal und Wesen gezeichnet. Er machte so wenig Wesens von sich, trug so wenig seinen inneren Werth und Gehalt zur Schau, war stets so sehr versunken in die Gegenstände seiner Beschäftigung, dass es kein Wunder ist, wenn ein solcher Mann, der überdies auch darin dem Magneten glich, dass er nicht den Mantel nach dem Winde hing, sondern stets in derselben Richtung beharrte, koerzitiv, stahlfest in seiner Gesinnung, freidenkend in Religion und Politik, rücksichtslos im Ausdruck seiner Ueberzeugung

war, wie sein Schriftchen über das Prinzip der Medizinal-Reform 1850 beweist, trotz seiner vielen Verdienste, trotz seiner interessanten Versuche und Erfindungen, so z. B. seines elektromagnetischen Apparates mit gleichlaufenden Induktionsströmen zweiter Ordnung, trotz seiner medizinischen Leistungen im Leben und in der Literatur, trotz seiner zuerst unternommenen und wohlgelungenen chirurgischen Operationen, wie z. B. der subkutanen Blepharotomie, trotz selbst seiner persönlichen Opfer für das öffentliche Wohl, — beim ersten und zweiten Ausbruch der Cholera in Bayern — ebensowohl vom Staate, als von unsern Akademien und Universitäten übersehen worden ist. Schmerzlich war ihm dieses Schicksal, aber nicht aus gekränktem Ehrgeiz, sondern nur aus dem naturwissenschaftlichen Grunde, weil es ihn in der Befriedigung seines rastlosen Erfindungstriebs hemmte, bei seinen Versuchen und Experimenten lediglich auf seine eigenen Mittel und Kräfte beschränkte. Beklagte er doch auf seinem Sterbebette selbst seinen frühzeitigen Tod hauptsächlich nur desswegen, weil er ihm nicht verstatte, seine Beschreibung eines neuen, von ihm ausgedachten elektromagnetischen Wasserzersetzungs-Apparates zu vollenden. So vollkommen eins war in der Person dieses Mannes der Mensch und der medizinische Physiker, dass er noch mit seinem letzten Schmerze und Hauche die Idee von der Einheit des unorganischen und organischen Lebens bestätigte!

V. Periode.

Von 1860 — 1872.

Die Leidenszeit. Sittliche Probleme, Moralphilosophie. „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit". Das Fragment. — Krankheit und Tod.

Von der Periode des Leidens zu reden, ist nur noch Pflicht, traurige Pflicht. Der Rechenberg mit all seinen lokalen und ökonomischen Fatalitäten war für Feuerbach ein wahrer Kalvarienberg. An das Marterholz geschlagen, vollendete er das Werk seines Lebens — mit etlichen Kartonzeichnungen und Federrissen.

„Ich komme mir vor wie eine Blume ohne Blumentopf, wie ein Fluss ohne Bett, wie ein Bild ohne Rahmen."*)

Als er Bruckberg verlassen hatte, kaufte die bayrische Regierung das Schloss und richtete darin eine Anstalt für jugendliche Verbrecher und Taugenichtse ein. Inspektor dieser Anstalt wurde ein pietistischer Geistlicher.

„„Der Geist Gottes schwebt nicht über Bruckberg; aber den leugnet ja Feuerbach"". „Jawohl, der Geist des Geldgottes, der die jetzige Welt regiert, der schwebt nicht über Bruckberg. Oder ja, der Geist des Herrn schwebt über Bruckberg, der Geist Gottes, der die Pfaffen mästet, die Kepler aber verhungern lässt, der die Peterspfennige den Armen aus dem Beutel nimmt, und den Denker selbst bis in seine Einsamkeit verfolgt. Dieser Geist Gottes hat die Räume, die einst die grössten Menschengeister mit ihren Gedanken erfüllten, zum Aufenthalt von Ratten und Mäusen gemacht, derselbe Geist, der einst auch die griechischen Tempel zerstörte."*)

Sein Zimmer auf dem Boden, das ihm die meiste Ruhe gewährte und bei mildem Wetter ganz freundlich war, wurde im

*) Nachgelassene Aphorismen.

strengen Winter furchtbar kalt. Morgens zeigte das Thermometer oft 5—6° unter Null, das Trinkwasser war dick gefroren. Vergebens bestand Dr. Baierlacher, der Arzt, auf einem Umzuge in die Stadt. Bis zum Mittagessen blieb F. in diesem hohen Eiskeller; dann kam er ganz erstarrt hinab und verliess das Wohnzimmer nicht wieder.

Auch der Mangel meldete sich am Thore. Fixes kam ausser der kleinen bayrischen Pension vom Vater her nicht ein. Zu gelegentlichen oder gar zu Zeitungsarbeiten war der ganz in sich konzentrirte Denker nicht zu bewegen — es bleibt noch die Frage, ob ihm solche Arbeiten je geglückt wären. Besorgte Freunde sprachen von der Schillerstiftung, und mit Recht: Schiller war eben so gut Philosoph als Dichter. Feuerbach wollte von keiner Unterstützung hören. Dennoch kam die Sache zu Stande; unter dem 12. Okt. 1862 erhielt F. ein Schreiben vom Vorort Weimar, in welchem ihm ein Ehrengeschenk von 900 Thlr., vertheilt auf drei Jahre, dargeboten wurde.*) Unter dem 11. März kündigte ihm ein anonymer Verehrer auf die nächsten 6 Jahre ein Jahrgehalt von 300 fl. an. Der gebührende Lohn soll diesem Manne zu Theil werden — er bleibe unbekannt.

Sobald F. das Nothdürftige bestreiten konnte, wies er alles Weitere zurück, das freilich mitunter der anständigen Attitüde ermangelte.

Im Jahre 1864 erhielt er auf seinen 60. Geburtstag liebevolle Angebinde von Berlin: einen silbernen Pokal von russischen Verehrern, eine silberne Schale von deutschen. Angeregt durch diese Beweise von Sympathie, begab sich F. auf kurze Zeit nach Berlin, wo er freundlichst empfangen wurde.

Die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft wurde auch auf dem Rechenberge fortgesetzt, ja der Drang zu ihr führte 1865 zur Anschaffung eines Mikroskops, dessen Handhabung jedoch wohl nicht den ersten Krankheitsanfall überlebte. Damals las er, wie seine überhaupt zahllosen Exzerpte bezeugen, K. Vogt's „Physiologische Briefe“ und „Geologie“, studirte eifrigst Humboldts „Kosmos“, „das Alter des Menschengeschlechts“ von Ch. Lyell

*) Die Schiller-Pension wurde später auf weitere drei Jahre prolongirt, und im Herbst 1868 nahm der Vorort Wien keinen Anstand, sie abermals zu erneuern. So meldete der Generalsekretär F. Kürnberger in einem charmanten Briefe vom 16. Nov. 1868. Auch im Spätjahr 1871, zur Zeit der höchsten Noth, erfüllte die Stiftung ihre Ehrenpflicht weiter.

ınd Darwin's „Entstehung der Arten". Er ist daher noch bis ;ur neuesten Naturanschauung mit fortgeschritten. Von der poli.ischen Tagesliteratur der Franzosen interessirte ihn besonders Proudhon „Von der Gerechtigkeit". Daneben gingen Voltaire ınd Rousseau her.

In demselben Jahre brachte ihn ein Brief und Wunsch Friedr. Kapp's zu seiner „ersten Liebe" zurück. Kapp wünschte nämlich m Interesse seiner deutsch-amerikanischen Studien über das Wesen ler Herrnhuterei aufgeklärt zu sein, und Feuerbach entsprach liesem Verlangen in einer kleinen Monographie, die wir zum ersten Male dem Druck übergeben. Der klassische Forschungsgeist ınd die drastisch-psychologische Art, wie wir sie aus dem „Wesen les Glaubens im Sinne Luthers" kennen, treten hier, 21 Jahre später, wieder hervor.

Nicht nur in der Theorie, auch zur persönlichen Erquickung ınd Stärkung, hielt er sich sehnsuchtsvoll an seine Freundin, die Natur. Den Steinhammer in der Hand, seinen Bruder Fritz, meist aber seine Tochter Leonore zur Seite, wanderte er zum „Morizberg", auf das Gebirge jenseits Hersbruck, in die Höhlen ler „fränkischen Schweiz". Zu kleineren Ausflügen dienten ihm die „Alte Veste" bei Fürth oder „Plattners-Schlösschen"; oft auch begnügte er sich damit, sein Abendmahl im „Frühlingsgarten" oder im „Grauen Kater" zu Nürnberg einzunehmen.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen des letzten Werkes: „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit" (1866) ergriff bedenkliches Unwohlsein den stets Gesunden: gänzliche Appetitlosigkeit, die im Frühjahr 1867 in Schwindel, Uebelkeit und Erbrechen ausartete. Der Arzt befahl, das Bett streng zu hüten. Allerdings erholte sich der Patient, aber nur, um etliche Wochen später einen gelinden Schlaganfall zu erleiden. Die Sprachorgane und die eine Hälfte des Gesichts erfuhren eine kleine Lähmung.

Die herrliche Luft des oberösterreichischen Gebirges, welche der Genesende bei seinem Freunde Deubler zu Goisern bei Ischl einsog, stellte ihn wieder her, — Deubler heisst seitdem im engern Zirkel der „Wunderbauer". Dennoch war Vorsicht fortan die Mutter der fernern Lebensdauer, im Rauchen und Biertrinken musste geknausert werden; auch die Ausgänge des steten Wanderers verkürzten sich nothgedrungen.

1868 auf 69 verfasste F. seine letzten Kapitel zur Moralphilosophie, die wir weiterhin mittheilen; 1870 erfolgte der zweite,

heftigere Schlaganfall - die Uhr der produktiven Thätigkeit stand für immer still. Das war ein böser Winter für die Familie, der Kriegswinter in Frankreich! Dennoch liess F. sich im Frühjahr 1871 das Gehen nicht gänzlich nehmen.

Das Urtheil Feuerbachs über die politischen Ereignisse seiner letzten Lebensjahre ist nicht leicht zu fixiren. Zu dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866 verhielt er sich als Süddeutscher und Demokrat, wie seine Briefe und Aphorismen beweisen; er erblickte darin einen neuen siebenjährigen Krieg, d. i. einen Rückfall. Was den letzten Krieg gegen Frankreich betrifft, so verhinderte seine Krankheit jede zusammenhängende Aeusserung. Als der Herausgeber des „Libero pensiero", Hr. Luigi Stefanoni, ihn um seine Ansicht über die Lage der Dinge brieflich ersuchte, konnte nur die Tochter „im Namen des Vaters" antworten. Diesen Brief theilen wir aus der genannten italienischen Zeitschrift mit. Hier gewinnt es den Anschein, als ob F. bis zum Tage von Sedan Patriot gewesen wäre, alles Weitere aber vom humanitären Gesichtspunkt aus beanstandet hätte. Wenn dem so ist, so kann man in seinem Verhalten nur die unerschütterliche Konsequenz seiner Weltanschauung bis zum letzten Athemzuge anerkennen.

Der letzte, in Absätzen geschriebene, aber doch fertig gewordene Brief Feuerbachs ist vom 26. März 1871, und an Konrad Deubler gerichtet. Die Handschrift ist vollkommen schlagflüssig, die Züge der Feder werden stellenweise ganz unrein, wie verkleckst, die Zeilen krümmen sich. Die Anstrengung muss sehr gross gewesen sein. — Ein Brief an Hrn. Marcus zu Hamburg aus dem Sommer 1871 kam nicht mehr über den Anfang hinaus. — Der letzte Schreibversuch wurde im Monat September gemacht. — Aus dem Anfang des Jahres 1872 besitzt der Herausgeber die eigenhändige Unterschrift Feuerbachs unter seiner Photographie:

„L. Feuerbach grüsst".

Unter solchen Umständen mochte es einem selbst unbemittelten Freunde verziehen werden, dass er daran dachte, an die Oeffentlichkeit zu appelliren, um dem Dulder die allerletzten Lebenstage erträglich zu machen, und Weib und Kind von jeder andern Sorge ausser der Krankenpflege zu befreien. Leider fiel die Ausführung dieses Gedankens in ungeschickte Hände, deren Elaborat zunächst Bestürzung verbreitete. Bald aber sahen die Freunde in Nähe und Ferne klar, und alle empfanden, was Karl Blind an Leonore Feuerbach schrieb: Es handelt sich hier nicht um Mildthätigkeit,

sondern um eine Ehrenschuld der Deutschen; was wir bieten, ist ein Ehrendank für den grossen Denker deutscher Nation.

Der einzige, noch ins Auge zu fassende Zweck wurde erreicht; ruhig konnte Feuerbach sein Haupt hinlegen. Vom März bis zur Mitte Juli 1872 verliess er kaum das Lager. Dann erhob er sich wieder bis zum 5. Sept. Eine unter andern Verhältnissen leichte Erkältung übte jetzt eine furchtbare Wirkung: eine Lungenlähmung warf ihn für immer nieder. Am 13. Sept. 1872 entschlief Ludwig Feuerbach.

Am 15. Sept. trug man die sterblichen Reste auf den weltberühmten Johanniskirchhof zu Nürnberg, zur Ruhestätte Albrecht Dürers und Hans Sachsens. Eine ungeheure Menge von Leidtragenden von Nah und Fern drängte sich nach, man schätzte sie auf 20,000 Personen. Das Grab war im Südosten des Friedhofes gegraben.

Es sei uns gestattet aus der Grabrede des Hrn. Karl Scholl, der zu Feuerbachs letzten und treuesten Hausfreunden gehörte, einige markante Stellen mitzutheilen, wäre es auch nur zum sprechenden Beweise dafür, dass doch endlich ein Todter begraben werden kann wie er gelebt hat, und dass das gesprochene Weihwasser in extremis keine traurige Nothwendigkeit mehr ist.

„Was vor drei Jahrhunderten ein Kopernicus, ein Kepler, ein Galilei der Erde gethan, indem sie derselben in ihrem Verhältniss zur Sonne und zu allen übrigen Gestirnen den ihr gebührenden Platz im Weltall angewiesen, dasselbe hat Ludwig Feuerbach gethan für den Menschen, für die Menschheit. Er ist es, dem wir's verdanken, und dem's die Nachwelt noch ganz anders danken wird, vor Allen Er, der den Vorhang zerrissen hat, der uns getrennt und geschieden von unserem eigenen Selbst, der den Schleier und die Binden weggerissen, die seit Jahrtausenden, zumal durch Priesterhand, um Augen und Herzen der Menschheit gelegt waren, und in Folge dessen unser Geschlecht sich eingebildet, wir befänden uns auf unserer Erde als einem Ort des Fluchs, einem Jammerthal, sich eingebildet, alles Hohe, Schöne, Edle, alles Ewige, Göttliche sei nur ausser und über uns, nicht in uns selbst zu finden, sich eingebildet, wir müssen erst sterben, um in den Besitz all dieser hohen und höchsten Güter zu gelangen, denn da droben hinter den Sternen, hinter dem Himmelsgewölbe, da wohne der grosse Gott, und dort nur sei wahres, ewiges Leben, dort im schönen Jenseits. Dieser Traum der Menschheit ist es, den Ludwig Feuerbach, er wenigstens vor Allen, ein für allemal zerstört und zertrümmert hat. —

„Angesichts der ewigen, unumstösslichen Wahrheit, dass die Welt eine und eine einzige ist, nicht zerspalten in ein Droben und Drunten, nicht zerrissen in ein Jenseits und Diesseits, nicht hier ein Ort der Verbannung für arme Sünder und droben erst ein ewiges, herrliches Leben, droben Gott, — Angesichts der nicht länger zu bestreitenden Thatsache, dass die Welt ewig und unendlich, dass die Welt, wie der fromme Sirach schon sagt, „Er selber“, — dass wir ausser dieser unendlichen Welt, ausser oder über ihr, uns somit kein anderes Wesen, als Person, oder irgendwie mehr zu denken berechtigt sind, — dass sie selbst uns erscheint als das Eine, ewige, ewig schaffende und ewig zerstörende Weltwesen, — dass die höchste Offenbarung desselben, der selbstbewusste Geist, in uns, in unserem Gewissen, in unserer Vernunft, in der gesammten Menschheit und unserer Geschichte zur Erscheinung komme, — Angesichts dieser nicht mehr zu leugnenden Thatsache, hat Ludwig Feuerbach das grosse und kühne Entdeckerwort gesprochen, dass folglich es auch eine Täuschung war, wenn sich die Menschen bis zur Stunde eingebildet, die Religionen seien übernatürliche Offenbarungen; er hat vielmehr nachgewiesen, dass sie alle ohne Unterschied nicht von Aussen, nicht von Oben her in den Menschen hineingekommen, dass sie vielmehr der Menschheit eigenstes Werk, ihr eigenstes Fühlen, Sehnen, Hoffen und Denken, aus ihr selbst heraus entstanden seien.

„So seht denn hin, ihr Frommen, seht hin auf den grossen, schrecklichen Atheisten oder Materialisten, wie ihr so gerne und so selbstzufrieden ihn nennt, — er ist gestorben so friedlich, so sanft, so ruhig, wie es den Frömmsten unter Euch nicht immer beschieden ist! Uns, die wir hier an seinem offenen Grabe stehen, uns ist es Bedürfniss, die Frage uns zu beantworten: was ist es gewesen, das ihn zur Erfüllung dieser seiner Lebensaufgabe, die er für die Menschheit vollbracht hat, was ist es gewesen, das ihn zu dieser Riesenarbeit und Riesenthat befähigt, welches ist der innerste Trieb oder Drang seines Wesens, der ihn dazu geführt hat? Es war seine grosse, seine unverfälschte, seine unbestechliche Liebe zur Wahrheit, und sie möge es darum sein, an die wir vor Allem an seinem Grabe uns erinnern wollen.“ —

Seines Lebens Noth, geht der Gedanke weiter, war ihm der Spiegel des allgemeinen Leidens, der unversöhnten Gegensätze des Daseins.

„Darum hat er von sich selbst aus fühlen gelernt, was es

heisst, sorgen und kämpfen müssen um's Allernothwendigste, von sich selbst aus gelernt, die Noth und den Jammer und das Elend der vielen, vielen Tausende Anderer, die in noch drückenderen Verhältnissen leben, ganz zu erkennen und zu würdigen, und darum hat er sich vor Jahren schon auf Seite Derer gestellt, welche es sich zur Aufgabe gemacht, durch alle geistigen und materiellen Mittel es dahin zu bringen, dass der Noth, des Jammers, des Elends und der Verzweiflung weniger werde auf unserer sonst so schönen Erde, dass die klaffende Kluft sich schliesse, welche die Besitzenden trennt von den Besitzlosen." —

Lorbeerkränze wurden auf den Sarg gelegt von Dr. Baierlacher, Feuerbachs Arzt und Hausfreund, von Hrn. Kaufmann Stief, Namens des Nürnberger Bürgervereins, von Dr. C. Beyer im Namen des „Freien deutschen Hochstifts" zu Frankfurt, und vom Fürsten Khanikoff, dem innigen Verehrer des Verblichenen, der das Wesen des Christenthums ins Russische und ins Italienische übersetzt hat, im Auftrage italienischer Mitstrebender.

Und der ihm bald nachfolgen sollte, sein Freund Hektor, Sekretär des Germanischen Museums, dichtete zum 15. Sept. 1872:

„Schreibend: immer wahr und klar,
Sprechend: stets befangen, —
Still, wie all' Dein Leben war,
Bist Du hingegangen. —

„Glaubens-, gottlos nennt man Dich,
Zählt Dich zu den Schlechten,
Und es nennen Christen sich
Diese höchst — Gerechten.

O Du glaubtest nur zu viel,
Gar an Ideale,
Ein erreichbar höchstes Ziel
Schon im Erdenthale." —

„Zwar des Streitens mit dem Feind
Warst Du längst schon müde:
Sei denn Deinem Staube, Freund,
Friede, Friede, Friede."

Ueber dem Grabe hat Hr. v. Cramer-Klett zu Nürnberg ein würdiges Denkmal errichtet. Auf dem Unterbau erhebt sich ein mächtiger Sockel, von Dreiecken gekrönt, und auf diesen wieder eine Pyramide, Alles aus gelblichem Sandstein. Der Sockel trägt eine Bronze-Platte mit der Aufschrift: „L. Feuerbach, geb. d. 28. July 1804 in Landshut, gest. d. 13. Sept. 1872 in Nürnberg". Auf der Rückseite ein Lorbeerkranz in Bronze und Relief. In der Mitte der Pyramide hebt sich Feuerbachs Porträt ab, gleichfalls in Bronze und in Relief.

Da ruht er im Grünen, das den Unterbau umwächst.

Briefe.

Friedrich Münch an L. Feuerbach.

Marthasville, Missouri, den 30. März 1860.

Mein werthester Freund! ... Nach meiner Rückkehr war das Studium der „Theogonie" mit das Erste, das ich vornahm. Ich verschlang das Buch, weil ich es wieder und wieder zu lesen gedenke. Gegen solche Belesenheit und solche Logik kann allerdings kein Gegner aufkommen; ich betrachte die Sache als auf dem Felde der Wissenschaft abgethan — für Alle, die nicht etwa Ihr Buch ignoriren wollen, oder nicht kennen, oder nicht verstehen.

Ich habe meine Auffassung Ihrer Ideen — indem ich Ihre mündlichen Aeusserungen, die ich mir alle tief einprägte, zu Hülfe nahm — in einer Mittheilung für die „Familienblätter" (herausgegeben von Dr. Dilthey in Newyork) veröffentlicht. Dilthey schrieb mir, dass der Aufsatz mehr als gewöhnliches Interesse erregt habe. Vor Jahren beschäftigte ich mich viel mit den Ossian'schen Liedern, die allein von allen poetischen Ergüssen aus der früheren Zeit die Gottes-Idee gar nicht kennen. Ich hätte es sehr gerne gesehen, wenn in der „Theogonie" von Ihnen und in Ihrer Weise die poetische Lebensansicht des kaledonischen Sängers neben die griechische und hebräisch-christliche gestellt worden wäre. . . . Ich wollte, Sie wären ein reicher Mann, oder es würden Ihnen wenigstens 2000 fl. jährlicher Einnahme garantirt, und Sie wohnten mir nahe in der friedlichen Stille unseres Urwaldes, beschäftigt gerade nach Lust und Neigung, und aus dem Schatten des Urwaldes flögen noch lange Ihre Geistesblitze in die weite Welt, Ihr äusseres Leben aber wäre frei, einfach und ohne Sorge.

Den verehrten Ihrigen empfehle ich mich bestens und grüsse Sie achtungsvoll und freundschaftlich. Friedrich Münch.

E. Dedekind an L. Feuerbach.

Porter Station, Indiana, den 14. Aug. 1860.

Mein alter Freund! Es ist nicht recht, dass Du Dich, kräftig und gesund an Körper und Geist, muthwillig in einen Stoizismus hineinstudirst, der an Härte gränzt und, Deine „Stuss“-Definition, die zwar sehr erbaulich und amüsant ist, beweist nur ebenfalls, dass Du Dich der Welt allzusehr entfremdet hast. Das Ganze aber, worüber Du so sehr stöhnst, ist, dass es Dir schwer fällt, Dich aus Deiner Bruckberg-Sauce herauszuwickeln. Noch bist Du kräftig und gesund, und dass die amerikanische gelehrte Welt noch grosse Dinge mit Dir vor hat, will ich Dir erzählen, wenn Dir die Märe nicht schon bekannt sein sollte?! Hier wollen sie nämlich ein Seminar, vulgo Schullehrer-Institut, gründen, in welcher Stadt ist noch nicht bestimmt. Die pädagogisch-idealistischen Leute in der deutschen Presse in Newyork haben sich als Schöpfer dieser Anstalt aufgeworfen. Dieses Seminar soll aber die Brücke zu einer grossartigen Weltuniversität bilden — wo sie die Mittel dazu herbekommen wollen, wissen wohl die Herren vorläufig selbst noch nicht — ja, wenn eine Soldatenspielerei, Tanzgelegenheit, Fahnen-Weihen und Bierfreuden damit verknüpft wären, setzte ich keine Zweifel ins Gedeihen — aber sie?! Doch dem sei, wie ihm wolle: Ruge in England, der den Plan zu dieser Weltuniversität entwarf, gedenkt insbesondere Deiner dabei, indem Du als Historiograph der Philosophie ganz unbezahlbar (ipsissimis verbis) dabei seiest. Wo in der Welt, sage mir, kannst Du einen solideren „Stuss“ wieder finden, als hier im glücklichen Amerika?! Nur schade, dass der Kapital-Stuss, worauf das ganze Unternehmen fundirt werden soll, so eigentlich noch nicht aufgefunden ist. — K. H. in Boston, den Du ja auch kennst, nennt Dich in seiner kleinen Schrift „die Deutschen und Amerikaner“, Vicarius. (?) Wahrscheinlich hast Du nach seiner Ansicht den letzten geistigen Fond noch nicht ganz mit der Materie vertauscht? Der Kerl ist konsequent — dabei ein Weiber-Emanzipations-Narr und ein im hohen Grade arroganter Flegel; ob Letzterer zur Gelehrsamkeit gehört, weiss ich nicht. Als Geissel für unsere lieben Landsleute hier ist er aber ganz unentbehrlich. — Wie gesagt, beregter Plan ist sehr schön, und sein Gedeihen wäre erfreulich, aber . . . Ich war nie für eine rein republikanische Verfassung für unsere Michels; nur die Perfidie der damaligen Reaktion drängte uns mit Gewalt

auf die äusserste Linke, und nachdem uns die Feigheit unserer guten Landsleute hieher ins Exil gejagt, habe ich mich wie viele Andere thatsächlich überzeugt, dass der Bildungsgang des amerikanischen Volkes so wenig eine republikanische Verfassung für ewige Zeiten vertragen wird, als das deutsche hinsichtlich seiner Sitte und Gewohnheit allenfalls nur für eine freisinnige, konstitutionelle Verfassung, einen Volks-Kaiser oder König an der Spitze, sich eignet . . . E. Dedekind.

Karl Vogt an L. Feuerbach.

Genf, den 19. Sept. 1860.

Verehrtester Herr! Sie haben vielleicht in Ihrem zurückgezogenen Weltwinkel kaum davon Notiz genommen, dass wir, d. h. eine Gesellschaft politischer Freunde und Gesinnungsgenossen, unter dem Titel „Demokratische Studien“ einen Band herausgegeben haben, welcher sich die Ehre der Verfolgung von Seite der beiden Hessen, sowie (vielleicht desshalb) allgemeine Verbreitung errungen hat, so dass die Auflage gänzlich vergriffen ist und der früher kleinmüthige Buchhändler mit einer gewissen kriegerischen Energie sofort einen zweiten Band verlangt.

Sie müssen uns schon verzeihen, dass wir beim ersten Bande uns nicht an Sie um Ihre Mitarbeiterschaft wandten. Im Drange der Umstände wurde eben zusammengerafft, was sich gerade bot. Jetzt aber kommen wir dieser Unterlassungssünde reumüthig nach. Wir müssen Etwas von Ihnen haben, was es auch sei — politisch-philosophischen Inhaltes, für die grosse Masse der Gebildeten — zwei bis drei Druckbogen. Die Wahl des Stoffes steht Ihnen ganz frei — nur möchte es, dem Charakter des Buches angemessen, zweckmässig sein, wenn irgend eine nähere Beziehung zu dem jetzigen Laufe der Welt sich darin fände — also vielleicht über Konkordate oder Etwas der Art. Termin der Vollendung: Ende Oktober.

Da jeder demokratischen Unternehmung gewöhnlich der Fluch des Proletarismus sich anzuhängen pflegt, der in unserem materiellen Zeitalter Körper und Geist zusammen lähmt, trotz Rudolph Wagners doppelter Buchführung, wir aber diesen Verdacht von vorne herein von uns ablenken möchten, so beehre ich mich, Ihnen einstweilen auf Rechnung des für den Aufsatz zu Gute kommenden Honorares beiliegenden Wechsel zu übersenden. Das Bewusstsein, für die

Menschheit im Allgemeinen und die Aufklärung des deutschen Volkes im Besonderen gearbeitet zu haben, ist zwar ein ungemein belohnendes — scheint uns aber doch nicht umfassend genug, um anderseitigen, materiellen Lohn auszuschliessen. Da ich nun, der Allg. Zeitung zufolge, der lasterhaften Gewohnheit der Bestechung einmal für allemal anheimgefallen bin, so stehe ich nicht an, auch auf diesem Wege mich Ihnen nach langer Zwischenzeit wieder zu nähern. Mit bestem Grusse Ihr C. Vogt.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, den 4. Oktober 1860.

Mein theuerer, väterlicher Freund! . . . Durch Kant ist in der Philosophie das Aehnliche geschehen, wie durch Luther in der Religion. Seit diesem ist jede Kirche, seit jenem jedes theologisirende System ein Widerspruch; daher die vielen Sekten kleineren und grösseren Umfangs im Christenthum; daher die vielen um Alleingültigkeit sich bewerbenden Systeme in der Philosophie. Die Menschheit wird einst, mein theuerer Meister, über die Wichtigkeit Ihres Berufes staunen, die Philosophie durch die Religion, die Religion durch die Philosophie reformirt zu haben. Lassen wir indessen die Vergangenheitsmenschen immerhin unisono lamentiren, Sie hätten Religion und Philosophie zerstört — das ist ja in gewissem Sinne unleugbar, denn diese Leute kennen Beides nur in der ihnen mund- und sinngerechten Form, und hier haben Sie gründlich aufgeräumt. In steter Liebe Wilhelm Bolin.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg bei Nürnberg, den 20. Okt. 1860.

Mein lieber Herr Bolin! Eine grosse Veränderung ist in meinem Leben vor sich gegangen. Ich wohne, lebe und schreibe — bis jetzt freilich nur Briefe — nicht mehr in Bruckberg, sondern in einem Landhaus eines nur eine gute Viertelstunde von Nürnberg entfernten Weilers, an einem Berge oder vielmehr Hügel, an dessen Fuss dasselbe nebst noch einigen, auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Bauernhäusern liegt, der Rechenberg genannt. Die Nähe der Stadt war Sache meiner eigenen Wahl als Familienvater, denn ich für meine Person hätte einer Einöde den Vorzug gegeben; die Entfernung von Bruckberg war aber Sache der Nothwendigkeit,

Folge höchst unglücklicher Verhältnisse und Ereignisse, welche meine Frau expropriirt und natürlich mich als Gatten in dieses traurige Schicksal verwickelt haben.

Die grosse Störung, welche diese Ortsveränderung in meinem Leben und Gemüthe hervorgebracht, und nur die hülfreiche Theilnahme geistiger und persönlicher Freunde nicht zu einer völligen Zerstörung hat kommen lassen, ist Schuld, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe.

Wie verschieden ist doch schon mein äusserliches Schicksal von dem der nächst vorangegangenen Philosophen, wenn anders ich mich als den letzten, untersten, an die äusserste Gränze des Philosophenthums hinausgeschobenen Philosophen diesen öffentlich und allgemein anerkannten Geistesheroen anreihen darf. Wie wenig genirte sie das andere Ich? Ich für mich selbst allein — kein Einwand, keine Opposition, keine Ahnung eines Andern störte diese selige Identität. Dass es ein anderes Ich noch gebe, das machten sie erst hinterdrein zufällig oder durch Klügelei ausfindig. Das andere Ich, der Mensch, das Weib, der Leib war vom Staate anerkannt und versorgt, das Ich des Denkers brauchte daher nicht an dieses andere Ich zu denken, es spielte als Professor auf dem vom Hof- oder Universitätsschreinermeister glatt gehobelten, von jeder anstössigen, an das Dasein eines Andern schmerzlich erinnernden Unebenheit gereinigten Katheder die Rolle des absoluten Geistes. In Hegel erreichte diese Rolle ihren Kulminationspunkt, er ist das realisirte Ideal, das Muster eines deutschen Professors der Philosophie, eines philosophischen Scholarchen. Der absolute Geist ist nichts anderes als der absolute Professor, der die Philosophie als Amt betreibende, in der Professur seine höchste Seligkeit und Bestimmung findende, den Kathederstandpunkt zum kosmologischen und welthistorischen, Alles bestimmenden Standpunkt machende Professor. Wie ganz anders ist mein Schicksal, das mich nicht auf den Schultern der Staatsmacht, nicht auf Kosten Anderer über die Nothwendigkeit, an das Dasein eines andern Ich ausser dem Ich des Denkers zu denken, erhoben und auf das Katheder der absoluten Philosophie gestellt hat, das mich im Gegentheil in tiefster Niedrigkeit, Verlassenheit und Obskurität, aber eben desswegen auch glücklicher Einsamkeit und Selbständigkeit 24 Jahre auf ein Dorf, das nicht einmal — o wie entsetzlich, wie unheilschwanger — eine Kirche hat, verbannte! Zwei Jahre in Berlin als Student, und 24 Jahre auf einem Dorfe als Privatdozent!

Und auch jetzt nicht durch einen ehrenvollen, dem Ich schmeichelnden Ruf an eine Universität oder „freie Akademie“, sondern nur durch das schmachvolle Gerassel der eisernen Kette, die den Denker mit dem Menschen, das Ich mit dem Du zusammenhält, aus dem Dunkel aufgescheucht, aus meinem ebenso frei- als unfreiwilligen Exil exilirt! Die durch den Ortswechsel veranlasste Erwähnung dieses meines ausser und in mir selbst liegenden Schicksals ist die unwillkürlich entsprechende Antwort auf das Thema Ihres erst gestern erhaltenen Briefs vom 4. Oktober, der mich übrigens, nebenbei gesagt, keineswegs zum Schreiben an Sie veranlasst hat, denn längst war von mir selbst aus der nächste freie Augenblick Ihnen bestimmt. Ich sage Ihnen nur noch ausdrücklich, nicht aus ekelhafter, mir gänzlich fremder Eitelkeit, sondern aus innerster gründlicher Selbsterkenntniss heraus, dass Sie meine Aufgabe und Leistung ganz richtig gefasst und bezeichnet haben, wenn Sie sagen, dass ich die Philosophie durch die Religion und umgekehrt reformirt habe. Wenn Sie aber näher noch auf mich eingehen wollen, so lassen Sie ja nicht meine „Theogonie“ ausser Acht. Sie ist ungeachtet des für den oberflächlichen Blick abschreckenden gelehrten antiquarischen Wustes nach meinem Urtheil meine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, in der ich mein ganzes geistiges Leben vom Anfang bis zu Ende reproduzirt, aber das, was ich in den früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise, hier in der Form unmittelbarer in sich seliger Gewissheit ausspreche, und eben desswegen an den poetischen Vater der griechischen Götter, an Homer unmittelbar mich anschliesse, mich nicht mehr, als wenn auch nur scheinbaren Hegelianer oder Fichtianer, sondern als direkten Homeriden beurkunde und legitimire. Es ist auffallend, wie im Ignoriren dieser Schrift, in der immense Studien und selbst — im Verhältniss natürlich zu meinen geringen finanziellen Mitteln — immense Summen Geldes stecken, meine Freunde, mit Ausnahme eines einzigen in Berlin, der ihr Erscheinen sehr liebevoll ankündigte, und Feinde übereinstimmen. Wohl hat A. Ruge sie zur Sprache gebracht, aber mit mehr Uebel- als Wohlwollen, ja als ein Mensch, der noch bis über die Ohren in dem Lethestrom der Hegelschen Logik drinnen steckt, mit nothwendiger Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen wie ich bin. Wie unzählig Andren seiner Geistesverwandten ist ihm summa summarum meines Geistes im „Wesen des Christenthums“ enthalten und erschöpft, diese Schrift die Gränze meiner Anerken-

nung, meiner Geltung in seinen Augen; weil sie in ihr noch ein Gemeinschaftliches mit ihrem hegelianischen Wesen erblicken, konsequenter Weise erblickt er daher auch in meiner letzten Schrift, ob sich gleich zu dieser das Wesen des Christenthums gerade so verhält, wie der Kämpfer zum Sieger, der Jünger zum Meister, nur Variationen eines schon dort durchgeführten Themas. Allerdings ist der Wunsch hier wie dort der Grundgedanke; aber etwas ganz anderes als das Licht des Blitzes, das aus dunkeln Wolken plötzlich und gewaltsam hervorsschiesst, um sich wieder im Dunkel zu verlieren, ist das Licht der Sonne, vor deren Erscheinung bereits alle Wolken und Nebel verschwunden sind. Wenn ich Sie hiermit aufmerksam auf meine Theogonie im Verhältniss zu meinen andern Schriften mache, so geschieht es auch nicht aus schriftstellerischer Eitelkeit, die von Jedermann gekannt und gelesen sein will; nein! ich bin so glücklich, von diesem moralischen Uebel nichts zu wissen, ich liebe das Incognito nicht nur als Mensch, sondern auch als Schriftsteller, wie dies vor Allem meine Theogonie beweist. Ich mache Sie nur desswegen auf sie aufmerksam, weil Sie sich für mich interessiren und ich Ihnen einen Theil, einen sehr wichtigen Theil meines Wesens und geistigen Selbsts vorenthalten würde, wenn ich das Incognito dieser Schrift nicht vor Ihnen ablegte, nicht Sie in Kenntniss von ihrer Bedeutung setzte. Ich habe leider kein Exemplar zum Ueberschicken. Uebrigens würde ja auch das Porto wohl dem Buchhändlerpreis gleichkommen. Ich gratulire Ihnen dazu, dass Sie mit der Erlangung des Doctortitels endlich der fatalen Nothwendigkeit überhoben sind, eine fremdartige Rolle zu spielen. Selbst ist der Mann und nur Selbst. Möge die Doktorwürde Sie fernerhin vor jeder fremdartigen Bürde bewahren. Mit diesem Wunsche Ihr freundschaftlich ergebener

L. Feuerbach.

Charles Dollfus à L. Feuerbach.

Paris, le 14. Octobre 1860.

Je viens, mon cher Monsieur, vous remercier à mon tour d'avoir bien voulu songer à nous remercier. C'est un vrai plaisir pour moi de vous adresser la Revue, car vous savez l'estime que je professe pour vos profonds écrits et pour votre personne. Ne m'est-il pas permis aussi de reconnaître par ce léger service l'hospitalité si obligeante que j'ai reçue chez vous?

Votre lettre malheureusement me laisse entrevoir un évènement qui a dû vous affliger vivement. J'espère au moins que votre famille n'a pas été atteinte et que Madame Feuerbach et Mademoiselle votre fille sont en bonne santé. Veuillez, je vous prie, me rappeler à leur souvenir.

Vous m'annoncez un prochain ouvrage de vous. — Sitôt qu'il aura paru, n'omettez pas de nous le faire adresser au bureau de la Revue, afin que nous puissions payer à son auteur le tribut de publicité qui lui est dû.

Agréez, Monsieur et cher confrère, mes bien affectueuses salutations Ch. Dollfus.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg, den 27. Nov. 1860.

Verehrter Herr! So eben hat mir die Bruckberger Bötin Ihren Brief vom 7. Nov. überbracht. Es sind also 20 Tagé ohne meine Schuld verflossen, ehe ich zur Beantwortung Ihres Briefes komme. Sie haben mich noch in Bruckberg gesucht, aber ein infames, von meiner Seite gänzlich unverschuldetes Schicksal hat mich von meinem 24jährigen Musensitze vertrieben und dadurch eine Störung in meinen gewohnten Lebens- und Gedankenlauf gebracht, die ich vielleicht nie mehr persönlich überwinden werde. Doch was liegt daran? Ich habe lange genug gelebt und geschrieben, wenn auch noch lange nicht genug in Ihrem und anderer Freunde Sinne. Allein wer kann Andern genug thun, namentlich auf dem end- und ziellosen Felde des Denkens, wo die Menschen von jeher auch das Klarste und Gewisseste in Zweifel gestellt, auch das Einfachste in Verwirrung und Verwicklung gebracht haben, um in der Lösung der selbstgemachten Knoten ihren Scharfsinn zu erproben? Und nun gar ich, der ich für alles gemachte oder erkünstelte Wesen oder Unwesen vielmehr eine unüberwindliche Antipathie habe, und mich in meiner öffentlichen Thätigkeit nur auf den ebenso theoretisch als praktisch wichtigen und entscheidenden Begriff der Gottheit oder Religion eingeschränkt, Anderes, ja Alles nur in Beziehung auf diesen Zentralpunkt betrachtet und beleuchtet habe, der ich überdies die antischolastische und antipedantische Caprice habe, das Allgemeine nur in concreto, im Besondern, das Gegenwärtige im Vergangenen, den Philosophen nicht im Professorenhabit, sondern im Bettlergewande des Odysseus

oder gar in der Mönchskutte eines Luther darzustellen und auszusprechen! Gleichwohl betrachte ich Ihre und anderer jüngerer Freunde Wünsche nicht nur als pia, sondern auch als justa desideria. Und ich habe auch in den letzten Jahren, zugleich aus eigenem Antriebe, an der Befriedigung derselben gearbeitet — namentlich auch in Betreff der Streitfrage des Idealismus und Materialismus, die Ihr früherer Brief aus Berlin mir an's Gemüth gelegt hat — aber ich bin stets nicht nur auf Stunden und Tage, sondern auf Monate, ja Vierteljahre, gerade in den wichtigsten Momenten der Arbeit gewaltsam unterbrochen worden, so dass ich jetzt, wo ich mich endlich wieder sammle, auch eine angenehme, ländliche, jedoch mit meinem früheren, stillen, abgeschiedenen Studirzimmer nicht vergleichbare Wohnung inne habe, nur mit Mühe, ja Widerwillen, die vom Sturme des Schicksals zerstreuten Gedanken zusammenklauben muss. Diese Gedanken enthielten übrigens nichts Anderes als eine Ausführung, Begründung und Bestätigung meines „Wider den Dualismus von Geist und Leib" und meiner „Grundsätze der Philosophie der Zukunft". Ihre Frage in Bezug auf diese letztere Schrift beantworte ich mit Ja. Ich stehe noch heute auf demselben Standpunkte, nur dass mit dem Zusatze der Jahre er auch an Kenntnissen und Studien reicher und reifer, von allen Schulerinnerungen und Schulbeziehungen freier geworden ist, als er es damals der Zeit und Sache nach war und sein konnte. Von der Richtigkeit und Wahrheit namentlich meiner Ableitung, Entwickelung und Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie habe ich erst neuerdings wieder vollkommen mich überzeugt, wo ich eben damit umging, diese meine so kurz gefasste Kritik auf eine auch der deutschen Schulpedanterie einleuchtende Weise auszuführen. Ich kam nämlich bei meiner Behandlung der Streitfrage des Materialismus und Idealismus, in welcher, nebenbei bemerkt, bei mir die Medizin, Hippokrates und Galen, neben Plato und Aristoteles eine grosse Rolle spielt, auf die Kritik der Hegel'schen Psychologie, von dieser wieder auf eine Kritik der Hegel'schen Philosophie überhaupt zurück. Es ist aber nun fast ein Jahr, dass diese Arbeit in's Stocken gerathen ist in Folge widerwärtiger äusserer Ereignisse. Und leider ist auch mein Publikationstrieb in Anbetracht der jämmerlichen Urtheils-, Muth- und Charakterlosigkeit der deutschen Literatur und Politik so fast auf Null herabgesunken, dass ich nicht weiss, wann und wie, ja ob nur überhaupt ich diese verschiedenen, jedoch auf Eins hinauslaufenden Gedankenarbeiten

zu Stande und zu Lichte bringen werde. Was Ihre Frage nach letzter oder approximativer Gewissheit betrifft, welche Sie an eine Aeusserung des Physiologen Müller anknüpfen, so antworte ich, dass ich, für meine Person wenigstens, dem Sein eine objektive und insofern letzte, allerdings immerhin nur menschliche und desswegen vom Verstande vom Ding-an-sich unterscheidbare Gewissheit vindizire. Was Ihr Raisonnement dagegen betrifft, so stimme ich demselben bei. „Was wir, die wir ein Theil der Natur, aussagen von ihr, sagt im Grunde die Natur von sich selbst aus, ist also als Ausspruch von ihr selbst wahr, objektiv, wenngleich immer zugleich menschlich wahr, menschlich objektiv, weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche sich die Natur ausspricht. Aber eine Wahrheit oder Objektivität ohne die Farbe und ohne den Ton, ohne Geruch und Geschmack, ohne Lust und Schmerz der Subjektivität wollen, heisst auf das Buddhistische Nichts oder das unsinnige Ding-an-sich als letzte Wahrheit rekurriren. Ich gehe übrigens bei der Frage von der Realität und Objektivität der Sinne nicht vom Ich, gegenüber dem physikalischen und natürlichen Ding aus, sondern von dem Ich, welches ausser sich und sich gegenüber ein Du hat, und selbst gegenüber einem anderen Ich ein Du, ein selbst gegenständliches sinnliches Wesen ist. Und dieses, obwohl sinnliche empirische Ich ist mir der Wahrheit des Lebens nach, wonach sich allein die Wahrheit des Denkens richtet, das wahre Ich, das Ich, von dem ich in allen Fragen ausgehen muss, wenn ich nicht in ausgemachte Sophistik fallen will. Bezweifle ich die Wahrheit des Sinnes, so muss ich auch die Wahrheit meiner Existenz, meines Selbst bezweifeln. Kein Sinn, kein Ich, denn es gibt kein Ich, das nicht Du, aber Du ist nur für den Sinn. Ich ist die Wahrheit des Denkens, aber Du ist die Wahrheit der Sinnlichkeit. Was aber vom Menschen dem Menschen, das gilt auch von ihm der Natur gegenüber. Er ist nicht nur das Ich, sondern auch das Du der Natur. Das Sehen ist ein Begattungsprozess des Auges mit dem Lichte, und Hobbes sagt irgendwo und ungefähr: Erkenntniss ist ein Begattungsprozess mit dem Universum.

Indem ich Sie wegen Ihres Vermögensverlustes bedauere, aber wegen Ihrer grossen Reisen, die zuletzt doch allein die wahre „Weltanschauung“ gewähren, beneide, bin ich Ihr ergebenster

L. Feuerbach.

Feuerbach an O. Lüning.

Rechenberg bei Nürnberg, den 28. Nov. 1860.

Mein lieber Lüning! ... Es ist eine Nothwendigkeit für mich, dass ich an die Fortsetzung der durch die traurige Bruckberger Geschichte so gewaltsam unterbrochenen Arbeiten denke. Darunter befindet sich auch eine Abhandlung über den Streit des Idealismus und Materialismus, deren Vollendung mich zur Rückkehr zu meinen alten „Scharteken" nöthigt, da ich diesen Streit hauptsächlich nur vom psychologischen und historischen Standpunkt aus behandle, ihn auf den alten Gegensatz von Medizin und Philosophie, Galen und Aristoteles, Pathologie und Psychologie reduzire.

Ich bin übrigens bis auf ein paar schwierige kopfzerbrechende Punkte materiell schon fertig; es fehlt nur noch der Sonnenblick, die Gunst der Stimmung, die dem Stoff die gehörige Form und Gestalt gibt. Während Du und zwar nicht mit Unrecht, über diesen Rückfall in mein altes chronisches Uebel klagen wirst, werden meine jüngeren philosophischen Freunde, die fortwährend in mich dringen, diesen oder jenen Gedanken von mir weiter auszuführen, darüber sich freuen. Erst gestern erhielt ich wieder von Berlin aus einen Brief, der darüber lamentirte, dass meine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft", weil ich sie nicht in einem grösseren Werke ausgeführt habe, gänzlich unbekannt seien, während dagegen der Schopenhauer'sche Quietismus und Nihilismus namentlich bei der Jugend zahlreiche Anhänger habe.

Allerdings ist es nothwendig, dass ich mein Licht nicht unter den Scheffel stelle, nicht hinter Homer oder Luther verberge, sondern auf eine, auch dem deutschen Schulpedantismus einleuchtende Weise leuchten lasse. Gleichwohl fühle ich nicht die geringste Lust in mir, den enormen Wust, Schwulst und Wirrwarr, der in den Köpfen der deutschen Philosophen herrscht, bis ins Besondere und Einzelne hinein aufzuwickeln und aufzuklären ...

Wie gerne gäbe ich Dir zum Ersatz für diese Brief-Neige einen Krug Meyer'schen Doppelbiers aus Kleinhasslach, das mich gegenwärtig erquickt. So etwas hast Du noch nicht gekostet. Es ist das realisirte Bierideal, das in Bier aufgelöste, verwandelte und verkörperte Etre suprême ....

Bruckberg wird nächstens zum Verkauf ausgeschrieben werden. Der 4. Febr. ist der erste Termin.

Mit herzlichen Grüssen L. F.

Dr. Duboc an L. Feuerbach.

Berlin, den 25. December 1860.

Geehrter Herr! Hätte ich nicht mit grossem Bedauern aus Ihrem Briefe ersehen müssen, dass Sie nicht mehr in Ihrem freundlichen, in dem Briefe an Riedel mit solcher Liebe von Ihnen beschriebenen Bruckberg sich aufhalten, und müsste ich nicht glauben, dass Ihnen die Trennung und Verpflanzung von dort wahrhaften Schmerz verursacht hat, so würde mich Ihr Schreiben mit noch ungetheilterer Freude erfüllt haben. Auch ich denke noch mit Liebe und lebhafter Erinnerungskraft an das alte Schloss zurück, an das alte Kellergewölbe, in dem wir Abends von Ihrem Biere genossen, an die obstbeladenen Bäume, die es so dicht umgaben, an einen waldverschlungenen Weg zu einem kleinen Wasserfall, den Sie mich führten, selbst an einen Protegé von Ihnen, ein Reh, das Sie fütterten. Die wechselndsten Szenerien unter allen Himmelsstrichen, die ich seitdem gesehen, haben diese Bilder nicht aus meinem Gedächtnisse zu löschen vermocht, wie viel mehr muss es Ihnen so gehen, der Sie dort die Heimat eines halben Lebens gefunden hatten. Möchte das Bewusstsein der innigen Antheilnahme, die nicht ich allein, sondern alle Ihre Schüler und Freunde Ihnen zollen werden, Sie einigermassen geistig für das Herbe eines Verlustes entschädigen, der uns Alle mittrifft.

Mit aufrichtiger, tiefer Verehrung Ihr Duboc.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg, den 6. April 1861.

Verehrter Herr! Ich habe das mir gefälligst übersandte „Tagebuch eines Materialisten“ richtig erhalten und Etwas, namentlich das mich Betreffende, bereits gelesen. Es ist doch höchst sonderbar von dem Verfasser, dass er meinen Gattungsbegriff, das Objekt seiner Kritik, nur vom Wesen des Christenthums abstrahirt, als wäre diese Schrift der realisirte Gattungsbegriff meiner schriftstellerischen Thätigkeit, als hätte ich nicht in den darauf gefolgten Schriften gerade diesen Begriff, wie er dort ausgesprochen ist, aufs Sorgfältigste und Ausführlichste kritisirt, modifizirt und individualisirt, und zwar in der Art, dass mir die spekulativen Schulphilosophen grade den entgegengesetzten Vorwurf gemacht haben, nämlich den, dass ich den Gattungsbegriff vollständig aufgehoben,

nichts als das Individuum übrig gelassen hätte. Was soll man gegen eine Kritik sagen, die 1860 nur wiederholt, was schon 1842 der „Einzige" gegen den 41er Feuerbach vorgebracht, ohne zu berücksichtigen, was derselbe über denselben Gegenstand in spätern Jahren gesagt? Gleichwohl bin ich Ihnen sehr dankbar für die Mittheilung, denn es ist doch immer interessant, „Stimmen der Zeit" auch über sich selbst zu vernehmen. Auch ist die Schrift philosophisch insofern interessant, als der Verfasser die Konsequenzen, die die Gegner des Materialismus aus diesem folgern, selbst, obwohl (angeblicher) Freund desselben, als richtig anerkennt, ja zu seinen eigensten Herzensgedanken macht. So schien es mir wenigstens nach den flüchtigen Blicken, die ich hineingeworfen. Ich will die Schrift aber doch noch einmal etwas genauer ansehen und sie Ihnen dann wieder zurückschicken.

Von der Herbart'schen Philosophie oder vielmehr von Herbart selbst interessirt mich nichts als seine Psychologie, deren nähere Bekanntschaft ich noch machen muss. Der Denker und der Schreiber sind bei mir leider zwei verschiedene Personen; jener ist Philanthrop, dieser Misanthrop, jener Stoiker, dieser Epikuräer, Materialist, abhängig von der Gunst des Augenblicks und Sonnenblicks u. s. w.

Mit freundlichem Grusse Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Jos. Schibich an L. Feuerbach.

Wlachowiz, bei Ungarisch-Brod, den 11. Juli 1861.

Lieber, theurer Freund! .... Wissen Sie auch, Freund! dass der geologische Hammer an die Glocken unserer Dome schlägt, und dass dies Sturmgeläute ihren jüngsten Tag, das letzte Gericht bedeutet? Die Philosophie und die Naturwissenschaften sind zwei Gesichtslinien; die erstere war — sei es, dass sie grössere Kapazitäten hatte, oder dass ihre Arbeit eine leichtere war — um eine geraume Zeit der zweiten vorausgeeilt, und steht nun ein Dezennium stille, um auf die Schwester zu warten. Ist diese einmal am parallaktischen Winkel angelangt, dann, Freund, ist Alles That, Realität geworden; dann gibt es keine Philosophie mehr im heutigen Sinne, dann bleibt nur noch die Wissenschaft katexochen. Sie stehen an der Parallaxe, Sie sind auch der letzte Philosoph.

Mit herzlichem Kusse Ihr Freund Dr. Schibich.

Konrad Haag an L. Feuerbach.

Hüttweilen (Kanton Thurgau), den 12. Juli 1861.

Verehrungswürdigster, edler, grosser Mann! Es kann als Vermessenheit oder mindestens als Unbescheidenheit bezeichnet werden, wenn ein Dilettant es wagt, oder sich die Freiheit nimmt und sich brieflich an den anerkannt grössten Denker und Aufklärer unseres Jahrhunderts oder aller Jahrhunderte wendet. Aber ich kann dem Drange meines Herzens nicht mehr länger widerstehen; ich thue endlich das, was ich schon lange beabsichtigte; ich ergreife die Feder und schreibe an den „Einzigen" unter den Reformatoren und Aufklärern aller Zeiten, der das Räthsel der Religion löste wie kein Anderer mit oder vor ihm. —

Ludwig Feuerbach ist mir, seitdem ich ihn aus seinen Werken kenne, der gefeiertste Name, weil er mit unvergleich gewaltigem Geiste und grossem Genie und Talente gerade in einem Gebiete wirkt, das auch für mich das allerwichtigste ist. Ich verdanke keinem Menschen oder Schriftsteller so vieles wie ihm; er ist mein grösster Freund und Wohlthäter. Wer hat mich vollständig frei gemacht von allem Wahn und Aberglauben, und aus meinem Kopfe allen theologischen, supranaturalistischen und spekulativen Unrath herausgefegt und alle religiösen Vorurtheile zerstört, als L. Feuerbach? Welcher Denker und Philosoph hat Werke geschrieben, die Dich — muss ich zu mir selbst sagen — in so hohem Grade befriedigten, in denen Du Deine eigenen Gedanken und Ueberzeugungen so geistvoll ausgesprochen fandest, wie in den unsterblichen Werken Feuerbachs?

Wer hat Schriften verfasst im Fache der Religions-Philosophie, die dem „Wesen des Christenthums", dem „Wesen der Religion", der „Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie", „den Grundsätzen der Philosophie d. Z.", „den Vorlesungen über das Wesen der Religion", der „Theogonie" etc. etc. in Bezug auf Gründlichkeit, Tiefe, Genialität und Klarheit der Darstellung an die Seite zu setzen sind? Keiner! Wer hat mit herkulischem Heldenmuthe die Theologie in Anthropologie, die Philosophie in Physiologie aufgelöst, und die ewig wahren Worte ausgesprochen: „Die Religion ist der Traum des menschlichen Geistes! Die Nacht ist die Mutter der Religion!" — Der Geistesriese L. Feuerbach! — Wenn A. v. Humboldt in seinem berühmten „Kosmos" uns die Erscheinungen oder Phänomene der physischen Welt übersichtlich zusammenstellt

und erklärt aus dem überreichen Schatze seines Wissens; so gibt uns L. Feuerbach in seinen philosophischen Werken mit kolossalem Genie einen geistigen Kosmos, indem er uns die religiösen und psychischen Phänomene in der Menschenwelt, über die bis jetzt, wenigstens noch theilweise, ein undurchdringliches Dunkel ausgebreitet war, — mit der Fackel der Vernunft so sonnenklar beleuchtet, dass der denkende Leser bis zur Evidenz einsieht, die Menschheit habe in ihren religiösen Schwindeleien und gottesdienstlichen Gebräuchen und Funktionen nur mit sich selber gespielt; oder auch wieder in ihrem Wahne ein Schreckbild phantastisch aufgestellt, das im Sonnenlichte der Wahrheit betrachtet, nur ihr eigenes Wesen war. Wenn man einmal Feuerbachs klassische Werke durchstudirt hat, wie unbefriedigt legt man später die Schriften selbst von Kant, Fichte, Hegel, das „System der Natur", ja in gewisser Hinsicht auch die Strauss'sche „Glaubenslehre" etc. — aus den Händen! Bei allen diesen Denkern findet man nur die halbe oder Dreiviertels-Wahrheit; die ganze Wahrheit und Geistesfreiheit empfängt man nur durch die Feder Feuerbach's. Nur wer sich so ganz in die Ideen Feuerbach's hineingelebt und seine Lebens- und Weltanschauung sich zu eigen gemacht hat, wie Schreiber dieses, weiss auch, welche Zufriedenheit und Seligkeit es gewährt, diesen Standpunkt erstiegen zu haben, auf welchem man so ganz in Harmonie steht mit der Natur und dem ganzen Universum. Aber eine wie verhältnissmässig kleine Zahl von den tausend Millionen Bewohnern des Erdballs erhebt sich auf diesen Standpunkt; wie Wenigen liegt es so recht am Herzen, auf dem Gebiete der Religion völlig ins Klare zu kommen! Wie wahr ist es leider! was Sie, verehrtester Feuerbach! in einer Anmerkung in der Biographie Ihres Vaters sagen, dass die meisten Menschen in dem Gebiete, auf dem sie operiren, nur ein gewisses Dämmerlicht vertragen! Es ist eine traurige niederschlagende Erscheinung, dass eine Unzahl von Menschen eigentlich erschrickt und zurückbebt vor dem Lichte der vollen, ganzen Wahrheit, und dass weitaus die Meisten den Fledermäusen oder den Eulen gleichen, denen es nur im Halbdunkel behagt; ja dass selbst ein Lessing sagen konnte: Wenn Gott in einer Hand die Wahrheit hätte und sie ihm bieten wollte, er getraute sich nicht dieselbe anzunehmen, und dass auch der Dichterheros Goethe, der doch als Verehrer und Anhänger von Spinoza bekannt ist, nicht den Muth hatte, das „System der Natur" von Holbach ganz durchzulesen, weil es atheistisch war. Wie viele sonst nicht

einmal ganz dunkle Köpfe erschrecken heute noch vor dem blossen Namen Feuerbach oder Strauss! — Leute, welche Zschokke's „Stunden der Andacht“ lesen, fürchten sich, über dieselben hinaus und zu Feuerbach in die Schule zu gehen. Freilich ist noch ein gewaltiger Schritt zwischen Zschokke und Feuerbach. — In diese Klasse gehören auch noch viele Theologen. Ein gewisser Pastor, der mich vor einigen Jahren besuchte und dem ich bei diesem Anlasse Ihre Werke offerirte zum Lesen, sagte sogleich, dass er keine Schriften dieser Art lese. Die Herren fürchten ganz gewiss das Gewicht der Gründe, welche sie wenigstens zu „relativen“ Atheisten machen könnten. Da haben wir Freidenker es denn doch ein wenig besser, wir fürchten uns nicht vor den pietistischen Traktätchen, vor den Mirakeln der Bibel und Orthodoxie und vor den leeren Phrasen und „Kniffen und Pfiffen“ der Theologen. Wenn wir etwa noch zur Abwechslung derartiges Zeug lesen, so nöthigt es uns höchstens ein mitleidiges Lächeln ab. — Dieses ist dann auch noch ein Ersatz für die Verdächtigungen, die sich der offene Naturalist oder Atheist noch heute von den modernen frommen Gläubigen und charakterlosen Halbgläubigen gefallen lassen muss. Die Gläubigen aller Farben sind noch immer der Meinung, der sogenannte Ungläubige könne durchaus kein wahrhaft rechtschaffener Mensch sein, was mir letzthin ein gewisser Schlossherr, und vor mehreren Jahren auch Herr A. Follen, mit dem ich ins Gespräch gekommen, — unter das Gesicht sagte; obgleich er dann wieder erklärte: L. Feuerbach sei ein sehr ehrenhafter Charakter, er kenne ihn persönlich. — Ich selbst bin gegenwärtig fast der Meinung, dass man beim alten Glauben kein edler, tugendhafter Mann mehr sein könne. Beim jetzigen Zustande der Wissenschaften kann nur der Tölpel noch im Ernste altgläubig sein, sehr Viele von den sogenannten Gläubigen sind nur Schurken und Heuchler. Im Lichte der modernen Astronomie ist der Himmel und die Hölle der antiken Welt in Nebel aufgelöst, der Wohnsitz der Götter und Engel und Teufel schon längst zerstört, und alle Mirakel und Wunder von einer gesunden Physik ins Land der Träume, Märchen und Fabeln verwiesen worden. Wer daher nur einige Bildung besitzt und folgerichtig denkt, muss den alten Glaubensboden unterhöhlt finden und sich in neue Gebiete flüchten, oder ein total Gleichgültiger sein gegen die Wahrheit. Aber der Gleichgültige gegen die Wahrheit ist auch gleichgültig gegen die Tugend. Ich kann mir keinen edlen Charakter denken ohne Wahr-

9*

heitsliebe und Achtung vor der Vernunft und Wissenschaft. Wie viele Charakterlose und Gleichgültige gibt es aber in dieser Sphäre in unserer Zeit! Fast Alle huldigen in religiösen Dingen dem Prinzipe der Stabilität; ist einmal Etwas in die Welt eingeschmuggelt, so bringt man es mit allen Gründen der Vernunft und des Verstandes fast nicht mehr aus den Köpfen heraus. Die Pfaffenbrut ist im wohlverstandenen eigenen Interesse immer thätig, die alte Nacht beizubehalten und sorgt dafür, dass es nicht ganz helle wird in den Köpfen, und dass das Volk nie zur Mündigkeit gelangt. Von frühester Jugend an wird den Kindern das supernaturale Gift eingepflanzt und dieselben dadurch moralisch verdorben und verkrüppelt, und der Unglaube oder das Denken und die Kritik ihnen als eine Pflanze oder ein Produkt des Teufels dargestellt. Den unwissenden Erwachsenen wird dann vorgepredigt, es sei die Partei, die durch Feuerbach, Strauss, Bauer, Ruge, Vogt, Moleschott u. A. repräsentirt werde, durch die Glaubensmänner vollständig besiegt und aus dem Felde geschlagen worden u. s. w. —

Es ist daher, mein lieber Feuerbach! bei diesem Stande der Dinge nicht anzunehmen, dass Ihre Lehre sobald in der Masse des Volkes Wurzel fasse oder Gemeingut werde, wie Sie übrigens selbst auch annehmen laut einer Stelle des Vorwortes zu Ihren herrlichen „Vorlesungen“. Ja, ich zweifle oft sehr daran, dass die Menschheit jemals auf einen Standpunkt der Kultur und Zivilisation gelangen werde, auf dem Ihre Lehren als volksthümlich betrachtet werden könnten; sie werden vielleicht für immer nur das Eigenthum der denkenden Köpfe bleiben; — für den grossen Haufen sind sie nicht.

Aus eigener Erfahrung weiss auch ich, wie schwer es ist Vorurtheile abzulegen, die einem so zu sagen mit der Muttermilch eingepfropft wurden. Ich hatte nämlich auch schon als Knabe einige Zweifel an gewissen Kirchenlehren, wie etwa die Lehre von der Dreieinigkeit und Auferstehung etc. Allein, wenn ich meinen Eltern, die auch sehr religiös waren, etwas der Art merken liess, so wurde ich dadurch eingeschüchtert, dass sie sagten, es sei eine grosse Sünde an diesen Dogmen zu zweifeln, man dürfe darüber nicht grübeln u. s. w. So wurde mein Bischen Vernunft erwürgt. Ich war dann bis ins reifere Jünglingsalter ziemlich orthodox, hielt mich in strengerem Sinne an die Bibel, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Mitunter stiegen dann freilich auch wieder Zweifel auf, mein Wissensdurst und Wahrheitsdrang konnte nicht mehr unterdrückt werden. Ich wurde vom Schicksale

in Zustände und Verhältnisse versetzt, in denen es mir möglich war, mich vielfach mit Büchern abzugeben, die theilweise geeignet waren, meinen Durst nach Wahrheit momentan zu stillen, oder mich auch nach und nach zum Zweifler an allen Glaubens- und Kirchenlehren machten. — Ich nenne unter diesen Büchern hauptsächlich die „Stunden der Andacht", Georg v. Keller's Schriften, verschiedene Werke von Bretschneider, von Ammon, Paulus etc. etc., dann wieder die Werke unserer grossen Dichter, Naturforscher und Kritiker wie: Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Humboldt, Littrow, Moleschott, Vogt, Strauss, Bauer, Ruge etc. etc. Bei solcher und vieler anderen Lektüre konnte von Kirchenglauben und Orthodoxie bei mir wohl keine Rede mehr sein; aber ich wurde Jahre lang ohne Selbständigkeit wie ein Ball hin und her geschleudert ohne festen Anhaltspunkt. Zuerst wurde ich Rationalist, dann Deist, Pantheist und endlich, besonders durch Ihre Werke und eigenes Denken, entschiedener Naturalist oder Atheist. — Doch ich werde fast zum breiten Schwätzer, ich habe vergessen, dass ich nicht zu Meinesgleichen rede, dass in Bezug auf Kenntnisse und Talente ein Zwerg sich mit einem Riesen unterhält. Was wird sich auch ein Heros wie Feuerbach um die Entwicklungsgeschichte eines unbedeutenden Menschen bekümmern, was für ein Interesse an diesem langen Geschreibsel haben! —

Doch das muss ich noch bemerken: Ich habe mich auf meinem jetzigen Standpunkte der Ueberzeugung, zu dem ich mich seit etwa 20 Jahren offen bekenne und den ich nie verläugnen werde — heucheln kann ich nicht, es ist gegen meine Natur — über nichts zu beklagen, als dass ich vereinzelt dastehe mit meinen Ansichten in einem Schweizerisch-Thurgauischen Dorfe. Ich kann meine Gedanken beinahe mit Niemandem austauschen; wer bekümmert sich auch um die Philosophie, um die interessenlose Wissenschaft? Alles strebt nur nach Sinnengenuss und materiellem Besitz. Auch haben die meisten Menschen, wie ich schon oft erfahren habe, fast keinen Sinn für philosophische Ideen; sie sind für das Glauben geschaffen, nicht für das Wissen. — Schon oft habe ich daher, ähnlich dem Goethe'schen Faust seinem Gretchen gegenüber: „Ach könnt' ich nur ein Stündchen Dir am Busen hängen" gewünscht; ach könnte ich mich auch ein paar Stunden mit Feuerbach unterhalten! Doch aus diesem Wunsche wird nichts werden, ich muss mich mit dem Feuerbach, den ich in 9 Bänden in meinem Zimmer habe, begnügen, und das ist ja die Quintessenz vom wirklichen, persönlichen Feuerbach.

Wann wird uns Feuerbach mit einem neuen, dem zehnten Bande seiner sämmtlichen Werke erfreuen und überraschen, und was wird er für ein Thema zur Bearbeitung auswählen? — so sagte ich schon oft zu mir. Das Thema seiner früheren Schriften wird beinahe von ihm erschöpft sein; doch ein Genius wie er weiss der Sache immer wieder neue Seiten abzugewinnen. Oder schreibt vielleicht Feuerbach kein Buch mehr, ist er des Kampfes müde, will er etwa ausruhen, oder altert er schon? Gegen dieses Alles sprechen einfache Gründe. Eine so kräftige, regsame Natur, eine von Vernünftigen so allgemein anerkannte Autorität, eine welthistorische Persönlichkeit und Erscheinung wie Feuerbach, kann sich mit drei- oder vierundfünfzig Jahren noch nicht zur Ruhe begeben, sondern muss noch von seinen glänzenden Talenten Gebrauch machen und darf dieselben nicht vor der Zeit vergraben.

Obschon Feuerbach bereits vier Jahre nichts mehr von sich hören liess, so steht dennoch oder gerade desshalb zu erwarten, er werde seine Verehrer und Geistesgenossen recht bald mit einer neuen literarischen Gabe aus seiner geistreichen Feder erfreuen. Zudem kann ein so vielseitiger Geist wie Feuerbach, dem kein Gebiet des menschlichen Wissens fremd ist, sollte er auch auf dem Felde, auf dem er bis jetzt so epochemachend wirkte, nicht ferner arbeiten wollen, — nicht verlegen sein. Immerhin dürfte es kein beschränktes sein, sondern ein universelles, und dies wäre das Gebiet der Natur, die ja auch Feuerbach's Göttin ist. Ja es wäre wirklich sehr zu wünschen, es möchte einmal ein so freier Geist wie Feuerbach ein Buch über das „Ganze der Natur" schreiben, ohne alle theologischen und philosophischen Vorurtheile, Grillen und Voraussetzungen. Bis jetzt haben wir noch kein solches Werk. Ein solches zu schaffen wäre vielleicht auch nur Ludwig Feuerbach möglich in unserer Zeit, wie es gewiss auch nur ihm möglich war, von seinem freien Standpunkte aus eine so umfassende Theogonie zu schreiben, wie sie uns im neunten Bande seiner Werke vorliegt. Dieses Werk ist einzig in seiner Art, es ist der Gipfel seiner Leistungen, und Feuerbach wird schwerlich durch einen Späterkommenden verdunkelt werden, so wenig als Kolumbus, der Entdecker einer neuen Welt. Mit diesem Buche ist das Räthsel der Religion vollständig gelöst und der Verfasser hätte sich die Unsterblichkeit erworben, wenn er auch sonst Nichts geschrieben hätte. In vollster Manneskraft, mit der Kraft eines Giganten, steht Feuer-

bach in der Theogonie vor uns und versetzt dem Obskurantismus Streiche, wie noch keine gegen ihn geführt worden sind. —

L. Feuerbach ist der Mann, den Lessing mit prophetischem Seherblicke erwartete und verkündete, als er sagte: „Er soll noch kommen der Mann, der die Religion so bestreitet (und ihr Wesen so beleuchtet und erklärt), wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, mit allen den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, allem dem Ernste.“ — Erst die spätere Nachwelt wird L. Feuerbach auf die Stufe erheben, die ihm von rechtswegen gebührt, und ihn in die erste Reihe setzen unter die grossen Männer aller Zeiten und Völker.

Doch, doch! nun einmal zum Schlusse! — Empfangen Sie daher schliesslich, heldenmüthiger Wahrheitszeuge, edler Kämpfer für Wahrheit, Freiheit, Licht und Aufklärung, Charakter ohne Gleichen, den wärmsten, innigsten, herzlichsten Dank für Ihre Lehren und Aufklärungen von Ihrem unwandelbaren, treuesten Anhänger und Verehrer Konrad Haag, Gemeinds-Präsident.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 16. Juli 1861.

Mein lieber Herr Bolin! Ich war nicht wenig überrascht, ja erstaunt, als ich, nachdem erst ein einziger ganzer Tag seit Ihrer Abreise verflossen war, schon die versprochene Schrift von Schopenhauer erhielt. Das Paket öffnen und lesen, von Anfang bis zu Ende lesen, war Ein Akt. Meine Neu- oder Wissbegierde fiel aber zunächst nicht auf die Freiheit, sondern auf das Fundament der Moral, und fand sich reichlich befriedigt. Ich stimme ihm vollkommen bei, wenn er gegen die bodenlose idealistische Moral das Mitleid als ein — in seinem Sinne einziges — reales, positives Prinzip der Moral geltend macht, wenn er die Moral als etwas wesentlich sich nur auf Andere Beziehendes fasst und daher die Pflichten gegen sich selbst ausstreicht, wenn er den Unterschied zwischen Gut und Böse nur auf den Unterschied von Wohl und Wehe gründet, wenn er endlich die Unveränderlichkeit des Charakters der Menschen behauptet. Aber er ist darin einseitig, beschränkt, befangen einerseits noch im Kantianismus, andererseits im Brahmanenthum, dass er das Mitleid, statt auf das Prinzip der Sinnlichkeit, auf ein metaphysisches Prinzip zurückführt, dass er den Eudämonismus aus der Moral verbannt, die Moral überhaupt

nur im Widerspruch mit dem menschlichen Egoismus erfasst. Höchst komisch finde ich es, dass er den Nothbehelf Kant's mit seiner Unterscheidung eines intelligibeln und erscheinenden Charakters für ein welthistorisches Meisterstück ausgibt, weil er sich selbst damit aus seiner Gedankennoth heraushilft und in's Reich der metaphysischen Träume flüchtet. Aber trotzdem ist mir die endliche nähere Bekanntschaft mit Schopenhauer eben wegen dieser grossen Uebereinstimmung als auch Entgegensetzung seiner und meiner, theils ausgesprochenen, theils noch im Kopf zurückbehaltenen Gedanken von hohem Werthe und Interesse, und ich fühle mich daher innigst Ihnen verbunden für die Mittheilung dieser seiner Schriften, von denen ich bis jetzt die über Freiheit nur desswegen nicht gelesen habe, weil mich das Spiel der Ideenassoziation von dem Schopenhauer'schen Fundament der Moral auf das Schiller-Kant'sche Fundament der Poesie, namentlich der Tragödie geführt hat. Auch für Ihre gewissenhaften Exzerpte aus Sprengel's Geschichte der Medizin sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Ich ersehe hieraus, dass diese nur die Schattenseite des Jak. Milichius hervorgehoben, die universelle, die ethische Bedeutung aber, die der Freund Melanchthon's der Anatomie gab und die gerade ich an's Licht ziehe, übersehen hat. Sehr wichtig ist für mich ein Zitat von Ihrer lieben Freundeshand, weil ich hieraus erfahre, dass von den Deklamationen Melanchthon's mehr Bände existiren, als ich besitze, und daher hoffe, dass auch dort meine Augen Manches sehen werden, was Andere nicht gesehen haben.

Wenn Sie, wie ich hoffe, Ihre Rückreise über Nürnberg nehmen, so bitte ich Sie, mir ungefähr die Zeit Ihrer Ankunft zu bestimmen, damit Sie mich nicht verfehlen. Wenn Sie dann bei mir statt im Gasthause wohnen wollen, so finden Sie mein und der Meinigen Herz und Haus zu Ihrer Aufnahme bereit. Mit herzlichem Danke und Wunsche, dass Jupiter und Neptun Ihnen günstig seien, Ihr

L. Feuerbach.

W. Bolin an Feuerbach.

Ste. Adresse bei Hâvre, den 19. August 1861.

Lieber Freund! Ein zweiwöchentlicher Aufenthalt in Paris liegt bereits hinter mir, und auch schon in der vierten Woche bin ich hier, in den Fluten des Ozeans mich an den herrlichen Bädern erquickend. Für mich ist der Anblick der See ein heimischer; den-

noch ist sie hier recht grossartig und bietet durch ihre Schönheit, wie auch in nächtlicher Aufgeregtheit der Winde, recht anschauliche Belege für die „Theogonie“. Man lebt solche Möglichkeiten der Gotterzeugung wirklich durch; eine Sturmesnacht bleibt mir unvergesslich.

Wie freut es mich, dass Ihnen die Schrift von Sch. gefallen. Mich hat dieser Mann schon lange angesprochen. Sie erinnern sich vielleicht noch, dass ich ihn bereits 1859 als einen nothwendigen Durchgangspunkt zu Ihnen bezeichnete. Die Richtigkeit dieser Aussage haben Sie mir durch Ihr, ihm so vielfach beistimmendes Interesse an demselben nur bestätiget. Ist es Ihnen aber nicht aufgefallen, wie ein so frischer und wahrhafter Geist die Verschrobenheit des Kantianismus behalten konnte? Wie er sich alle mögliche Mühe gibt, diese Fesseln noch fester zu schmieden und sie als das herrlichste Geschmeide zu preisen, das er je hätte erlangen können? Es mag pathologisch und historisch erklärlich sein — und ist es auch; aber wenn ich seine eminente Originalität gegen seinen reproduzirten Kantianismus halte, habe ich etwas von dem horazischen Fischschwanz. Mich wundert dann gar nicht, dass der Kantianismus so unverschämt von allen Dächern, resp. Kathedern, gepredigt wird. Aber ist denn der Kantianismus in seinem originellsten Theile, eben in seiner kuriosen Lehre von Raum und Zeit, gründlich widerlegt? Denn nur in dieser geschickten Wendung hat Kant, scheint es mir, mit dem alten Sauerteige des Idealismus solch Aufsehen erregt, und eine noch immer nicht überwundene Verwirrung angerichtet. Man mag noch so sehr mit Ihnen Raum und Zeit als Grundbedingung alles Seins, alles Wahren und Wirklichen annehmen, so befindet man sich meist in einer gewissen Rathlosigkeit, wenn man Kant's transzendentale Aesthetik widerlegen soll. Bis jetzt habe ich das einzige hierauf Bezügliche nur bei Ihnen, aber leider nur zerstreut und beiläufig gefunden. Das, was meines unmassgeblichen Erachtens noth thut, ist einfach eine kritische Auseinandersetzung jenes ersten Abschnittes der „Kritik der reinen Vernunft“. Es handelt sich wahrhaftig nicht um einen Feldzug gegen alle die verstockten Epigonen des Kantianismus, die sammt und sonders auf seinem originellen Ausgangspunkte geblieben und des alten Königsbergers Argumente, mit einigen anschaulich sein sollenden Exempeln ausstaffirt, mechanisch wiederkäuen; — sondern um den Kantianismus selbst, namentlich weil Schopenhauer, der jetzt endlich die verdiente Anerkennung findet,

diesen Standpunkt ohne Weiteres annimmt und dadurch die Beseitigung dieser Illusion verzögert und erschwert. Ich möchte daher, dass Sie mit Schopenhauer's Ausgangspunkte, wie er ihn in seiner Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" auseinanderlegt, genau bekannt würden, — überzeugt, dass Ihnen dann mein altes hier wiederholtes Anliegen besser einleuchten werde, als aus meinen mangelhaften und ungeschickten Andeutungen, die aus der vielleicht irrigen Annahme entspringen, dass mit dem Kantianismus noch nicht ganz gründlich aufgeräumt ward. Mit herzlichen Grüssen an die Ihrigen, in steter Freundschaft und Liebe Wilhelm Bolin.

Feuerbach an K. Haag.

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. Sept. 1861.

Verehrter Herr! Für einen Menschen, dem das unglückselige Loos beschieden war, zum Thema seines Lebens und Denkens einen Gegenstand zu machen, welcher in den Augen der Einen über aller Kritik und Vernunft, in denen der Andern unter aller Kritik und Vernunft steht, welcher daher seinen Kritiker und Erforscher bei den Einen zu einem Frevler, bei den Andern zu einem Thoren stempelt, der sein Licht unter den Scheffel stellt, seine Zelebrität in der Obskurität sucht; für einen Menschen, dem überdem eine solche bescheidene Lebensstellung zu Theil geworden, dass dem materiellen Ertrag nach ihm jeder Stiefelwichser oder Hausknecht berechtigt erscheint, mit Geringschätzung auf den tiefsten Denker herabzublicken, und zudem noch die Natur so wenig Dünkel und Selbstzufriedenheit eingeflösst hat, dass es ihm sehr häufig vorkommt, als sei er Nichts und habe Nichts geleistet, für einen solchen Menschen — und ein solcher bin ich — ist ein so anerkennender, so begeisterter Zuruf aus unbekannter Ferne, wie der Ihrige, ein höchst wohlthätiges und erfreuliches Memento vivere et scribere, wenn er sich auch gleich nicht verhehlen kann, dass nicht der Kubus des von der Begeisterung gespendeten Lobes, sondern nur der Wurzelextrakt daraus der wahren Grösse des Gegenstandes entspricht. Nur in dem Urtheil, das Sie über meine Theogonie fällen, stimme ich Ihnen bei, ohne das Mittel der Ex- und Subtraktion anzuwenden, wiewohl vielleicht nur aus dem höchst menschlichen Grunde, weil das jüngste Kind auch das geliebteste ist, namentlich dann, wann es zugleich das letzte Produkt der

Zeugungskraft ist. Ein Deutschamerikaner hat bereits auch wirklich meine Theogonie bald nach ihrer Erscheinung meinen Schwanengesang genannt. Das Schicksal, das mich unterdessen meines alten geliebten Musensitzes in Bruckberg beraubt und wider Willen auf die Landstrasse, in die Nähe einer geräuschvollen Fabrikstadt gesetzt, scheint dieses absprechende Wort boshafter Weise zur Wahrheit machen zu wollen. Es fehlt mir zwar bis jetzt weder an Willen noch an Kopf und Stoff; aber es fehlt mir die passende Lokalität, das Nest zum Ausbrüten meiner Gedankeneier, und leider gehöre ich zu den Vögeln, die das Fortpflanzungsgeschäft nur in einer ganz absonderlichen Lokalität besorgen können. Ich weiss daher selber nicht, ob die vorlauten, absprechenden Yankees oder die an ihrer, so auch meiner Zukunft nicht verzweifelnden Deutschen Recht haben werden. Nur so viel weiss ich gewiss, dass es besser ist als Schwan zu enden, denn als geschwätzige Gans sein Dasein fortzusetzen, dass also entweder keine Fortsetzung von mir mehr in Ihrer Bibliothek erscheinen wird, oder eine solche, die den Yankee zu einem Pseudopropheten macht. Was aber auch erscheinen wird, es wird nichts sein als weitere Ausführung und Bestätigung des in der Theogonie oder in den „Grundsätzen der Philosophie" Ausgesprochenen. An einen absolut neuen Gegenstand zu gehen, widerspricht den physiologisch-psychologischen Gesetzen, denen das Alter, in dem ich bereits stehe, unterworfen ist. Ohnedem kann und soll der Mensch nur Eines, nicht Vieles, geschweige Alles leisten und thun. Doch wer weiss, ob nicht einst auch noch der wirkliche Feuerbach statt des papiernen Ihnen Gesellschaft leisten wird! Es hat nicht viel gefehlt, so wäre ich noch diesen Herbst nach Zürich gekommen, wo ich werthe Freunde habe, und dort allein natürlich nicht sitzen geblieben. Also in Hoffnung einer nicht nur schreibenden, sondern auch lebendigen und anschauenden Zukunft Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 26. Sept. 1861.

So eben erhielt ich Ihren Brief, lieber Herr Bolin. Nach Paris habe ich nicht geschrieben, weil ich nichts zu schreiben hatte, ich hätte denn meine Einladung an Sie, auf Ihrer Rückreise bei mir mit Sack und Pack einzukehren, wiederholen sollen. Wozu aber eine solche Wiederholung zwischen Männern, die sich bestreben,

der Menschheit, folglich auch sich selbst, keine Komplimente, sondern die Wahrheit zu sagen? Die „Probleme der Ethik“ und die „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ gehören aber in keinen Brief, sondern in eine Schrift, und zu einer solchen, worin diese Gegenstände, wenn auch nur kurz, behandelt werden sollen, werde ich noch hoffentlich Zeit und vor Allem Raum finden; und bei Gelegenheit dann meinen thatsächlichen — oder wenn Sie wollen, schriftlichen, aber nicht brieflichen Dank für die mitgetheilten Schriften abstatten. In freudiger Erwartung Ihrer baldigen Ankunft

Ihr L. Fb.

Konrad Haag an Feuerbach.

Hüttweilen, den 5. Oktober 1861.

Mein theuerer, verehrtester Herr Feuerbach! Ihr werthes Schreiben, das ich Anfang des vorigen Monats erhielt, hat eigene und verschiedenartige Gefühle in mir hervorgerufen: Einestheils das Gefühl der Freude, dass mein Brief einer Antwort werth gefunden wurde, und dass ich nun auch Etwas von Ihnen besitze, was kein Anderer hat; — dann das Gefühl der Unwürdigkeit, in brieflichem Verkehre mit einem Manne zu stehen, der zu den Unsterblichen gehört, und in der Kulturgeschichte aller kommenden Jahrhunderte mit Hochachtung genannt werden wird, wenn die Menschheit nicht von einem bösen Dämon — zu ewiger Blindheit und Dummheit verdammt ist, währenddem meine Wenigkeit nach Verfluss von einigen Jahren der Vergessenheit anheimfallen wird. Mit Wehmuth und Trauer erfüllte mich die kurze Schilderung Ihres Schicksales; ich sehe, dass Ihr Lebensloos kein so glückliches und glänzendes ist, wie Sie es durch Ihre Leistungen verdient hätten und wie mir meine Phantasie dasselbe ausmalte. Als ich nämlich in Ruge's Werken gelesen hatte, dass Sie das „Wesen des Christenthums“ im Schlosse zu Bruckberg geschrieben hätten, und im Vorworte zu Ihres Vaters Leben, dass Sie sich in einer glücklichen, weil unabhängigen Lage befänden, glaubte ich, Sie lebten in beneidenswerthen Zuständen und Verhältnissen. Aber leider! haben Sie, wie es scheint, das Schicksal der grossen Männer früherer Zeiten, eines Kepler, Galilei, Spinoza etc. „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“ „Das Beste, was man weiss, kann man den Buben doch nicht sagen!“ „Die Menschen sind durch's ganze Leben blind“, ihre grössten Wohlthäter lassen sie oft halb

verhungern, die Verkünder der Wahrheit werden verhöhnt und in den Staub getreten, und für „ihre Leistungen werden sie dann auf den Mist der Geschichte geworfen." Sie sagten als junger Mann: „Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich." Vielleicht sind Sie nach vielen Lebenserfahrungen jetzt auch nicht mehr ganz entschieden dieser Ansicht. Wenigstens ich muss gestehen, dass in gewissen Lebensmomenten es mir scheint, Schopenhauer habe nicht so ganz Unrecht, wenn er diese Welt als die miserabelste, die sich denken lässt, schildert. Ich werde oft, wenn ich das Leben und Treiben der Menschen beobachte, für Augenblicke zum Verächter dieser zweibeinigen Thiere. — „Klopfte man an die Gräber und fragte die Todten, ob sie wieder auferstehen wollen, sie würden mit den Köpfen schütteln." Der Vers: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", ist eben auch nicht ganz wahr. Die Welt, die Natur ist im Ganzen ebenso vollkommen und unvollkommen, ebenso gut und ebenso böse, als der Mensch, der ja auch zur Natur gehört, eine Bildung, ein Theil derselben, wie wir annehmen die Quintessenz wenigstens der Erdennatur ist. Es ist nichts im Organischen, das nicht auch im Unorganischen ist; das Ganze hat keine Eigenschaften, es ist eben Alles zugleich, was sich nur denken lässt. Dass es Ihnen oft vorkommt, als seien Sie Nichts etc., kann ich mir erklären, wenn ich mich an die Stellen in einer Ihrer Abhandlungen erinnere, wo es heisst: „Je mehr ein Mensch ist, desto weniger bildet er sich ein und umgekehrt." „Wer sich nie als Nichts gefühlt, der ist auch nicht Etwas." Einen üblen Eindruck hat es auch nicht auf mich gemacht, dass Sie mein Lob übertrieben finden. Bescheidenheit steht auch grossen Menschen gut an, wie auch ein gewisser Grad von Selbstgefühl jedem Unverdorbenen eigen ist und sein soll. Gleichwohl lass' ich mir meinen Feuerbach nicht nehmen, ich halte es hier wie der Gläubige mit seinem Christus, wenn er singt: Meinen Jesum lass' ich nicht! — Am Wenigsten gefällt mir die Stelle Ihres Briefes, wo Sie mich im Zweifel lassen und selbst bezweifeln, ob noch jemals ein literarisches Produkt aus Ihrer Feder im Drucke erscheinen werde, währenddem Sie doch nebenbei bemerken, dass es Ihnen weder an Willen noch an Kopf und Stoff fehle, und sich nur über die unpassende Lokalität beschweren. Allein ich glaube denn doch, der Wille und die Begeisterung fehlen ein wenig; sind diese im höheren Grade vorhanden, so sieht und hört man nicht, was in der Nähe vorgeht, man lebt nur in seinen

Ideen. Ich würde stolz darauf sein, wenn ich mit Anderen — ich erinnere mich hier an die Rezension Ihrer „Theogonie“ im „Jahrhundert“ von M. Hess — Sie dazu bestimmen könnte, im Dienste der Wahrheit, des Lichtes und Fortschrittes noch einen 10. Band zu schreiben, worin Sie im Interesse der Menschheit der Hyder des Aberglaubens, der Finsterniss und Dummheit noch einen kräftigen Fusstritt beibrächten, wenn möglich noch etwas der Theogonie Ebenbürtiges lieferten, denn dieses Werk zu übertreffen, wird selbst Ihnen nicht möglich sein. Ich muss dieses annehmen, wenn ich mich unter vielem Andern daselbst nur an die klassische Abhandlung erinnere mit der Aufschrift: „Die Theodicee“ und die unvergleichliche Stelle daselbst über die Naturgesetze. Welch tiefer Blick in das Wesen der Natur! Wie wahr! Wie unwiderleglich! Könnte ich etwas Aehnliches schaffen, ich würde noch mehr als einen Band schreiben und auf das Geheul der Finsterlinge und Dummköpfe nicht achten. Dass Sie der Theologie keine Konzessionen machen würden, wie seiner Zeit Newton, Voltaire, Fichte, Goethe, Heine etc., schliesse ich aus dem Satze, wo es heisst: „Was aber auch noch erscheinen wird, es wird nichts sein als weitere Ausführung und Bestätigung des in der „Theogonie“ oder in den „Grundsätzen der Philosophie“ Ausgesprochenen.“ Wäre ich ein reicher Mann, ich würde Ihnen selbst noch ein Honorar von ein paar Tausend Thalern aussetzen für einen neuen Band. Aber ich lebe wahrscheinlich noch in weit einfacheren und bescheideneren Verhältnissen als Sie, in stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit, ohne Familie, ohne Weib und Kind, ohne Hund und Katz', in einem alten Hause, ein eigener Kautz! Das Liebste, was ich habe, sind meine Bücher und Porträts berühmter Männer und Schriftsteller, unter denen auch Ihr Bildniss von L. Fries prangt. Und zwar habe ich Ihre Züge so studirt, dass Sie schwerlich incognito bei mir erscheinen könnten, wenn nämlich das Bild naturgetreu ist. — Ich bin Einer von denen, die sich um des „Himmelreichs“ willen verschnitten haben, zwar nicht physisch, aber moralisch. Als ich nämlich, hauptsächlich durch Ihre und die Strauss'schen Werke, vom Kirchen- und Bibelglauben vollständig abgeführt worden war, konnte ich es nicht mehr über mich bringen, kirchliche Gebräuche und Zeremonien mitzumachen. Und doch wäre ich dazu gezwungen gewesen, wenn ich hätte heirathen wollen. Mich durch einen Pfaffen mit einem Weibe in den „drei höchsten Namen“ zusammenkuppeln und dann etwa später Kinder taufen und konfirmiren lassen —

nein! Das ging bei mir nicht mehr. Ich blieb daher ledig und beuge mich vor keinen Phantasiegebilden, und das sind alle Götter ohne Ausnahme. Selbst wenn Feuerbach im Alter noch in's Heerlager der Gläubigen hinüber gehen würde, er hätte keinen Nachfolger an mir; ich würde nur annehmen, der Phosphor wäre ihm aus dem Gehirne verdunstet. So lebe ich zurückgezogen und unabhängig im Besitze eines Gütchens, das ich grösstentheils selbst bearbeite, bin keinem Menschen etwas schuldig, habe aber auch nicht viel Guthaben bei Anderen. — Doch wieder zu viel von meiner Wenigkeit, vom lieben Ich! Eines jedoch muss ich noch kurz erwähnen. Ein schönes Buch wurde mir vor einigen Tagen von einer benachbarten Buchhandlung zugeschickt, das Sie wahrscheinlich auch schon kennen, „Naturforschung und Kulturleben“ von Böhner. Der Verfasser ist einer der dickgläubigsten, die ich kenne, ein gelehrter Narr oder ein Schurke. Der unverschämte, gewissenslose Zelot und Zionswächter zählt Sie und Ruge zum materialistischen Pöbel, sagt, Feuerbach quacksalbere in die Religionswissenschaft hinein u. s. w. Die Gewissenlosigkeit trägt er zur Schau durch seine entstellten, verfälschten Zitate; unter Anderen ist auch der bekannte Passus aus Goethe's Faust: „Wer darf ihn nennen“ u. s. w. ganz zu Gunsten der Orthodoxie verändert und verfälscht. Alles, was er zur Rechtfertigung oder zum Beweise für die Wahrheit des Kirchen- und Bibelglaubens aus der Naturwissenschaft aufführt, spricht gerade gegen denselben. Wie kann man z. B. auch eine Millionen Jahre lange Entwicklung des Sonnensystems oder jedes einzelnen Weltkörpers, oder auch nur die langweilige Bildung der organischen Wesen auf unserer Erde, namentlich auch des Menschen, mit dem Glauben an ein Wesen zusammenreimen, das diese Himmelskörper etc. durch einen Machtspruch in einem Augenblicke hätte hervorbringen können? — Wie zum Verzweifeln langweilig müsste die Existenz eines Wesens sein, das von Ewigkeit her schon Alles genau wüsste, was bis in die fernste Ewigkeit hin geschehen wird, vor dem die ganze Welt oder Weltallsgeschichte schon fertig abgerollt daläge, — und das dann ohne alles Interesse — gleichsam den müssigen Zuschauer spielen müsste durch alle Ewigkeit hindurch?! — — Wozu auch das lästige Ungeziefer zur Plage und Qual der Menschen und Thiere und so vieles andere Böse, — wenn ein Gott voll Liebe die Welt gemacht hat? — Jeder Flohstich überzeugt mich davon, dass ein solches Wesen nur in der Einbildung existirt, nur ein Hirngespinnst ist.

Empfangen Sie schliesslich, werthester Herr! die Versicherung wahrer Hochachtung von Ihrem ergebensten Konrad Haag, am Seebach in Hüttweilen.

P. S. Also zu den beiden grossen Atheisten Holbach und Feuerbach ein dritter, ebenso entschiedener, aber in Bezug auf Wissenschaft kleiner Atheist am Seebach. Eine schöne Dreieinigkeit! würde ein Gläubiger sagen.*)

Feuerbach an Buchhändler Trübner in London.

Rechenberg bei Nürnberg, den 31. Okt. 1861.

Herr Verlagsbuchhändler Trübner in London! Herr Jakob von Khanikoff, gegenwärtig in Heidelberg, ist von mir aufgefordert worden, meine bei H. Otto Wigand in Leipzig erschienenen Werke, mit Ausnahme derjenigen Schriften, die sich nur auf speziell deutsche Zustände und Erscheinungen beziehen, unter seiner Leitung und Aufsicht in die russische Sprache übersetzen zu lassen, und hat diese Aufforderung mit der grössten Bereitwilligkeit, ja Begeisterung auf- und angenommen. Da nun bereits in Ihrem in Russland rühmlichst bekannten Verlage eine Uebersetzung meines „Wesens des Christenthums“ erscheint, eine Uebersetzung, deren Gelungenheit die Billigung und Empfehlung des berühmten Schriftstellers Alexander Herzen verbürgt, und welche daher recht gut gleich als der erste Band auf dem Titel bezeichnet werden könnte, so wünsche ich in Uebereinstimmung mit Herrn Khanikoff, dass auch die übrigen Werke von mir bei Ihnen erscheinen, vorausgesetzt, dass Sie meine Rechte als Autor anerkennen und zu annehmbaren Bedingungen sich verstehen. Ich bemerke zugleich, dass ich die Honorirung der Uebersetzer übernehme, und stelle daher, wie sich von selbst versteht, nur in der Voraussetzung, dass Sie es nur mit mir zu thun haben werden, die Frage an Sie, wie viel Honorar — am zweck-

*) Der Brave ist nicht mehr. Auf meine Anfrage in Hüttweilen antwortet mir der jetzige Gemeindevorsteher, Hr. C. Wüger: „dass K. Haag im Jahre 1862 gestorben, und dass er seine ganze Bibliothek der hiesigen Gemeinde testirte. Bei der amtlichen Inventur haben die Erbberechtigten das dringende Gesuch gestellt, es möchten ihnen die Werke von L. Feuerbach, Strauss etc. belassen werden. Ich habe dem Ansuchen entsprochen. Bei der Inventur des Nachlasses habe ich dann ein Couvert bemerkt mit der Aufschrift: ‚Zweites Schreiben an den grössten Philosophen der Jetztzeit. Ludwig Feuerbach‘, das ich dann zu meinen Handen nahm: darin lag ein ‚Eigenhändiges Schreiben d. d 3. Sept. 1861 von Ludwig Feuerbach‘ (siehe oben) nebst zwei Zuschriften von dem Verstorbenen an L. F.“ D. H.

mässigsten nach Bogen — sei es im deutschen oder russischen Formate berechnet — Sie mir für mich und meine Uebersetzer zusammen zu geben gesonnen sind. Indem ich Sie um eine baldige Antwort ersuche, zeichne ich hochachtungsvoll

Dr. L. Feuerbach.

Trübner an Feuerbach.

London, den 4. December 1861.

Hochgeehrter Herr! Ihre schätzbare Zuschrift vom 31. Oktober ist mir richtig zugegangen, und muss ich vielmals um Entschuldigung bitten, dass ich nicht früher geantwortet habe. Als ich nämlich Ihren Brief erhielt, hatte ich noch kein Exemplar der Uebersetzung Ihres Werkes über das „Wesen des Christenthums" in Händen und hatte auch noch keine Idee, wie sich dieses Unternehmen buchhändlerisch gestalten würde. Ich wollte desshalb erst einige Wochen verstreichen lassen, ehe ich Ihnen antwortete, um zu sehen, was für Bestellungen von Seiten des Buchhandels einlaufen würden. Leider ist bis jetzt die Nachfrage sehr gering gewesen, was allerdings nicht beweist, dass der Band nicht eventuell doch noch Erfolg haben kann, namentlich da im Winter aus Ihnen wohl bekannten Gründen das Geschäft mit meinem russischen Verlage stets stockt. Trotzdem nöthigt mich aber die gemachte Beobachtung zur Vorsicht, um so mehr, als das Geschäft, welches Sie mir vorschlagen, ein sehr bedeutendes ist — und ich möchte desshalb pausiren, bis ein mässiger Erfolg mir gezeigt hat, dass das russische Publikum nicht allein den Wunsch hat, sondern auch den lebhaften Willen, à tout prix Ihre Werke zu erlangen, wie es mit den Herzen'schen der Fall ist. Ich glaube schon im März oder April im Stande sein zu können, einen bestimmten Entschluss in Bezug auf die Herausgabe Ihrer Werke zu fassen, würde aber wünschen, dann mit einem Werke zu beginnen, welches noch nicht veröffentlicht ist und desswegen aus Ihrem Manuskripte übersetzt werden könnte. Mit grösster Hochachtung Nikolaus Trübner.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg bei Nürnberg, den 26. Januar 1862.

Verehrter Herr! Es war mir sehr interessant, eine mir nur dem Namen nach bekannte, gleichwohl so tief und weit eingreifende



Krankheitserscheinung unserer Zeit aus Ihrer Feder kennen zu lernen*). Sehr praktisch finde ich Ihren Vorschlag zu einem diesem Uebel entgegengesetzten Vereine, aber eben, weil er praktisch ist, wird er bei uns nur auf dem Papiere stehen bleiben; denn das ist der grosse Uebelstand bei uns, dass wir nur den Feinden der Freiheit und Menschheit das Recht und Geschick zur Organisation und Korporation überlassen, wir selbst aber unter uns, trotz unseres theoretischen Materialismus, im Leben ohne allen materiellen Zusammenhang und Bestand, uns in's Nichts der blossen Gedankenfreiheit verlieren. — Sie haben gar nichts versäumt, wenn Sie das „System der Natur" (? !) des Herrn ** noch nicht gelesen haben. Nach dem, was ich gehört, hat derselbe die grosse Indiskretion gehabt, mein auf sein Ersuchen gefälltes, in einem Briefe niedergelegtes Urtheil über seine Schrift ohne meine Erlaubniss zu veröffentlichen, und zwar mit Weglassung des von mir ausgesprochenen Tadels — denn ich habe nur einige Sätze gelobt. Wahrlich, unsere Literatur ist eben so miserabel wie unsere Politik. Was gäbe ich darum, wenn ich die Feder mit der Hacke vertauschen könnte! Indem ich Ihnen zum neuen Jahre Glück wünsche und für die Mittheilung Ihrer Schrift Dank sage, bin ich Ihr ergebenster

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg bei Nürnberg, den 10. Juli 1862.

Verehrter Herr! Es bedarf keiner Vergebung meinerseits, es bedarf vielmehr nur der nachträglichen Versicherung meiner vollkommenen Zustimmung zu dem Gebrauche, den Sie von brieflich Ihnen mitgetheilten Aeusserungen von mir gemacht haben. Es geschah ja diese Veröffentlichung nur im Interesse meiner eigenen Sache und selbst Person. Welche bübischen Urtheile über mich existiren nicht unangefochten und unwiderlegt in der deutschen Bücherwelt! Zu welcher erbärmlichen Rolle in der Unterwelt der deutschen Literatur hat mich nicht auch der furchtbare literarische Jupiter-Stygius in Leipzig verurtheilt! Ich bedauere nur, dass Sie die Lücken meiner Schriften nur aus Briefen ergänzen konnten und mussten, und dass das Werk, das ich jetzt unter der Feder

*) Das Johannesstift und die Propaganda des Rauhen Hauses. Eine Warnung. Leipzig. Joh. Ambr. Barth.

habe, noch lange auf seine Vollendung, noch länger auf seine Veröffentlichung wird warten lassen. Unter den Gegenständen dieses Werkes spielt auch das Thema, worüber Sie schon in Ihren ersten Briefen an mich Fragen gestellt hatten: die Willensfreiheit, eine Rolle. Ein Hauptpunkt ist hier in dieser Arbeit die Lösung des Knotens, aus dem sich Kant und nachher Schopenhauer mit einem Salto mortale in die intellektuale oder vielmehr Traumwelt losgemacht haben. Gegenwärtig stehe ich aber an ganz anderen Punkten, im Mittelpunkte des Streites zwischen Idealismus und Materialismus. Erst vor einigen Tagen habe ich die Kritik der idealistischen und somnambulistischen Psychologie Hegel's vollendet. Ich komme übrigens auch hier, aber auf Veranlassung des Gegenstandes ebensowohl, wie auf Grund meines hauptsächlichen Berufes und Thema's, wieder auf die Gottheit, die Theologie und Religion. Aber ich behaupte es immer und immer wieder: nur die Religion oder, was Eins ist, die Gottheit und das damit Zusammenhängende ist Sache der Menschheit, der Geschichte, des Volkes, alles Andere Sache der Schule. „Nur die Gottheit“, sage ich an einer Stelle meines neuen Werkes, „entscheidet das Schicksal der Psyche, der Seele.“ Hinter der Seele steckt nur die Gottheit, hinter dem Idealismus der Theologismus.

Es soll mich sehr freuen, wenn Sie mich besuchen, aber zeigen Sie mir gefälligst lange vorher ungefähr die Zeit Ihrer Ankunft an, damit ich zur rechten Zeit hier bin. Ergebenst

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 13. December 1862.

Verehrter Herr! Erst in der vorigen Woche habe ich mir von Erlangen, nachdem ich schon lange vor Ihrem letzten Briefe in Nürnberg mich vergeblich nach den „Deutschen Jahrbüchern“ umgesehen hatte, Ihren Aufsatz „wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus“ verschafft und mit derselben Gründlichkeit gelesen, mit welcher er geschrieben ist. Ich stimme Ihnen vollkommen bei sowohl in dem, was Sie aus mir über mich, als in dem, was Sie aus sich selbst über Raum, Kausalität und Identitätsgesetz sagen. Ich habe Sie früher nur für einen philosophischen Dilettanten gehalten, aber Sie haben dies Vorurtheil gründlich widerlegt. Darum hat mich auch Ihr Urtheil über mich, als ein-

auf Sachkenntniss gegründetes, innerlichst erfreut und ermuntert. Ich bedauere nur, dass ich nicht gleich nach der Lesung Ihres Aufsatzes meine Gedanken und Eindrücke zu Papier gebracht habe. Ich habe nämlich gleichzeitig mit dem Julihefte einige längst gesuchte alte Schriftsteller erhalten und sogleich nach Ihnen vorgenommen, darunter den alten Porphyrius de abstinentia ab usu animalium. Wozu? werden Sie fragen. Ich habe die letzten Monate her zu meiner Erholung und Satisfaktion den vielberüchtigten Satz von mir: „Der Mensch ist, was er isst" zum Gegenstande meiner Feder gemacht, aber so, dass ich zugleich die Bedeutung des Opfers von Speise und Trank zu meinem Thema machte, in dem Sinne dieses Satzes den Sinn des Opfers finde und nachweise. Ich bin schon fertig, aber nachträglich musste ich zu meiner Vergewisserung lesen, was ich noch nicht gelesen hatte. So sind meine Gedanken von Ihnen abgekommen. Ich habe übrigens selbst über die Kant'sche Apriorität des Raumes und der Kausalität in den letzten Jahren Mancherlei gedacht, und wie es mir eben in den Kopf kam, zu Papier gebracht. Was sie über die immer- oder fortwährende — ich zitire aus dem Gedächtniss — Wahrnehmung als Erklärungsgrund der vermeintlichen Apriorität oder Idealität bei Gelegenheit des Identitätsgesetzes sagen, stimmt fast verbotenus mit mir überein. Nur mache ich vor Allem den praktischen Standpunkt, den Standpunkt des Lebens vor dem Standpunkte des hölzernen Katheders auch in dieser Frage geltend. Wenn ich dazu kommen werde, auch diese Gedanken für den Druck herzurichten, so werde ich gewiss auch Ihre Gedanken nicht unbenutzt lassen. Ich wünsche nur, das Ihre Redaktionsgeschäfte Ihnen erlauben mögen, öfters Proben von der modernen — nicht absolutistischen, nicht monarchischen — sondern sozialistischen, gemeinschaftlich denkenden Philosophie zu geben. Mit diesem Wunsche Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 15. Febr. 1862.

Lieber Herr Bolin! Die Stimmung zur Schriftstellerei stellt sich bei mir so selten ein, dass ich, um diesen seltenen und heikeln Gast bei guter Laune zu erhalten, alles Andre bei Seite setzen muss. Wie Sie wissen, beschäftigte ich mich gerade während Ihrer Anwesenheit mit der Bedeutung der Todtenbeschwörung als Nach-

trag zu meiner „Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“. Die Bedeutung führte mich auf die Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens überhaupt, namentlich bei den antiken und rohen Völkern, die zwar schon in der eben erwähnten Abhandlung von mir richtig angegeben, aber doch dort nicht genügend begründet oder gar erschöpft worden ist. Diese Bedeutung und die damit zusammenhängenden Fragen beschäftigten Kopf und Feder bis ungefähr die Mitte Dezember, obgleich das schriftstellerische Resultat der Quantität nach nicht mehr als einen Druckbogen betragen mag; denn ich bin nun einmal, wenn auch vielleicht zur Tiefe, doch zu den beiden andern Dimensionen der Breite und Länge schlechterdings nicht, weder geistig noch leiblich, prädestinirt und disponirt. Von der Unsterblichkeit machte ich ohne Aufenthalt einen Sprung zu ihrer Mutter oder, wenn Sie lieber wollen, Tochter, — der Freiheit. Und ich wollte nun abermals nicht eher an Sie mit der Feder denken, als bis ich auch dieses Kapitel, das auch nur ein kleines Ganzes werden soll, abgefertigt hätte. Allein theils äussere Unterbrechungen, theils sachliche Gedankenanstände und Verstimmungen, veranlasst durch die Unbehaglichkeit und Unverträglichkeit meiner hiesigen Wohnung, ja Existenz überhaupt, mit meinen geistigen und selbst leiblichen Bedürfnissen und Gewohnheiten, haben mich, ich hoffe nur auf kurze Zeit, von der Vollendung dieser Aufgabe abgezogen. Und ich benutze jetzt diese Pause, um endlich die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die Ihr letzter Brief in mir erweckt hat. Ich war, offen gestanden, eben so betrübt als unwillig darüber*), dass Sie bei Ihren schönen Kenntnissen und Anlagen noch immer nicht darüber mit sich im Reinen sind, ob Sie zur Philosophie oder zur Poesie bestimmt sind oder sich bestimmen sollen, was ziemlich eins ist. Ich sage Ihnen aber, dass Sie als ein Sohn dieser Zeit weder zur Poesie noch zur Philosophie, sondern nur dazu bestimmt sind, der Sache der Menschheit zu dienen, die jetzt ihre drin-

---

*) Entschuldigung! Wie die Menschen gewöhnlich Bücher lesen und rezensiren, so habe ich auch diesmal Ihren Brief nicht nach dem Original, sondern nach der Uebersetzung und Gestaltung in meinem Kopfe beantwortet. Jetzt, nachdem ich das Original wieder gelesen, erkenne ich meine Expektoration nur als ein Produkt der Vermischung des Subjektiven mit dem Objektiven. Gleichwohl schicke ich den Brief fort, weil er nun einmal geschrieben ist und doch, wie ich glaube, eine allgemeine, zeitgemässe Wahrheit ausspricht. Auf alle Fälle entschädigt Sie fur den Brief die Photographie [es war seine eigene Karte, ganze Figur, sitzend], die ich beinahe vergessen hätte. (Nachträgliche Einschaltung F.'s)

gendste Angelegenheit ist. Diese Sache ist aber weder Poesie noch Philosophie, oder Beides, aber nur im Sinne und Dienste dieser Sache. Ob Poet, ob Philosoph, ist ganz gleichgültig: es handelt sich nur darum, dass Sie das einmal als wahr und nothwendig Erkannte in dem Ihnen zu Gebote stehenden Wirkungskreise aussprechen, geltend machen, Andern auch zu Gemüth und Verstand bringen, sei es nun vermittelst der reinen oder unreinen Vernunft. „Realismus“ ist das Wesen und Wollen der Zeit; also realisiren Sie, was Sie wissen und denken, machen Sie Ihre „geheime Liebe“ — nicht zu meiner Person, aber zu der Sache, der meine Person angehört — zu einer öffentlichen, ehrlichen, fruchtbaren, Kinder zeugenden. Darum sollen Sie nicht die Poesie an den Nagel hängen; aber Ihr Zweck kann und soll sie nicht sein. Sie bleibe den Eingebungen des Augenblicks, dem Drang der Umstände und Gefühle, aber stets im Dienste der jetzigen Herzensangelegenheit der Menschheit, überlassen. Es fehlt Ihnen weder an Talent zum Denken noch zum Dichten; aber es ist nothwendig, dass Sie sich einen praktischen Zweck setzen, dass Sie sich konzentriren, dass Sie sich verheirathen, wenn auch nicht mit einer Person, doch mit einer Sache. Haben Sie den Punkt der Konzentration, der Verdichtung gefunden, so haben Sie auch den Vereinigungspunkt von Poesie und Philosophie, von Licht und Wärme gefunden. Ist es denn gerade nothwendig, förmlicher Denker oder förmlicher Dichter zu sein? Nimmermehr. „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah u. s. w.“ Ja es liegt Ihnen so nahe, also nur zugegriffen, nur in die Hand zusammengefasst, in juristischen Besitz genommen, was bereits Ihr geistiges Eigenthum ist!

Die Schrift Schopenhauers über die Freiheit, die ich Ihrer Güte verdanke, habe ich mit Wohlgefallen gelesen, eine Vergleichung des Willens mit dem allvermögenden Wasser mit Entzücken. Aber sie lässt eine Menge Fragen, freilich schon durch die gestellte Aufgabe beschränkt, unberücksichtigt, enthält ausser Dem, was über die Freiheit als Thatsache des Bewusstseins gesagt ist, nichts Neues, nichts, was nicht schon Andere vom Kantischen Standpunkt aus, schon vor mehr als 60 Jahren — so mein Vater in seiner Revision der Grundsätze des peinlichen Rechts — eben so gut, wo nicht besser, gesagt. Ich weiss daher noch gar nicht, ob ich sie in meiner Abhandlung berücksichtigen werde. Dies gilt aber nicht von der anderen beigedruckten Schrift.

Die Meinigen, die sich, wie ich, abgesehen von gewöhnlichen

Winterübeln, wohl befinden, grüssen Sie freundlich. Mögen auch Sie wohl und glücklich sein. Trotz Schopenhauer ist Glückseligkeit der letzte Zweck und Sinn alles menschlichen Thuns und Denkens.

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 5. Nov. 1862.

Lieber Herr Bolin! Endlich komme ich zu Ihnen. Endlich, denn ich wollte schon zu Ihnen, wie Sie noch in Berlin waren, allein Ihr Brief aus Norderney kam gerade hier an, während ich mich in Muggendorf auf einige Tage aufhielt, und als ich zurückkam, fand ich, dass ein Brief Sie nicht mehr in B. getroffen hätte. So verlor ich Sie aus dem Auge, das ja nur in der Nähe sieht, wenn auch nicht aus dem Sinne. Aber nur die leibliche Nähe elektrisirt und feuert zur That an, der innere Sinn überlässt uns unbeschränkt unsern eigenen Gedanken. Und so habe ich denn seitdem, statt an Sie zu denken, d. h. zu schreiben, nur an mich selbst gedacht, aber nicht als den Autor längst geschriebener und längst vergessener Werke, sondern nur als den Urheber des zwar auch längst geschriebenen, doch allein noch in frischem Andenken der deutschen Literatur, aber nicht zu meiner Ehre lebenden, famosen Satzes oder vielmehr Wortspiels: „Der Mensch ist, was er isst“. Das Echo, das so oft wiederholte, erst neuerdings bei der Fichtefeier wieder mit Hohngelächter erschollene Echo dieses Satzes hat mich in einen solchen Humor versetzt, dass ich mich nicht enthalten konnte, aus diesem Satz eine selbständige, wiewohl kurze Abhandlung, aus diesem Wortspiel tiefen Ernst zu machen. Wie ich aber den Satz, Gott ist was der Mensch wünscht zu sein, auf dem Grund und Boden des alterthümlichen, aber noch jetzt uns beherrschenden Menschen in meiner Theogonie durchgeführt, so habe ich auch diesen Satz, theils zu meiner Erholung, theils zur Anknüpfung an meine früheren, zeither unterbrochenen Studien, nur auf den Tempeln und Altären des Alterthums, zum Hohn der modernen Laffen und Pfaffen aufgebaut und ausgeführt. Ich beginne, wie in der Theogonie, mit Homer, aber hier nicht, wie dort, mit dem den verderblichen Zorn des Achilleus vollstreckenden Zeus, sondern mit dem menschenfreundlichen, bei den Aethiopen schmausenden Zeus, oder vielmehr als Einleitung hiezu, mit den gutmüthigen Lotophagen und den immerfressenden Kyklopen. Der

Titel soll sein: „das Geheimniss des Opfers oder: der Mensch ist was er isst“. Die Arbeit hat mir viele Mühe gekostet. So wie man speziell auf einen Gegenstand eingeht, so sieht man, wie oberflächlich und einseitig unsre Gelehrten, weil ihnen leitende Prinzipien fehlen. Ich hoffe, dass sich meine „Methode“, mein Prinzip auch an diesem Gegenstande, so kurz ich ihn behandelt, bewährt hat. So lange ich mich nun aber mit einem Gegenstande beschäftige, so müssen meine Freunde warten, bis ich fertig bin. Wenigstens die entfernten, die sinnlich-todten, deren Existenz für uns von uns selbst abhängt und denen wir selbst nur durch den Geist Kunde von unsrem Dasein geben; denn die sinnlich-lebendigen Freunde und Bekannte sind so unverschämt und unvorbedacht wie neuentdeckte Planeten und Kometen, sie kommen, ohne uns vorher zu fragen, ob sie uns im Systeme und Laufe unsrer Gedanken stören. Und was einmal als ein fait accompli mit der Thür ins Haus gefallen ist, das lassen sich ja selbst auch unsre legitimistischen und absolutistischen Nacht- und Tagwächter gutwillig gefallen. Namentlich wurde ich dieses Jahr, besonders diesen Herbst, von solchen meteorologischen Besuchen heimgesucht. Erst gestern verabschiedete ich mich an der Eisenbahn, nach zweitägigem fast ununterbrochenem Zusammensein, von einem — erschrecken Sie nicht — russischen Staatsrath, einem — was unendlich mehr Respekt einflösst — eben so grossen Mathematiker als Kenner der orientalischen Sprachen, Länder und Völker, zugleich höchst freisinnig und allgemein gebildetem Manne, dem Vetter eines jungen Russen, der mich schon voriges Jahr besucht hatte, um sich mit mir wegen einer zu bewerkstelligenden, bereits begonnenen, aber in Folge der neuesten Ereignisse wieder ins Stocken gerathenen Uebersetzung meiner Schriften ins Russische zu besprechen, und der sich seitdem selbst in Erlangen niedergelassen hat, wo oder von wo aus wir fast wöchentlich einmal zusammenkommen. Er hat auch eine junge Frau bei sich, die, des Deutschen mächtig als geborene Liefländerin, sich an meine Frau und Tochter innigst angeschlossen. Die barbarische Verfolgungssucht in R. hat sie hierher getrieben. Um so mehr erfordert es die Humanität — abgesehn von der Persönlichkeit und Bildung beider — von dem Gesetz der Sparsamkeit an Zeit und Kraft bei ihnen eine Ausnahme zu machen. Was aber, um wieder zurück zu kommen, die sinnlich Lebendigen für sich in Anspruch nehmen, das wird natürlich den sinnlich Todten entzogen. Doch genug der langen Rede vom langen

Schweigen. Mit der gastrotheistischen Arbeit bin ich fertig. Was ich nun anfangen oder fortsetzen werde, weiss ich jetzt noch nicht. Es hängt dies grossentheils davon ab, ob und wie ich mich in meiner wieder bezogenen, den Musen so ungünstigen, so Frost und Schall zugänglichen Winterstudirstube finden werde. Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 19. Mai 1863.

Mein lieber Herr Bolin! Es hat mich sehr gefreut, ja gerührt — nirgends ist ja der Mensch empfindlicher, als wo er an wichtige Ereignisse seiner Vergangenheit erinnert wird — aber auch in Verwunderung gesetzt, bis meine Frau mir das Räthsel aufklärte, dass Sie, noch dazu aus so weiter Ferne der Zeit und des Raums, des Tags meiner viertelhundertjährigen Verehelichung gedacht haben. Ich wollte Ihnen sogleich auch meine dadurch erregten Gedanken und Empfindungen telegraphiren, aber dieser praktische Wille scheiterte an der Theorie des Willens, die mich gerade damals und noch lange nachher beschäftigte. So sehr ist der Wille ein zeitlicher Akt, dass wir, wozu wir keine Zeit, auch keinen Willen haben, wenigstens keinen Thatwillen. Aber was ist ein Wille, der nur im Gedanken steckenbleibt? So viel als ein Schwerdt, das in der Scheide steckt. Darum muss ich auch jetzt die Feder ergreifen, wenn nicht wieder Monate verstreichen sollen, ohne dass Sie von mir ein Denk- oder Lebenszeichen erhalten, jetzt, wo ich Zeit für Sie habe (die aber gleichwohl schon bei dem nächsten Satze durch Besuche Ihnen zum Schaden mir entrissen wurde —), ich an einem Abschnitt meines Denkens und Lebens stehe, indem ich nächster Tage mein Sommerstudirstübchen beziehe, um hier endlich an meine zum Ekel oft erwähnte Arbeit über Materialismus und Spiritualismus die letzte Hand zu legen. Meine Abhandlung über den Willen, woran diese sich eng anschliesst, ist bereits vollendet, obwohl in einigen Punkten nicht zu meiner Zufriedenheit, die daher doch vielleicht noch statt des mechanischen Drucks der Presse die Feuerprobe der Kritik wird erleiden müssen. Ich wollte, ich könnte Ihnen oder sonst einem kompetenten Freunde mein Manuskript zur Einsicht mittheilen. Man ist oft so ungerecht gegen sich, so skrupulös, so sich selbst missliebig, dass man oft eines blossen Wortes halber,

das einem zufällig widerwärtig ist — die Ideenassociation der alten Psychologie spielt auch hier ihre Rolle — einen ganz richtigen Gedanken verwirft, dass man oft aus einem Splitter einen Balken macht, leider aber auch einen Balken für einen nichtssagenden Splitter ansieht. Der Grundgedanke meiner Arbeit über den Willen ist die Einheit des Willens und Glückseligkeitstriebes: „ich will heisst: ich will nicht Unglück leiden, kurz ich will glücklich sein", — die Hauptaufgabe, die auf Grund des Glückseligkeitstriebes versuchte psychologische Vermittlung von Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit, im Gegensatze zu der phantastisch-metaphysischen Vermittlung Kants und Schopenhauers. Doch wozu schwatze ich Ihnen brieflich vor, was Sie gedruckt zu lesen bekommen? — „Aber wann?" — Das kann ich freilich selber jetzt noch nicht bestimmen. Meine Sorge ist einstweilen nur, meine Mappe mit druckbaren korrectgeschriebenen Manuskripten anzufüllen. So habe ich unterdessen auch eine noch in Bruckberg verfasste kurze, „zur Theogonie" gehörige Göttergeschichte oder „der Menschen Wunsch, der Götter Wesen" nach lateinischen Schriftstellern, eben so meine sowohl auf die ältesten als die neuesten Urkunden des menschlichen Geistes, also auf Religion und chemische Physiologie gegründete Expektoration über den berüchtigten Satz „der Mensch ist was er isst", in druckbare Form gebracht. Je mehr aber der Schriftsteller gewinnt, desto mehr verliert der Briefsteller; was man der Allgemeinheit gibt, entzieht man der Persönlichkeit, der Freundschaft. Glücklicher Weise machen jedoch Sie eine Ausnahme von dieser Regel, da Sie sich mehr für meine Schriften als meine Briefe interessiren, ich also doch für Sie schreibe, wenn ich auch nicht an Sie schreibe. Nur bitte ich Sie, in Ihrer Erwartung, wie in meiner Ankündigung meiner künftigen Schriften kein Parturiunt montes zu erblicken. Ich will nicht mehr in den Augen Andrer sein, als ich in meinen eignen, nicht von Selbstüberschätzung verblendeten Augen bin. Wenn der Satz, „nur Lumpe sind bescheiden", allgemein gültig, so muss ich mich zu den Lumpen rechnen. Auch in meinen Schriften habe ich nie mehr geben wollen als Lumpen, abgerissene, wenn auch desswegen nicht abgetragene Stücke von den Lappen meines Hirns, aber auch meiner Leber und Lungen. Erwarten Sie daher auch in Zukunft nicht mehr von mir. Sie wissen ohnedem von mir, dass ich lieber lerne als lehre, lieber lese als schreibe, lieber mit Anderen als mit mir selbst mich beschäftige. Womit anders als mit sich und seinen eignen Gedanken

beschäftigt sich aber der Schriftsteller? Wir schreiben aus Uebersättigung, aus meist eingebildeter Ueberfülle des Wissens; aber wir lesen aus Armuth, aus Mangel des Wissens, kurz aus Lumperei. Wie Sie, hat es unterdessen auch mich zu Rousseau hingezogen. Ich habe mir desswegen schon im vorigen Sommer eine neue Ausgabe desselben angeschafft, bin aber noch nicht zu ihm gekommen. Ich darf ihn auch jetzt noch nicht lesen, weil ich sonst über ihm mich vergesse. So wie ich aber Zeit und Willen für ihn habe, werde ich Ihre Hinweisungen vor Allem berücksichtigen, dann auch Ihre Kriminalgeschichten lesen. Der Pitaval ist hier zu haben. Meine Frau und Tochter grüssen Sie freundlichst. Von Herzen Ihr Freund L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 4. Febr. 1864.

Mein lieber Herr Bolin! Es ist sehr schwer, zu einem aphoristischen Akt zu kommen. Ein solcher ist aber für mich ein Brief. Es ist um so schwerer, wenn man sich bewusst ist, dass der Briefempfänger sich mehr für den Schriftsteller als Briefsteller interessirt, dass man also, wenn man auch nicht an ihn schreibt, doch für ihn schreibt, wenn man nur überhaupt schreibt. Und das habe ich denn unterdessen gethan, wenn gleich mit grossen Unterbrechungen; denn es ist mir nun einmal schlechterdings Bedürfniss, auch an Dingen theilzunehmen und über Dinge mich zu belehren, über die ich nichts, wenigstens in ausdrücklicher Förmlichkeit und Handgreiflichkeit, geschrieben habe, noch vielleicht auch je schreiben werde. Es ist mir ferner nicht möglich zu schreiben, ausser bei vollkommen wolkenlosem Geisteshimmel, ausser in olympischer Götterstimmung. Aber solche Stimmung ist nur im Himmel der Phantasie eine ununterbrochene, alltägliche, nicht in der irdischen, unendlich bedingten Menschenwelt. Und zwar ich habe endlich das Kapitel oder das Thema zu Papier gebracht, wozu Sie hauptsächlich mich veranlasst haben noch in Bruckberg seligen Andenkens. Nämlich: ist der Raum, ist die Welt selbst nur etwas Ideelles, Subjektives, wie Kant, Fichte und Schopenhauer behaupten? — Meine Beantwortung dieser Frage steht übrigens dem Umfang nach in grossem Missverhältniss zu dem Aufwand an Zeit und Studium, das sie mir gekostet hat. Sie ist sehr kurz ausgefallen, beträgt im Druck wohl nicht mehr als einen Bogen. Warum?

weil bei dem Standpunkt, von dem ich ausgehe, dem der Unzertrennlichkeit von Ich und Alter Ego, das nur durch die Sinne gegeben ist, also die Wahrheit, die absolute, wenigstens für den Menschen absolute Wesenheit der Sinnlichkeit, selbst der Sexualität vorausgesetzt, mir diese Frage als eine Frage des Unsinns, ja Wahnsinns erschien und erscheint. Ich sprach eben vom Druck: ich weiss aber noch nicht, wann, wo und wie ich wieder einmal Etwas von mir drucken lassen werde und soll? — Soll ich das Geschriebene zu einem neuen, dem zehnten Bande anschwellen lassen, oder in eine Zeitschrift einrücken? Aber in welche? Oder lieber selbständig in einzelnen, nach einander erscheinenden, dem allgemeinen Publikum schon der Form und des Preises wegen zugänglicheren Heften herausgeben? Oder Alles für ein Opus postumum aufsparen? Dies docebit.

Zu Rousseau bin ich noch immer nicht gekommen. Stets ist er theils durch die moderne Physiologie — die Frage des Idealismus, namentlich in der Schopenhauer'schen Fassung und Empfindung, läuft ja zuletzt nur auf eine physiologische hinaus —, theils durch die alte Theologie, zu deren noch immer nicht unterlassenem Studium die hiesige Stadtbibliothek mir sehr werthvolle Beiträge geliefert hat, theils durch die Politik der Gegenwart, die ich trotz ihrer Erbärmlichkeit, ja Grauenhaftigkeit, mit der grössten Aufmerksamkeit, wenn gleich nicht mit der Feder, verfolge, theils durch zufällig aus nächster Nähe sich mir aufdrängende Lectüre zurückgedrängt worden. Hoffentlich nicht ad Calendas graecas. — Auch den Pitaval habe ich erst vor Kurzem mir verschafft und darin die „finnische Walpurgisnacht" mit Wohlgefallen gelesen. Uebrigens hat dieser Pitaval – ich habe 3 Bände gelesen — auf mich den trübseligsten Eindruck gemacht, eben so von Seiten seiner Verbrecher, als von Seiten seiner Juristen und Geistlichen. Ich wundre mich daher nicht, dass Sie in dieser Gesellschaft sich den „frommen Schafpelz" anhängen müssen, aber bedauere doch diese Verhüllung. Um so freudiger sehe ich der Abhandlung entgegen, worin Sie allein für sich selbst, ohne geistlichen Bei- und Umstand auftreten können. Hüten Sie sich nur in Ihrer Deduktion Kants aus Leibnitz, die auch ich einst im Kopfe hatte, vor dem modernen Fehler, über der Identität des Nachfolgers mit seinem Vorgänger nicht die entscheidende, kritische Differenz zu übersehen. Ob Kant die Nouv. Essais gekannt? Sie erschienen, wie Ihnen bekannt, 1764, Kants Schrift „de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis", die

Grundlage seiner Kritik, 1770, also sechs Jahre später, wo K. wenigstens Zeit genug gehabt hätte, sie zu lesen. Lassen Sie bald wieder von sich hören, aber nicht von Ihrem Denken, sondern auch Leben und Befinden, das hoffentlich ein gutes ist. Mit herzlichen Wünschen Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg. den 21 Mai 1864.

Mein lieber Herr Bolin! Es war zwar ein Gedanke von mir, und zwar ein mir eben so von geistigem als leiblichem Bedürfniss aufgedrungener, diesen Sommer irgendwo auf dem Lande zuzubringen, da ich aber in den mir zunächst gelegenen und bekannten Gegenden, der sog. fränkischen und Nürnberger Schweiz, keinen Ort kenne, wo ich zugleich Ruhe und passende Nahrung fände, und ich mich nicht in die unbekannte Ferne begeben wollte, auf den Zufall hin, dort zu finden, was ich hier und in der Nähe vermisse; so habe ich diesen Gedanken mit dem Projekt einer Herbstreise vertauscht. Ich und mein Haus sind daher zu der Zeit, wo Sie nach Deutschland zu reisen gedenken, zu Ihrem Empfange bereit. Dieses Ihnen anzuzeigen und zwar jetzt schon, ist der einzige Zweck dieser Zeilen. Denn was ich ausserdem auf Ihren Brief zu antworten habe, verspare ich auf die mündliche, natürliche, wie Schriftgelehrte sagen würden, naturwüchsige Redekunst. Nur melde ich Ihnen einstweilen dankbar den Empfang Benecke's*) und drücke mein Bedauern darüber aus, dass Sie eine so niederschmetternde Bestätigung meiner Todesgedanken erfahren haben. Mit aufrichtiger Freude dem Wechsel des Schrift- und Briefstellers mit dem Menschen entgegensehend Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 25. Sept. 1864.

Mein lieber Bolin! Ihr Brief ist gerade an dem Tage geschrieben, an welchem ich von dem schönen Berlin und der liebenswürdigen Khanikoff, dem einzigen mir bis zum letzten Augenblick meines Dortseins treu gebliebenen befreundeten Wesen, schmerzlichen Abschied nahm. Und noch bis jetzt habe ich diesen schmerzlichen

*) Es war dessen „Metaphysik und Religionsphilosophie“.

Abschied nicht überwunden, weil das wunderschöne Wetter, das sich unmittelbar nach meiner Abreise von B. eingestellt hat, mir ad oculos demonstrirt, dass meine Reise, so schön sie war, so gelungen von Anfang bis zu Ende, so reich an wohlthätigen Anschauungen aller Art, doch der Zeit nach eine verfehlte war, dass ich sie, wie es ja anfangs mein Wille war, auf die Herbsttage, die ja gewöhnlich bei uns die schönsten Tage des Jahres sind, hätte aufsparen sollen. Nun bin ich leiblich hier und doch geistig noch immer abwesend. Das schöne Wetter lässt mir keine Ruhe. Ich möchte immer statt lesen, schauen, statt denken, sprechen, statt in der Studirstube sitzen, im Thiergarten oder unter den Linden oder in den Kunstsälen Berlins herumwandeln. Dabei muss ich mich immer fragen, was thust du denn hier, wozu bist du denn hier? Ist es die Natur, ist es die Kunst, sind es die Menschen, ist es der Bücherreichthum, der dich an den hiesigen Aufenthaltsort fesselt? Und ein niederschmetterndes Nein ist die Antwort auf diese Fragen. Zwar habe ich mir immer schon vorher diese Fragen aufgeworfen und mit Nein beantwortet, aber Berlin hat mir doch erst recht lebhaft, nach dem bekannten Gesetz „contraria juxta se posita magis elucescunt", die Oede, die Sinn- und Zwecklosigkeit meines Aufenthaltes dahier zur Anschauung gebracht. Statt über abstrakte Dinge, sinne ich daher darüber nach, ob ich nicht, wenn auch nicht für immer, wenn auch nicht mit meiner Familie, doch allein und auf längere Zeit nach B. gehen kann und soll. Bei diesen gemüthbewegenden Fragen können Sie sich denken, dass ich jetzt auch noch keinen Sinn für den Leibnitz'schen und Kant'schen Idealismus habe, und Sie daher allein Ihren Gedanken überlassen muss. Alle meine Gedanken weilen noch in der Vergangenheit. Selbst was ich seit meiner Rückkehr gelesen, bezog sich grösstentheils auf gesehene Kunst- oder Naturgegenstände; denn auch diesen letztern habe ich namentlich in dem eben so schönen als durch seine Braunkohlenformation interessanten Falkenberg, wo ich 8 Tage mit meiner Tochter mich aufhielt und wo diese noch gegenwärtig weilt, meine Aufmerksamkeit während meiner Reise gewidmet, so weit es das leider meist schlechte Wetter und der Mangel an allen Hülfsmitteln erlaubten. Indem ich in der Erinnerung von der Natur zu den gesehenen Kunstgegenständen überschweife, muss ich Ihnen noch insbesondere und ausdrücklich dafür Dank sagen, dass Sie mich oder, es ist eins, uns — denn wir dreie: Papa, Tochter und Frau Khanikoff waren bis auf die Falkenberger

Reise unzertrennlich, so auch Ein Herz und Ein Auge in der Anschauung und Bewunderung der Pietà in Potsdam — auf dieses unvergleichliche, tiefergreifende Kunstwerk aufmerksam gemacht haben; denn ohne Sie wäre es uns sicherlich entgangen, eben so wie unserm Begleiter, einem liefländischen Russen, der schon öfter in Potsdam gewesen war, ohne — noch dazu ein Aesthetiker — das Sehenswürdigste daselbst gesehen zu haben. Sie sehen, wie sich auch an mir bestätigt: wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen; denn ich habe Ihnen noch nie einen so geschwätzigen Brief geschrieben, wie diesen, und wie Vieles könnte ich noch plaudern! Sie sehen hieraus zugleich, dass die Reise doch mir gute Früchte getragen hat, wenn auch einstweilen noch nicht in Bezug auf meine Schrift-, doch Briefstellerei, dass sie eigentlich nur einen Fehler gehabt hat, den, dass sie zu kurz war. Und warum war sie es, warum ging ich fort von Berlin? Weil ich a priori, in Wort und Gedanken, meiner Reise eine so kurze Zeit gesetzt hatte und nun diesem Worte treu bleiben wollte, um so mehr treu bleiben wollte, weil ich zugleich auch den Verdacht — nicht etwa Anderer, sondern meines eigenen Verstandes — es könnten am Ende und im Geheimen nur die Reize weiblicher Liebenswürdigkeit sein, die mich an Berlin fesseln, derb ins Gesicht schlagen wollte. Und so habe ich denn bei meinem freiwilligen Abschied von Berlin vielleicht männlich, aber gewiss höchst unphilosophisch gehandelt; denn der Unterschied zwischen dem Apriori und dem Aposteriori hat sich auch hier schlagend herausgestellt. Wie viele Zeit zu würdiger und adäquater Anschauung erfordert nicht allein die Bildergallerie! Wie viele bedeutende Bilder habe ich über andere bedeutende übersehen, wie ich zu meinem grossen Leidwesen noch an dem letzten Tage meines Aufenthalts aus dem Museumskatalog ersehen! Doch nun Adieu Berlin! — Mein Schweigen von der Insel Rügen sagt Ihnen, dass ich, infolge des schlechten Wetters, nicht hingekommen bin. Eben so wenig habe ich mich länger in Leipzig, wie ich vorhatte bei der Hinreise, aufgehalten. Verstimmt über O. Wigands des Vaters Abschied, verstimmt auch über das schlechte Wetter, überdem nicht geneigt, die letzten Ueberbleibsel meines Reisefonds auszugeben, am wenigsten an Antiquare, benutzte ich nach einigen Stunden unfreiwilligen Aufenthalts schon den nächsten Zug, einen nächtlichen Schnellzug, zur Heimreise.

Meine Frau grüsst Sie herzlich und wird später einmal Ihnen wieder schreiben. Wenn Sie einen freien Augenblick haben und

sich erlustigen wollen an einem Urtheil französischer Ignoranz und Arroganz über das Wesen des Christenthums, so lesen Sie den „Constitutionnel" vom 18. September. Uebrigens halte ich es für ungeschickt von Seite der Uebersetzer, mit dieser Schrift, diesem ἅπαξ λεγόμενον, diesem Kaiserschnitt der christlichen Religion so sans façon zu beginnen. Es ist mir noch immer kein Exemplar der Uebersetzung zugekommen. Indem ich Ihnen Glück und Segen zu Ihrer Arbeit wünsche, bin ich Ihr herzlich ergebener

L. Feuerbach.

Le Prince de Khanikoff à L. Feuerbach.

Montfort-L'Amaury (Seine et Oise), 3. Juillet 1863.

Monsieur! Il y a bien longtemps que je me proposais de Vous remercier de la manière bienveillante dont Vous avez bien voulu agréer l'hommage de mon mémoire „sur la partie méridionale de l'Asie centrale", et de Vous dire, en même temps, combien jai été sensible à l'attention amicale que Vous avez eue de m'envoyer Votre profond ouvrage sur la Théogonie. Je l'ai lu et étudié avec le plus grand intérêt, et je me fais un agréable devoir de Vous dire que j'admire également l'étendue de Votre connaissance du monde ancien, et la rigueur de l'analyse que Vous appliquez à éclaircir les ténèbres d'une question ardue et compliquée. Mais je croirais mal reconnaître Vos bonnes dispositions pour moi, en me bornant à Vous communiquer simplement l'ensemble de l'impression favorable que m' a laissée l'étude de Votre éminent travail, et Vous me permettrez de vous exposer quelques observations qui se sont présentées à mon esprit pendant que je vous suivais, pas à pas, dans la solution d'une question immense, qui a toujours intéressé et qui intéressera encore pendant longtemps le genre humain.

. . . .

Je crois qu'en disant, page 38. „Der Wunsch ist die Urerscheinung der Götter", et plus loin, page 48. „Die Gottheit ist wesentlich ein Gegenstand des Verlangens, des Wunsches; sie ist ein Vorgestelltes, Gedachtes, Geglaubtes, nur weil sie ein Verlangtes, Ersehntes, Erwünschtes ist", vous avez mis le doigt sur l'endroit sensible de la question, vous avez exprimé une grande vérité. Certaines idées n'ont besoin que d'être formulées pour être admises, et il me semble que Votre observation sur l'origine de l'idée de

la divinité est du nombre de ces idées. — Je ne doute pas que le désir soit pour beaucoup dans la religiosité de l'espèce humaine, mais est-il la seule et unique raison de ce sentiment? Voilà où commence pour moi le doute. Vous dites, Vous même: „Die Gottheit ist ursprünglich und wesentlich kein Vernunft-Gegenstand, kein Gegenstand der Philosophie, denn die Götter waren, als es noch keine Philosophen gab", et ceci explique très-bien, comment nous retrouvons des traces de religion et même de culte parmi les nations les moins civilisées, mais tout de même j'ose poser la question: est-ce tout? L'homme n'est pas le seul être animé qui désire. Dans les premières phases de son développement, ses désirs diffèrent peu de ceux des autres animaux. Comme eux, il aspire presque exclusivement au bien-être matériel; comme eux, il a peur de tout ce qui peut l'en priver, à moins qu'il ne sache combattre les ennemis de son bonheur, ainsi, avant tout, lui, comme tous les animaux, il a la mort en horreur. Or, en présence de ces faits, communs à tous les êtres doués de vie, n'est-on pas en droit de poser la question, pour quoi jamais on n'a constaté rien qui ressemble à la religiosité, chez aucun animal, en dehors de l'espèce humaine? Aussi un ethnographe et naturaliste éminent, Mr. Quatrefages, a-t-il proposé de reconnaître le sentiment religieux comme indice unique et infaillible de l'espèce homme, le seul propre à la distinguer des autres espèces animales. Donc, Monsieur, avant que ce doute ne soit éclairci pour moi, je ne puis m'empêcher de considérer le sentiment religieux comme une fonction complexe, dépendante de quelques variables et de quelques constantes, dont l'une est sans contredit celle que Vous avez eu le talent de découvrir, notamment le désir; reste à chercher les autres. Trouvera-t-on jamais le moyen de déterminer complètement cette fonction indéterminée? J'en doute, et voilà pourquoi. Il nous manque, malheureusement, un organe spécial, apte à nous faire reconnaître avec certitude, si une chose, dont nous avons la conscience, est en nous seulement, ou si elle est en même temps en dehors de nous. Je ne parle pas déjà des quatre idées primordiales telles que l'espace, le temps, la force et la matière, qui resteront toujours des énigmes pour nous, je ne mentionnerai qu'un phénomème bien moins général, le phénomène de la lumière. Qui peut me dire que la clarté, les couleurs, les gradations lumineuses etc., n'existent exclusivement que dans l'oeil humain, qu'en dehors de ce petit organe, tout est ténèbre où oscille l'éther, et dont les oscillations ne deviennent

lumière qu'au moment où ils irritent ma rétine. Mais si je désespère de voir jamais prouver l'individualité de la lumière ou son manque d'individualité, comment voulez-Vous que je puisse admettre que cela puisse se faire pour l'idée de la divinité, idée infiniment plus compliquée et plus vaste que les autres; car l'homme, ne sachant trop qu'en faire, en a fait une espèce d'armoire, où il fait entrer tout. Aussi, Monsieur, il me semble qu'on aura beau analyser cette fonction que je nomme fonction religieuse, on aura beau la réduire a ses éléments les plus simples et les plus saisissables, on ne parviendra jamais à prouver, ni l'absurdité de l'existence d'un Dieu individuel, ni l'absurdité de sa non-existence. . . . . .

. . . .

Adieu, Monsieur, si par hasard Vous seriez curieux de lire l'ouvrage de Mr. Rénan, mon exemplaire est à Votre disposition. Votre très-humble serviteur N. de Khanikoff.

F. Lassalle an Feuerbach.

Berlin, den 21. Oktober 1863.

Geehrter Herr! Auf den direkten Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin, Mme Emma Herwegh, übersende ich Ihnen beifolgend die vollständige Serie meiner politischen Flugschriften, die ich ohne diese ausdrückliche Aufforderung Ihnen zu übersenden fast prätentiös finden würde ....

Es ist viel verlangt, sich durch diese ganze Literatur durchzulesen. Ich verlange es auch nicht. Nur das Eine verlange ich, geehrter Herr, dass Sie keine dieser Broschüren ausserhalb der hier angegebenen Reihenfolge lesen und erst urtheilen, wann Sie Alles gelesen haben. Die grosse Sorgfalt mit welcher ich, ich möchte fast sagen seit meiner Kindheit, Ihre Schriften verfolgt, und die liebevolle Wärme, die ich seit dieser Zeit immer für Sie fortbewahrt habe, gibt mir vielleicht ein Recht zu dieser Bitte! Schon im Voraus werden Sie, wenn Ihnen meine philosophischen Werke nicht vielleicht entgangen sind („Philosophie Herakleitos des Dunklen", 2 Bde.; „System der erworbenen Rechte", 2 Bde.) nicht zweifeln, dass meine Erhebung auf streng philosophischer Grundlage bei mir erwachsen ist. Die Fortschrittler sind politische Rationalisten der seichtesten Sorte, und es ist derselbe Kampf, den Sie in theologischer, und den ich jetzt in politischer und ökonomischer Richtung führe.

Eben desswegen würde es mir ausnehmend leid thun, von Jemand, den ich so verehre, wie Sie, diese tiefe innere Identität verkannt zu sehen, die übrigens — verzeihen Sie mir diese Versicherung — selbst trotz einer Verkennung eine historische und philosophische Thatsache bleiben wird.

In politischen Kampfschriften kann das philosophische Element nur eben den Hintergrund bilden und darf nicht als solches hervortreten. Aber in streng philosophischer Weise ist der Grundgedanke dieses ganzen Kampfes entwickelt in meinem schon 1861 erschienenen „System der erworbenen Rechte", welches ich mir, da es ihnen vielleicht entgangen, beifolgend mit warmer Verehrung und als ein schwaches Zeichen des Dankes für alte Erkenntnissschulden, die ich Ihnen abzustatten habe, überreiche.

Der §. 7 des 1. Bandes enthält — in einer freilich erst nach Durchlesung des ganzen Werkes wirklich verständlichen Weise — die Grundlagen meiner politischen und ökonomischen Insurrektion. Orientiren wird Sie übrigens schon das Vorwort.

Und nun erlauben Sie mir, Ihnen herzlichst die Hand zu schütteln und Ihnen zu sagen, wie angenehm es mir ist, bei diesem Anlasse eine persönliche Bekanntschaft mit Ihnen vermittelt zu haben. Mit Hochachtung und Verehrung Lassalle.

NB. Falls Sie meinen Heraklit nicht kennen, bitte ich Sie, mich davon baldigst kurz zu benachrichtigen. Ich erlaube mir dann Ihnen denselben zu überschicken, da Sie dort mythologische und religionsgeschichtliche Forschungen finden (sowohl über orientalische Religionen, als besonders auch über die innere Genesis der christlichen Religion in gelegentlicher Ausführung), die mit dem spezifischen Gegenstande Ihrer Studien und Arbeiten im engsten Zusammenhange stehen.

Ich überlege mir, dass es kürzer ist, den Heraklit gleich beizufügen.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Vendredi 6 Mai 1864 — Stuttgart.

Monsieur!

. . . .

Je me croyais sûr de votre adresse; dans divers ouvrages qui probablement s'étaient copiés à ce sujet, j'avais lu que vous demeuriez à Bruckberg. Ainsi, il y a 15 jours, le lendemain de mon arrivée à Munich, je pars pour Bruckberg; une fois arrivé, je questionne tout le monde, mais personne dans ce petit village de paysans ne vous connaît. Enfin, a la gare, on me conseille d'attendre la fin des offices (c'était un Dimanche) et d'aller trouver le per-

sonnage important du Village: le curé. Pensant que, peut-être, vous habitez les environs, et qu'il pourra me donner des renseignements à ce sujet, je me décide, non sans quelque hésitation, à le questionner relativement à vous, connaissant par experience l'esprit des curés de campagne. Mais j'avais trop compté sur sa sottise, et pas assez sur son ignorance, il ne connaissait pas même votre nom. Ainsi je revins le soir a Munich. Ne sachant comment trouver votre adresse, je m'adressai à un libraire qui me promit de s'informer. Et en effet, quelque jours après, il me dit que vous demeuriez à Ansbach; d'un autre côté on me conseilla de m'adresser à Mr. Otto Wigand, dont la réponse me trouva à Stuttgart et m'indiquait Nurenberg comme votre résidence. Devant ces renseignements contradictoires, mais dont le dernier est plus probable, j'ai pensé devoir vous écrire.

. . . .

. . . . Il me serait pénible de quitter l'Allemagne, sans y saluer celui dont les idées ont eu tant d'influence sur les miennes, et l'assurer de mon admiration et de ma reconnaissance. . . . .

. . . .

Pardon, monsieur, et pour cette lettre trop longue, et pour l'embarras que je vous donne. Veuillez recevoir l'assurance d'affection reconnaissante de votre élève dévoué Ed. Vaillant.

Mr. Joseph Roy à Feuerbach.

Paris, ce 13 Août 1864.

Monsieur! Mon ami, Mr. Eduard Vaillant, qui a eu l'honneur et le plaisir de vous voir, il y a à-peu-près deux mois, a dû vous parler d'une traduction que j'ai faite de vos principaux ouvrages. Je regrette infiniment que les circonstances ne m'aient pas permis d'avoir le même honneur et la même joie que lui. Dans un tête-à-tête, j'aurais pu vous dire avec plus de détails ce que je me propose de faire; j'aurais écouté avec respect vos conseils, et j'aurais agi suivant vos désirs. . . . .

. . . .

Il y a plus de trois ans déjà que ma traduction est faite; je l'ai présentée à plusieurs reprises à divers éditeurs, et toujours j'ai été éconduit, sous ce pretexte que la police n'en permettrait pas la publication. Je commençais à désespérer de pouvoir la faire paraître, lorsque tout d'un coup un éditeur belge, Mr. Lacroix,

m'a proposé de l'imprimer immédiatement. J'en ai été aussi fâché que content, parce que, tout en voyant avec joie que mon travail n'avait pas été entrepris en pure perte, j'aurais désiré néanmoins avoir le temps de lui donner une autre forme que celle qu'il a en ce moment. Malgré tout, je crois que vous en serez satisfait., Si ma traduction ne rend pas toute l'originalité de votre style, elle a du moins cela pour elle, d'être écrite en français, et de pouvoir être lue facilement. Pour le moment elle se compose de deux volumes; le premier comprend l'Essence de la Religion, une partie des Pensées sur la mort et l'immortalité, et les trois premiers chapitres de votre livre sur Bayle, avec les notes qui leur correspondent. Le second est l'Essence du Christianisme toute entière, à part quelques emissions imperceptibles dans les notes. J'aime à croire que les deux volumes seront enlevés dans un espace de temps assez restreint. S'il en est ainsi, je referai la seconde édition tout autrement. L'essence du Christianisme restera dans son intégrité; mais j'y ajouterai en guise de conclusion une centaine de pages, où je résumerai vos idées, en répondant aux critiques qui en auront été faites. Bien entendu que je vous en donnerai connaissance avant de la faire imprimer, afin qu'il ne s'y trouve rien qui ne soit approuvé par vous. Le premier volume comprendra en outre les parties les plus importantes de la Théogonie et de vos Discours sur la religion. Vous voyez que j'agis avec vous en ami, comme on dit, c'est à dire sans gêne. Si vous avez quelques observations à me faire, je les suivrai de point en point. Dans le cas où la première édition ne se vendrait que lentement, je ferai un troisième volume, en attendant l'épuisement complet de l'ouvrage.

Dans une quinzaine de jours, au plus tard, vous recevrez les deux volumes susdits. Je vous serai très-reconnaissant, si vous voulez bien avoir la bonté de m'en accuser réception, et de m'en dire quelques mots . . . .

. . . .

En attendant, je suis, Monsieur, votre tout dévoué

Joseph Roy.

P. S. L'éditeur s'est permis d'imprimer sur la première page: „traduction avec l'autorisation de l'auteur“ — il ne m'en avait rien dit; — vous a-t-il écrit pour cela, et vous a-t-il envoyé les épreuves?

Le même au même.

Ce 8 Janvier 1865.

. . . .

Monsieur! Je n'ai pas besoin de vous assurer que j'ai appris avec le plus grand plaisir, que ma traduction vous avait satisfait. Quant aux observations que vous avez faites à propos de certaines parties, aux lacunes et omissions que vous avez signalées, je les avais prévues d'avance; elles ne m'ont donc pas surpris, et je puis vous affirmer que si les deux volumes avaient paru tels que je les voulais, vous auriez été étonné de l'accord qu'il y avait entre nous en tout et pour tout, bien que nous n'eussions eu aucun rapport ensemble. . . . .

D'abord j'avais commencé à vous traduire à tort et à travers, selon que les pages que je lisais me faisaient plus ou moins de plaisir; puis j'avais interrompu ma traduction, en apprenant qu'il y en avait une autre, puis je l'avais reprise, en voyant que cette dernière laissait beaucoup à désirer — puis je ne trouvais pas d'éditeur qui parût disposé à se charger de l'affaire. — Enfin est venu Mr. Lacroix qui, après avoir refusé d'abord, ensuite s'est ravisé, et s'est mis à me crier: „vîte, vîte", si bien que j'ai pris toutes les pages traduites, les ai rajustées tant bien que mal, y ai ajouté une ombre de préface, et les ai livrées au public. —

Chose mal commencée est rarement menée à bonne fin, mais ici le mal peut être réparé, et je vais me mettre à l'oeuvre dans cette intention. Que croyez-vous que je vais faire? rien autre chose qu'un troisième volume, et comme il me tarde d'en avoir fini, avant trois mois tout sera terminé. Cette fois-ci je vais vous mettre littéralement en pièces, à part deux ou trois opuscules tirés des Erläuterungen und Ergänzungen z. W. d. Ch., et que je traduirai presque entièrement. Je prendrai le reste page par page dans la Théogonie, et dans les Discours sur la Religion, et j'ajouterai au tout une préface ou une conclusion, pour en rendre l'intelligence plus facile. Je ferai en sorte que rien d'important ne soit omis, et afin que le lecteur ne se figure pas rencontrer par ci par là quelque contradiction, je tâcherai de le mettre à votre point de vue, s'il en est capable ou s'il ne s'y refuse pas . . .

. . . .

J'avais d'abord l'intention, au lieu de continuer à vous traduire, de faire un travail sur vous, et à propos de vous, sur bien d'autres

choses. J'y ai renoncé pour le moment, n'ayant pas le loisir nécessaire, et ne me sentant pas la force d'accomplir cette tâche selon les conditions que je m'imposerais. Et puis j'ai pensé, qu'il serait bien possible que vous eussiez fait vous même les trois quarts de ce travail. Depuis dix ans, n'avez vous rien écrit, à part la Théogonie? Vous m'avez dit que vous aviez soixante ans — je vous en croyais davantage — Votre testament n'est donc pas fait, et si vous me constituez votre légataire-interprète, je ne me sens pas le besoin d'avoir la bouche pour bégayer d'avance ce que vous y direz d'une voix retentissante. Me serait-il permis de vous demander quelques confidences là-dessus? . . . .

. . . .

Je vous salue en ami J. Roy.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Rechenberg bei Nürnberg, den 9. Jan. 1865.

Lieber Kapp! ... Dein Brief kam grade in dem Momente, wo ich ein Thema vollendet hatte, das mich am Schlusse auf den heiligen Beruf und göttlichen Ursprung des Carnifex und Tortor im christlich-germanischen Kriminalrecht, im Gegensatz zu der verächtlichen Bedeutung desselben bei den Heiden, besonders den Römern, geführt hat, und ich mich eben besann, welches Thema ich nun aus den vielen im Kopfe und Plane vorhandenen zur Ausarbeitung auswählen soll. Noch bin ich unentschieden, aber nur so viel ist gewiss, dass noch einige Monate vergehen werden, ehe ich die Probe machen kann, ob der gastronomische Satz auch in der Historie, in der Literatur überhaupt, sich bestätigt, woran ich nicht zweifle, da trotz meiner Antipathie gegen den Pietismus, zu dem ja auch der Herrnhutismus*), nicht nur seinem Ursprunge, sondern auch theilweise seinem Wesen nach gehört, der Gegenstand an sich selbst in das Gebiet meiner Lebensaufgabe fällt. Diese ist ja bekanntlich keine andre, als das Wesen der Religion nach allen ihren Seiten und Gestalten, bis zu ihren letzten, sich im Hirn des Menschen verlierenden Wurzeln hin, zum Heil und Wohl der Menschheit zu verfolgen und ergründen. Wie überhaupt bei meinen schriftstellerischen Arbeiten, hängt auch bei dieser sehr viel, wo nicht Alles,

---

*) Ein Wunsch Friedrich Kapps gab die Veranlassung zu der Arbeit über die Herrnhuter und Zinzendorf, welche wir im Nachlasse mittheilen.

von dem Umstande ab, dass mir zur rechten Zeit die rechten Quellen in die Hände fallen. Wie ganz anders wäre es, wenn ich in einer mittelreichen Stadt leben könnte, wie etwa Berlin, wo ich diesen Herbst mich 3 Wochen mit meiner dorthin eingeladnen Tochter aufhielt, und es mir sehr wohl gefiel, so dass in mir der lebhafte Wunsch und fast Entschluss entstand, wenn auch nicht dort mit Weib und Kind mich niederzulassen, doch allein auf längere Zeit aufzuhalten, um die Bibliothek zu benutzen.

Für den Brief meines Vaters, der mir schandbarer Weise nicht zu Gesicht noch Ohr gekommen, schönsten Dank von Deinem

Feuerbach.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Paris, 17 Février 1865.

. . . .

. . . . J'ai été heureux de voir combien vous participiez à la triste perte et si inattendue de Charras, et surtout de Proudhon, dont la mort a causé un deuil général parmi tous les amis de la libre pensée et de la Révolution. J'ai reçu ce matin une lettre de mon ami Roy, me faisant part de votre lettre, et à qui vous avez aussi communiqué vos regrets. Comme vous le savez peut être, le 2e volume de la traduction de mon ami, „l'Essence du Christianisme“, a paru quelques jours avant le 1er volume, „la Religion“. Mon ami, n'étant plus à Paris, m'avait prié de le porter à Proudhon; il était déjà souffrant, et allait partir pour la Franche-Comté. Il le reçut avec plaisir, et me dit „je le lirai pendant mon voyage“. A son retour, il y a environ 3 mois, je revins le trouver, pour lui donner le 1er volume. Je le trouvai enchanté de la lecture de l'Essence du Christianisme. „Voila un livre qu'un Philosophe doit être heureux d'avoir écrit, me disait il, il y a longtemps que je n'ai fait une lecture aussi fortifiante. Avant, je ne le connaissais que par E..., c'est à dire, je ne le connaissais pas, je voyais en lui un grand penseur; maintenant je vois en lui un grand philosophe, et de plus un écrivain, car il sait rire et plaisanter excellentement, ce que je ne trouvais que rarement chez les Allemands. Si vous avez occasion de lui écrire, dites lui, combien je l'estime, avec quel plaisir j'ai lu son ouvrage (et comme je lui avait dit que vous aviez

presque l'intention de venir à Paris), et combien je serais heureux de le voir.“ . . . .
. . . .

Adieu, Monsieur, veuillez recevoir l'assurance bien sincère du respect et de la considération de votre tout dévoué

Ed. Vaillant.

K. Blind an Feuerbach.

London, den 22. März 1865.

Verehrter Freund! Mein herzlichster Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie Ihren hochgeschätzten Namen zu denen der anderen Freunde des „deutschen Eidgenossen“ setzten, kommt spät. Entschuldigen Sie es mit dem bei mir nie endenden Drange der Arbeiten! . . . . Ihr Karl Blind.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 21. Jan. 1865.

Mein lieber Bolin! Ihren Brief vom 30. Dezember habe ich erst am 13. Januar erhalten, würde ihn aber sogleich beantwortet haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit demselben sich ein elender Katarrh bei mir eingestellt und 8 Tage lang mich zu einem elenden Mann gemacht hätte. Warum aber sogleich? Erstens weil ich mich gerade in einem Interregnum befand, das alte Thema, das Thema, welches durch die Reise nach Berlin unterbrochen worden war, vollendet hatte, ohne noch ein neues gewählt zu haben, also noch frei war; zweitens, weil es mich drängte, Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen, dass Sie Ihre für Sie so wichtige, so entscheidende Abhandlung zur rechten Zeit fertig gebracht und somit den Zweck derselben erreicht haben. Ich hatte nämlich befürchtet, Sie möchten namentlich wegen der Steine des Anstosses, die ich Ihnen in den Weg geworfen, nicht zur bestimmten Zeit an Ihr Ziel kommen; und doch konnte ich Sie nur mit nutzlosen Wünschen begleiten und unterstützen, nicht mit sächlichen Gedanken, weil mein Geist sich unterdessen unendlich weit von dem Gegenstande Ihrer Abhandlung entfernt hatte. Nicht lange nach Ihrem ersten Briefe erhielt ich nämlich aus Paris die französische Uebersetzung von mir mit dem Wunsche des Uebersetzers, mein Urtheil zu vernehmen. Dieses konnte ich aber nicht abgeben, we-

nigstens mit gutem Gewissen, ohne sorgfältig die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen. Diese sprachliche Vergleichung führte mich aber sofort zu einer höheren Vergleichung, zur Vergleichung meiner Gedanken mit ihren Objekten, meiner Darstellungen mit ihren Thematen, endlich meiner Schriften überhaupt mit den neuesten französischen Schriften, wie Larroque, die theilweise dieselben Themata behandeln, und die ich eben erst bei Gelegenheit der französischen Uebersetzung von mir habe kennen lernen, zu meiner grossen Befriedigung und Ermunterung. Auch von den Ihnen wahrscheinlich bekannten Werken Laurent's, der übrigens nur ein freisinniger Rationalist ist, habe ich mir bei dieser Gelegenheit einstweilen zwei Bände, „le Christianisme“ und „les Barbares et le Catholicisme“, kommen lassen und bereits grösstentheils gelesen. Kurz ich bin wieder ganz vom Gaul der Philosophie auf den Esel der Theologie heruntergekommen. Meine letzten Federzüge galten — erschrecken Sie nicht über diesen Anachronismus — den ewigen Höllenstrafen. Nur am Schlusse meiner historisch-genetischen Erklärung derselben, die mich mitten in die gräuelvollen Abgründe des christlich-germanischen Kriminalrechts hinabzusteigen nöthigte, komme ich natürlich auch auf die Hauptfigur desselben, auf den Carnifex und damit in Berührung mit Ihrem neuen Thema; denn zuletzt stützt sich ja nur auf das Dasein des Carnifex die Folgerung von der Nothwendigkeit der Willensfreiheit. Da bei uns überall, so auch auf unsren Universitäten, noch hinter unsrer vielgepriesenen Willensfreiheit der Carnifex steht oder steckt, so ist es das Beste für Sie, dass Sie historisch den Gegenstand anpacken, etwa gleich bei Leibnitz, bei welchem Sie sich ja eben befinden, als dem Gegner des Hobbes'schen Nothwendigkeitsprinzips, dann weiter herab bis auf die neuere Zeit beide Gegensätze fortführen und einander in klaren bestimmten Sätzen gegenüberstellen, endlich am Schlusse die kritische — desswegen nicht charakterlose und armselige — Vermittelung treffen. Doch folgen Sie Ihren eignen Eingebungen! Am Ende folgt doch Jeder seinem eignen Kopf. Alles Glück und Muth zum neuen Jahr und neuen Thema. Mit diesem Wunsche Ihr L. Fb.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 5. Juli 1865.

Lieber Herr Bolin! Wie Sie wissen, bin ich kein Freund von unnöthigen Worten, unnöthigen Schriften und Briefen. Un-

nöthig aber war und ist es noch, mich brieflich über den philosophischen Inhalt Ihres letzten Schreibens auszusprechen, da ich mich darüber längst öffentlich ausgesprochen habe. Sie können sich ja aus diesen Ihnen nur zu gut bekannten Aussprüchen selbst sagen, was ich von einer Regeneration der Philosophie denke, die nicht zugleich von einer Regeneration der Menschheit, der Religion, des sozialen Lebens ausgeht, was ich überhaupt halte von einer partikularistischen Fachphilosophie, welche die brennenden Fragen der Gegenwart umgeht und sich nur mit Dingen beschäftigt, die für Niemand als für einen Professor der Philosophie Interesse haben. Ich bin unendlich fern davon — ich habe auch gar keinen Grund dazu — die Verdienste und Talente Anderer verkennen oder gar verkleinern zu wollen. Herr Professor K. Fischer ist gewiss ein vorzüglicher philosophischer Historiker und Aesthetiker; aber so viel weiss ich gewiss, dass die Philosophie vom hölzernen Katheder aus in unserer Zeit und unsern Verhältnissen, die ganz andere sind als die der Kante und Fichte, nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen wird. Und was ich weiss, das wissen Sie auch, das haben Sie selbst zum Theil in Ihrem Briefe ausgesprochen. Wozu also über ausgemachte Dinge noch Worte verlieren? — Ueberdem war ich die letzten Wochen her durch Briefe, durch fremde Besuche, durch Lesen und Exzerpiren von Schriften, die ich von der Münchner Bibliothek bezogen und nun zurückschicken musste, so sehr in Anspruch genommen und mir selbst entrissen, dass ich mich darnach sehne, wieder mir selbst, meinen eignen Gedanken und Entwürfen anzugehören. —

Gewitzigt durch die Erfahrungen des vorigen Jahres, gedenke ich eine Reise bis in den Herbst zu verschieben, und Sie sind zu der von Ihnen angegebenen Zeit willkommen Ihrem alten Freunde

L. Fb.

Feuerbach an Hugo Wigand.

Rechenberg, den 7. November 1865.

Verehrter Herr! Ehe ich mein Manuskript, lediglich zum Behufe des Setzers und folglich zum letzten Male mit der Feder und dem Radirmesser in der Hand durchsehe, muss ich doch noch eine Frage an Sie stellen, weil von Ihrer Entscheidung es abhängt, ob ich dieses oder jenes Zitat stehen lasse oder streiche, und der-

gleichen Veränderungen mache oder unterlasse — die Frage nämlich, ob es nicht zweckmässiger wäre, die Idee einer Volksausgabe sogleich mit dem Drucke des Neuen zu realisiren, etwa unter dem Titel „Volksausgabe von L. Feuerbach's gedruckten und ungedruckten Werken im Auszug", oder wenigstens, wie ich Ihrem Herrn Vater in meinem ersten Briefe angedeutet, die einzelnen Abhandlungen auch einzeln, nur unter einem gemeinsamen Titel zusammengefasst, erscheinen zu lassen. Alle neuen Abhandlungen beziehen sich zwar, wie ich schon geschrieben, auf meine früheren Schriften, sind nur Beweise, Begründungen, Ausführungen ausgesprochener Gedanken, aber in einer Weise, die Alles in einem neuen Lichte darstellt, jede trotz der Kürze ein selbständiges, für sich selbst geniessbares Ganzes, so dass es Schade wäre, wenn diese innerliche Selbständigkeit nicht auch äusserlich geltend gemacht würde. Diese Geschöpfe meiner Muse in einen Band zusammenpacken, und diesen Band an die alten Bände der Gesammtausgabe anreihen, heisst sie lebendig begraben, heisst den neuen Most in alte Schläuche fassen. Wer liest sie da, wer kauft gleich einen ganzen Band? Nur ein spezieller Freund und Kenner meiner Schriften, der zugleich Geld zum Bücherkaufen hat, während Kleines und Wohlfeiles in die Masse kommt.

Auf den Fall, dass Sie sich für die Einreihung in die Gesammtausgabe entscheiden, bemerke ich, dass nach meiner Schätzung, die freilich nicht zuverlässig ist, selbst mit Inbegriff der Abhandlungen von der Unsterblichkeit, es nur einen sehr kleinen Band geben wird. Ich habe zwar eine Masse Stoffes liegen lassen, die leicht zu Druckbarem hergerichtet werden könnte; aber es ist mir ein schrecklicher, ein unerträglicher Gedanke, nur zu schreiben, um einen Band auszufüllen. Hochachtungsvoll L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 21. November 1865.

Verehrter Herr! Sie haben allerdings Recht, wenn Sie, wie auch Ihr Herr Vater, behaupten, dass meine Abhandlungen, höchstens Nr. 4 ausgenommen, sich sowohl ihres Umfanges, als ihres Inhaltes wegen nicht zu einer Separatausgabe eignen, und ich willige also ein, dass sie in einem Bande zusammengebunden als 10. Band, aber zugleich unter einem selbständigen, entweder

unter dem von Ihrem Herrn Vater vorgeschlagenen Titel: „Fünf Abhandlungen von L. Feuerbach", oder einem anderen erst noch zu bestimmenden erscheinen. Nur bedinge ich mir aus, dass Sie den Preis des neuen Bandes, der übrigens selbst, wenn ich auch noch Zusätze mache, kein grosses Volumen einnehmen wird, so niedrig als möglich ansetzen; denn unter dem Ausdrucke „Volksausgabe" verstehe ich nichts anderes, als eine wohlfeile Ausgabe. Sie haben Recht, wenn Sie bei dem geringen Absatze, den meine „Theogonie" gefunden, die Unpopularität des Titels mit in Rechnung bringen; aber gewiss ist an dem Schicksale dieser wie auch meiner anderen Schriften auch der hohe Preis derselben Schuld. Ich wenigstens habe darüber oft bitter klagen gehört. Bei dem neuen Bande ist mir aber ein zahlreicher Absatz und folglich ein diesem Erfolge entsprechender Preis um so wünschenswerther, als ich auf ein Honorar verzichte, und es doch gar zu traurig für mich wäre, wenn meine Ausgaben an Geist, Kraft, Stoff ohne alle Einnahme blieben. Gleichwohl mache ich mir auch bei dem möglichst billigen Preise keine Illusion in Betreff des Absatzes, denn es ist noch nicht die Zeit da, dass eine meiner Schriften Hauptsache, Volkssache wird; es ist noch die Macht des Scheines eine viel zu grosse, als dass dem wahren, ungeschminkten Wesen Platz gemacht werden könnte. Was ich mir noch ausbedingen muss, das sind 20—25 Freiexemplare für meine Freunde und Verwandten. Hochachtungsvoll L. Feuerbach.

22. Nov.

Ich habe diesen Brief schon gestern früh geschrieben, aber nicht fortgeschickt, weil mir der Gedanke in den Sinn kam, ob es nicht das Beste wäre, da wir nun einmal wieder in das alte Geleise gekommen sind, Alles auch in Betreff des Honorars beim Alten zu lassen, nur dass wir den alten Fehler vermeiden, und also nicht wieder durch einen unverständlichen Titel das Publikum abstossen. Doch um endlich die Geburtswehen, die mir meine neue Schrift schon gekostet, zu beenden, bleibe es bei dem gestern Niedergeschriebenen, bleibe es bei dem a conto metà, selbst wenn auch der neue Band durch mögliche Zusätze von meiner Hand einen grösseren Umfang, und folglich auch höheren Preis im Buchhandel erhalten sollte.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, Anfang März 1866.

Lieber Freund. Endlich komme ich dazu, meine Schuld an Sie abzutragen, und doch ist selbst jetzt der Zeitpunkt noch nicht erschienen, den ich für Sie im Geiste vorausbestimmt hatte, der Zeitpunkt nämlich, wo ich gar nicht mehr mit meiner Schrift zu thun hätte, wo ich so recht con amore mit Ihnen plaudern könnte. Zwar ist schon seit einigen Wochen mein Werk unter der Presse, aber es fehlt dem Ganzen noch ein passender Schluss, und zur Ausarbeitung eines solchen fehlte mir bisher immer die rechte Stimmung, wahrscheinlich in Folge der abnormen Witterung. Wir haben im Januar, dem gefürchteten Wintermonat, wahre Frühlingstage, aber dumpfe und selbst schwindlige Köpfe. Wie aber das rechte Wetter, so lässt sich auch nicht die rechte Stimmung ertrotzen, sondern nur erwarten und benutzen; aber dafür will ich Sie wenigstens nicht länger warten lassen. Ist doch Ihr an mich gerichteter Brief bis gestern noch auf dem Schreibtisch in meiner Sommerwohnung gelegen, weil er hier empfangen und gelesen wurde! Wahrlich eine geraume Zeit! aber für mich auch eine Zeit der angestrengtesten Geistesthätigkeit und Gemüthsbewegungen, eben so wohl in Folge der Versprechung meiner leiblichen Tochter, deren Scheidung von mir ich, in Gedanken wenigstens, der Scheidung der Seele vom Leibe gleichsetze, als der Versprechung meiner geistigen Tochter, meiner Schrift, an den Buchhändler, die ich auch mit sehr schwerem Herzen aus meinen Händen liess, ja gern wieder zurückgenommen hätte, wenn ich nicht durch mein einmal gegebenes Wort gebunden gewesen wäre. Am wenigsten dachte ich daran, dass sie schon so bald erscheinen würde; viele Lücken, die allmählig und gelegentlich ausgefüllt werden sollten, sind daher stehen geblieben, viele Partien nicht ausgeführt oder geradezu weggelassen worden. Doch alea jacta est. Nach fast 10jährigem Scheintode bin ich wieder zum „Sein für Andre“ erwacht; ist nur einmal der Anfang gemacht, so ergibt sich die Fortsetzung von selbst. Es taugt übrigens schlechterdings nichts, Manuskripte Jahre lang liegen zu lassen. Gedacht, geschrieben und gedruckt! Das sei des Schriftstellers Motto. Es ist doch Alles, was wir thun, denken und schreiben, ephemer wie wir selbst; der Unterschied ist nur, dass die Gedanken des Genies nicht alltägliche und desswegen der Aufbewahrung würdig sind.

4. März.

Die vorstehenden schlecht geschriebenen Zeilen schicke ich Ihnen nur als einen Beweis, dass ich Ihnen schon längst schreiben wollte, aber zugleich auch als einen Beweis von der Richtigkeit der in meiner Schrift ausgesprochenen Behauptung, dass der Wille, der von der Zeit abstrahirt oder gar wider den Strom der Zeit schwimmen will, nur ein Phantom ist. Erst jetzt ist mein Wollen Können — Wollen ohne Können ist aber nur eingebildetes, chimärisches Wollen — erst jetzt, wo und weil ich mit meiner Schrift fertig bin, also Zeit habe, an Sie zu schreiben. Was sollte ich Ihnen aber auch, was soll ich jetzt selbst schreiben? Alles Wissenswürdige von mir enthält ja meine Schrift, und Sie werden sich nicht dadurch beeinträchtigt fühlen, dass ich, was ich Ihnen mittheile, zugleich auch Andern, ja der gesammten Welt mittheile. Besteht ja doch der Werth der Schrift zuletzt nur darin, dass sie eine Sache so gemein macht wie Luft, Licht und Wasser. Ich schreibe Ihnen daher eigentlich auch nur, um Sie zu fragen, auf welchem Wege ich meine Schrift Ihnen zuschicken kann und soll, ob durch die Post oder den Buchhandel oder wie sonst? Uebrigens ist meine Schrift nur von meiner Seite, nicht von Seiten des Setzers und Buchhändlers fertig. Der letzte Bogen, den ich korrigirte, war der 14., und das Ganze wird sich auf 17—18 Druckbogen belaufen. Es wird also noch 14 Tage oder gar 3 Wochen dauern, bis sie vom Stapel läuft, also noch Zeit genug, um von Ihnen Antwort zu erhalten und danach meine Massregeln treffen zu können, ehe durch fremde Hände Ihnen meine Schrift zu Gesichte kommt. Leider habe ich bis jetzt noch keinen andern Titel gefunden als den dreifältigen, „Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit, vom Standpunkt der Anthropologie“. In der That lässt sich der Inhalt meiner Schrift, meiner Schriften überhaupt, auf diese 3 Endfragen der alten, selbst noch Kant'schen Philosophie reduziren. Aber die abstrakten Dreiheiten lassen sich kaum in einem Zuge über die Zunge bringen, stehen also nicht im Einklang mit dem Individualismus und Sensualismus, dem die Schrift huldigt.

Die Schrift von K. Fischer (Logik, 2. Aufl.) habe ich noch im verflossenen Jahr erhalten, aber bis jetzt auch nicht einen Blick in sie geworfen, theils aus Mangel an Zeit, aber auch an Lust. Was sage ich, Mangel an Lust? — Es graust mir, wie dem Leben vor dem Tode, vor der Hegel'schen Philosophie, der Hegel'schen Logik, auch in ihrer erneuten, sei's verbesserten, sei's verschlechterten Form.

Die Erklärung dieses Grausens werden Sie, wenn nicht schon in meinen früheren Schriften, namentlich in meiner letzten finden. Es ist das Grausen des Schmetterlings vor seiner Puppen- und Raupengestalt. Doch auch abgesehen hievon, ich hatte bis jetzt positiv keine Zeit, habe sie auch jetzt noch nicht, da ich unmittelbar nach meiner Schrift an die Erfüllung eines schon im Sommer vorigen Jahres einem Freunde in Amerika gegebenen Versprechens gegangen bin, ihm zur Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika aus der hiesigen Bibliothek einen Beitrag zu liefern. — Sehr wird es mich freuen, gute Nachrichten von Ihren Vorlesungen und Ihrem Befinden zu erhalten. Wir haben den fortwährend bei uns milden Winter gesund überstanden. Frau und Tochter grüssen Sie herzlich und lassen Ihnen sagen, dass Sie nur den Bruder des mit dieser Verlobten, nicht diesen selbst kennen lernten. Leben Sie wohl! Freundschaftlich Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 30. April 1866.

Lieber Herr Bolin! Sie empfangen hier auf dem von Ihnen angegebenen Wege meine Schrift. Möge die Lektüre derselben in Ihnen das Bedürfniss und den Wunsch einer Fortsetzung derselben so lebhaft erzeugen, als sie der Verfasser empfindet, so ist mein Zweck erreicht. Denn mehr kann der Verfasser nicht wünschen, als dass sich im Lesen das l'appétit vient en mangeant bestätigt. — Ich bin noch immer beschäftigt mit der mir von einem Freunde oktroyirten Arbeit, und habe daher keine Zeit und Lust zum Briefschreiben. Nur Dieses. Ich habe endlich den Fischer in einem freien Augenblick zur Hand genommen und den Anfang der eigentlichen Logik — Sein, Nichtsein, Werden — gelesen, aber schon während des Lesens unwillkürlich ausrufen müssen: erbärmlich, erbärmlich! Die elendste Scholastik und Sophistik! Wie ehrwürdig, wie klassisch ist gegen diesen Pfuscher Hegel! Wie bedauere ich die Jugend, der solcher Unrath zur Verdauung angeboten wird. Doch später vielleicht einmal Beweise von der Wahrheit dieses wegwerfenden Urtheils, wenn es anders derselben bedarf.

Mit den herzlichsten Grüssen von mir und den Meinigen Ihr

L. Feuerbach.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Freitag den 18. Mai 1866.

Vor etwas mehr als einer Woche, mein theuerer Freund, ielt ich Ihr neuestes Werk nebst einliegenden Zeilen. Ich eile, ıen mit umgehendem Dampfer meinen aufrichtigsten und herzhsten Dank zu bezeugen.

Was ich Ihnen heute darüber sagen kann, entquillt aus dem ten Eindruck, der unbedingt ein günstiger ist, und zumal mit rem eigenen Wunsche, nämlich einem Bedürfnisse nach Fortzung durchaus zusammentrifft.

Besagtes Verlangen nach „Mehr" gilt meist Ihrer überaus selnden und in vieler Hinsicht gewaltsam hinreissenden Abhandıg über Spiritualismus und Materialismus, die unbedingt ıe Ergänzung erheischt. Was Sie im Gebiete der allgemeinen ligion, als der unbewussten und unwillkürlichen Philosophie, gestet und was in den kleineren Abhandlungen des neuesten Bandes wesentliche als überzeugende Ergänzungen erhalten, ist in der össeren, obwohl fragmentarischen Abhandlung unverkennbar auf s Gebiet der partikularen, uneigentlichen, verkappten Religion, f die Philosophie ausgedehnt, muss aber noch in erweitertem ısse geschehen, um den Sieg über die Religion, die dort ihren zten Schlupfwinkel hat, vollständig zu machen. Die Gewalt rer Thätigkeit liegt offenbar darin, zu zeigen, wie alt, wie ingend, wie umfassend die Anschauungsweise ist, der Sie Anennung zu erwerben trachten. Ohne Zweifel wäre es überaus wünscht gewesen, wenn Ihnen die Verhältnisse gestattet hätten, e fragliche Abhandlung vollständig ans Licht zu bringen. Doch ll ich hoffen, dass sich hierbei wiederholen wird, was dem Goethe derfuhr, als er seinen langgehegten Faust zunächst nur als 'ragment" an die Oeffentlichkeit brachte, aber, durch diesen Umınd angefeuert, sich zur Vollendung des Gedichtes entschloss d uns den köstlichen „ersten Theil" lieferte. Ihre Methode, die n eine historisch-genetische Interpretation nennen möchte, hat h an dem neuen Versuche trefflich bewährt. Obgleich derselbe nes gewissen, inneren Abschlusses und Zusammenhanges nicht mangelt, kann man doch nicht umhin, stellenweise eine Erweirung zu wünschen. Dieselbe dürfte, soweit ich nach einmaligem sen urtheilen darf, zunächst in der eigenthümlichen Willensfrage

zu liefern sein, namentlich was Verantwortung und Moral überhaupt betrifft. . . . . Ihr treuergebener W. Bolin.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Heidelberg, 27 Octobre 1866.

. . . .

. . . .

. . Mon ami Roy avoit le désir de publier une traduction plus complète que sa première, et naturellement de la confier à un autre éditeur que le premier, — qui, du reste, vous a édifié sur sa délicatesse par la façon sans gêne dont il a disposé de votre autorisation non demandée —, éditeur qui n'a rien fait pour la vente de cette traduction qu'il aurait pu, en l'exposant, vendre en très-peu de temps, et que néanmoins je crois à peu près vendue, mais, on peut le dire, malgré lui . . . .

. . . .

Ed. Vaillant.

Mr. H. C. Brokmeyer to Feuerbach.

St. Louis Missouri U. S. A. 30th October 1866.

Ludwig Feuerbach Esq. Sir, At the regular meeting of the St. Louis Philosophical Society in October, You were elected an „Auxiliary" („Constitution Art. III § 4:

For the purpose of promoting an interchange of thoughts with thinkers at a distance, the Society may confer the distinction of Auxiliary upon all such as will correspond at times upon questions respecting which a comparison of views is desired").

An acknowledgment of the reception of this notification is respectfully requested Henry C. Brokmeyer,
President.
Wm. J. Harris, Secretary.

Ludwig Pfau an Feuerbach.

Göppingen, den 10. November 1866.

Mein lieber Feuerbach! Es hat etwas lange gedauert, bis ich meinem Versprechen nachkomme; aber wie Sie aus der Ueberschrift ersehen, befinde ich mich dermalen in Göppingen, und so

musste ich vorher einen Abstecher nach Stuttgart machen, um Ihnen die Bücher schicken zu können.

Ihr Buch habe ich mit grosser Freude gelesen. Das ist Alles echt und gesund, und steht auf festem Boden. Auch die ironischen und humoristischen Spitzen, die da und dort zu Tage treten, thun wohl. Es ist eine Schande für Deutschland, dass solche Arbeiten, welche die wichtigsten Fragen von einer neuen und faktischen Seite anpacken und auf die allein fruchtbringende Weise behandeln, eine so geringe Anerkennung finden. Es wäre kein Wunder, man bekäme alle geistige Arbeit satt. Glücklicher Weise trägt man doch die Zuversicht in sich, dass eine solche Thätigkeit nicht verloren ist, wenn sie auch im Augenblicke ihre Wirkung nicht thut; und dann hat die gute Natur dafür gesorgt, dass der Apfelbaum nicht anders kann und doch wieder Aepfel trägt, wenn ihm auch der Lenzfrost die besten Blumen versengte.

Sie sollten auch auf andere Weise zu wirken suchen als in Büchern; Journale und Zeitschriften sind einmal an der Tagesordnung und dringen hin, wo Bücher nicht hinkommen. Wie wär's, wenn Sie hie und da Etwas für die Beilage der Allgemeinen Zeitung schrieben? Ich weiss wohl, was sich gegen dieselbe sagen lässt; aber es ist doch noch das einzige Organ, das ernstere Arbeiten zur Kenntniss eines grösseren Publikums bringt. Ich würde mit Vergnügen den Vermittler machen, da ich sowohl mit der Redaktion als mit den Eigenthümern bekannt bin. Seit dem Tode des alten Cotta und des verbissenen Kolb ist auch Manches anders geworden.

Ich hätte grosse Lust, Etwas über Ihr neuestes Buch in die Allgemeine zu schreiben; nur müsste man Ihre ganze philosophische Persönlichkeit dabei ins rechte Licht stellen und auf Ihre älteren Schriften dabei zurückgreifen. Dazu müsste ich denn freilich Ihr ganzes Werk wieder durchstudiren, und dazu fehlt mirs im Augenblicke an Zeit. Sie selber könnten freilich Ihren Standpunkt im Gegensatze zu unserer ganzen phantasirenden Philosophie am Besten hervorheben; und wenn Sie eine falsche Bescheidenheit unterdrücken, und mir eine Anzahl Notizen an die Hand geben wollten, welche mir meine Arbeit erleichtern könnten, so würde ich dieselbe wohl unternehmen. Von Nutzen nicht nur für Ihre Person, woran Ihnen weniger liegt, aber für die Sache, wäre eine Besprechung gerade in der Allgemeinen Zeitung jedenfalls. Es ist Schade, dass man nicht von seinen Renten leben und nur das mit Musse und Fleiss ausarbeiten kann, was Einem am Herzen liegt.

Wenn Sie z. B. eine tüchtige Kritik des Kuno Fischer'schen Unsinnes schreiben wollten, so wäre dies eine gute That. Es wäre überhaupt heilsam, wenn man in den Sumpf unserer Philosophie einige tüchtige Schläge führte, um die quakenden Frösche aufzuscheuchen. Das wäre ein Geschäft, das Ihnen gar wohl anstünde. Es ist freilich kein ganz angenehmes, sich mit längst Ueberwundenem wieder herumzubeissen; aber es wird doch durch die Aussicht auf eine sichere und unmittelbare Wirkung versüsst.

Ich schicke Ihnen meine Bücher, weil es mir Vergnügen macht, sie in Ihren Händen zu wissen, entbinde Sie jedoch der Verpflichtung, sie zu lesen, da Sie vielleicht Besseres zu thun haben. Wenn Sie mir gelegentlich schreiben wollen, so adressiren Sie Ihren Brief am Besten an meinen Buchhändler Emil Ebner. Mit der Bitte, mich Ihren werthen Damen zu empfehlen, grüsse ich Sie hochachtungsvoll. Ihr L. Pfau.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

(Nach dem Brouillon.)*)

1866.

Die Pointe Ihres Einwurfes ist der Schlussatz: „F. hat Recht, dass die Moral nicht von der Glückseligkeit abstrahiren kann; aber man muss hinzusetzen, dass sie auch nicht von dem Rechtsbewusstsein abstrahiren kann.“ Aber was ist denn dieses Rechtsbewusstsein anders als das Bewusstsein von dem Recht des Glückseligkeitstriebes des Andern; denn unter der Glückseligkeit in Ihrem Satze können Sie nichts Anderes verstehen als die eigene Glückseligkeit, denn nur dieser steht die Pflicht oder das Bewusstsein von dem Recht des Glückseligkeitstriebes auch des Andern gegenüber. Oder kennen Sie ein vom Glückseligkeitstrieb unterschiedenes Recht, ein Recht an sich, gleich dem Kantischen Ding an sich, ein Recht, das nicht die Befriedigung jenes Triebes zum Grund und Gegenstande hätte? Ich verweise übrigenshier über auf meine Theogonie: „Das Gewissen und das Recht“.**)

Doch abstrahiren wir vom Glückseligkeitstriebe, so heisst Ihr Satz nichts anderes als: „Die Moral kann nicht vom lieben Ich abstrahiren, aber sie kann auch nicht von dem unlieben Anderen abstrahiren.“ Nun ist aber grade mein charakteristischer Ausgangs-

*) Betreffend das letzte Werk: „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit“.

**) IX. 165 f.

punkt der Satz: dass die Moral nicht, wie bei Kant, Schopenhauer u. s. w. aus dem Ich allein, sondern nur aus dem Ich und Du abgeleitet werden kann, und zwar nicht nur aus dem in Gedanken existirenden Du, dass Jeder im Kopfe hat und haben muss, weil sonst auch der Gedanke an eine Moral und Pflicht wegfiele, sondern aus dem sinnlichen, leiblichen, ausser meinem Kopfe existirenden, mir persönlich gegenüberstehenden Du, welches eben desswegen, wenn keine gütlichen Ermahnungen und Vorstellungen helfen, selbst durch körperliche Demonstrationen die Anerkennung seines Rechts auf Leben, Eigenthum, Ehre, kurz seines Glückseligkeitstriebes mir aufdringt. Sie fragen: wie kommt der Mensch zum Pflichtbewusstsein? was bewegt ihn, sich Pflichten aufzulegen? Ich antworte: So wenig der Mensch aus apriorischer, den aposterioren Grobheiten der Natur zuvorkommender Höflichkeit und Freiwilligkeit, die unmittelbaren physiologischen und pathologischen Einschränkungen seiner an sich unbeschränkten gränzenlosen Selbstliebe auferlegt, so wenig legt er sich selbst die Pflichten, die moralischen Einschränkungen derselben auf; sie werden ihm von der Macht, der Autorität der Andern auferlegt, selbst wenn auch diese Pflichten in die Klasse der von der alten, auch noch Kantischen Moral, anerkannten Pflichten gegen sich selbst gehören, die offenbar nur die eigene Wohlfahrt zu ihrem Grund und Gegenstand haben, wie z. B. die Pflichten der Reinlichkeit, Sparsamkeit, Mässigkeit. Denn wer macht dem Unreinlichen die Reinlichkeit, dem Unmässigen die Mässigkeit zuerst oder ursprünglich zum Gesetz, zum Mässigseinsollen? Der Mässige. Was ich bin, das sollst Du sein, wenn ich auch, was ich bin, von Natur bin, aus Neigung, oder in Folge von in frühester Kindheit, ohne Wissen und Wollen, empfangener Eindrücke. Sunt semina virtutis nobis innata (Es gibt Samenkörner der Tugend, die uns eingeboren sind). Aber es gilt auch hier die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Tugenden. Was für den Einen Tugend ist, die sich für ihn von selbst versteht, die ihn gar keine Anstrengung und Opfer kostet, die Eins mit seiner Individualität, mit seiner Organisation ist, ist für den Andern eine Pflicht, die er nicht erfüllt, oder nur mit der grössten Anstrengung und Peinlichkeit, folglich nur mit knapper Noth erfüllt.

Es gibt keine Pflicht und keine Tugend — welche nichts anderes als eine habituelle oder auch angeborne Pflichterfüllung ist — die nicht aus einem Triebe der menschlichen Natur, und

folglich, da jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb, weil nur in der Befriedigung desselben der Mensch glücklich ist, aus diesem hervorgegangen wäre. Das Gebot, für sein Vaterland zu leben und zu sterben, ist nur von denen gegeben und gehalten worden, bei welchen die Erfüllung desselben kein Produkt eines theoretischen Vernunftzwanges, der auch nur theoretische Anerkennung, aber keine Handlung hervorbringt, sondern Produkt der Vaterlandsliebe, Produkt herzlicher, sinnlicher Nothwendigkeit, kraft welcher sie so handeln mussten, wie sie handelten, Produkt des Glückseligkeitstriebes war, aber des Glückseligkeitstriebes, der das Glück des Vaterlandes als eigenes Glück, das Unglück desselben als eigenes Unglück empfindet und erkennt. Kurz, die Pflichten gegen Andere, die mit Opfern verbunden sind, erfüllen, trotz aller Vernunft- und Religionsgebote, nur die Menschen, die sich unglücklich fühlen, wenn sie sie nicht erfüllen, bei denen also diese Opfer nicht im Widerspruch stehen mit ihrem Glückseligkeitstriebe.

Uebrigens stehen Opfer, Verneinungen, Einschränkungen, welche die Pflicht dem Glückseligkeitstrieb auferlegt, nicht im Widerspruch mit diesem Triebe, selbst im gewöhnlichen Sinne. Welche Versagungen, welche Verneinungen legen sich z. B. die Menschen auf, die keinen andern Zweck haben, als sich durch Sparsamkeit und Arbeitsamkeit ein Vermögen zu erwerben! Selbst zur Erhaltung unserer Gesundheit, sage ich in den Anmerkungen zur „Unsterblichkeit vom Standpunkt der Anthropologie“, gehört ein gewisser Heroismus.

Sie haben den Glückseligkeitstrieb nur erfasst und festgehalten, wie ihn Kant feststellt, nicht beachtet, was ich dagegen sage. Die Pflicht ist bei Kant das apriorisch Allgemeine und Nothwendige seines theoretischen Idealismus, die Glückseligkeit das Sinnliche der Empirie. Der Glückseligkeitstrieb geht aber auch auf das Allgemeine und Nothwendige. Jeder hat seine eigene Glückseligkeit, d. h. Jeder hat seine eigenen Leckerbissen; aber gleichwohl will Keiner hungern, Jeder essen, und ist glücklich, wenn er nur den Hunger — der Hunger ist auch ein Glückseligkeitstrieb — wenn auch nicht gerade mit besondern Leckerbissen — stillen kann.

Sie haben ferner nicht beachtet, dass nicht der Eigensinn, wenn auch philosophischer Eigensinn, sondern der volksthümliche, wenn auch aus unserm Volke verschwindende, oder vielmehr menschheitliche Gemeinsinn die Basis meines Denkens ist, dass ich mich überall auf Thatsachen, Aeusserungen, Offenbarungen der Mensch-

heit, nicht dieses oder jenes Philosophen stütze, dass folglich auch mein Moralprinzip nur die Analyse der uralten, nicht nur alt- und neutestamentlichen, sondern menschheitlichen Aussprüche ist. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und Was Ihr nicht wollt etc., d. h. was Ihr nicht vom Andern erleiden wollt, das thut ihnen auch nicht — mit andern Worten: der Wille, der kein Uebel thut, weil er etc., ist der positive sittliche Wille.

Ich bedauere daher, dass trotz Ihrer sonstigen wohlwollenden Anerkennung, trotz Ihres übrigen richtigen Verständnisses von mir, ich doch Ihre Kritik meiner Moral in die Klasse der verfehlten Kritiken, die bisher über meine neueste Schrift erschienen, versetzen muss, in die Klasse der Kritiken, die nicht das was ich sage, wenn auch mit deutlichsten Worten, sondern was sie sich selbst von mir in den Kopf setzen, was sie von mir denken, zum Gegenstand ihrer Ausstellungen machen. L. F.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Rechenberg, den 2. Dezember 1866.

Lieber Kapp! ... Deinem Urtheil über unsere deutschen Händel und Vorgänge, insbesondere preuss. Heldenthaten und Erfolge, kann ich keineswegs unbedingt beipflichten ... Unsere Politik befindet sich jetzt im Stadium der Hegel'schen Dialektik, die im Widerspruch mit der alten Logik jedes Ding sich selbst entgegensetzt, und damit Alles, selbst Kopf und Herz in Verwirrung bringt.

Man muss allerdings für Preussen sein, weil man nicht dagegen sein kann, ohne für Oesterreich zu sein. Man kann aber nicht für Preussen sein, d. h. das Preussen Friedrichs II., der Stein und Scharnhorst, ohne zugleich gegen das gegenwärtige, ja seit fast 50 Jahren reaktionäre gouvernementale Preussen zu sein. Man muss sich freuen, dass die Kleinstaaten zum Theil wenigstens aufgehoben sind, aber sich ärgern über diese Freude, wenn man bedenkt, dass die preussische Grossthat dasselbe Prinzip wie diese, nur im Grossen verfolgt . . Aber es ist doch ein Schritt zur Einheit; ja, aber auch zur Unterwerfung unter Einen, der sich nicht von den andern Unterworfenen wesentlich unterscheidet ...

Dein treu ergebener L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 12/15. Februar 1867.

Lieber Kapp! ... So wie ich den guten, lammfrommen Zinzendorf, der mir eben desswegen so viel Zeit kostete, weil Geist und Herz ganz wo andershin gerichtet waren, vom Halse hatte, warf ich mich auf die politische Geschichte der neuern und neuesten Zeit, die ich mit dem 7jährigen Kriege begann, und beschäftigte mich, nur ein paar unpolitische, ästhetische Schriften ausgenommen, ausschliesslich mit ihr, und zwar bis vor wenigen Wochen, wo ich mit dem Krieg von 1866 von Rüstow schloss. Aus dieser meiner Anknüpfung der neuesten Ereignisse an Friedrich II. wirst Du ersehen, dass ich zur Würdigung derselben den einzig richtigen Ausgangs- und Standpunkt gewählt habe.

Mein letztes Urtheil war weniger ein Urtheil, als blos Ausdruck einer Stimmung oder vielmehr Missstimmung, wenn auch nicht zufälliger und unberechtigter, nämlich der Missstimmung über den Widerspruch der inneren und äusseren Politik Preussens, den Widerspruch, physische Eroberungen zu machen, ohne Sie durch moralische Eroberungen zu beseelen und zu rechtfertigen — sonst hätte man nicht vor Wien und an der Mainlinie Halt zu machen nöthig gehabt . . .

Herzliche Grüsse von den Meinigen an Dich und die Deinen.

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 5. März 1867.

Mein lieber Bolin! Seit ich Ihnen meine Schrift gesendet und zum letzten Mal bei dieser Gelegenheit geschrieben habe, haben wir in Deutschland so viel erlebt und ich so viel gelesen und studirt, aber so wenig oder vielmehr, ausser unerlässlichen Briefen, gar nichts geschrieben, dass ich nur mit Widerstreben zu dem entwöhnten Handwerkzeug der Feder greife. Schon seit gewiss 14 Tagen bin ich wieder ganz hergestellt*), aber ich konnte mich nicht von der Lektüre losreissen, deren letzter Gegenstand Rousseau's Confessions waren, eine Schrift, die schon im Sommer gelesen werden sollte, aber von andern Schriften, politischen und weltgeschichtlichen Inhalts, verdrängt worden war, und welche ich seit meiner Jugend,

*) Bezieht sich auf F.'s ersten Schlaganfall.

wo ich einen flüchtigen Blick in sie warf, sie aber mit Verachtung von mir stiess, nicht mehr angesehen hatte. So pflanzen sich die Eindrücke der unverständigen Jugend als Vorurtheile selbst bis in das reife Alter fort. Und doch, wie viele Aehnlichkeiten zwischen seinen Gedanken, Neigungen und Empfindungen und den meinigen habe ich in ihm gefunden! Wie vieles aus der Seele gesprochen, wie vieles selbst mit denselben Worten von mir, wenn auch nicht Gesagte doch Gedachte! So unter Andrem der Gedanke von einer „sinnlichen oder materiellen Moral", den er aber nicht ausführte, so wenig als ich meinen von der Moralität der Sinnlichkeit oder umgekehrt der Sinnlichkeit der Moral ausführen werde; so auch seine Liebe zum Landleben, zum Obskurantismus*), seine Abneigung gegen das „unglückselige Metier" der Schriftstellerei, der er für immer entsagt hätte, wenn er nicht wider seine Neigung durch äussere Veranlassungen stets wieder zu ihr zurückgeführt worden wäre, gerade wie auch ich. Diese Confessions waren also bei mir nichts weniger als geeignet, den Griff zur Feder zu ermuthigen und zu beschleunigen. Gleichwohl stehe ich gegenwärtig aus dem psychologischen Bedürfniss der Abwechslung, der Thätigkeitsveränderung auf dem Punkte, indem ich die Feder des Briefstellers ergreife, auch die des Schriftstellers wieder zur Hand zu nehmen, die durch die Kriegsereignisse und Staatsveränderungen — die, um ihnen nahe zu bleiben und zugleich gewachsen zu sein, mir die Beschäftigung mit der politischen Geschichte der neuen Zeit zu einer dringenden Angelegenheit machten — unterbrochene Fortsetzung, d. h. Entwicklung und Begründung meiner letzten Schrift da, wo sie deren bedarf, vorzunehmen, jedoch nur in dem Falle, dass gute Laune, guter souveräner Humor mich anwandelt; denn einer forcirten Willens- und Geistesanstrengung, wie mir meine unter den widrigsten Verhältnissen begonnene und mehrmals gewaltsam unterbrochene Arbeit über Spiritualismus und Materialismus gekostet hat, überhebt mich mein hohes Alter, bereits selbst als Schriftsteller, und das Bewusstsein von der Nutz- und Erfolglosigkeit meiner Schriftstellerei. Denn trotz meines literarischen Veteranenthums bin ich noch immer nicht nur eine Persona ingrata, sondern auch incognita, wie die über meine letzte Schrift mir zu Gesichte gekommenen, wenngleich theilweise günstigen Urtheile beweisen. — Es freut mich, dass Sie sich in Ihrer akademischen

*) Wörtlich, offenbar statt „Obskurität".

Thätigkeit heimisch und behaglich fühlen. Auch stimme ich ganz dem bei, was Sie mir von dem Gedankengang Ihrer Vorlesungen mitgetheilt; auch damit bin ich einverstanden, im Widerspruch mit meiner mündlich einmal ausgesprochenen Meinung, dass Sie Ihre akademische Thätigkeit noch länger fortsetzen oder sogar bleibend in Helsingfors festsetzen, weil sich bei Ihnen damit ein patriotischer Zweck verbindet, was bei meiner akademischen Laufbahn nicht der Fall war; denn in welchem Zusammenhang stand von jeher und steht noch jetzt meine Richtung und Thätigkeit mit der bayrischen Regierung und „Nation"? Nicht nur „Was", sondern auch „Wo" ist des Deutschen Vaterland? Sie haben obendrein an einer oder Ihrer Universitätsstadt gefunden, was ich nur auf dem Lande — eine Braut, wozu ich Ihnen von Herzen gratulire. Es ist daher natürlich und vernünftig, dass, wie ich mich auf dem Lande, so Sie sich in der Universitätsstadt fixiren und habilitiren. Wäre mir dasselbe passirt, wie ganz anders wäre mein Lebenslauf und vielleicht mein Gedankenlauf ausgefallen! Ich bereue übrigens auch jetzt noch nicht den Schritt, der meinen Lebenslauf entschied, so wenig er auch ein Schritt zu einer glänzenden Carriere war. Möge dasselbe auch bei Ihrem Schritte der Fall sein! Mit diesem Wunsche Ihr alter Freund L. Fb.

Gustav Bäuerle an Feuerbach.

Stuttgart, den 15. April 1867.

Hochgeschätzter Herr! Ich verschaffte mir durch die hiesige öffentliche Staatsbibliothek Ihr Werk, das „Wesen des Christenthums". Dieses Buch machte einen ungeheueren Eindruck auf mich, wie auch Ihre weiteren Werke, mit deren Studium ich seit Anfang dieses Jahres beschäftigt bin. Ich kann in der That nicht umhin, Ihnen meinen tiefsten Dank für die mir durch Ihre Schriften zutheil gewordene Erkenntniss auszusprechen. Sie haben mir die Binde von den Augen genommen und mich erkennen lassen, dass nicht der Mensch nach Gottes Bilde, sondern Gott nach des Menschen Bilde gemacht ist, und dass das Wesen der Gottheit und des Wunsches ein und dasselbe ist. Wie sehr jedoch Ihr Name und Ihre Werke hier verpönt sind, mag Ihnen der Umstand beweisen, dass der Bibliothekar der Staatsbibliothek meinem Vater, welcher mir die Bücher holt, da ich selbst dazu keine Zeit habe, schon mehrmals sagte, er warne mich aufs Dringendste vor Ihren

Werken, da dieselben zu den schlimmsten gehören, die irgend existiren .....

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Gustav Bäuerle.

Feuerbach an G. Bäuerle.

Rechenberg bei Nürnberg, den 31. Mai 1867.

Mein Herr! ..... Ohne Vernunft gibt es kein Gewissen, wie sich übrigens von selbst versteht; aber trotzdem kann bei, namentlich „in gewisser Beziehung sehr ausgebildeter Vernunft“ vollkommene Gewissenlosigkeit, Nichtanerkennung der wohlbegründeten Rechte Anderer stattfinden und findet wirklich statt. Dieser Widerspruch reduzirt sich aber auf den allgemeinen Widerspruch zwischen Erkennen und Handeln, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Gescheidtsein und Gutsein, zwischen Politik und Moral. Diesen Widerspruch zu lösen, das ist eben die Aufgabe der Erziehung, im Einzelnen wie im Ganzen, der Individuen und der Völker, die Aufgabe der Geschichte. Bisher haben ihn nur einzelne, seltene, glückliche, vollendete Menschen gelöst. So wenig aber das Paradies je auf Erden stattfinden, wenn es auch hoffentlich besser auf ihr werden wird, so wenig wird auch die Aufhebung dieses Widerspruchs je allgemein und vollständig wirklich werden, weil er in der Natur der Sache und des Menschen begründet ist.

Was ich zu der Ansicht Vogt's sage? Unstreitig gehören sehr viele Verbrecher, die von unsern beschränkten Juristen ins Zuchthaus verurtheilt werden, ins Irrenhaus; aber gleichwohl kann man so unbedingt, so allgemeinhin den Unterschied zwischen Verbrecher und Irren nicht aufheben, ohne dass man desswegen mit dem Bestehenlassen dieses Unterschiedes die alten Strafrechts- und Freiheitstheorien anerkennt. Ein Verbrechen kann mit Nothwendigkeit begangen worden sein, ohne dass es desswegen aus Narrheit, aus Manie, kurz irgend einer psychologischen oder physiologischen Ursache, welche jetzt den Thäter statt ins Zuchthaus ins Narrenhaus bringt, hervorgegangen ist. Aber so lange die Menschen in Gesellschaft leben, also unter Gesetzen und Regeln ihres Verhaltens zu einander, werden sie festhalten an dem Unterschied zwischen unzurechnungsfähigen und zurechnungsfähigen Thätern, obgleich auch die Thaten dieser, wenn auch nicht aus pathologischer, doch psychologischer Nothwendigkeit hervorgehen; aber diese Nothwendigkeit geht über die Schranken des gesellschaftlichen Lebens

gehört nur vor das Forum des Naturforschers, des Philosophen, nicht des Richters.

Was für ein Unterschied zwischen dem „Atheismus“, den ich lehre, und dem „Materialismus“ Vogt's, Moleschotts und Büchners ist? Es ist lediglich der Unterschied zwischen Zeit und Raum, oder zwischen Menschheitsgeschichte und Naturgeschichte. Die Anatomie, die Physiologie, die Medizin, die Chemie weiss nichts von der Seele, nichts von Gott u. s. w.; wir wissen davon nur aus der Geschichte. Der Mensch ist mir wie ihnen ein Naturwesen, entsprungen aus der Natur; aber mein Hauptgegenstand sind die aus dem Menschen entsprungenen Gedanken- und Phantasiewesen, die in der Meinung und Ueberlieferung der Menschen für wirkliche Wesen gelten.

21. Oktober 1867.

Es gibt nur Eine Wahrheit, es ist das unendlich reiche und vielfältige Leben der Natur und Menschheit. Alle philosophischen Systeme sammt und sonders sind geistige Zellengefängnisse. Schon der Gedanke an sie, wenn man auch nicht in sie eingesperrt ist, beklemmt und verstimmt aufs Tiefste, namentlich wenn man, wie es dieses Jahr bei mir der Fall war, in der grossen herrlichen Alpennatur gelebt hat. Mit aller Achtung vor Ihrem Geist und Streben Ihr ergebener L. Feuerbach.

L. Pfau an Feuerbach.

Paris, den 11. Juni 1867.

Mein lieber Feuerbach! Wie Sie aus der Ueberschrift ersehen, befinde ich mich zur Zeit in Paris, um die grosse Ausstellung zu sehen, und auch einigermassen in der Allg. Zeitung zu beschreiben. Dieser Umstand dient mir vielleicht zu einiger Entschuldigung, dass ich Ihnen so lange nicht schrieb, was um so schändlicher von mir ist, als Ihr Brief mir eine grosse Freude machte. Die Art und Weise, wie Sie meine Bestrebungen auf dem Felde der Aesthetik beurtheilen, hat mehr Werth für mich, als alle Anerkennungen des grossen Haufens, und wenn Sie mich als einen Ihrer nicht unwürdigen Jünger betrachten, so ist das Alles, was ich verlangen kann und mehr als ich zu hoffen wagte. Es ist ja doch der einzige Lohn, den man am Ende von seinem Streben davonträgt, dass man da und dort die Hand eines Mitstrebenden drückt, oder eines Voranstrebenden, den man ehrt, und dessen Aufmunterung Einem Muth macht fortzufahren.

Deubler sagte mir, dass Sie ihn diesen Sommer mit Ihrem Besuche erfreuen werden, und er lud mich zu gleicher Zeit zu sich ein. Mein pariser Aufenthalt wird aber wohl ein solches Zusammentreffen unthunlich machen, so sehr es mich gefreut hätte, gerade in Ihrer Gesellschaft dort zu sein. Vielleicht gehen Sie wieder einmal hin, und wir können es dann auf eine Zeit richten. Empfehlen Sie mich Ihrer werthen Familie und lassen Sie sich herzlich grüssen von Ihrem L. Pfau.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 1. Juli 1867.

Mein lieber Freund! Alle Ihre Briefe sind richtig angekommen. Schliessen Sie nicht aus einer Nichterwähnung eines Briefes auf Nichterhalten-haben. Ich bin gewohnt, mehr zu verschlucken, als von mir zu geben. Ja schon in früheren Jahren habe ich selbst Jahre lang nur gelernt und studirt, simpler gesprochen gelesen, ohne auch nur eine Zeile schriftlich aus mir hervorzubringen, wie viel mehr jetzt, wo das Leben immer näher seinem endlichen Abschluss rückt, die noch kurze Zeit immer kostbarer wird. Aus diesem Grunde bedauere ich, um sogleich mit der Thür ins Haus zu fallen, dass Sie sich wegen der Anschaffung und Uebersendung der philosophischen Schrift*) in Kosten versetzt haben. Es ist dies eine Schrift, die, für mich wenigstens, ihrem ganzen Standpunkt nach in ein längst abgethanes Gebiet gehört, in das Gebiet der deutschen über „den Schatten des Esels, aber ohne den Esel“ spekulirenden Philosophie, eine Schrift, welche — so viel habe ich gleich beim Empfang derselben daraus gelesen und ersehen — die Unsterblichkeit zu einer metaphysischen Frage macht, ohne bezüglich derselben „vom Standpunkt der Anthropologie“, vom psychologischen oder anthropologischen Ursprung und Wesen derselben, Etwas zu wissen oder vielleicht absichtlich aus hyperphysischem und hyperhumanem Dünkel Etwas wissen zu wollen, eine Schrift, welche zu den unzähligen Verkehrtheiten und Albernheiten, welche die deutschen Philosophen von Kant incls. an bis auf den heutigen Tag ausgeheckt haben, eine neue spekulative oder meinetwegen philosophische, doch jedenfalls afterphilosophische Schrulle gesellt, nämlich die, dass wir unsterblich sind, aber ohne

*) Vermuthlich H. Ritter's „Unsterblichkeit“ (1866).

etwas davon zu wissen, eine Schrift endlich, welche den Inhalt des Wissenswürdigsten, was die moderne Welt hervorgebracht, die moderne Naturwissenschaft, à la Hegel'sche Scholastik, obgleich in specie der Verfasser gegen Hegel ist, auf den Widerspruch der Worte Kraft und Stoff reduzirt, und mit dieser Logomachie Etwas gesagt zu haben glaubt. Dagegen sage ich Ihnen in meiner Tochter Namen, auch in dem meinigen, obgleich ich noch nicht Zeit hatte, die Schrift zu lesen, Dank für die „finnischen Dichtungen".*) Dieses interessirt mich mehr, als das Werk deutschen spekulativen Schattenspiels, wenn es anders etwas Originales ist. Der Poet steht mir überhaupt näher der Wahrheit, wenn die Wahrheit zuletzt doch nur, für den Menschen wenigstens, der lebendige Mensch selbst ist, als der Philosoph. Darum habe ich auch in meiner Theogonie aufs engste und innigste mich an den Homer angeschlossen, ob ich gleich fern davon bin, im Griechen den vollen wahren ganzen Menschen zu finden.

...... Bei diesen Worten bin ich am Donnerstag der vergangenen Woche infolge der damaligen grossen Hitze stehen geblieben und seitdem nicht mehr zu Ihnen gekommen, weil sich stets zwischen Sie und mich unwillkürlich das mich tief verstimmende Bild der Misère der deutschen Philosophie in Gedanken hinstellte. Unmittelbar von dem erhebenden Gedanken an die homerische Poesie führt mich ja die Fortsetzung meines unterbrochenen Briefes zu einem deutschen philosophischen oder jetzt nationalökonomischen Dozenten und Schriftsteller, einem Rezensenten meiner letzten Schrift. Diese von meinem Buchhändler nebst zwei andern mir zugeschickte Rezension ist nur ein neuer Beweis, dass die deutsche Philosophie vor Altersschwäche kindisch geworden ist. Kleinliches Wortgeklaube, vermischt mit Sophismen erbärmlichster Art! — Es thut mir leid, dieses Urtheil über Hrn. Dühring aussprechen zu müssen, da vielleicht nur sein körperliches Unglück seine eines, noch dazu abgelebten, Hegelianers würdige Rezension zu verantworten hat. Uebrigens sind auch die andern mir zu Gesicht gekommenen Rezensionen, trotz ihrer theilweisen Elogen, die ich übrigens gar nicht verlange, nicht besserer Art, durchaus verfehlt. Vielleicht komme ich, wenn ich gesund und bei Humor bleibe und das Lernen mit dem Lehren vertauschen kann, denn mein Spruch ist mit Solon: lernend altere ich, — diesen Winter dazu, endlich

*) Eine Auswahl in deutscher Uebertragung.

einmal über mich selbst, mein Leben und Schreiben, zu schreiben, um den Leuten die Augen zu öffnen; denn das Gebiet, das ich eigentlich schon seit 30 Jahren bearbeite, ist ihnen noch immer eine terra incognita. Sie sehen noch immer nicht ein, dass ich keine andere Philosophie habe als die unvermeidliche, die Philosophie, die man nicht aufgeben kann, ohne aufzuhören Mensch zu sein, dass aber mit dieser Philosophie die bisherige, Kant mit eingeschlossen, gar nichts gemein hat, dass die Basis derselben die Naturwissenschaft, dass diese allein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für sich hat, während die Philosophie, wenigstens die allein diesen Namen sich anmassende, nur die Vergangenheit für sich hat und zu den praktischen labores oder vielmehr errores der Menschheit gehört.

Noch immer bin ich nicht von hier weggekommen. Ich habe Sie schon Anfang Juni hier erwartet. Es ist anders gekommen, als ich dachte. Gegen Ende des Sommersemesters erfahren Sie, wo ich zu treffen bin. Bis dahin in schriftlicher Freundschaft Ihr L. Fb.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Okt. 1867.

Mein lieber jugendlicher Freund! Schon der 14. Tag wird es heute Abend, dass ich wieder hier in Nürnberg bin, aber so schön, so sehr vom Himmel begünstigt meine Reise von Anfang bis zu Ende war, so hässlich, so widerlich war das Wetter seit meiner Ankunft bis heute. Wochenlang in der schönsten, meinen innigsten Wünschen und Vorstellungen von Natur und Landleben verkörpernden Gegend, bei dem schönsten Wetter, und nun in der schlechtesten, verwahrlostesten Natur, bei dem erdenklich schlechtesten Wetter, bei erstickenden Staubwolken statt Berggipfel bekränzenden Luftgebilden, empfindlicher Kälte statt wohlthuender Wärme, heftigem Ost- oder gar Nordostwind statt fast ununterbrochener Windstille in dem auch in dieser Beziehung so ruhigen und geschützten Goisern. Sie können sich denken, wie meine Gemüthsstimmung bei diesem Kontraste zeither beschaffen war; Sie werden es begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, dass es mir unmöglich war, Briefe zu schreiben, wenigstens solche, die man nicht aus „Pflicht“, sondern gerne, aus Lust und Neigung schreibt. Am 9. September habe ich mit schwerem Herzen Goisern verlassen, so frühe nur desswegen, weil ich hoffte, in meinem schönen Saale

noch einige Wochen verweilen zu können und mir dadurch den Uebergang von dem dortigen Leben in das hiesige zu erleichtern. Aber ich habe die Rechnung ohne den Wirth gemacht: ich bin schon längst aus dem Saal in mein Winterstudirstübchen vertrieben, das vor meinem Saale nur diesen Vorzug voraus hat, dass es geheizt werden kann. Licht und Wärme, durch die ich bei der Wiederkunft meinen Aufenthalt hier erträglich machen wollte, sind so von aussen nach innen geschwunden; nur die Hoffnung, dass der kommende Winter der letzte ist, den ich hier verlebe, ist es, die mich erleuchtet und erwärmt.

.... Gestern, Montag den 30. September wurde ich im Briefschreiben an Sie unterbrochen. Ich fahre daher erst heute fort. Von Goisern sind wir über Ischl, St. Gilgen, Hof nach Salzburg in einem Einspänner — demselben, der Sie nach Ischl brachte — gefahren und haben diesen Weg, namentlich am St. Wolfgang-See, — freilich beim allerschönsten Wetter, — post nubila Phoebus — eben so reizend, ja noch interessanter gefunden, als den Weg von Salzburg nach München. In Salzburg habe ich mich nur einen Tag aufgehalten, ob ich gleich die Lage der Stadt und die Umgegend wundervoll schön fand. Aber es waren doch nur meine Augen, die entzückt waren; mein Sinn, mein Herz war zurückgeblieben in Hallstadt mit seinem See und am Rudolphsthurm (beim Salzbergwerk), in Goisern namentlich mit seinen lieben guten Menschen. Ich wollte eigentlich nichts mehr schön finden, ausser dem ebengenannten Orte und seiner Umgegend; ich betrachtete jedes Uebermass von Wohlgefallen als eine Untreue gegen meine Geliebte. In München hielten wir uns zwei und einen halben Tag auf. Ich hatte mit diesem Aufenthalt für meine Person nur den Zweck, die Bilder meines Neveu's zu sehen, und zugleich meiner Tochter die Glyptothek und neue Pinakothek, d. h. nur einige vorzügliche Bilder derselben, wie die Rottmann'schen — denn ich hasse das oberflächliche Vielerlei — zu zeigen. Ich habe die Bilder meines Neffen, besonders seine letzten, schön gefunden, auch die anderer neuerer Künstler, sowohl in der neuen Pinakothek als in der Gemäldeausstellung. Aber offen gestanden, ich hatte, abgesehen von der grossen Hitze, nicht die rechte Stimmung für Bilder in eingeschlossenen Räumen; mein Kopf war übervoll von den erlebten Naturschönheiten. Schreitmüller, der mir eben bei München einfällt, war für uns so viel wie ein Nichtdaseiender. Er hatte das Unglück seinen Fuss zu verstauchen, so dass er unfähig zum

Arbeiten und Ausgehen war. Hoffentlich wird der Unfall keine bedenklichen Folgen haben. Wir haben seitdem noch keine Nachricht von ihm. — Geistiges kann ich, für jetzt wenigstens, nicht versprechen, so wenig als ich von heute auf morgen Licht und Wärme versprechen kann. Mit Frau und Tochter Sie und Ihre Braut grüssend, Ihr L. F.

Subprior P. Ildephons Müller, O. S. B., an Feuerbach.

Mariastein, den 11. Oktober 1867.

Verehrtester Herr! .. Theils in periodischen Zeitschriften, theils in anderen Werken las ich manche Zitate aus Ihren Schriften, und ich muss offen gestehen, dass dieselben, auch abgesehen von der anziehenden Form, mich immer sehr angesprochen, obschon Ihre Ansichten meinen religiösen Ueberzeugungen diametral entgegen standen, was Sie leicht begreifen werden, wenn ich Ihnen sage, dass ich von ganzem Herzen katholischer Priester bin. Warum aber, werden Sie weiter fragen, hatte ich an Ihren Zitaten besonderes Wohlgefallen? Weil ich darin einen Mann von Charakter, der seine persönliche Ueberzeugung frei und frank auszusprechen pflegt, kennen gelernt. Vor solchen Charakteren hatte ich von jeher alle Achtung, während diejenigen, die ihre wahren Gesinnungen so oder anders, je nachdem es das Interesse des Augenblicks erheischt, zu bemänteln pflegen, immer im höchsten Grade mich anekeln. Dieser offene, gerade Sinn scheint ein Erbtheil Ihrer Familie zu sein; denn ich bemerkte ihn seit mehr als 21 Jahren an Ihrer Schwester v. Dobeneck, und auch an den Schwestern Elise und Leonore, obschon ich mit Letzteren bis dahin nur selten in schriftlichem Verkehre gestanden. Sie werden es, verehrtester Herr! begreiflich und auch verzeihlich finden, wenn eben dieser gerade Sinn, verbunden mit so vielen anderen Vorzügen des Geistes und Herzens, schon oft den Wunsch in mir rege gemacht: Utinam, cum sis talis, noster esses! (Da Du so bist, möchten wir Dich haben.) Dieser Wunsch erwachte aufs Neue in mir und wiederholt sich täglich in gesteigertem Masse, seitdem ich Ihr photographirtes Bild besitze, das ich schon öfter mit Wärme an mein Herz gedrückt. Ich habe übrigens die festeste Ueberzeugung, dass, hätten Sie in Ihrer Jugend dem Studium der katholischen Theologie sich gewidmet, unsere Kirche Sie zu Ihren grössten Apologeten der Neuzeit zählen würde. Dass der Protestantismus — das sog. pro-

testantische Christenthum — Ihnen nicht zusagen, Ihren Durst nach Wahrheit nicht stillen konnte, begreife ich wohl, und man müsste es als ein Wunder ansehen, wenn Sie in demselben Befriedigung gefunden hätten. Wie Sie aber im Pantheismus, Materialismus oder in irgend einem anderen rein philosophischen Systeme volle Befriedigung finden können, ist und bleibt für mich auch ein Räthsel. Hat doch das menschliche Herz unläugbare Bedürfnisse, für welche diese Erde stets ein Brachfeld bleiben wird. Diese Bedürfnisse können nur durch das Christenthum, wie es in der katholischen Kirche fortlebt und Leben spendend fortwirkt, allseitig gestillt werden. Unter Anwünschung alles Wohlergehens verharre ich mit aller Achtung nebst herzlichem Gruss Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener P. Ildephons Müller. O. S. B.

p. t. Subprior.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, den 18. Oktober 1867.

Sie können sich's denken, mein theuerer Freund, wieviel Freude Sie mir mit Ihren vor zehn Tagen hier eingetroffenen Zeilen bereitet. Obschon dieselben reichlichen Missmuth über das böse Wetter und das Unbehagen in Nürnberg zu erkennen gaben, verriethen sie doch zugleich Etwas, das ich lange, lange an Ihnen vermisst, aber eben desshalb Ihnen von Herzen gewünscht. Ich meine Zufriedenheit und Sehnsucht nach einem thatsächlich vorhandenen und mit völliger Gedankenbestimmtheit fixirbaren Zustand. Bei meinem Besuche in Goisern dämmerte mir, unter der Masse buntester und mannigfaltigster Eindrücke, der Gedanke auf, dass Sie dort bleiben und Ihre Frau sich nachkommen lassen sollten. Je weiter ich mich, nach unserem Abschiede, von Ihnen entfernt, desto festere Gestalt nahm dieser Gedanke an, bis endlich Ihr Brief mir Zeugniss zu geben scheint, als könne mein Gedanke, ohne dass er sogar brauchte geäussert zu werden, sich zur Wirklichkeit emporheben. Wenigstens kann ich nur im angegebenen Sinne Ihre Andeutung lesen, Sie ertrügen Ihre gegenwärtige Behausung und Umgebung nur im Gedanken daran, bloss den bevorstehenden Winter darin noch zubringen zu müssen. Denn wo sollten Sie sich hinbegeben, als zum Deubler? In die Städte passen Sie nun einmal nicht; und wo finden Sie eine Ihnen angemessene Natur und Umgebung? Ich nehme daher mit völliger Bestimmtheit an, dass Freund Deubler

Winter und Frühling einsichtsvoll und sorgsam benutzt, um das allerliebste Berghäuschen ganz und gar für Sie und die Ihrigen wohnlich herrichten zu lassen, so dass mein nächster Besuch abermals in dem herrlichen Salzkammergut stattfindet. Ich komme dann voraussichtlich in Gesellschaft meiner Ehehälfte, der ich einmal die lieben Leute zeigen möchte, die mir Deutschland zu einer zweiten Heimath gemacht. Die freudige Aussicht, einem so schönen, ruhigen und Ihrem ganzen Wesen so durchaus entsprechenden Leben entgegenzugehen, wird Sie guten und getrosten Muthes erhalten, und dadurch Ihrer Gesundheit Förderung angedeihen lassen ......
Ihr stets ergebener W. Bolin.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Tübingen, 22. Decembre 1867.

Monsieur, ...
Il n'y a que deux mois, j'étais encore à Paris, et le mécontentement du peuple était tel contre le gouvernement, qui parlait déjà d'intervenir à Rome, qu'un instant j'ai failli renoncer à retourner en Allemagne, croyant que votre parole allait s'accomplir et que „les châtiments allaient devenir politiques et matériels“ ......
....

Ed. Vaillant.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Rechenberg, den 11. April 1868.

Lieber Kapp! ... Meine Gesundheit ist wieder die alte, d. h. mir fehlt gar nichts. Die äussere Ursache hiervon ist wohl hauptsächlich die grossartige, geist- und körpererhebende Alpennatur, welche ich voriges Jahr genossen habe. Ich war nämlich vier Wochen mit meiner Tochter im Salzkammergut: „wo des Sarsteins Höh' die Wolken küsst, wo Oberösterreich den Steyrer grüsst“ — wo aber nicht nur die Natur, sondern auch der Mensch, was so selten zusammentrifft, interessant ist, wo sich durch alle Verfolgungen naher und ferner Zeiten hindurch ein protestantischer Kern erhalten hat, wo der Mensch nicht nur auf zoologischer, sondern auch anthropologischer Höhe, nicht nur auf der Höhe des Raumes, sondern auch der Zeit sich befindet, wo es schlichte Bauern, Berg-

leute und Handwerker gibt, die sich mit Naturwissenschaft, selbst Astronomie und Philosophie beschäftigen, wie mein dortiger Freund Deubler, Wirth und Bäckermeister im Dorfe Goisern bei Ischl, dessen dringende Einladung und Gastfreundschaft mich allein zu dieser Reise bestimmt hatte.

Einen traurigen Gegensatz zu diesem Kern und besonders den einzelnen, darin hervorragenden Menschen bildet freilich die bisherige österreichische Pfaffenherrschaft und Finanznoth, die auf dem Volk im Ganzen lastet, so dass selbst die Nationalvergnügungen, Gesang, Tanz, Scheibenschiessen verschwunden sind. Alles ist besteuert. Selbst das Erdbeersammeln in den Wäldern hat man besteuern wollen, wie mir der Ortsvorsteher, ein gleichfalls sehr intelligenter und freisinniger Mann, erzählt hat.

Und doch ist das Volk auch im Ganzen von guten Anlagen, lechzt nach Freiheit, nach Bildung, nach Besserung in jeder Beziehung. Welch' ein Gegensatz zwischen Volk und Regierung! Leider nicht nur an der Donau, sondern auch an der Isar, auch an der Spree!

Ihr Amerikaner seht freilich unsere deutschen Verhältnisse, schon vermöge eures sinnlichen, räumlichen Standpunkts, der von grösserm Einfluss als man gewöhnlich denkt, mit andern Augen an als wir Inländer. Ihr habt vor euren Augen nur den Rock; der Rock namentlich, wenn er eine Uniform, imponirt nach aussen. Aber uns liegt das Hemd näher als der Rock, und wir stecken leider! noch immer in dem alten, schmutzigen, zerrissenen, die Haut schindenden Kasernenhemde.

Dein alter Freund L. Feuerbach.

Moleschott an Feuerbach.

Turin, den 11. September 1868.

Lieber, hochverehrter Freund! Hätte ich nicht im Herzensgrunde ein so gutes Gewissen gegen Sie, und wären Sie nicht Feuerbach, der unmöglich Regelmässigkeit mit Treue, oder herkömmliche Höflichkeit mit Freundschaft verwechselt, dann würde ich kaum den Muth haben, Ihnen zu schreiben. Aber mir hat in Folge des Verlustes eines innig geliebten Töchterchens, das bereits, obwohl es nur wenig über fünf Jahre alt war, die süssesten Hoffnungen erfüllte und die strahlendsten erweckte, der Muth zum Schreiben überhaupt gefehlt, und so musste ich es bitter entgelten,

dass ich schwieg, indem ich von den verehrtesten Freunden nichts hörte. Möge es Ihnen, wenn Sie dieses Blatt erhalten, ähnlich gehen, wie mir, als ich Ihren hochwillkommenen Brief und das vortreffliche Buch erhielt. Solche Gaben kommen freilich nie zu früh, dachte ich, aber sie kommen auch nie zu spät. Und so möge der herzliche Dank, den ich Ihnen heute darbringe, wenigstens beweisen, dass er nicht einer Stimmung entspross, die rasch, wie ein pflichtschuldigst abgethaner Brief verrauscht, ohne eine bessere Spur zurückzulassen. Mich sehnt es gewaltig darnach, wieder etwas Erfreuliches von Ihrem Befinden, von Ihrem Wirken und Ihrer Erholung zu hören. Als Sie mir im vorigen Jahre schrieben, hofften Sie, dass eine zu unternehmende Reise Ihnen volle Erfrischung bringen würde. Ist das seitdem geschehen? Und sinnen Sie jetzt vielleicht auf eine zweite? Und ist keine Aussicht vorhanden, dass Sie Ihre Schritte einmal nach Italien lenken? Freilich träfen Sie das Land eben nicht in blühender Stimmung. Was man ihm so lange nachrühmen konnte, was unter Cavour eine Wahrheit war, dass die Regierung nichts Höheres anstrebe, als der Ausdruck des Volkswillens zu sein und diesem gerecht zu werden, ihn zur Geltung zu bringen, ist leider in diesem Augenblicke zur Lüge geworden. Die Regierung hat sich durch Frankreich die Hände binden lassen, das Volk aber ist über die zahllosen Demüthigungen von dem Quacksalber auf Frankreichs Throne so empört, dass ihm ein französisches Bündniss als der Gräuel aller Gräuel erscheint. Der König, der eigentlich mit dem Volke gehen möchte, der wohl weiss, dass er ein König von Volkes Gnaden ist, vielleicht auch eine Ahnung davon hat, dass die Könige um der Völker willen da sind, dass die königliche Würde im Staatsdienste wurzelt, ist von ehrgeizigen Ministern umgarnt, und daher könnte ein jetzt ausbrechender Krieg für Italien die verhängnissvollsten Konflikte heraufbeschwören. Und doch, welch' anderes Mittel soll der schamlosen Diktatur ein Ende machen, als der Krieg? Wird der Krieg ganz Deutschland einigen? Oder ist Möglichkeit vorhanden, dass Oesterreich einen grossen Theil von Süddeutschland an sich fesselt und noch einmal das Kasernenhaus den deutschen Dualismus als Amboss für deutsche Freiheit benutzt? Es wäre mir unendlich interessant, wenn ich Sie über diese Dinge hören könnte. Ich gestehe, dass ich der nächsten Zukunft nicht ohne Zagen entgegensehe. Das Bischen Macht, was Italien haben könnte, wird von seinen hadernden Generälen und von dem Zwist zwischen Regierungssucht und Volks-

instinkt verscherzt. Läge ein einiges Deutschland uns gegenüber, so zweifle ich nicht, dass der Volksinstinkt über die Ränke des Ehrgeizes siegen würde. Gelingt es aber Napoleon, auch nur einen kleinen Streifen Süddeutschlands als Keil zwischen den Norddeutschen Bund und Italien vorzuschieben, dann weiss ich nicht, was aus uns werden soll. Denn die Nation kann nicht begeistert mit Frankreich gehen, und ein Krieg ohne Begeisterung wäre ja ein Unglück, selbst wenn er siegreich wäre. So ist denn die Politik eben kein erquicklich Feld, und die Stimmung hier im Ganzen eine gedrückte. Mir ist's wohlthätig, dass ich so viel zu arbeiten habe, dass es mir beinahe zugut kommt, wenn der Völkerpuls ein wenig ruhig geht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich dies selbst als einen leidigen und leidenden Trost ansehe. Aber praktische Philosophie ist es eben doch, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und daher benutze ich alle Zeit, die meine Thätigkeit als Arzt und Lehrer mir übrig lässt, um rüstig an meiner Anthropologie zu arbeiten, an der ich in diesen Ferien nach langer Zeit wieder einmal einen ordentlichen Ruck mache.

Meiner Familie geht es gut. Ich habe schon eine Tochter, die in Ihren Schriften liest, und deren gerader, entschiedener Sinn zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Wenn Sie wieder einmal schreiben, würde ich auch gar gerne etwas von der Wittwe Ihres Bruders Anselm erfahren. Ich war kürzlich in Heidelberg, aber nur auf 2 Stunden (ich reiste zu meiner kranken Schwester und alten Mutter nach Godesberg und Cleve); es war mir unmöglich sie zu besuchen.

Mit den herzlichsten Wünschen und der wärmsten Verehrung

Ihr Jak. Moleschott.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 30. Mai 1868.

Mein lieber Herr Bolin! Pfingsten ist vor der Thüre, damit die Zeit erschienen, die ich für Sie bestimmt habe, aber nur um Ihnen zu schreiben, dass und warum ich Ihnen nicht schreibe. Es ist nämlich nach einem gesund und glücklich, nur in leichter und schwerer Lektüre verschiedenster Art verlebtem Winter, in diesem bei uns in Deutschland unvergleichlich, ununterbrochen schönen, aber auch ungewöhnlich heissen und trocknem Mai eine

Revolution in mir vorgegangen: ich bin wieder Schriftsteller geworden, und zwar Schriftsteller wie in meinen besten Jahren, Schriftsteller, der mit Lust und Liebe arbeitet, der aber eben desswegen auch nur Zeit und Sinn für das Thema seiner Schrift hat. Ich kann und mag es jetzt noch nicht mit glatten Worten sagen, weil ich noch nicht weiss, wie es sich noch weiter gestaltet. Ich sage nur, was sich von selbst versteht: es ist nur das Thema meiner Schriften oder eigentlich das Thema dieses Themas, aber das nicht mehr Incognito für Freund und Feind, nicht mehr, wenn auch nur scheinbar, für die traurigen Herrn Philosophen, sondern für die leid- und freudenempfängliche Menschheit, nicht mehr in rigorosen Selbstbeschränkungen, sondern frank und frei ausgesprochene Thema meiner alten bekannten, aber unerkannten Schriften. So wenig und doch so viel! — Ist ja für jetzt bei mir keine Rede selbst von dem mir unvergesslich lieben Goisern. Leben Sie wohl selbander! Die Meinigen sind wohl und grüssen Sie. Ihr

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Febr. 1869.

So gehts, so kommt man nicht zum Briefschreiben! — Eben wollte ich mich hinsetzen, um Ihnen endlich auch wieder einmal ein Paar Zeilen zu schreiben, als ich erhielt: von meiner katholisch gewordenen Schwester in Rom einen grossen Pack katholischer Schriften aus alter und neuerer Zeit, und gleichzeitig einen Pack seit mehr als einem Monat ausgebliebener französischer Zeitungsnummern von sehr entgegengesetzter Art an Geist und Tendenz, „La Démocratie". So gehts, so gings zeither immer. Entweder kam mir eine Schrift, oder ein anderer nothwendig zu schreibender Brief, oder die Kürze und Trübe der Tage, denn ich schreibe nicht mehr bei Lampenlicht, oder Unwohlsein oder sonst was dazwischen. Was soll ich Ihnen aber auch schreiben, was auf Ihren Brief vom 15./17. Septb. 68 antworten. Was Sie mir über die Willensfreiheit schreiben, das hat ja, wie Sie selbst wissen, meine volle Beistimmung. Ich unterscheide mich nur dadurch von den Deterministen, dass ich keinen abstrakten, metaphysischen Determinismus kenne, sondern nur einen durch den Glückseligkeitstrieb bestimmten; dass ich nur in diesem Triebe — den freilich auch die Deterministen, aber in

ihrer Weise zu Grunde legen — die naturhistorisch oder wissenschaftlich begründete und begründbare Basis des Willens finde. Und diese naturhistorische Grundlage ist die Hauptsache.

22. Februar.

So viel schrieb ich trotz der Unterbrechung durch die Post noch vor Tisch schon vor 8 oder gar, ich weiss es diesen Augenblick nicht, 14 Tagen. Nach Tisch wollte ich weiter an Sie schreiben. Aber wer kam da ganz unerwartet? Herr Schreitmüller aus München mit seiner jungen Frau, einer angenehmen Persönlichkeit. Natürlich war's nun aus mit dem Schreiben an Sie. Was aber heute zweimal unterbrochen worden, sollte den folgenden Tag fortgesetzt und vollendet werden. Ich setze mich schon hin an den Schreibtisch, aber siehe, da kommen schon wieder Postsendungen verschiedener Art, darunter ein Brief aus Amerika mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, in Amerika, vor Deutschen natürlich, Vorlesungen zu halten. Welche Anfrage an einen Mann in den Jahren, wo ich stehe und nach einem solchen Leben als ich geführt habe! Doch immerhin eine erfreuliche und genug aufregende, um die Lust zur Fortsetzung eines unterbrochnen Briefes zu verlieren. Seitdem habe ich ihn aber gänzlich liegen lassen. Jetzt nehme ich ihn endlich wieder auf, aber es ist heute ein so trauriger, düsterer Tag, dass ich auf meiner Studirstube kaum Licht genug zum Schreiben habe. Dennoch will ich mich heute nicht unterbrechen lassen. Ich fahre also fort mit dem, was ich damals sagen wollte, aber noch im Kopfe habe.

Dieser Trieb war auch das hauptsächlichste Thema meiner schriftstellerischen Thätigkeit, als ich Ihnen das letzte Mal schrieb. Leider dauerte diese Thätigkeit nur bis Mitte Juli, wo sie, infolge offenbar der damals so grossen und beharrlichen Hitze, einem Zustande grässlicher geistiger und körperlicher Abspannung, ja Apathie und Lethargie Platz machte. Und wenn auch die Ursachen schwinden, wie lange dauern die Wirkungen fort, namentlich die psychologischen, der Dégoût, der Gram und Aerger über solche fatale Unterbrechungen glücklicher geistiger Thätigkeit! Was Sie mir schrieben über Ihre akademische Thätigkeit, so wissen Sie gleichfalls, dass ich Ihnen auf dieser Laufbahn alles Gute von Herzen wünsche und gönne; Sie wissen aber auch, was ich halte von der Philosophie als einer besondern Fakultätswissenschaft, von der Philosophie, die und wie sie auf unsern Universitäten exerzirt

und tolerirt wird. Sie wissen endlich, dass Herr Dr. D. in Berlin und dergleichen Professoren und Doktoren so wenig für mich existiren, als ich, ausser höchstens in den lächerlichsten Zerrbildern, für sie existire. Wozu also schreiben? — Schon wieder eine Unterbrechung durch einen Brief von gänzlich unerwarteter Seite, der an sich erfreulich ist, doch mich in die grösste Unruhe und Verlegenheit versetzt.

Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Juni 1870.

Lieber Herr Bolin! Vor Lesen komme ich nicht zum Schreiben. Den ganzen Winter über — und er dauerte heuer, wenigstens von seiner empfindlichsten Seite, von Seiten der Kälte, sehr lange, selbst bis in die ersten Tage des Mai. — habe ich, mit Ausnahme von ein Paar unabweislichen Briefchen, keinen Federzug gethan. Heute am Himmelfahrtstage fasste ich endlich den Entschluss, Ihnen zu schreiben, aber ich brachte es aus äusserlichen Abhaltungsgründen nicht weiter als bis zu diesem Anfange. Morgen denke ich fortzufahren. Die Hauptsache ist, dass oder wenn nur einmal der Anfang gemacht ist.

„Morgen“. Welch ein Zeitraum liegt zwischen Heute und Morgen im schwerfälligen und verdriesslichen, schreibunwilligen Alter! Heute ist der 3. Juni. Aber Sie sehen daraus, dass ich nicht mehr zum Briefschreiben tauglich bin. In der That, worin man nichts mehr für sich selbst ist, darin kann man auch nichts mehr für Andere sein. Wer die Feder nicht mehr in seinem eignen Interesse führt, wie soll der sie für Andere noch brauchen? — Und so ist es bei mir der Fall. Was ich wollte, die Aufgabe, die und wie ich sie mir gestellt, die und wie ich sie bei meinen geistigen und, füge ich hinzu, materiellen Mitteln und Verhältnissen ausführen konnte, habe ich vollendet. Wie jedes Gewächs, jedes Thier, hat auch der geistige Mensch seine Zeit, seine Gränze, die er nicht überschreiten kann Ich kann und will daher keine neue Aufgabe, keine der Aufgaben, die jetzt die Menschheit bewegen, zum Objekt mitschaffender Thätigkeit machen; ich kann nichts weiter thun, als meinen Sinn offen und frei für sie erhalten, als durch theilnehmende Lektüre und Anerkennung sie mir aneignen, um so mich

geistig jung und frisch zu erhalten. Eine solche Aufgabe ist, ausser der grossen Arbeiter- und Kapitalistenfrage, die Frauenemanzipation oder Gleichberechtigung der Weiber mit den Männern, die mir eine in New-York in Amerika erscheinende und auch Ihnen zu empfehlende Zeitung, „die neue Zeit", nahe gelegt, mir diesen Winter über und jetzt noch zu einer Geist und Gemüth bewegenden Angelegenheit gemacht hat. Ob ich gleich stets die Geschlechtsdifferenz für eine wesentliche, aber nicht nur leibliche, sondern auch geistige gehalten und anerkannt habe, so habe ich doch nie auf eine Inferiorität des weiblichen Geistes geschlossen. Mann und Weib sind nicht nur leiblich, sondern auch geistig unterschieden; aber folgt aus diesem Unterschied Unterordnung, Ausschliessung des Weibes von geistigen und allgemeinen, nicht nur häuslichen Beschäftigungen? — Lassen wir die Frauen nur auch politisiren! Sie werden gewiss eben so gut wie wir Männer Politiker sein, nur Politiker anderer Art, vielleicht selbst besserer Art wie wir. Mad. de Staël, die von mir wegen ihrer „Considérations sur la Révolution française" hochgeschätzte, übrigens von mir auch nur aus diesem Werke gekannte Frau, sagt: „Genie kennt kein Geschlecht". — Warum nicht? Aber auch das weibliche Genie ist Genie, eben so gut als die weibliche Heldenthat Heldenthat ist. Bei jeder glänzenden, sei es im Guten sei es im Bösen hervorragenden Eigenschaft abstrahiren wir von dem Unterschied des Geschlechts. Die Weiber werden eben so gut als die Männer geköpft; warum sollen sie nicht auch Bürgerkronen verdienen können, warum sollen ihnen nicht die Mittel gegeben, die Bahnen geöffnet werden, solche zu verdienen? Kurz, die Emanzipation des Weibes ist eine Sache und Frage der allgemeinen Gerechtigkeit und Gleichheit, die jetzt die Menschheit anstrebt, eine Bestrebung, deren sie sich rühmt, aber vergeblich, wenn sie davon das Weib ausschliesst.

Doch wohin bin ich gerathen? Ein Beweis, was die Weiber vermögen und vollends vermögen werden, wenn sie Gelegenheit haben, ihr Vermögen zu üben und zu äussern. — Ich bin in Folge meines langen abstrakten Lebens ganz kontrakt. Vielleicht macht mich eine Reise wieder lebendiger. Aber wohin werde ich reisen, um mich wieder zu erholen und zu stärken? Ich weiss es noch nicht. Vor Kurzem hat mich Deubler auf seiner Durchreise nach Dresden besucht. Ich habe ihm halb und halb mein Kommen zu ihm zugesagt. Aber es ist leider nur etwas zu weit zu ihm. Auch ist das Wetter zum weiten Reisen nicht einladend, bald sehr heiss,

bald wieder sehr kalt. Was Sie mir von der unerwarteten günstigen Wendung Ihres Schicksals gesagt, hat mich sehr gefreut, und was Sie meiner Tochter geschickt, hat sie sehr überrascht und erfreut. Sie dankt Ihnen dafür ergebenst, und ich auch in ihrem Namen. Auch ich werde gelegentlich es lesen. Von „Platons Gastmahl" habe ich jetzt eine grosse Photographie. Jetzt erst bin ich vollkommen mit ihm zufrieden; es macht sich besser in der Photographie als im Original, dem allerdings die rechte Farbe, die Farbe des Lebens abgeht. Die Meinigen grüssen Sie und Ihre liebe Frau von Herzen, wie auch ich.

Ihr verehrungsvoll ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an O. Wigand.

17. Nov. 1868 („der Erinnerung zufolge").

Es ist traurig, im Alter — glückliche Fälle ausgenommen — nicht nur sich selbst, sondern auch Anderen zur Last zu fallen. Diese traurige Wahrheit war das Erste, was gestern in den Sinn und über die Lippen mir kam, als ich zu meiner grössten Ueberraschung von dem ehrenwerthen Freunde Herrn Hektor*) erfuhr, dass Sie, wie schon vor mehreren Jahren, auch dieses Jahr wieder lästige Schritte, Gänge und selbst eine Eisenbahnfahrt nach Wien gemacht haben.

„Wollen Sie denn ewig leben?" haben Sie mir schon einmal, und zwar auch schon vor mehreren Jahren zugerufen. Wie ist dieser Ruf erst jetzt an der Zeit! Wie oft werden Sie während dieser lästigen Gänge diese Frage in Gedanken an mich gestellt haben, wie oft mich aus der Ewigkeit des Lebens in die Ewigkeit des Todes gewünscht haben! Aber was kann ich dafür? Und ich kann in dieser Angelegenheit schlechterdings nichts für mich thun, durch keine eigenen Schritte irgendwelcher Art meine Freunde ihrer ohnedem mir unbewussten Schritte überheben. Dankbar habe ich das mir zuerkannte Honorar der Schillerstiftung angenommen und genossen, dankbar, ohne Murren es dieses Jahr aufhören zu sehen. Ich kann nichts weiter thun, als was sich ohnedem von selbst versteht, von Zeit zu Zeit ein Zeichen von meinem nicht nur physischen, sondern auch geistigem Leben von mir zu geben, —

*) Sekretär des Germanischen Museum zu Nürnberg, kürzlich verstorben.

schreiben. Aber zum Schreiben gehört nicht nur Wissen und Willen, sondern auch, wenigstens bei mir, was nicht in der Macht des Willens steht — heiterer Himmel, heiterer Kopf, gute Laune, olympische Stimmung — ich habe kein anderes Wort, Lust und Liebe. Aber in dem alten Europa, in dem alten jammervollen Deutschland, olympische Stimmung! Wie passt das zusammen? Allerdings war der Mai und Frühsommer dieses Jahres auch bei uns göttlich schön. Ich habe auch diese herrliche Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen, sondern fast bis Ende Juli ununterbrochen glücklich, thätig an einem neuen, sich über das Wesen meiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn erstreckenden, zunächst aber an meine Abhandlung über den Willen und Glückseligkeitstrieb sich anschliessenden Schrift gearbeitet. Aber auf diese glückliche Zeit folgte in Folge der fortwährenden unerträglichen Hitze eine eben so unglückliche Zeit, eine Zeit der Thatlosigkeit, der tiefsten Verstimmung, der Melancholie, der Verstossung aus der Klasse der warmblütigen Thiere in die der Reptilien. Und noch bin ich nicht an die Wiederaufnahme dieser so schmählich unterbrochenen Arbeit gekommen. Leben Sie wohl und grüssen Sie mir Ihre Söhne. Ihr dankbarer, alter L. Feuerbach.

Le Prince de Khanikoff à Feuerbach.

6 Août 1869. Paris, 11 rue de Condé.

Cher Monsieur et illustre professeur! En examinant la liste des personnes à qui j'ai offert mon travail sur l'Ethnographie de la Perse, j'ai remarqué avec regret que, par une fâcheuse inadvertance, j'ai manqué de Vous l'envoyer jusqu'à présent. L'accueil bienveillant dont Vous avez honoré, Monsieur, mon premier travail „sur la partie méridionale de l'Asie centrale", me fait espérer que Vous voudrez accepter ce nouvel hommage de ma part, et je n'ai pas besoin de Vous dire, combien je serais heureux, s'il parvenait à mériter Votre approbation.

Je ne crois pas que la question générale de l'origine des races humaines soit soluble. L'humanité a traversé une innombrable série de siècles, avant d'acquérir la faculté de conserver les traces de son passé. Les révolutions physiques et morales qu'elle a subies pendant les ténèbres de cette longue époque, nous resteront, je le crains, à jamais inconnues, et comme c'est précisément dans cette époque

préparatoire de l'homme historique, que se sont formés les premiers germes des différences qui distinguent jusqu' à nos jours les races humaines, je doute qu'on puisse un jour tirer cette question compliquée au clair. Mais toute désolante que soit cette conviction, elle ne doit pas nous empêcher de faire tout ce qu'il est possible, pour dégager les premières notions que nous possédons sur le berceau des différentes nationalités, d'une partie, au moins, du brouillard dont elles ont été entourées par une tendence si malheureusement naturelle à l'homme, de faire intervenir le merveilleux, là où cesse pour lui la science certaine. J'a tâché de le faire pour la nationalité iranienne, qui avait son époque de grande importance, et qui, même dans son état de décomposition actuelle, a gardé beaucoup de traces qui permettent de reconstruire son passé ethnographique. . . . .

. . . .

N. de Khanikoff.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Tübingen, 25. Decembre 1869.

Monsieur! . . . .

. . . . Je reviens de France, et j'ai pu me convaincre que toutes mes espérances étaient sur le point de se réaliser, que la Révolution était proche et que, si elle n'éclatait pas plus-tôt, c'est que son objet, plus considérable que jamais, demandait une préparation, une entente et un ensemble plus grand que jamais. Intéressés à tromper, ne racontant que les histoires des mondes officiel et bourgeois, les journaux allemands, libéraux ou réactionnaires, ne tiennent malheureusement pas le public allemand au courant de l'état réel des choses en France. Ce qu'il y a de certain, c'est qu'il s'agit de tout autre chose que du renversement de l'empereur et de la dynastie. S'il ne s'agissait que de cela, un quart d'heure d'alliance des partis républicain et orléaniste, à defaut de l'action d'un seul de ces partis, suffirait à la besogne. Mais ces alliances même sont devenues impossibles, car les partis ne sont plus ce qu'ils étaient autrefois; ils portent des étiquettes diverses encore, mais il n'y a plus que deux partis: révolution et réaction. Aujourd'hui la classe ouvrière se trouve, vis-à-vis de la bourgeoisie, dans la situation où celle-ci était vis-

à-vis de la noblesse et du clergé, en 89. En conquérant l'égalité, l'élément social inférieur, le prolétariat actuel, fondera à jamais la république. Vous lui avez donné l'exemple, vous avez jeté à terre les bons dieux des Chrétiens et des Théistes; il vous suit et brise la dernière incarnation du mal, le Dieu-Capital. Enfin je l'espère, cette révolution, aussi radicalement sociale que politique, ne trouvera pas d'hostilité chez les peuples voisins, mais au contraire l'émulation révolutionnaire qui jusqu'ici a fait défaut, et en isolant le mouvement français, ne lui a pas permis de réussir. Déjà du jour où la révolution aura éclaté en France, la République est assurée en Italie, Espagne, Belgique. Je suis plein d'espérances en un mouvement en Allemagne, il me semble que depuis que vous parlez, votre esprit a dû pénétrer les masses et leur apprendre, qu'il était temps de se dégager des symboles et d'arriver aux réalités. . . . .
. . . . Ed. Vaillant.

Feuerbach an Frau Mathilde F. Wendt (Newyork).

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. Oktbr. 1869.

Verehrte Frau. Sie haben mir die ehrenvolle Einladung geschickt zur schriftstellerischen Theilnahme an einer unter Ihrer geehrten Mitwirkung gegründeten Zeitung: „Die neue Zeit". Schon im Jahre 1830 schrieb ich meine gegen den alten geheiligten Unsterblichkeitsglauben gerichteten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" im Vorgefühle der neuen Zeit. Jetzt steht diese neue Zeit, wenn auch nicht in reifen Früchten, doch eine reiche fruchtbare Zukunft verheissenden Saaten verschiedenster Art vor unsern Augen. Aber leider! ich bin unterdessen ein alter, noch dazu unter widerlichen, den Menschen auf sich zurückdrängenden Verhältnissen gealterter Mann geworden, und kann daher der „Neuen Zeit" nur mehr noch als Leser, aber nicht als Schriftsteller meine innige Theilnahme schenken.

Sie gedenken, verehrte Frau, in Ihrem interessanten Einladungsschreiben auch gütigst meiner Frau. Meine Frau ist allerdings vorurtheilsfrei und für alles Bessere, wenn auch noch Zukünftige offen, empfänglich, aber sie ist zu keiner Schriftstellerin gebildet. Sie verwechseln mit ihr meine Schwägerin in Heidelberg, Hofräthin Henriette Feuerbach, Wittwe meines ältesten, leider auch schon

vor vielen Jahren verstorbenen Bruders Anselm, des Verfassers des Apollo von Belvedere. Ich werde aber dieser Tage Ihr geehrtes Einladungsschreiben mittheilen. Indem ich Ihrem neuen Unternehmen den besten Erfolg und zu Ihren Mitarbeitern jüngere Kräfte als die meinigen wünsche, habe ich die Ehre zu zeichnen Ihr verehrungsvollst ergebener Ludwig Feuerbach.

Derselbe an dieselbe.

Rechenberg bei Nürnberg, den 12. Jan. 1870.

Hochverehrte Frau. Es hat bei mir nicht erst der in der letzten Nummer (No. 14) der „Neuen Zeit“ enthaltenen Aufforderung „an unsere Leser“ bedurft, um für die Verbreitung dieser neuen Zeitschrift thätig zu sein; es ist der Inhalt derselben, die Sache, namentlich die Sache der Frauenbewegung, die mir erst durch dieselbe in ihr wahres Licht gesetzt wurde, welche mich bewogen hat, „die Zahl ihrer Abonnenten vermehren zu helfen.“ Leider habe ich aber bis jetzt nur zwei Abonnenten gewonnen, der eine ist der Besitzer und Herausgeber des demokratischen „Nürnberger Anzeigers“, der andere bin ich selbst, und ich ergreife eben desswegen die Feder, um Ihnen, verehrte Frau, für die bisherige freiwillige Uebersendung der „Neuen Zeit“ herzlich und verbindlichst zu danken, zugleich aber Sie zu ersuchen, von nun an dieselbe mir nicht mehr zusenden zu lassen. Wenn ich auch nicht mitschreibe, wenigstens zu regelmässigen schriftstellerischen Beiträgen mich nicht verpflichtet habe und nicht verpflichten konnte, so will ich doch wenigstens mitthun, mitzahlen. . . . . Indem ich Ihnen nach alter europäischer Sitte ein glückliches neues Jahr wünsche, habe ich die Ehre zu sein Ihr verehrungsvoll ergebener

L. Feuerbach.

An Sp(eidel).

8. Juni 1870.

Jawohl! wenn ich noch ein Juvenis wäre, wenn auch nur in dem in dieser Beziehung so freigebigen Sinne des Römers, so würde ich die mir gestern durch Ihre Vermittlung zugekommene Einladung der Redaktion der „Presse“ mit Vergnügen annehmen. Aber ich bin schon ein sechsundsechzigjähriger, im Winter vor Kälte, im

Sommer vor Hitze, wie diesen Augenblick, arbeitsunfähiger Greis, der sich nur vorgesetzt hat, seinen eigenen Nekrolog zu schreiben, aber bis jetzt nicht einmal diesen Vorsatz, diese Aufgabe erfüllt hat. *Πάντων κόρος ἐστί.* Indem ich Ihnen zu Ihrer kindlichen Dreieinigkeit gratulire, hochachtungsvoll Ihr L. Feuerbach.

Luigi Stefanoni a Feuerbach.

1870.

Chiarissimo Signore! Il Signore Khanikoff mi offre l'opportunità di potere inviarvi questa mia lettera, e non è senza il più vivo compiacimento che io mi approfitto di questa occasione per esprimere i sentimenti della mia ammirazione verso uno dei più illustri filosofi della Germania.

Già da parecchi anni il mio desiderio era vivissimo di potervi scrivere, ma l'ignoranza del vostro domicilio me l'ha ognora impedito.

Permettete ora che io vi parli alcun poco di questa mia Italia e dei bisogni nostri, in favor della quale non invano si farà udire la vostra voce. Gia da sei anni io pubblico il Libero Pensiero, del quale io spero che il Signore Khanikoff vorrà farvi conoscere i principii e le intenzioni. Voi farete a me e a tutti i liberi pensatori italiani cosa gratissima, se vorrete nella vostra risposta farci conoscere le vostre idee intorno agli ultimi avvenimenti sulla guerra che attualmente si combatte fra la Germania e la Francia, fra l'Italia e il Papato.

Sarà opera buona per noi tutti che vi ammiriamo quale uno dei più coraggiosi atleti della libertà del Pensiero.

La vostra adesione al lavoro che noi abbiamo incominciato contra la superstizione, sarà ancora per noi mezzo di incoraggiamento, e voi certo non ci toglierete lo stimulo della vostra parola al ben fare.

Accettate, illustre Signore, i sentimenti della mia venerazione, i quali il Signor Khanikoff vorrà più diffusamente esprimervi. Vostro devoto servo Stefanoni.

Leonore Feuerbach an Luigi Stefanoni.*)

Geehrtester Herr Stefanoni. Von Herrn v. Khanikoff erhielt ich den liebenswürdigen Brief, mit welchem Sie so freundlich waren, meinen Vater zu beehren, und derselbe Herr wird die Güte haben, Ihnen den meinigen zu übermachen und die nöthigen Erklärungen mündlich hinzuzufügen. Das Uebel, von dem mein alter Vater seit einigen Monaten betroffen ist, erlaubt ihm nicht, wie er wünschte, auf Ihre Zuschrift zu antworten, so dass ich selbst diese Aufgabe mit Gegenwärtigem übernehme, welches ich Sie auf jeden Fall ersuche, nicht als vom Sekretär Feuerbachs, sondern einzig und allein als von seiner Tochter in seinem Geiste geschrieben zu betrachten.

Desshalb fühle ich auch das Bedürfniss, indem ich es wage, einige Worte anstatt meines Vaters an Sie zu richten, Ihnen unsere Achtung und Bewunderung für Ihre Prinzipien und Arbeiten auszudrücken, und bedaure nur lebhaft, dass meine Worte nicht die nöthige Autorität haben, um über den angeregten Gegenstand mich mit Ihnen zu unterhalten.

Mein Vater begrüsste mit Begeisterung die italienische Bewegung für die Freiheit des Gedankens und des Gewissens, eine Bewegung, die, nachdem die grauenhafte Macht der geistlichen Tyrannei zu Falle gebracht worden, ihr Ziel, die vollständige Verwirklichung ihres radikalen Programmes, gleichfalls erreichen wird. In der Politik wie in der Religion helfen Halbheiten und Zweideutigkeiten wenig; wer sie anwendet und vorschlägt, arbeitet, ohne es zu wollen, für die Reaktion. Gewiss wäre es nicht nur im Interesse Italiens, sondern auch der ganzen Menschheit zu wünschen, dass die Ideen Garibaldi's zur Wahrheit würden. Und es freut mich, geehrtester Herr, Ihnen bei dieser Gelegenheit bezeugen zu können, dass die Verehrung, die mein Vater und ich diesem Helden widmen, eine unbegränzte ist. Mit lauterer Begeisterung sind wir ihm nach Marsala gefolgt wie nach Mentana, und zur Stunde müssen wir anerkennen, dass er in dem französisch-preussischen Kriege seinen Arm der Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit geliehen hat. Nur ein elender Egoismus könnte sich daran ärgern, dass ein Mann wie Garibaldi, treu seinen Prinzipien, seinen tapfern Degen der

*) Il libero Pensiero, Giornale dei Razionalisti, 19 Gennaio 1871. Der Brief musste rückübersetzt werden, da das Original abhanden gekommen.

Republik zur Verfügung gestellt. Garibaldi ist nach meiner Ansicht nicht nur der Held Italiens, er wurde mit noch weit grösserem Rechte als der Held beider Welten begrüsst: er will die politische und die Gedankenfreiheit, das oberste Ziel aller Völker, welches, wie ich glaube, durch die Gemeinschaft und Solidarität zwischen der germanischen und lateinischen Rasse realisirt werden kann. Und desshalb beklagen wir den Krieg als ein grosses Unglück und ein Verbrechen wider die Zivilisation, als einen Akt brutalster Zerstörung, physischer und moralischer Verstümmelung.

Von dem Augenblick an, wo der Krieg nicht mehr den Charakter der nationalen Vertheidigung hat, haben wir als Deutsche das Gefühl des Patriotismus verloren, ein Gefühl, welches mein Vater immer dem Prinzip der Humanität unterordnete. Wer unglücklicherweise Zuschauer bei der gräulichen Tragödie dieses Krieges bleiben muss, kann und darf nicht das Mass des Patriotismus oder des heiligen Grundsatzes der Nationalität an jene grossartigen Thatsachen legen, welche allein an dem Gesetze des Humanitäts-Interesses gemessen werden dürfen. Und die Siege, welche die Deutschen über die Heere der Republik davongetragen haben, sind die Siege des Cäsarismus; unsere Demokratie kann sich ihrer nicht erfreuen, wie sie sich mit Recht gefreut hat, als der französische Cäsar fiel. Unter welcher Form immer sich der Cäsarismus verberge, er ist und wird immer sein der grösste Feind des politischen und sozialen Fortschritts. O, es komme der Friede, und jener Moloch, jener Gott der Zerstörung, dem wir so viele Opfer bringen, wird endlich stürzen, die Wohlfahrt und das Gedeihen der Völker werden verbürgt durch ihre Solidarität, und die Furien des Krieges verscheucht sein.

Und somit schliesse ich meinen Brief, nicht ohne Sie abermals unserer Hochachtung zu versichern. Leonore Feuerbach
für ihren Vater Ludwig Feuerbach.

Mr. Rachel an Feuerbach.

Newyork, September 12. 1870.

Hochverehrter Herr! Der „Bund der Freidenker“ von Newyork fasste in seiner Sitzung vom 9. September 1870 den Beschluss, Ihnen, — der Sie während Ihres unermüdlichen Kampfes gegen Irrthum und Lüge vielfache materielle und physische Schädigung erfahren — in Anerkennung Ihrer unsterblichen Verdienste

um die Sache des freien Menschenthums, eine Ehrengabe von 100 Dollars zu überschicken. Der Bund der Freidenker hält es für seine Pflicht, Alle, die ihre Existenz und Gesundheit ihren freisinnigen Ueberzeugungen opfern, wie Sie es gethan, mit seinem schwachen Beistande zu unterstützen. Er hofft, dass Ihre Zukunft sich trostreicher gestalten wird, und bittet Sie, bei Annahme dieser seiner Gabe nicht zu vergessen, dass bei seinen beschränkten Mitteln die Höhe der Summe hinter dem guten Willen zurückbleiben musste.

Im Namen des Bundes der Freidenker von Newyork
für den Vorstand Georg W. Rachel,
korr. Sekretär.

Ottilie Assing an Feuerbach.

Newyork, den 15. Mai 1871.

Geehrter Herr! Sie werden erstaunen, aus so weiter Ferne eine Ansprache von einer Ihnen Unbekannten zu erhalten. Ich würde wahrscheinlich auch nicht den Muth gehabt haben, Ihnen meine zwar nur briefliche Bekanntschaft aufzudringen, wenn ich nicht dächte, dass jeder Erfolg in Ihren Bestrebungen für die geistige Befreiung der Menschen Ihnen etwas von der Befriedigung gewähren muss, welche der christliche Bekehrer empfindet, wenn er, nach seiner Meinung, Seelen gerettet hat. Ich hatte immer gehofft, nach langer Abwesenheit einmal einen Besuch in Deutschland zu machen und Sie dann persönlich kennen zu lernen, und wenn ich diese Hoffnung auch keineswegs aufgebe, so stellt sich der Erfüllung für den Augenblick doch noch so manches Hinderniss entgegen, dass ich Ihnen lieber brieflich mittheile, was ich Ihnen selbst zu erzählen gedachte.

Vor einer Reihe von Jahren wurde ich mit Frederick Douglass bekannt, einem Manne, dessen Name möglicher Weise zu Ihnen gedrungen ist. Er ist ein Mulatte, wurde im Süden als Sklave geboren, und gewann seine Freiheit durch Flucht nach dem freien Norden. Durch ungewöhnliche Begabung, schriftstellerische Fähigkeit und vorzüglich ein glänzendes Rednertalent arbeitete er sich in wenigen Jahren aus dem Dunkel empor, und wurde einer der berühmten Männer Amerika's. Er war einer der hervorragendsten unter den Agitatoren gegen die Sklaverei, und seit deren Abschaffung zeichnet er sich nicht weniger in der Besprechung poli-

tischer und sozialer Fragen aus. Persönliche Sympathie und Uebereinstimmung in vielen Hauptpunkten führten uns zusammen; doch stand ein Hinderniss einer herzlichen, dauernden Freundschaft im Wege, nämlich: der persönliche christliche Gott. Frühe Eindrücke, Umgebungen, und die in der ganzen Nation noch herrschende Richtung hatten ihre Macht über Douglass geübt. Der Lichtstrahl deutscher Freigeistigkeit war noch nie zu ihm gedrungen, während ich durch natürliche Anlage, Erziehung und den ganzen Einfluss deutscher Bildung und Literatur begünstigt, schon früh den Gottesglauben überwunden hatte. Ich empfand diesen Zwiespalt als eine unerträgliche Dissonanz, und da ich in Douglass nicht nur die Fähigkeit sah, die geistigen Fesseln als solche zu erkennen, sondern ihm auch den Muth und die Ehrlichkeit zutraute, dann dem alten Irrthume sofort zu entsagen, und in dieser einen Richtung mit seiner ganzen Vergangenheit, mit lebenslänglichen Anschauungen zu brechen, nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen. In der englischen Uebersetzung von Marian Evans lasen wir zusammen das „Wesen des Christenthums", das auch ich damals erst kennen lernte. Dies Werk — für mich eine der grössten Manifestationen des menschlichen Geistes — bewirkte einen vollständigen Umschwung seiner Ansichten. Douglass ist Ihr begeisterter Verehrer geworden, und das Resultat ist ein merkwürdiger Fortschritt, eine Erweiterung seines Horizonts, aller seiner Anschauungen, welche sich besonders in seinen Vorträgen und Aufsätzen kund gibt, die weit gedankenreicher, tiefer und logischer sind als früher. Während die meisten seiner ehemaligen Genossen in dem Kampfe gegen die Sklaverei seit deren Abschaffung vom öffentlichen Schauplatze verschwunden sind und sich zum Theil selbst überlebt haben, weil es ihnen an neuen befruchtenden Ideen fehlte, hat Douglass erst jetzt den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Für die Befriedigung aber, einen ausgezeichneten Mann der Geistesfreiheit gewonnen zu sehen, und dadurch für mich einen treuen, werthen Freund erlangt zu haben, fühle ich mich Ihnen verpflichtet, und kann mir die Genugthuung nicht versagen, Ihnen dafür meinen Dank sowie meine herzliche Verehrung auszudrücken.

Schliesslich erlaube ich mir noch mit echt amerikanischer Dreistigkeit, Sie mit einem Anliegen zu belästigen. Möchten Sie die Güte haben, mich durch Ihre Photographie zu erfreuen? Ich würde Sie dann um zwei Exemplare bitten, eins für mich und eins für Frederick Douglass. Wir Ungläubigen, die wir uns keinen Gott

nach unserem Bilde aus uns selbst schaffen und ihn anbeten, hängen dafür mit um so tieferer und innigerer Verehrung an den Menschen, in denen wir die Repräsentanten und Dolmetscher der höchsten Ideen unseres Zeitalters erkennen. Ihre ergebene

Ottilie Assing.

Sommer 1871.

An Herrn Markus in Hamburg.

(Zitternd geschrieben, nicht abgesandt, vorletzter Schreibversuch.)

Verehrter Herr! Wie leid thut es mir, Ihnen eine abschlägige Antwort geben zu müssen! Gestern erst habe ich Zeit gehabt, Ihres tüchtigen Sohnes Aufsatz durchzulesen; aber was gewinnt man bei so flüchtiger Durchsicht? Seit Juli vorigen Jahres bin ich ein Vergessener . . . . . .

Ottilie Assing an Feuerbach.

Rochester, Newyork, den 6. September 1871.

Geehrter Herr! Herzlichen Dank für die letzten vier Photographien, welche mich glücklich erreichten, obgleich das Couvert unterwegs gänzlich aufgesprungen war und in Hamburg auf der Post wieder versiegelt wurde. Frederick Douglass lässt Ihnen sagen, dass Sie schwerlich je wärmere Freunde und Verehrer durch Ihr Bild erfreut haben als Sie in uns finden. Leben Sie wohl!

Ihre ergebene Ottilie Assing.

Karl Grün an L. Feuerbach.

Wien, den 16. Dezember 1871.

Theurer Meister! Es ist die traurige Kunde zu uns gedrungen, dass Sie, der uns so ritterlich von dem Lindwurm der schnöden Ichheit befreite, jetzt im Alter nicht diejenige Sympathie und Liebe finden, die Ihnen gebührt. Wir, in der Ostmark des deutschen Reiches wohnend, sind daher zusammengetreten, um Ihnen den Beweis zu liefern, dass unser Herz noch immer glüht für den stolzen fränkischen Denker, für den Philosophen des Herzens.

Es ist uns unvergessen, wie es dem ganzen deutschen Volke unvergessen sein sollte, dass Sie derjenige Kritiker sind, der dem Menschen niemals etwas genommen hat, ohne es ihm doppelt und dreifach wiederzugeben, dessen „Wesen des Christenthums“ nur die

Bereicherung des Menschen, dessen „Theogonie“ lediglich die Apotheose der Menschwerdung war.

Ich im Besondern bin stets des lieben Briefes eingedenk, den Sie mir einst nach Paris als Antwort auf „Goethe vom menschlichen Standpunkte“ schrieben, und in welchem Sie mich freundschaftlich warnten, die Idee nicht für durchaus realisirbar zu halten.

Wenn ich es noch nicht geahnt hätte, würde ich es seitdem in seiner ganzen Wahrheit erfahren haben. Nein, die Idee ist tausend Tücken des „Unbewussten“ ausgesetzt; das Leben zersplittert und verkürzt sie, oft bis zur Unkenntlichkeit. Aber sie ist doch da, sie macht sich geltend, sie bleibt der Massstab des Daseins, sie ist unsere Religion. Ihr dienen wir, für sie dulden wir, wir lassen nicht von ihr.

Wenn es mir gelingen sollte, Sie, den allzeit Bedürfnisslosen, durch diese Zeilen ein wenig aufzurichten, wenn diese Kundgebung aus der Ferne Ihr Herz wohlthätig anmuthet, glauben Sie mir, theurer Meister, lange würde ich kein Weihnachtsfest begangen haben, das ich dem heurigen gleichschätzte.

Geruhen Sie vorläufig diese Sendung als Ehrengabe zum Christfeste von Ihren Anhängern und Verehrern in Empfang zu nehmen. Es steht mir dann noch die Freude bevor, Ihnen den Abschluss unserer Rechnung zu unterbreiten.

Herzliche Grüsse von uns allen, die wärmsten aber von Ihrem beständig getreuen und dankbaren Schüler, der sich mit Stolz nennt Ihren durchaus ergebenen Karl Grün.

Philosophisches Idyll
oder
Ludwig und Konrad.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern im Salzkammergut, den 23. Oktober 1862.

Grosser Mann! Verzeihen Sie einem Manne aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft, der es wagt, Sie mit einem Schreiben zu belästigen. Der Drang, Sie persönlich kennen zu lernen, bestimmte mich vorigen Monats bis zu Ihrem stillen Asyl in Rechenberg zu reisen. Ich traf Sie aber leider nicht zu Hause. Der freundliche Empfang von Ihrer Frau und Tochter hat unendlich wohlthuend auf mich einfachen Naturmenschen eingewirkt, ich danke ihnen herzlich für ihre gute Aufnahme!

Ich wollte auf meiner Rückreise von Dresden, die ich durch Thüringen machte, noch einmal in Nürnberg einen Tag bleiben, um Sie zu sehen; aber Zeit und Geld vereitelten meinen schönen Plan. Ich habe ja durch die Gefälligkeit Ihrer Tochter Ihr Porträt bekommen und freue mich unendlich über diesen Besitz.

Da ich zu weit von einer Buchhandlung entfernt bin, so bitte ich Sie, das in Zukunft erscheinende Buch von Ihnen, das mir Ihre Tochter versprochen hat, ja gewiss zu schicken. Ob ich gleich arm bin, so habe ich zum Ankauf eines wahrhaft guten Buches immer Geld. Meine Bücher, worunter Ihr Werk „Wesen des Christenthums", wurden mir im Jahre 1853 alle konfiszirt; seit vier Jahren habe ich mir Vogt, Ule, Moleschott, Buckle's Geschichte der englischen Zivilisation angeschafft. Diese Lektüre hat meinen Gaumen ganz verwöhnt. Besonders hat Buckle auf mich einen grossen Eindruck gemacht; schade, dass der Tod an der Ausführung und Vollendung dieses grossen Werkes ihn verhindert hat! Wie wäre es, wenn Sie es fortsetzten oder wenigstens eine Geschichte Deutschlands in diesem Sinne schrieben?

Der Geist, der alle diese Schriften durchweht, diesem habe ich es zu verdanken, dass ich gesund und zufrieden meine zweijährige Kerkerhaft in Brünn ertragen habe und selbst meine Verbannung in Olmütz, weit von meinen heimathlichen Bergen, von Weib und Kind, ertragen habe. Ich habe Zeit genug gehabt, über die wichtigsten Wahrheiten des Lebens nachzudenken, ich

habe die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt und kann mit gutem Gewissen die Wahrheit unterschreiben, die Sie, grosser Mann, einmal ausgesprochen haben, „dass noch nie eine Wahrheit mit Dekorationen auf die Welt gekommen, nie im Glanze eines Thrones, sondern stets im Dunkel der Verborgenheit unter Thränen und Seufzern geboren worden ist, dass noch nie die Hochgestellten, dass stets nur die Tiefgestellten von den Wogen der Weltgeschichte ergriffen werden.“ Ich sah Hunderte an meiner Seite verzweifelnd an Allem, fluchend ihr Leben endigen, waren aber doch die besten Christen und Gläubigen. Meine naturwissenschaftliche Anschauung sah in diesen armen Menschen nur die Opfer eines Jahrtausende alten Wahnes.

Doch genug von dieser für mich so traurigen Zeit. Sollten einmal Sie oder einer Ihrer Freunde eine Reise in unser jetzt von so vielen Tausenden von Fremden besuchtes Salzkammergut machen, so bitte ich Sie herzlich, mich zu besuchen; Sie könnten auch bei mir wohnen und sich aufhalten; von meinem Dorfe aus können wir die herrlichsten Bergpartien machen.

Seien Sie nicht böse, edler Menschenfreund, dass ich es gewagt habe, an Sie zu schreiben und auch auf einen Brief von Ihnen zu hoffen. „Nur Lumpe sind bescheiden!“ sagt Goethe.

Grüsse Sie und Ihre Frau und Tochter recht herzlich, und danke noch einmal für die freundliche Aufnahme. Leben Sie wohl.

Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. November 1862.

Mein lieber und verehrter Herr Deubler! . . . Ich betrachte mich als Ihren Schuldner, bis ich Ihren Besuch, nicht wie jetzt nur mit der Feder, sondern mit Leib und Seele erwiedert habe. Was ich aber einmal als Schuld betrachte, das wird unbedingt erledigt, wenn ich auch nicht die Zeit vorausbestimme. Ich komme entweder allein oder in Begleitung meiner reiselustigen Tochter, die — es sei gleich hier gesagt — nebst meiner Frau Sie herzlich grüsst. Komme ich aber auch ohne leibliche Tochter zu Ihnen, so komme ich doch nicht ohne geistige Töchter von mir, d. h. ohne Schriften, wenn auch nicht mit meiner noch unter der Feder begriffenen, vielleicht erst spät vollendeten Schrift, doch mit Schriften früherer Jahre, die Ihnen vielleicht unbekannt geblieben

sind. Eine von mir noch ungelöste Aufgabe ist es, einen volksthümlichen Auszug aus meinen sämmtlichen Schriften zu machen. Ich will es mir einprägen, auch diese Aufgabe als eine Schuld an Sie, an das Volk überhaupt, zu betrachten, dann werde ich sie gewiss auch lösen. Wie sollte es mich freuen, wenn ich mit dem Händedrucke persönlicher Freundschaft zugleich den volksthümlichen Gesammtauszug und Ausdruck meines Geistes Ihnen einhändigen könnte!

Mit dem Wunsche, dass es Ihnen und den Ihrigen wohl ergehen möge, Ihr ergebenster Ludwig Feuerbach.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern, den 11. Dezember 1863.

Mein lieber und verehrtester Freund! Seien Sie nicht böse auf mich, edler Menschenfreund, dass ich Sie schon wieder mit einem Briefe belästige. Es ist schon über ein Jahr, dass Sie mir in Ihrem lieben Briefe versprochen haben, dass Sie mich auf meinen Bergen besuchen wollen; ich freute mich sammt den Meinen unendlich auf Ihre so sehnlich gehoffte Ankunft — Sie kamen nicht!

Auch haben Sie noch eine Schuld an das deutsche Volk abzutragen, nämlich einen volksthümlichen populären Auszug Ihrer sämmtlichen Schriften. Sie wissen selbst am Besten, wie zeitgemäss jetzt ein solches Unternehmen wäre. Sie sehen als Beweis für meine Behauptung das ungeheuere Aufsehen und die grosse Verbreitung des „Leben Jesu“ von Renan, das wirklich ein schlechter Schmarren ist! Allein es ist billig und populär geschrieben und für die Massen berechnet. Nur Sie wären allein im Stande, dieses elende französische Machwerk in den Grund zu bohren!

Sie kennen die Geschichte der englischen Zivilisation von Th. Buckle? Nur Sie allein wären im Stande, sie zu vollenden, wenigstens den Theil über Deutschland.

Auf einen für mich sehr wichtigen Menschen wage ich es, Sie aufmerksam zu machen; sein im Selbstverlage erschienenes Büchlein „Geist, Seele, Stoff“ müssen Sie sich anschaffen, wenn Sie es noch nicht kennen; es ist nämlich Dr. Brugger in Heidelberg, ein 68jähriger Mann, der sich bei der dortigen freien Gemeinde durch Unterricht ernähren muss und wohl einer menschenfreundlichen Unterstützung durch Abnahme seines Buches bedarf. Auf Ihr Urtheil über dies Buch wäre ich sehr neugierig!



O wie viel hätte ich mit Ihnen zu reden — wie würde es uns Alle freuen, wenn Sie uns künftigen Sommer besuchten. Allein, wenige Menschen sind so glücklich, Herr ihrer Zeit zu sein; sollte aber Jemand von Ihren zahlreichen Bekannten und Freunden das Salzkammergut bereisen, so bitte ich selbe an mich zu adressiren.

Grüssen Sie mir Ihre liebe Frau und Tochter, und erfreuen Sie mich mit einer baldigen Antwort. Seien Sie mir nicht böse wegen meiner Zudringlichkeit. Wenn der gläubige Katholik an seine Heiligen seine Wünsche und Bitten richten darf, warum nicht auch ich zu den meinen?

Machen Sie mich aufmerksam auf die wichtigsten Schriften der Gegenwart, denn ich muss Vieles wieder nachholen, was ich während meiner vierjährigen Kerkerhaft versäumt habe.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb, und schreiben Sie mir einen recht langen Brief.

Ihr treuer Freund Konrad Deubler,
im Dorfe Goisern nächst Ischl in Oberösterreich.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 19. Dezember 1863.

Mein lieber Freund Deubler! Leider war es mir nicht möglich, dieses Jahr eine Reise zu machen, nicht möglich also, Sie zu besuchen. Erst kommt bei mir die Arbeit und dann das Vergnügen. Der grösste Mangel meiner hiesigen Wohnung und Existenz war bisher der Mangel einer stillen und im Winter heizbaren Studirstube. Um diesem schmerzlichst empfundenen Mangel abzuhelfen, hatte ich mich endlich diesen Herbst entschlossen, in diesem Hause, wo ich nur zur Miethe wohne, auf meine eigenen Kosten mir eine solche herstellen zu lassen. Diesem Zwecke musste ich das Vergnügen, Sie und Ihre Berge zu sehen, aufopfern. Die Arbeiter sind hier enorm theuer, und ich brauchte nicht weniger als den Tüncher, den Maurer, den Zimmermann, den Schmied, den Schreiner, den Glaser, den Hafner, den Tapezirer. Was bleibt da zum Reisen übrig? Was ich jedoch an Geld verloren, das hoffe ich an Arbeitslust und Arbeitskraft gewonnen zu haben. Ich bedarf, wenn auch nicht zum Studiren oder Lesen, was ich überall kann, wohl aber zum Produziren, zum Schreiben, vor Allem Raum — meinem Kopfe, meinem Sinne oder Eigensinn, wie er vielleicht Anderen erscheint, entsprechenden Raum. Von dem: Wo ich bin,

hängt bei mir ab das: Was ich denke und wie ich denke, d. h. für Andere, also schreibe, denn Schreiben ist ja nichts Anderes als ein lautes, Anderen vernehmliches Denken. Volle 24 Jahre habe ich auf dem Lande gewohnt und hier für mich den Standpunkt gefunden, den Archimedes für sich verlangte, um die Erde in Bewegung zu versetzen. Diesen glücklichen Standpunkt habe ich nicht durch meine Schuld verloren. Meine gegenwärtige, hochgelegene, abgeschlossene, dem Menschengetümmel und Hundegebell entrückte, der Sonne von ihrem ersten bis zum letzten Strahle zugängliche Arbeitsstube ersetzt mir jedoch einigermassen wieder diesen Verlust, eröffnet mir mit dem freieren und weiteren Horizonte auch die Aussicht auf fruchtbarere Jahre, als die bisher verlebten waren, und die Aussicht namentlich, dass ich eine Arbeit, die ich seit meinem nunmehr schon dreijährigen Hiersein im Kopfe und auf dem Gewissen, zum Theile auch schon wirklich auf dem Papiere habe, endlich glücklich vollenden werde. Und so sehr lag diese Arbeit mir am Herzen, dass ich selbst mir keine Reise vor ihrer Vollendung gönnte. So kann, was für jetzt unsere persönliche Bekanntschaft verhinderte, vielleicht später gerade sie bewirken oder ermöglichen. Ich sage vielleicht, denn wie viele unvorhergesehene Fälle stellen sich oft nicht einer Reise in den Weg! Wer weiss, ob es nicht das nächste Frühjahr schon zu einem Kriege oder einer Revolution kommt? Jedenfalls leben wir in einer Zeit, die uns gar keine Garantie für die nächste Zukunft gibt, die uns gebieterisch zuruft: Beschränkt Euch auf das Nothwendigste, spart, arbeitet! Zu den Gegenständen meiner Arbeit gehört auch der, von dem, nach dem mitgetheilten Titel zu urtheilen, die Schrift Ihres Freundes Dr. Brugger handelt. Ich werde sie mir anschaffen und Ihnen mein Urtheil über sie mittheilen, aber erst, wenn ich mit meiner Arbeit über denselben Gegenstand fertig bin, weil ich nicht gerne den Lauf meiner eigenen Gedanken durch die Gedanken Anderer unterbreche. Dr. Brugger ist mir übrigens bereits nicht nur seinem Namen nach vortheilhaft bekannt, sondern auch aus seinem „Fremdwörterbuch für das deutsche Volk“, welches ich besitze. Einen populären Auszug aus meinen Schriften habe ich, obgleich schon alt, doch für ein späteres Alter als eine Invalidenarbeit aufgespart. Ich will nicht selbstgefällig rückwärts in meine Vergangenheit blicken, ich will, so lange ich noch rüstig bin, vorwärts schauen und schaffen. Auch will ich dem guten Renan keine Konkurrenz machen, der weit hinter meiner Ver-

gangenheit noch zurück ist. Aber um gerecht gegen ihn zu sein, müssen wir bedenken, dass er Franzose ist, und unsere Zeit einen so erbärmlich schwachen, durch das Gift jahrelanger Reaktion so verdorbenen Magen hat, dass sie stärkere, männliche Kost nicht verträgt. Meine Zeit kommt noch. Also nur Geduld. Sowie ich einmal wieder Etwas von mir drucken lasse, so werde ich es Ihnen zuschicken. Freilich ist mein Publikationstrieb ein sehr geringer. Von wichtigen Schriften der Gegenwart weiss ich, diesen Augenblick wenigstens, keine Ihnen zu nennen. Von Wichtigkeit ist jetzt nur Politik, alles Andere daneben Kleinigkeit. Meine Frau und Tochter grüssen Sie, wie ich die Ihrigen. Schreiben Sie bald wieder. Von Herzen, wenn auch nicht von Augen Ihr

L. Feuerbach.

Konrad Deubler.

15. Februar 1865.

Lieber guter Freund! Soweit ich in meinem Leben zurückdenke, waren mir Bücher die besten Freunde; sie waren mir Trost im Unglücke und Gesellschaft in der Einsamkeit, sie ersetzten in meiner Dürftigkeit den Reichthum, in den Kerkern von Brünn und Olmütz, in der Verbannung vom Vaterhause mein geliebtes Weib, Eltern und Heimath. Weder Vermögen nach Rang würde ich tauschen für den Genuss, den mir meine Bücher dadurch gewähren, dass sie mir den Umgang sichern mit den grössten Geistern entschwundener Jahrhunderte, sowie mit denen der Gegenwart.

Da stehen sie vor mir in einem von mir selbst gezimmerten Schranke, die „Weltgeschichte" von Struve obenan, die Bibel von G. A. Wislicenus, Feuerbach's „Wesen des Christenthums", „Kreislauf des Lebens" von Moleschott, sämmtliche Jahrgänge von Ule's Naturzeitung, Gartenlaube, Karl Vogt's „Altes und Neues", die „Isis", 4 Bände, von Radenhausen, „ein Buch für muthige Denker" (wie es Rossmäsler bezeichnet); dann Buckle's „Geschichte der Zivilisation von England", „Kraft und Stoff" von Büchner, „Geist und Stoff" vom alten Dr. Brugger aus Heidelberg, „Ueber den freien Willen" von Fischer u. s. w. Das Traurige ist nur, dass ich keinen einzigen Menschen in meinem Gebirgsdorfe habe, dem ich meine Ansichten mittheilen könnte. Die Protestanten sind Pietisten, und die Katholiken —?

Ich habe mir vergangenes Jahr noch ein kleines Gütchen gekauft; es steht auf einem Hügel mit der prachtvollsten Aussicht über das ganze obere Salzkammergut, man sieht auf den Hallstädter See, auf den Dachstein mit seinen ewigen Eisfeldern. Wenn Sie (wie Sie mir versprochen haben) doch einmal in unsere Berge kommen sollten, so müssten Sie da oben Sommerfrische halten! Ich würde mich vor Freude nicht fassen können, wenn ich da oben in meinem Schweizerhäuschen den grössten Denker unseres Jahrhunderts beherbergen könnte! Sie und K. Vogt sind nun einmal meine Ideale — meine Heiligen! Ja, lieber, guter Feuerbach, sollten Zeit und Umstände Sie an einer Reise in unsere Gegend verhindern, so werde ich gewiss Sie nochmals in Ihrem Tuskulum in Rechenberg aufsuchen.

Wie geht es Ihrer lieben Frau und Tochter? Ist Alles gesund und wohlauf?

Wie lange müssen Ihre Verehrer und Gesinnungsgenossen noch auf das Buch warten, das Sie schon seit mehreren Jahren unter der Feder haben? Ich freue mich schon herzlich darauf. Sollten Sie vielleicht mir ein paar Zeilen schreiben, so vergessen Sie ja nicht Ihre versprochene Beurtheilung über die Schrift vom alten Dr. Brugger, „Geist und Stoff".

Leben Sie wohl und grüssen Sie mir Ihre Frau und Tochter recht herzlich, und behalten Sie ferner lieb Ihren Freund

Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 21. März 1865.

Mein lieber Freund Deubler! . . Ich befriedige einstweilen meine Reiselust in Gedanken, und erquicke mich in der Phantasie in Ihrem neuen Schweizerhäuschen an der prachtvollen Aussicht über das ganze obere Salzkammergut, und ich hoffe, dass, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, im Laufe des Sommers oder Herbstes diese Gedankenreise zu einer wirklichen, körperlichen wird. Das Einzige, was mich bis jetzt noch unentschlossen macht, was meine Lust zu einer Reise in dieser Richtung stört und unlustig macht, das ist der Gedanke an den österreichischen Jesuitenstaat, an die österreichische Pass- und Polizeischererei — der Gedanke, dass unser Zusammensein von den mikroskopischen Argusaugen der Polizei gleich schon in den ersten

Tagen als ein Komplott gegen Gott und Obrigkeit angesehen und auseinander gesprengt werde. So ist es mir schon einmal in Leipzig gegangen, freilich zu einer Zeit, wo gerade die krasseste Reaktion im Anzuge war. Ich habe aber keine Lust zu Reisen, zu Handlungen überhaupt, deren Gelingen oder Misslingen von der blossen Willkür der Polizei abhängt. Ich muss daher über diesen Punkt erst zureichende und zuverlässige Aufklärung mir zu verschaffen suchen, ehe ich wirklich den Entschluss, Sie zu besuchen, fasse. Auf alle Fälle müssen Sie dieses Jahr noch mehr von mir kennen lernen als den Verfasser des Wesens des Christenthums, welches Sie allein zu kennen oder wenigstens zu besitzen scheinen. Sie müssen kennen lernen und besitzen meine Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums, meine Vorlesungen über das Wesen der Religion, endlich meine (1845, nicht die schon 1830 erschienenen) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Kann ich Ihnen auf den Fall, dass ich nicht selbst kommen und sie mitbringen sollte, diese Bücher sicher durch die Post zuschicken? Die Schrift von Brugger habe ich mir im vergangenen Herbste bei meinem hiesigen Buchhändler bestellt, aber bis dato noch nicht erhalten. Ich werde ihn dieser Tage erinnern. Meine Schrift wollte ich diesen Winter zum Drucke endlich vollends herrichten, aber ich habe noch keinen so körperlich schlechten Winter erlebt, wie diesen; ich habe nichts geschrieben, ich habe nur gelesen und gedacht. Meine Frau und Tochter grüssen Sie. Ihr geistiger und hoffentlich auch noch körperlicher Freund

L. Feuerbach.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern, 6. Juli 1865.

Lieber, guter, verehrter Freund! Seien Sie nicht böse über mich, dass ich Ihren Brief vom Monate März nicht beantwortet habe. Ich muss aufrichtig gestehen, ich habe den Sinn des Schreibens nicht verstanden, erst das Schreiben Ihrer Tochter hat mich darüber aufgeklärt.

Sie können sich nicht vorstellen, wie gross meine Freude sein würde, wenn Sie mich in unseren schönen Bergen besuchen würden! Ich hätte Ihnen gleich geschrieben, aber ich wollte Ihrer Tochter eine photographirte An- und Aussicht von meinem Häuschen mit beilegen —, allein unser Dorfkünstler wird nicht fertig damit.

Mein alter Freund Robert Kummer hat mir aus Dresden ge-
hrieben, dass seine Tochter Anna im Brautstande sei, und dass
:e Hochzeit am 24. Juli abgehalten würde, und dass es ihm sehr
wünscht wäre, wenn ich doch noch einmal (da wir uns schon
ıge nicht gesehen haben) ihn besuchen möchte. Ich habe es
n zugesagt. Ich werde von Dresden über Leipzig, wo ich meinen
ben alten Rossmässler wiedersehen werde, dann durch Thüringen,
senach, Koblenz, Nürnberg zu Ihnen nach Rechenberg kommen.
:i Ihnen würde ich so Ende Juli ankommen und wir könnten
s Weitere mündlich besprechen. Das wäre also mein Plan.

Würden Sie dann gleich mit mir fortreisen können, oder würden
e später nachkommen? Das würde sich dann schon zeigen
re Befürchtungen wegen Polizeischerereien bei uns in Oesterreich
ıube ich, würden auch nicht so viel zu sagen haben. Wir haben
eine freie Konstitution! Und auch im Uebrigen ist es mir in
ein[illegible]n schönen Oberösterreich lieber, als in dem gelobten Preussen
er dem voll Mucker und protestantischen Jesuiten wimmelnden
ürtemberg!

Kommen Sie nur sammt den lieben Ihrigen zu uns auf unsere
ıönen Berge. Der Monat August und September ist gerade bei
s am angenehmsten.

Hier in Goisern ist gerade der Mittelpunkt; von da aus können
r die Gosauer Seen, Hallstatt, Aussee, Karls-Eisfeld mit dem
ıchstein u. s. w. besuchen.

Jetzt leben Sie wohl! es grüsst Sie sammt den Ihrigen Ihr
:rehrer Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg, den 10. Juli 1866.

Mein lieber Freund! .. Wer kann jetzt an eine Ver-
ügungsreise denken, vollends an eine Reise in das unglückliche,
n einer so schrecklichen Niederlage betroffene Oesterreich? Wer
t jetzt überhaupt andere Gedanken, als sich auf die politischen
eignisse und die Abscheu und Ingrimm erregenden Zustände
:utschlands beziehende? Wir sind plötzlich um ein ganzes Jahr-
ndert zurückversetzt, in die Zeit des siebenjährigen Krieges, in
: Zeit der Barbarei eines Bürger- oder Bruderkrieges. Es sind
eselben Fragen auf dem Tapete und auf dem Schlachtfelde, die
mals nicht gelöst, sondern nur abgebrochen wurden, vielleicht

auch diesmal nicht gelöst, sondern nur um ein Stück weiter ihrer endlichen, der Zukunft aufbehaltenen Lösung entgegengeführt werden. Es ist dieselbe überraschende und vordringende Kühnheit und Neuheit einerseits, derselbe Schlendrian, dieselbe Misère und Zerfahrenheit andererseits, wie damals in der Reichsarmee lächerlich-schändlichen Andenkens. Wer kann jetzt an sein Vergnügen denken, wo Tausende seiner Mitmenschen elendiglich um ihr Leben oder ihre Glieder kommen. Wenn ich aber die Hoffnung aufgebe, Sie noch dieses Jahr zu sehen, so gebe ich damit nicht die Hoffnung auf, Sie doch noch einmal zu besuchen. Freilich bin ich schon so alt, dass meine Anweisungen auf die Zukunft keinen grossen Kredit verdienen; aber doch noch gesund und rüstig — nicht nur zum Federhandwerke, sondern auch zum Fusswerke, zum Reisen.

Damit Sie unter dem Regimente des gegenwärtigen Pariser Teufels ein Zeugniss wenigstens von meinem geistigen und herzlichen Bei-Ihnen-Sein haben, schicke ich sie Ihnen, meine neueste Schrift. Ich bitte Sie aber, nur zu lesen, was Ihnen Vergnügen macht, also zu überschlagen die Nummern, die sich nur auf die Geschichte der Philosophie beziehen. Meine Frau und Tochter und ich grüssen Sie und die Ihrigen, Fräulein L. Döhler und H. Steinbrecher herzlichst. In der Hoffnung einstigen irdischen Wiedersehens Ihr L. Feuerbach.

Konrad.

4. Oktober, 1866.

Lieber, guter Freund Ludwig! Noch einmal meinen herzlichsten Dank für die gute und freundliche Aufnahme. Dieser Tag, den ich an Deiner Seite in Nürnberg verlebt habe, war zu schön — ich hätte mit Goethe's Faust dem Augenblick zurufen mögen: „Verweile noch, Du bist so schön.“ Der Mensch braucht aber auch von Zeit zu Zeit eine solche Erfrischung und Stärkung, um nicht in dem Schlamme des alltäglichen Lebens unterzugehen. Ich war kaum von meiner Wallfahrt von Dir in meine Berge wieder zurückgekehrt, als ich einen Brief von einem Jugendfreunde aus Virginien in Nordamerika erhielt, mit der dringenden Bitte, ich möchte seine Tochter (die er vor 12 Jahren, da er mit seiner übrigen Familie auswanderte, hier zurückgelassen hatte) mit ihren 5 kleinen Kindern und ihren zwar braven und fleissigen, aber

sehr an Verstandeskräften zurückgebliebenen Mann nach Hamburg begleiten, und sie ihm auf einem Dampfschiffe hinüber schicken. Meine Auslagen auf dieser Reise würde er mir gewiss vergüten u. s. w. Eingedenk des Gesetzes, dass Du der Menschheit zugerufen hast: „Heilig sei Dir die Freundschaft", kann ich wohl nicht anders, und muss künftigen Samstag, d. i. den 6. Oktober von hier abreisen.

Ja, in unseren gesunden Alpenthälern halten sich jetzt Tausende von Choleraflüchtigen auf; denn in dieser warmen Herbstzeit macht diese Krankheit in Wien, Prag, Pest, ja in ganz Deutschland riesige Fortschritte, und ich soll mich jetzt wieder hinauswagen — diese Leute können nicht länger warten — und ich muss fort mit Ihnen. Auf meiner Rückreise werde ich wohl ein paar Stunden Zeit erübrigen können, um Dich noch einmal und Deine Lieben sehen zu können. Die Ansichten von unserem Gebirgsdorfe, die ich Friederich und Elisa versprochen habe, werde ich vom Eisenbahnhofe aus Dir zuschicken. Sollten sich Friederich und Elisa des mir gegebenen Versprechens erinnern, so bitte ich sie, mir die Photographien bereit zu halten bis zu meiner Rückkunft von Hamburg, wo ich mir dieselben selbst abholen werde, das heisst, wenn mich nicht unterdessen ein Choleraspital verschlingt. Nun so sei es immerhin! Alles Unglück, das ich während meines Lebens erduldet habe, war immer die Folge meiner Grundsätze; ich konnte nie anders handeln. Niemand, sagt Goethe, kann ungestraft unter Palmen wandeln, ebenso auch nie ungestraft unter seinem Kopfe. Selbst der alte G. Forster stimmt mir bei, wenn er sagt: „Ich weiss, dass man ungestraft nicht glücklich sein kann, und Glück ist doch für den Menschen, der gewisse Fortschritte gemacht hat, nur das Bewusstsein, nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt zu haben."

Und so ziehe ich mit meiner Auswandererfamilie noch einmal hinaus, um sie in Hamburg sicher auf ein Dampfschiff zu bringen; dort angekommen, wird mein Freund sie schon erwarten, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Viele herzliche Grüsse von mir, meinem Weibe und von unserem Freunde Steinbrecher an Dich, an Deine Frau und Friederich, Eleonora und Elisa. Behaltet mich lieb, Ihr herrlichen guten Menschen! Und künftigen Sommer ein frohes Wiedersehen in Goisern.

Dein Freund Konrad..

NB. G. Struve schreibt wörtlich in seiner Weltgeschichte im 9. Bande, 1. Auflage, Seite 899: „Noch umfassender und zerstörender

als Strauss und Bruno Bauer, trat um dieselbe Zeit (1841) der grosse Philosoph Ludwig Feuerbach auf; in seinen Schriften führt er einfach und klar aus, dass das göttliche Wesen nichts anderes sei, als das Wesen des Menschen, die Gottheit nur die Summe der menschlichen Eigenschaften, die Religion daher nur Selbstvergötterung oder Selbstvergöttlichung." An einer anderen Stelle heisst es: „Ludwig Feuerbach kann mit Recht als der Bannerträger der durch ihre Geisteskraft mächtigen Partei aufgeklärter Männer betrachtet werden u. s. w."

Hast Du nun noch ein Recht, zu sagen: „Ich werde todtgeschwiegen??"

Ludwig.

Nürnberg, den 19. September 1867.

Mein lieber Deubler! Nur einen herzlichen, eigenhändigen Gruss, nichts weiter will ich für heute Dir schicken, mit der Bitte, denselben zu vervielfältigen und Deiner lieben Frau, Deinen übrigen mit mir in Berührung gekommenen Hausgenossen und unsern gemeinschaftlichen Freunden Goisern's und der Umgebung mitzutheilen, und mit der Versicherung, dass, so schön, so sehr vom Glücke begünstigt unsere Reise vom Anfang bis zum Ende war, doch der Glanzpunkt derselben unser Aufenthalt in dem lieben Goisern bleibt, dass die Erinnerung an die dort, namentlich in Deinem reizenden Alpenhäuschen verlebten Tage nur mit meinem Erinnerungsvermögen erlöschen wird, wenn anders eine Erneuerung derselben ausser dem Bereiche der Möglichkeit liegen sollte. Mit dieser Versicherung Dein dankbarer Freund L. Feuerbach.

Konrad.

Dorf Goisern, den 17. Oktober 1867.

Lieber guter Feuerbach! Verzeihe mir meine Saumseligkeit im Schreiben an Dich, und rechne es mir ja nicht als eine Gleichgültigkeit, gegen Dich an, obwohl es den Anschein hat und alles gegen mich spricht — um so mehr, da ich Deinen und Eleonorens Brief richtig erhalten hatte. Du warst kaum fort, hatte ich vollauf zu thun, um mich auf den bevorstehenden Kirchtag zusammenzurichten. Montags darauf reiste ich zur Landwirthschafts-ausstellung nach Linz, wo ich mich 2 Tage aufhielt; dann ging es auf der Eisenbahn nach Dresden, wo ich Donnerstag Mittag

um 12 Uhr bei meinem Freunde Robert Kummer anlangte. Sonntags darauf um 2 Uhr Nachmittags reiste ich mit dem Zuge nach Leipzig, wo eben die Messe war; Montag Abends ging's wieder über Eger und Passau nach meinen Bergen zurück. Die andere Woche darauf reiste ich nach Krems, nach Unterösterreich, um für den Winter meine Weine einzukaufen; das nahm wieder 14 Tage Zeit weg. Zu Hause angekommen, fing die Obsternte an, Mostpressen, Obstdörren u. s. w. Alle Tage wollte ich Dir schreiben, aber ich kam nie dazu. Noch einmal, Ihr lieben, guten Menschen verzeihet mir und seid mir nicht böse! Ich werde im Laufe dieses Winters mein Versäumniss gewiss nachholen. Ich bin, seit Ihr von Euerem Häuschen fortgegangen seid, nur einmal dort gewesen — habe aber nichts weggeräumt; es bleibt Alles wie es liegt und steht, bis Ihr im Frühjahre wieder kommt! Oder ist es Dir in Lasern lieber? Ihr habt die Auswahl! Kaum waret Ihr von Goisern fort, so kamen zwei Geognosten, die noch bei mir sind; der Eine ist Professor Suess, der Andere Edmund Moisitschowitsch; Beide sind von der geognostischen Reichsanstalt in Wien, Beide sind Protestanten und kennen Dich aus Deinen Schriften ganz gut; sie ärgern sich unendlich, Dich nicht mehr getroffen zu haben. Sollte uns auch künftigen Sommer Ludwig Pfau während Deiner Anwesenheit in Goisern besuchen, dann würde für Dich der Aufenthalt noch viel interessanter sein, dann würden Aussee und Hütteneck in Angriff genommen. Von unseren Freunden, Bürgermeister, Elssenwenger, dem Hallstätter Astronomen Pilz, von meinem Weibe u. s. w. viele herzliche Grüsse an Dich und Eleonora!

Noch einmal Verzeihung, lieber, guter Freund, und behaltet mich lieb. Auch die gute Eleonora möge auf mich nicht böse sein, und möge sich für mich bei der Tante Elisa bedanken für die mir geschickte Photographie. Nächstens werde ich Euch genau Alles schreiben, was sich Alles in Goisern, seit Ihr fortgezogen seid, ereignet hat. Lebe wohl und verzeihe mir meinen schlecht geschriebenen Brief, denn ich wurde öfters unterbrochen. Ein andermal Mehreres!

Dein dankbarer Freund Konrad Deubler.

NB. Wir haben prachtvolle Herbsttage. Alle Tage denken wir an Dich. Bald hätte ich noch vergessen einen Gruss von Soukop, dem Schulmeister, und von H. Pillak. Von meinem Weibe, Nandl, den zwei Theresle, dem alten Toni extra einen herzlichen Gruss!

Konrad.

Dorf Goisern, den 27. Dezember 1867.

Lieber, guter Freund! Ich glaubte in meinem letzten Briefe an Dich, es wäre in diesem alten Jahre das letzte Schreiben an Dich; allein ein Buch, das ich diese Weihnachtsfeiertage gelesen, hat mich veranlasst, Dich gleich davon zu benachrichtigen. Es ist der 25. Band der Bibliothek der deutschen Klassiker, die Denker und Forscher der Neuzeit enthaltend, Hildburghausen, 1864ger Ausgabe. Seite 265 heisst eine prachtvoll geschriebene Abhandlung „Feuerbach“: „Einer der kühnsten und tiefsten Denker, einer der glänzendsten, lebensvollsten und phantasiereichsten Darsteller, einer der humansten und grossherzigsten Charaktere der Zeit“ u. s. w. Am Schlusse heisst es: „Deutschlands kühnster, freiester, tiefster Denker zog nach Amerika!“ Diese so treffliche, herrlich geschriebene Biographie ist von Arnold Schloenbach.

Ich glaubte Dir gleich über einen so störenden Irrthum schreiben zu müssen! Ja mein lieber, guter Doktor, seit ich Deine Schriften immer wiederholt durchlese und überdenke, lerne ich Dich erst recht verstehen und hochschätzen!

Du solltest uns einmal disputiren hören, wie ich und Elssenwenger, Steinbrecher, die langen Winterabende um den warmen Ofen sitzen und bald dieser oder der andere aus Deinem „Wesen des Christenthums“ oder aus Deinen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ uns gegenseitig vorlesen, und wie wir uns auf den künftigen Sommer freuen, wenn Du wieder, wie wir fest hoffen, in Goisern einziehen wirst.

Auch unsere Zeitungen werden immer interessanter; auch bei uns in Oesterreich fängt der uralte tausendjährige Streit an immer heftiger zu werden; wir haben jetzt eine ziemlich freie Presse, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Nur die Schulen lassen noch vieles zu wünschen übrig. Solange unsere Schulen nicht von der Kirche getrennt sind, wird und kann es nie besser werden!

Wenn wir in Oesterreich gute Volksredner hätten, die wären dazu bestimmt die Bildung und Belehrung der unteren grösseren Massen ausserhalb der Schule zu leiten; sie würden dieses bewerkstelligen durch Reden in den allsonntäglich stattfindenden Volksversammlungen. Ihre Reden müssten die politischen und gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart, Geschichte, Gesundheits- und Naturkunde behandeln; theologische Sachen müssten streng

ausgeschlossen bleiben. Solche Volksredner würden bei uns wahre Wunder wirken und zur wahren Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft viel beitragen. Solche Volksredner würden mit der Zeit unsere Pastoren ersetzen. Wer weiss, was wir noch Alles erleben werden? Nur muthig vorwärts — und dabei die Aufklärung und Besserung unseres eigenen Ich's nicht versäumen! Ich wollte, ich könnte nochmals auf ein paar Stunden mit Dir gemüthlich meine Gedanken austauschen; aber so bin ich genöthigt, Dich mit schlechtem Geschreibsel in meiner knorrigen, unbeholfenen Holzknecht-Sprache zu belästigen.

Sei mir darob nicht böse, lieber, guter Ludwig, und behalte auch im künftigen neuen Jahre mich lieb. Und wenn Du in diesem Winter einmal Zeit hast, und bei guter Laune bist, so schreibe mir wieder einen langen Brief, wie es Dir geht, sammt Deinen lieben Angehörigen, was Du für Arbeiten wieder unternommen hast. Grüsse und küsse mir Deine liebe Frau und Eleonora; sage dieser, dass ihr Brief mit ihrer Photographie bei Steinbrecher's eine ungeheuere Freude gemacht hat. Ein grosser Verehrer Deiner Schriften, Eduard Reich aus Gotha (Du hast bei mir seine Werke gesehen) hat mir sein Porträt geschickt, nebst einem Brief, worin er den Wunsch äussert, er möchte Dich und Radenhausen gerne persönlich kennen lernen. Er beneidet mich um meine Bekanntschaft mit Dir.

Lebe wohl und glücklich, und bewahre auch im neuen Jahre Deine mir so kostbare Freundschaft Deinem treuen Freund

Konrad Deubler.

Ludwig.

Rechenberg, den 21. August 1869.

Lieber Deubler! Der Sommer ist mir wie ein Dieb verschwunden, ob ich gleich, oder vielleicht weil ich ein sehr fleissiger Sammler und Einhamsterer, namentlich auf dem Felde der grossen französischen Revolution von 1789 war. Was Du mir von dem alten Uhlich schreibst, ist erfreulich und beschämend. Er ist älter als ich. Aber freilich ist ein grosser Unterschied zwischen einem Denker meiner Art und einem Sprecher und Prediger seiner Art. Auch ich bin immerfort thätig, aber nur nach Innen, nicht nach Aussen. Wie lange brauche ich, bis ich einmal etwas aus mir herausbringe! Es ist nicht gut, wenn der Mensch früh reif wird.

Er steht da allein, findet keine Ansprache, die allein belebt und zum Weitersprechen anreizt, wird auf sich selbst zurückgewiesen. Und findet er endlich Anklang in Anderen, die dasselbe denken und wollen, so ist er entweder schon todt, oder doch ein alter Mann. Du fragst mich, was ich von den Konzilen denke. Von dem römischen wünsche ich nur, dass es zu Stande komme; und zwar ganz im Sinne des Papstes, der Jesuiten. So kommt es dann endlich doch zu einer Entscheidung, wird der schamlosen Frechheit und Hohlheit des bekannten Syllabus die Krone aufgesetzt, den Schwach- und Dummköpfen selbst die längst ausgemachte Unverträglichkeit des Katholizismus mit den ersten Bedingungen und Grundlagen der menschlichen Gesellschaft augenscheinlich, handgreiflich gemacht. Was aber das entgegengesetzte Konzil betrifft, so scheint mir dieses von meinem Standpunkte aus schon als Nachahmung, wenngleich in entgegengesetztem Sinne, verfehlt. Freilich an Ort und Stelle, auf italienischem Grund und Boden, würde es mir vielleicht in anderem, besserem Lichte erscheinen. Aber von hier aus frage ich mit Verwunderung: Was hat ein Konzilium für Freidenker für einen Sinn? Lasst doch den alten Orthodoxen, den Geistlichen, diese Form! Für uns passt sie nicht. Doch ich muss schliessen. Ich wünsche nur noch Dir und den Deinigen in und ausser dem Hause ein Lebet wohl! Dein unsichtbarer, vielleicht aber noch dieses Jahr sichtbarer, herzlich ergebener alter

L. Feuerbach.

Konrad.

Dorf Goisern, den 17. Jänner 1870.

Lieber guter alter Freund! Kein Tag vergeht, an dem ich nicht an Dich denke! Lange halte ich es nicht mehr aus, ich muss wieder einmal wissen, wie es Dir geht. Sei mir nicht böse, dass ich schon wieder mit einem unorthographischen und ungrammatikalischen Briefe Dich belästige; dafür ist er um so aufrichtiger und wahrhaftiger, denn das Herz kennt keine Grammatik, denn wo die Liebe anfängt, hört die Regel auf.

Seit Deine gute Eleonora zu meinem Geburtstage im vorigen November mir Eueren Glückwunsch geschrieben hat (für den ich ihr meinen herzlichsten Dank sagen lasse), habe ich wieder nichts von Dir vernommen. Wie gerne möchte ich mit Dir über so

Manches reden, um wie Vieles fragen! Was sagst Du zu dem Konzile in Rom, zu den Rückschritten des Protestantismus in Preussen, sowie hier in Oesterreich? Ueberall entstehen freie konfessionslose Gemeinden. Soll ich zum Scheine dieses pietistische Geträdel noch ferner mitmachen? Oder meiner inneren Ueberzeugung gemäss austreten und mich in Graz oder Wien einer freien Gemeinde anschliessen? Ein Freund von mir, Franz Aschinger aus Wels, hat den grossen Schritt gethan und bei der Bezirkshauptmannschaft seinen Austritt aus der christlichen Religion angezeigt, um in Wien der freien Gemeinde sich anzuschliessen. Ich war bisher wegen der Leute alle Jahre am Charfreitag zur Kommunion gegangen, und muss Dir aufrichtig gestehen, habe mich vor mir selbst geschämt. Mein ganzes besseres Selbst empörte sich gegen eine solche Heuchelei. Und doch, was bleibt mir übrig — zumal, wenn man als kleiner Gewerbsmann von diesen Leuten leben muss? Zum Auswandern bin ich jetzt schon zu alt, und würde mich schwer von meinen so schönen Bergen trennen können. Ich ersuche Dich in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit um Deinen Rath.

Uebrigens lebe ich glücklich und zufrieden und bin sammt den Meinigen immer gesund und wohlauf. Nur manchmal in einsamen Stunden beschleicht mich der drückende Gedanke, wie meinen armen verdummten Mitmenschen geholfen werden könnte „Gebt mir“, rufe ich oft, „einen grossen Gedanken, damit ich mich daran erquicken kann!“ Dann suche ich Dein Buch über „Tod und Unsterblichkeit“ hervor, und bin wieder gestärkt und aufgelegt zum Kampfe mit dem Miserere des Alltagslebens, und ich vermag dann mein Haupt über den schwülen Dunstkreis des niedrigen, gemeinen Trubels wieder zu erheben. Dann lege ich mir Deine Photographie vor mir auf den Tisch und beschaue mir mit geistigem Auge die Bildergallerie meiner Erinnerung: Unser Ausflug zum Gosau-See, der Gang nach der Jochwand, wie uns das grosse Donner- und Hagelwetter überraschte, der Spazirgang auf der Soolenleitung zum Hallstätter Salzberg u. s. w. Dein Aufenthalt in unserem friedlichen Dorfe bildet den Glanzpunkt meines Lebens. Der Gedanke, der grösste, kühnste Denker in gegenwärtiger Zeit hat Dich mit seiner Freundschaft beehrt, macht einen grossen Theil meines Glückes aus! Grüsse mir Deine liebe Frau und Tochter aufs Herzlichste, sage Deiner Tochter meinen innigsten Glückwunsch zu ihrem bevorstehenden Namenstag; möge sie noch lange, recht lange das unschätzbare Glück geniessen, ihre guten Eltern für sich

und zum Wohle der Wissenschaft und der vorwärtsstrebenden Menschheit zu besitzen.

Wie geht es dem guten Fritz, der Tante Elisa? Was arbeitest Du gegenwärtig Wichtiges, was hat das wissenschaftlich gebildete Deutschland noch von Dir zu hoffen? Schreibe mir ja bald einmal wieder und behalte mich lieb. Ich küsse und umarme Dich im Geiste! Dein Konrad.

N. B. Viele Grüsse von den beiden Steinbrechern, Elssenwenger, von meinem Weibe, Pilz am Hallstätter See, Hotelbesitzer Franz Koch von Ischl.

Ludwig.

Nürnberg, den 28. Februar 1870.

Mein lieber Deubler! . . Die Religion, wenigstens die offizielle, die gottesdienstliche, die kirchliche ist entmarkt, oder entseelt und kreditlos, so dass es an sich ganz gleichgültig ist, ob man ihre Gebräuche mitmacht; denn selbst diejenigen, die sie angeblich gläubig mitmachen, glauben nur an sie zu glauben, glauben aber nicht wirklich, so dass es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt, wegen eines Glaubens, der längst keine Berge mehr versetzt, seine lieben Berge zu verlassen. Aber musst Du denn, wenn Du die Niederträchtigkeit der christlichen Kirche fahren lässt, auch Deine erhabenen Berge fahren lassen? Kannst Du denn einfach Deinen Austritt aus derselben nicht auf negative Weise bethätigen, nicht dadurch, dass Du eben nicht mehr zum Abendmahl gehst? Oder ist das nur bei uns, nur in der Stadt, nicht auf einem Dorfe, nicht bei Euch möglich, thunlich? Doch genug für heute. Es ist so wunderschönes Wetter, dass ich kein Sitzfleisch habe, dass ich hinaus ins Freie muss. Lebe wohl! Dein Ludwig Feuerbach.

Ludwig.

Sonntag, den 26. März 1871.*)

Lieber guter Deubler! Zwei Briefe habe ich Dir zu beantworten, den ersten vom „26. September 1870“, den zweiten vom „März 1871“. Den ersten erhielt ich am 1. Oktober nebst einem

*) Mit zitternder Hand, immer bergab, in Zwischenräumen, wie mit unsauberer Tinte geschrieben.

auch noch unbeantworteten Brief von Bolin, dessen Du Dich noch erinnern wirst; denn er war ja auch bei Dir zu derselben Zeit, wo ich bei Dir war. Wenige Tage darnach empfing ich eine Anzeige aus Newyork, dass ich nächstens eine „Ehrengabe von 100 Dollars“ erhalten würde. Und diese Ehrengabe erschien wenige Tage darnach. Ich wollte sie Dir melden, aber ich kam nicht dazu.

Samstag, 1. April. Ich bin Dir nicht böse ob „Deiner sträflichen Nachlässigkeit“. Ich bin es mir selbst, und eile dazu, meine Böcke jetzt auszulöschen. Mein erster Bock ist der vom vorigen Jahre, wo ich Dir nicht antwortete.

Donnerstag, 6. April. Ich gehe nirgends mehr hin. Seit dem Herbste vorigen Jahres war ich ein einziges Mal in der Stadt bei meiner unpässlichen Schwester. Bei meinem Fritz war ich im Monate März ein einziges Mal. Er grüsst Dich. Und ich grüsse Dich und danke Dir für Deinen schönen 10-Thalerschein. Warum hast Du mir ihn aber geschickt? Er wäre ja gut bei Dir gelegen. Ich komme hier nirgends mehr hin. Meinen Hausfreund Scholl habe ich schon über ein Vierteljahr nicht gesehen. Ein tüchtiger Hausfreund von ihm ist erst vor einigen Wochen von hier weggezogen in die sächsische Schweiz. Von der neuen Literatur kann ich Dir nichts sagen. Ich lese nur den „Volksfreund“, der in Leipzig erscheint, „die neue Zeit“ in Newyork, den „Nürnberger Anzeiger“ und den „Libero Pensiero, Giornale dei Razionalisti“. Ich weiss nicht, ob ich heuer zu Dir komme.... Wie es die Slaven bei Euch machen werden, weiss ich nicht.... Wenn ich aber auch nicht komme, so grüsse mir herzlich Deine Frau, den Elssenwenger, den Steinbrecher, alten und jungen, nebst Frau, den Mann, der am letzten Sonntag mir so grosse Fische geschickt hat, und alle anderen mir lieben Männer. Meine Frau und Tochter grüssen Dich bestens. Ich hoffe Dir ein andermal einen bessern Brief schreiben zu können.

Dein treuer Freund Ludwig Feuerbach.

Frau Bertha Feuerbach an Konrad.

Rechenberg, den 24. Januar 1872.

Lieber Herr Deubler! .. Mit meinem Manne geht es leidlich, aber traurig ist sein Lebensabend, da er durch die gänzliche Lähmung seiner geistigen Organe aller Beschäftigung beraubt ist. Ja, wäre er nur etwas körperlich gesunder, diesen Sommer müsste er sich Stärkung in Ihren prächtigen Bergen holen; allein an eine

so weite Reise ist bei seinen krankhaften Zuständen nicht mehr zu denken. Es würde eine grosse Freude für ihn sein, Sie wiederzusehen; denn keinen Freund liebt und schätzt er so sehr, als Sie. Machen Sie ihm wenigstens jetzt die Freude eines Briefes, ich bitte sehr darum.

Mit unveränderter Freundschaft Bertha Feuerbach.

Epilog.

Konrad Deubler an den Herausgeber.

Dorf Goisern, den 17. Jänner 1874.

.... Ich war 16 Monate in Graz, ohne nur eine Stunde in die freie Luft zu kommen, in Untersuchungs-Arrest wegen Verbreitung Feuerbach's, Rossmäsler's Schriften u. s. w. (Religionsstörung). Lange schon vor meiner Internirung und Zuchthauszeit, im Jahre 1844, habe ich in mehreren Exemplaren ein Heftchen unter den Salinen-Arbeitern verbreitet: „Ueber wahre Bildung, eine Vorlesung, gehalten zu Bielefeld, den 28. April" von K. G. — Dann wegen Hochverrath durch Verbreitung republikanischer Bücher, wie „Oesterreich und seine Zukunft". Ich wurde in Graz freigesprochen, der Staats-Anwalt Waser legte eine Nichtigkeitsbeschwerde beim Kassationshof ein, und ich bekam nun 2 Jahre schweren Kerker nach Brünn, nachdem noch ein Jahr Internirung nach Iglau und Olmütz! Vier Jahre wurden so von meinem Leben ausgestrichen! Wer erhielt mich immer aufrecht in all diesem Jammer? Den geistbelebenden Ideen Feuerbachs habe ich es zu verdanken, dass ich gesund und rüstig zu meinen Lieben im Jahre 1857 wieder heimkehren konnte ....

Mein nur zu mangelhafter nothdürftiger Schulunterricht wird mich wohl wegen meiner schlechten Schreibweise entschuldigen. Denn ich habe in unserer Dorfschule ausser ein Bischen Lesen gar nichts gelernt; nicht einmal folgerichtig denken und sprachrichtig mich auszudrücken. Mit einem Alter von 20 Jahren habe ich erst mühsam von mir selbst das Schreiben gelernt ......

Ich muss aufhören, es wird dunkel. Grüsse Sie ....

Konrad Deubler.

Konrad Deubler an den Herausgeber.

Dorf Goisern, den 21. Februar 1874.

.... Ueber ein Jahr ist verflossen, als ich den grössten Denker ın letzten Male in Rechenberg weinend zum Abschied an meine ·ust drückte — wir die letzten Küsse wechselten. Er liegt nun rn von meinen heimathlichen Bergen auf dem Johanniskirchhof in ürnberg, aber bei uns in Goisern lebt er noch!

Eine grosse, wirklich eine sehr grosse Freude wurde mir ver-ıngene Woche zu Theil. Der Fuhrmann, der von Goisern all-öchentlich nach Salzburg fährt, brachte mir eine grosse Kiste von ürnberg mit, deren Inhalt eine grosse — Büste von Feuerbach ar —! Dieser Kopf ist unserm dahingeschiedenen Freund so underbar ähnlich, dass ich, als wir — ich und mein Weib — n aus der Umhüllung heraushoben, vor Wehmuth und Freude ut weinen musste.

Die Büste ist von Schreitmüller und prachtvoll bronzirt. Feuer-ıchs Eleonora schreibt mir, dass sie dieses Kleinod mir zum ıdenken mit Vergnügen zuschicken. In der schönen, grossartigen atur, die ihr Vater so sehr geliebt hat, müsste ihm ein beschei-nes Denkmal errichtet werden, und im Bilde solle er wenigstens ·rt weilen, wo seine schönheitsdurstige Seele einmal Erquickung, ärkung, und an der Seite eines Freundes, der ihn verständniss-ll zu würdigen wusste, auch Begeisterung getrunken hat u. s. w.

Ich habe dem mir unvergesslichen muthigen Denker schon lher auf seinem Lieblingsplatz eine Tafel angebracht mit der ıfschrift: „Den Manen des grossen Denkers L. Feuerbach ːweiht". Vorigen Herbst habe ich in Form der Tells-Kapelle ıen Tempel errichtet; da wird die Büste aufgestellt werden. enn Alles fertig ist, werde ich Ihnen eine Photographie davon hicken.

Behalten Sie mich lieb! Konrad Deubler.

Aus dem Nachlass.

Zinzendorf und die Herrnhuter. 1865.

Die Herrnhuter, die „evangelische Brüderunität", erneuerte „Brüderkirche", auch schlechtweg „Brüdergemeinde" genannt, sind eine den englischen Quäkern und Methodisten verwandte Religionsgesellschaft, und wie jene das Wesen des Christenthums nicht in die Lehre, sondern in das Leben, nicht in die Dogmatik, sondern in die Moral setzend, sich aber von ihnen, abgesehen von dem Unterschiede der Individualität und Nationalität ihrer Stifter, dadurch unterscheidend, dass ihre Moral in gewissen Stücken nicht so streng, als die der Quäker und Methodisten. „Eine gewisse Galanterie und Weltlichkeit verlor sich bei dem gottseligen Grafen Zinzendorf niemals gänzlich, und etwas davon kam auch in seine Lehre und Anstalt. Unwahrheiten zu einem frommen Zwecke und unredliche Akkommodationen hielt er gar nicht für unrecht und erlaubte sie sich selbst zuweilen; auch gab er zu, sich der Welt mehr gleichzustellen als andere, ähnliche Sekten. Die Herrnhuter Versammlungen und Gemeindeörter haben bei aller Einfachheit doch etwas Schönes, Elegantes und Geputztes an sich. Man darf sie nur mit den quäkerischen Ansiedlungen und Versammlungen vergleichen. J. Wesley, der Stifter der Methodisten, machte Bekanntschaft mit den Herrnhutern, um von ihnen zu lernen und für seine Anstalt Nutzen zu ziehen, zerfiel aber mit Zinzendorf, weil dieser Nothlügen und ein gewisses Gleichstellen mit der Welt vertheidigte". (Geschichte der theologischen Wissenschaften von C. F. Ständlin, II. Th., 1811, S. 667. Geschichte der Literatur von J. G. Eichhorn, VI. Bd., II. Abth.) Er zerfiel aber mit Zinzendorf keineswegs aus diesem Grunde allein; der Hauptgrund der Differenz, die Hauptbeschuldigung, die Wesley dem Zinzendorf machte, war vielmehr, dass er „blindlings dem Luther folge und anhänge" — ein Vorwurf, der sich aber zuletzt nur darauf reduzirte, dass der Stifter der

Methodisten ein Engländer, der Stifter der Brüdergemeinde ein Deutscher war; denn Deutschthum und Lutherthum ist unzertrennlich, ist eins. Es war nur die Macht des Auslandes, des Romanismus, des Jesuitismus, die dieses Band, diese Einheit zerrissen hat. Also der wahre und letzte Grund der Entzweiung zwischen Wesley und Zinzendorf ist einfach der, dass dieser ein Deutscher und Lutheraner, und zwar eingefleischter Lutheraner war. Zinzendorf's Freunde, ja er selbst nannte sich Lutherum vere redivivum oder Lutherum Lutheranissimum. Im Jahre 1752 erschien von einem unparteiischen, evangelisch-lutherischen Prediger eine Schrift mit dem Titel: „Der in dem Grafen von Zinzendorf noch lebende und lehrende, wie auch leidende und siegende Doktor Luther". Und der Titel ist ganz richtig. Zinzendorf ist der im 18. Jahrhundert, aber eben desswegen nicht mit Haut und Haaren, sondern seinem innern Wesen nach, nicht in der Gestalt eines Bergmannssohnes und ehemaligen Augustiner-Mönches, sondern in der Person eines Weltmannes, eines Grafen wiedergeborne Luther. Führen wir zum Beweise einige charakteristische Aeusserungen Luthers an, die Zinzendorf selbst in seiner unter Spangenberg's Namen 1752 erschienenen apologetischen Schlussschrift anführt, um seinen Gegnern, darunter besonders den bornirten, den Buchstaben mit dem Geist verwechselnden lutherischen Orthodoxen gegenüber, sich als Lutherum Lutheranissimum zu legitimiren: „Ist denn das eine neue Lehre, wenn man sagt, es ist kein anderer Gott als in Christo? Dr. Luther sagt in gebundener und ungebundener Rede: kein anderer Gott als Jesus Christus, keinen anderen haben wollen (sagt er gar irgendwo) ist das Zeichen der wahren Kirche. Alle Gottheit, ausser Christus betrachtet, ist Hirngespinst oder Teufeley" (S. 283). „Wer keinen andern Gott kennt als den Gottmenschen Jesus Christus, der kann selig und überselig sein; 100tausend Kinder und 20tausend einfältige Leute gehen heim und haben so wenig Verstand von Gottes Wesen als von der Algebra, haben aber Jesum, ihren Heiland lieb, zweifeln nicht, dass er sie geschaffen, und lassen ihn instar omnium*) sein. Warum haben denn die Alten gesagt: Si Christum discis, satis est, si caetera nescis.**) Und Lutherus sagt: „die hochfliegenden Geister soll man an Christus Menschheit binden. Es wird nirgends bass, denn in Christus Menschheit ge-

*) Statt aller Dinge.

**) Wenn du Christum lernst, so ist es genug, ob du gleich alles Andere nicht weisst.

funden und gelernt, was uns zu wissen noth ist" (S. 277). Wo steht es aber in der göttlichen Offenbarung, dass Christus allein die Welt erschaffen habe? Antwort. In dem Sinn kann man's sagen, wie Lutherus singt: Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Lutherus: „„O das ist ein lächerlich Ding, dass der einige Gott, die hohe Majestät, sollte ein Mensch werden und kommen hier zusammen beide Schöpfer und Kreatur in einer Person .... wir sollen da solche Narren werden, dass wir gewisslich glauben, dass diess Kind oder diese Kreatur ist der Meister und Schöpfer selber"". Item: „„Der Mensch Christus Jesus, der Zimmermann, der dort zu Nazareth auf der Gasse geht, ist der rechte, wahrhaftige Gott, der die Welt geschaffen hat, er ist allmächtig"" (S. 235); „„das Kind in den Windeln ist der Schöpfer der Welt"" ..... nach der unione hypostatica naturarum.*) Lutherus: „„hier ist mein Gott. Ich will an keinen Gott glauben, als einen Schöpfer Himmels und der Erden, ohne allein, der da einig ist mit dem der da heisst Jesus Christus. Ich will von keinem anderen Gott wissen als dem der da heisst J. Chr."" (S. 234). Der aus Liebe zum Menschen Mensch gewordene, zu seinem Besten leidende, ihn durch sein Blut, seinen Tod, von Tod und Sünde erlösende, durch diese That und deren gläubige, d. h. innige, herzliche Annahme und Aneignung selig machende Gott — der Gott, der Mensch, der Mensch, der Gott. Die Gleichheit und Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens ist das Wesen, der Mittelpunkt, das Eins und Alles Luthers wie Zinzendorfs; aber Luther hat die Konsequenzen, die Früchte, die sich aus diesem Menschwerden Gottes, das gleich ist dem Gottwerden des Menschen, aus diesem Leiden Gottes zum Wohle der Menschheit ergeben, nicht so sich zu Gemüthe gezogen, nicht so ausgebeutet, nicht in so sinnfälliger und darum den streng Gläubigen anstössiger Weise realisirt, als Zinzendorf. Luther war im Schrecken des alten, menschfeindlichen Gottes aufgewachsen, lernte diesen erst nach und nach mit Hülfe des menschgewordenen überwinden; Z. lebte von Kindheit an im vertraulichsten Umgang mit Gott, schrieb schon als Kind Briefe an seinen Heiland, wie an seinen leiblichen Bruder, hatte ein solches kindliches und zweifelloses Vertrauen zu der Theilnahme des göttlichen Wesens an allen menschlichen Angelegenheiten, dass er, als er als Student unter den übrigen für einen Kavalier schicklichen

*) Nach der wesentlichen Einheit der Naturen.

Leibesübungen auch das Tanzen lernen musste, den lieben Gott um seinen Beistand anflehte, um so schnell als möglich mit diesen Allotriis, wie er es nannte, fertig zu werden. Und er wurde erhört. „Mein einziger und wahrer Confident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun lassen“, schreibt er selbst in den „Antworten auf die Beschuldigungen“. Seine Gegner warfen ihm Entheiligung des Namens Jesu vor, wenn man ihn in solchen Dingen um Hülfe anrufe; er weist diesen Vorwurf damit ab, dass „der Heiland des Menschen Herzensfreund und allgegenwärtig sei“. Die Menschwerdung Gottes war oder ist eine Selbsterniedrigung, Selbstverkleinerung der Gottheit aus Liebe zur Menschheit; warum soll es dem Zinzendorf zum Vorwurf gereichen, dass er, um seine Empfindung über diese Gleichstellung Gottes mit dem Menschen auszudrücken, die familiärsten Ausdrücke, wie Mama, Papa, am liebsten Verkleinerungswörter von der Gottheit gebrauchte? Wir verkleinern ein Wesen, einen Gegenstand vermittelst der Diminutiva, nicht aus Geringschätzung, sondern aus Zärtlichkeit, um sie aufs innigste mit uns zu verschmelzen, gleich wie wir die Speisen mit den Zähnen verkleinern, um sie besser zu verdauen, leichter uns assimiliren, d. h. mit uns identifiziren zu können. Ist aber diese Zärtlichkeit, diese Innigkeit nicht eine nothwendige Folge von dem Eindrucke, den das Menschsein des göttlichen, d. h. das Leiden des an sich leidlosen Wesens zum Besten der Menschheit auf einen gefühlvollen Menschen macht, wie der Graf Zinzendorf war? Schon als Knabe wurde er bis zu Thränen gerührt, wenn er erzählen hörte, dass sein Schöpfer Mensch geworden, und was *sein* Schöpfer für *ihn* gelitten. Er fasste den Beschluss, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für ihn gelassen habe, und schloss einen Bund mit dem Heilande: „Sei Du mein lieber Heiland, ich will Dein sein“. „Sein Symbolum war von Kind auf: Das Eine will ich thun, es soll sein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruhn“. (Zinzendorf in der „*Beilage zu den Naturellen Reflex.*“ S. 7.) Luther sagt in seiner Erklärung des Propheten Jesaia über die Stelle (9. Kap.): „uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben“, „*das Kind ist uns geboren*, es bleibt uns auch ein Kind. Also ist uns auch ein Sohn gegeben und bleibt uns auch ein Sohn, er wird nicht anders als er vom Anfang seiner Geburt her gewesen ist. *Wenn wir aber den Sohn haben, so haben wir auch den Vater*.... Ja selbst der Vater wird ein Sohn und wegen des

Sohnes gezwungen, in gewisser Maassen (dass ich so reden mag) zum Kinde zu werden, mit uns zu spielen, uns zu liebkosen, weil wir seinen Sohn haben. Um dieses seines geliebten Sohnes willen sind auch wir geliebte Kinder und Erben Gottes". Dieser nicht nur Mensch, sondern Kind gewordene, mit dem Menschen spielende, ihn liebkosende und wieder liebkosete Gott ist der Gott, das Wesen, das Grundthema Zinzendorfs; daher die so vielen Spott und Aergerniss erregenden Tändeleien, besonders in seinen Liedern, die er, wie er sich ausdrückte, „aus dem Herzen sang." „Z. hielt, bemerkt Varnhagen von Ense in seinem Leben desselben (S. 393), das kindliche, innig vergnügte und gleichsam spielerische Wesen eines am Heiland hängenden Herzens für eine grosse Seligkeit und meinte, jeder Mensch sollte sich aus seiner Kindheit etwas zurückzuholen suchen, etwas Spielendes, Herzliches, Grades, und man dürfe sich durch den Missbrauch, der dabei stattfinden könne, eben so wenig stören lassen kindlich zu sein, als man wegen des Missbrauches der Vernunft aufhören dürfe vernünftig zu sein. Allein eben er selbst übte solchen Missbrauch und gab auch Andern den freisten Anlass dazu." Er sagt selbst von sich, „dass eine seiner grössten Inklinationen auf die Kindlichkeit gehe; denn das gerade, einfältige, ungenirte, vergnügte und artige Wesen eines noch unverdorbenen Kindes sei die allernobelste Gemüthssituation, die sich ein Mensch vorstellen könne". (Spangenberg's Leben des Grafen von Zinzendorf, S. 2012.) Gott ist Mensch, leibhaftiger, wirklicher, natürlicher Mensch. Was folgt daraus? Die Entmenschung, die Entleibung des Menschen? Nein! Das gerade Gegentheil: die Vergötterung des Menschen vom Scheitel bis zur Ferse. „Gott, sagt Luther, verwirft nicht die natürlichen Neigungen an dem Menschen." „Wir können Christum nicht zu tief in die Natur und das Fleisch ziehen, es ist uns noch tröstlicher". Zinzendorf dehnte diese Vertiefung, diese Herablassung der Gottheit ins menschliche Fleisch bis auf die Geschlechtstheile aus. „Zinzendorf bekannte frei, dass er die Glieder zur Unterscheidung des Geschlechts für die ehrwürdigsten am ganzen Leibe achte, weil sie sein Herr und Gott theils bewohnt, theils selbst getragen habe, ja, die Scham wurde ausdrücklich verdammt, als vom Satan in eine heilige Handlung hineingehexte und gezauberte, welche, da sie in ihrem höchsten Augenblicke nur die Vereinigung Christi mit seiner Kirche bedeute — ersterer durch den Mann, gleichsam den Vice-Christ, letztere durch die Frau, deren eigentlicher Mann immer nur Christus bleibe, vor-

gestellt — für diejenigen, welche diesen Sinn und dieses Bewusstsein dabei hegen, so wenig mit der sinnlichen Wollust gemein habe, als der Genuss des heil. Abendmahls mit der Begierde eines Weintrinkers!“ (Varnh. v. E. l. c., S. 276.) Das Christenthum erstreckt sich also selbst bis auf die Geschlechtstheile. Der Christ verrichtet ohne Bedenken, ohne Skrupel, alle Funktionen des natürlichen Menschen, auch das Kinderzeugen, aber nicht aus einem natürlichen Triebe, sondern aus Liebe zu Christus. „Das Kinderzeugen ist, sagt Z., unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf sich nimmt. Wer hat denn gesagt, dass die Sache die geringste Konnexion mit dem fleischlichen Plaisir hat? Das ist eine Phantasie, die hat entweder der Satan in die menschliche Idee gezaubert, oder auch der kondeszendente Schöpfer darum zugelassen, weil sonst Niemand heirathen würde, als seine wenigen Leute auf Erden“. (l. c., S. 275.) Selbst sogar auf den Abtritt geht der fromme Bruder und Diener Christi nur im Namen und nach dem Beispiel seines Herrn, denn „unser theurer Heiland hat sich weder gescheut vom Stuhlgang mit seinen Jüngern zu reden (Matth. 15, 17), noch sich geweigert dergleichen menschliche Demüthigungen an seinem eignen Leibe zu erfahren“. (Apol. Schlussschrift, S. 116.) So haben wir im Vater der Brüdergemeinde auch zugleich schon den Vater des modernen, extremen, d. h. von den inneren Zentraltheilen auf die Extremitäten des Menschen hinausgeworfenen, selbst bis auf den After sich erstreckenden Christenthums, das L. F. schon in seinen theologisch-satyrischen Distichen von 1830 (z. B. denen über den Unterschied von Natur und Gnade), später in seinen Kritiken des modernen Afterchristenthums und anderwärts charakterisirt und persifflirt hat.

Ph. Jak. Spener's (geb. 1635, † 1705) „fromme Wünsche (pia desideria) oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche“ — Speners eigne Worte — und die von ihm zum Behufe der Verwirklichung dieses Verlangens gehaltenen Erbauungsversammlungen (collegia pietatis) sind es, welche die Brüdergemeinde hervorgerufen haben. Spener fand den Zustand der evangelischen Kirche, „des deutschen Juda und Jerusalem“, seiner Zeit in den Worten des Propheten Jesaias gezeichnet: „Das ganze Haupt ist krank (das ganze Herz ist matt), von den Fusssohlen bis aufs Haupt ist nichts gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eyterbeulen, die nicht geheфtet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.“ Aber das Mittel zur

Heilung des Uebels fand er nicht in einer Behandlung des kranken Körpers im Grossen und Ganzen, sondern darin, dass man erst im Einzelnen und Besonderen sie beginne, erst Theil für Theil die Keime zur Wiedergenesung des Ganzen bilde und sammle. Es müssten also, meinte er, erst die wenigen, einzelnen, guten und frommen Seelen zu gegenseitiger Förderung zusammentreten, gleichsam Kirchlein in der Kirche, ecclesiolas in ecclesia, bilden, und durch ihr Beispiel die anderen minder frommen, oder gar gleichgültigen Seelen zur Nachfolge anreizen, ehe an eine Besserung der Kirche im Ganzen gedacht werden könne. Und eine solche ecclesiola in ecclesia im Sinne Speners war ursprünglich die Brüdergemeinde. „Die erste Gelegenheit, schreibt Zinzendorf selbst in seinen „Naturellen Reflexiones über allerhand Materien“ (1746, S. 157), zu denen Oberlausitzischen Anstalten ist der Spiritus Speneri de plantandis in Ecclesia Ecclesiolis gewesen, der meiner seligen Gross-Frau-Mutter, meiner Tante zu Hennersdorf, mir und meiner Gemahlin allerdings angehangen, in quo Spiritu jam per decem annos ambularam,*) solchen auch in Wittenberg (wo die dem Spenerianismus, dem sog. Pietismus entgegengesetzte lutherische Orthodoxie herrschte, und wo Z. studirte) selbst nicht dissimulirt hatte, weil ich aus einem Hause kam, wo ich in dergleichen Principiis auferzogen worden, wie meine Gemahlin auch“. Was ist aber der Spiritus Spener's? Der Geist, der uns getrost sprechen macht: „Ich weiss an wen, was und warum ich glaube, weil wir in göttlicher Gnade nicht nur das Wort, sondern die Kraft der Sache in eigner Erfahrung verstehen“ (Sp. in der Dedikation seiner Allgem. Gottesgelehrtheit an den Herzog von Braunschweig) — der Geist, der mit Luther sagt: „es mag Niemand Gott noch Gottes Wort recht verstehen, er hab's denn von dem heil. Geist ohne Mittel, Niemand kann's aber von dem heil. Geist haben, er erfahre es, versuch's und empfind's dann, und in derselbigen Erfahrung lehret der heil. Geist als in seiner eignen Schule, ausser welcher wird nichts gelehrt, dann nur Schein, Wort und Geschwätz“, mit Arndt's wahrem Christenthum sagt: „Gott ist eitel Gnade und Liebe. Es kann aber Niemand wissen, was Liebe sei, denn wer sie selbst hat und thut. Und also gehet die Erkänntniss eines jeglichen Dings aus der Erfahrung, aus der That und Empfindung, aus den Werken der Wahrheit —

*) In welchem Geiste ich schon zehn Jahre gewandelt hatte.

Stellen, die Spener unter anderen in der angeführten Schrift wider seine Gegner zum Beweise der Uebereinstimmung seiner eignen Lehren mit dem wahren Christenthum und Lutherthum anführt — der Geist also, der, was ihm von einem Andern, hier Gott oder der Bibel gesagt wird, nicht glaubt, nicht für wahr annimmt, weil es ihm gesagt wird, sondern weil er es aus sich selbst als wahr empfindet und erkennt, aus der Quelle seine Ueberzeugung von der Wahrheit desselben schöpft, aus demselben Triebe, demselben Herzen, demselben „heil. Geiste", aus welchem ursprünglich der christliche Gottmensch gezeugt wurde, ihn wiedergebiert, und eben desswegen diesen seinen Glauben an die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens auch in der That, im Leben, in der Liebe beweist. Spener verwarf daher die theologische Sophistik, Scholastik und vor allem die Polemik, beklagte und bestritt die selbst von der Kanzel herabgepredigte Meinung, dass der Glaube auch ohne Werke der Tugend selig mache, dass auch der wahre Glaube mit Lastern verbunden sein könne, lehrte und predigte nur inniges, herzliches und darum eben so wohlthätiges, als — denn „was nicht von Herzen, geht nicht zu Herzen" — populäres, allgemein verständliches und eindringliches Christenthum. Spener war ein religiöser Demokrat, Gegner darum auch des aus dem Papstthum stammenden aristokratischen Gegensatzes von Geistlichkeit und Laienthum, Gegner des hochmüthigen Klerus, der sich allein den Namen der Geistlichen angemasst, während er doch allen Christen gemein sei, von allen geistlichen Aemtern herrschsüchtig die übrigen Christen ausgeschlossen habe, während es doch ihnen zukomme und gebühre, „in der heil. Schrift zu forschen, Andere zu unterrichten, zu ermahnen, zu strafen, zu trösten und dasjenige im Privatleben zu thun, was im Kirchendienst öffentlich geschieht", ja eigentlich „alle Christen zu allen geistlichen Aemtern nicht nur befugt, sondern auch verbunden seien". (Stäudlin, Geschichte der theol. Wissenschaften, S. 360.) Dieser Geist ist also der Spiritus Speneri, aus dem die herrnhutische Ecclesiola in Ecclesia hervorging — in ecclesia, denn Zinzendorf wollte kein Separatist sein, sich nicht von der Kirche, der lutherischen nämlich, worin er geboren und erzogen, trennen, bekannte sich vielmehr zur Augsb. Konfession (insbesondere in ihrer ersten Gestalt), bewog selbst die böhmisch-mährischen Brüder, deren Ankunft in H. die erste, äussere Veranlassung zur Gründung der Z.'schen Religionsanstalt gegeben, zur Annahme derselben. Diese Anhänglichkeit an die Augsb. Konf.

hielt ihn aber nicht ab, auch anderen Konfessionen in seiner Gemeinde Platz zu machen. Er hielt sich nur an das Wesentliche, Unbestrittene, von allen Parteien Anerkannte der christlichen Lehre und Kirche; die sie trennenden und unterscheidenden Lehren und Gebräuche machte er zu unwesentlichen Formen, zu Unterschieden nur der „Methode und des Ausdrucks“, zu tropis paediae, eigenthümlichen Weisen der Schule, in der die zur Brüdergemeinde getretenen Personen erzogen worden seien, und denen sie auch nach seinem Willen innerhalb der Unitas fratrum treu bleiben sollten. Es gab daher einen lutherischen, einen mährischen, einen reformirten Tropus. Obwohl ein eifriger Lutheraner für seine Person, bekannte er doch, dass er keinen Beruf in sich fühle, Andersgläubige lutherisch zu machen, überhaupt Leute aus der einen Religion in die andere überzuholen; er trage nur das Evangelium so vor, dass er Seelen für den Heiland werben möchte, und die armen Sünder, sie mögen lutherisch, reformirt, katholisch oder gar Heiden sein, dem zu Füssen fallen, der uns alle erlöst hat“. (Z.'s Leben von Spangenberg, S. 1010.) Man beschuldigte ihn wegen dieser seiner freisinnigen Toleranz der konfessionellen Unterschiede des Synkretismus und Indifferentismus. Er erwidert darauf: „dass es Katholiken und Calvinisten gebe, die da selig werden, ist wahr und wir gestehen es gern. Aber alle dieselben haben den eigentlichen Irrthum nicht, der in ihrer Religion zur Verdammniss abführen kann, sondern sie haben an dessen Stelle die evangelische, selig machende Wahrheit und irren nur in Nebenpunkten. Z. B. kein Katholischer, der selig wird, ist werkheilig, sondern er liegt wie ein lutherischer Wurm zu den Füssen Jesu, und sucht die freie Barmherzigkeit Gottes um der Wunden des Heilands willen wie ein Dieb unter dem Galgen“. (Apolog. Schlussschrift S. 16.)

O Herr Jesu! (singt Z. anno 1723 bereits)
Sammle, sammle dir die Frommen,
Lass dich ohne Spiegel sehn,
Ohne Sprichwort dich verstehn.
Dann wird nichts als Jesus seyn,
Reformirte, Lutheraner,
Kephisch, Paulisch, Mein und Dein,
Bischof, Presbyterianer,
Alle Sekten einig sein!
Denn die Liebe bleibt allein.

Z. wollte keine neue Lehre bringen, keine neue oder besondere Sekte gründen, er wollte kein Autor, sondern nur ein Kompilator

sein, aber nicht von Büchern, sondern von Seelen; er wollte nur aus dem Pêle-mêle der bestehenden Kirchen die frommen, von sich selbst oder von ihm aus dem Sündenschlaf erweckten Seelen sammeln, „untereinander zu herzlicher Liebe und genauer Fürsorge verbinden"; er wollte die Kirche im engsten Sinne des Wortes, in welchem es nur die bedeutet und befasst, die „unseren Herrn Jesus Christus herzlich lieb haben und sich durch die Gnade Gottes als Glieder eines Leibes miteinander erbauen, um in der Gnade und Erkenntniss Jesu Christi zu wachsen und zuzunehmen", realisiren, die unsichtbare Kirche also sichtbar machen. Seine Gemeinde sollte seinen Worten nach sein eine Ecclesiola in Ecclesia, in der That aber die Ecclesia selbst als eine Ecclesiola, die Kirche, insbesondere die ihm zunächst liegende evangelisch-lutherische Kirche im Auszug, im Kleinen, die aber eben desswegen auf ihren wahren Sinn und Kern eingeengte, zusammengezogne, konzentrirte Kirche. Christus, sagt Z., ist der „konzentrirte Gott" (in der „Gewissensrüge" in den Beilagen zu den „Naturellen Reflexionen", S. 127), und Herrnhuterthum ist das auf diesen im Menschen konzentrirten, aus Liebe zur Menschheit selbst Mensch gewordenen, diese seine Liebe durch sein Leiden, sein Blut, seinen Tod am Kreuze bekräftigenden, darum auch nur die Liebe zu ihm zum ganzen Inhalt der Religion, die Liebe zum Menschen zum ganzen Inhalt der Moral, des geselligen Lebens machenden Gott, in Theorie und Praxis, in Lehre und Leben konzentrirte Christenthum oder spezielles Lutherthum. „Das Objekt der christlichen Religion", sagt Z. (in seinen „Reden über die vier Evangelisten", herausgeg. v. G. Clemens 1766, S. 530), „darein sich das Auge verlieren und darauf ein Mensch seine ganze Begierde heften und es dabei lassen muss in Zeit und Ewigkeit, ist Gottes Erscheinung in dem Bilde, wie Er für unsre Noth am Kreuze sich so milde geblutet hat zu todt"; „die Verliebtheit in den Heiland mit Leib und Seele ist die einige, wahre, allgemeine Religion." „Man hat schon vielmal über die Religion gedacht, hat allerhand Schwierigkeiten heben wollen und unter andern auch die, warum doch keine Sache in der Welt verwickelter und dunkler ist, als die Religion, da doch die Menschen dadurch, oder dabei sollen selig werden? warum doch das Mittel, das einem unentbehrlich ist zum ewigen Wohlsein, einem so erstaunlich hochgehängt ist? Keine Einwendung ist stärker gegen die Religion, als diese, dass sie kann von keinem Menschen beantwortet werden, der ein blosser

Theoreticus ist.... Was ist denn aber der einzige Rath zur Rettung des lieben Gottes in Ansehung der Religion? Was kann man ganz allein anführen, dadurch man die Religion von tausend und abertausend Dunkelheiten und Schwierigkeiten erledigt?.... wenn wir die ganze Religion zu einer Sache machen, die im Geistlichen just das ist, was es im Leben ist, was es im Leiblichen ist; wenn ein Kind was in's Auge kriegt, das dem Kinde gefällt und da das Kind hin will, .. — das ist das ganze Geheimniss der Religion; wenn einem der Heiland was hauptsächlich wahres, das einen Einfluss in unser ganzes Herz und Gemüthe auf einmal hat, vorweisen lässt, und das fassen wir, das gefällt uns, da wenden wir uns hin mit unserem ganzen Gemüthe, da bekümmern wir uns weder um Beweis dafür, noch um die Einwendung dagegen, sondern wir sind mit der Sache eins, sie steht uns an, und ist nach unserem Herzen, das übrige befehlen wir dem lieben Gott. ... Dagegen werden nun freilich die gescheuten Leute nicht disputiren, dass unstreitig das die grösste Seligkeit ist, wenn man den Haupt-Religions-Punkt ins Herze fasst und über dem: Ich hab Dich doch, alle Zweifel und Beweise vergisst." (Ebend. S. 527—529.) Dieser, alle anderen Glaubensartikel zur Nebensache machende Haupt-Religions-Punkt, dieses hauptsächlich Wahre, das einen bleibenden Einfluss auf unser ganzes Herz und Gemüth mache, wenn's einmal recht ins Auge gefasst wird, nicht mehr aus dem Sinn und Herzen kommt, weil dieses mit ihm eins ist — das ist eben der aus Liebe zu uns Mensch gewordene, aus purer Liebe zu uns, um uns selig und heilig, glücklich und gut zu machen, leidende, blutende, sich bis zum schmählichen Kreuzestod erniedrigende Gott und Schöpfer. Zinzendorf und seine Gemeinde glaubt oder weiss nichts und will nichts wissen, als Jesum Christum, den Gekreuzigten (1. Korinth. 2, 2), als „Jesu Blut und Wunden". Der Katholik, d. h. der Priester nöthigt dem Menschen, d. h. dem Laien, Alles ohne Unterschied, was nur immer die Kirche sagt oder in der Bibel steht, selbst das, dass der Hund des Tobias mit seinem Schweife gewedelt hat, als einen Gegenstand des Gewissens, des Glaubens, der Religion auf. Luther beschränkt und reduzirt, seinem wahren Sinn und Willen nach, den Glauben nur auf das zu unserer Seligkeit und Rechtfertigung vor Gott Nothwendige, nur darauf, dass wir „für die gewisse und ungezweifelte Wahrheit halten, dass Gott oder der Sohn Gottes Mensch geworden, für uns gestorben ist"; weil wir

aber diese Gewissheit nur aus der Bibel, als dem Wort Gottes haben, so macht er doch wieder auch alles Andre, was in der Bibel steht, zu einem Gegenstande des Glaubens, indem wir sonst, wenn wir dieses Andre nicht glaubten, auch jenen Grundartikel nicht für unzweifelhaft gewiss annehmen könnten. Daher der Satz Luthers: „Alles rund und rein geglaubt, oder Nichts geglaubt." Z. lässt aber alles dieses Andre fahren, gibt es als zur Seligkeit unnöthiges und unpraktisches, herzloses Zeug preis dem Zweifel, der Streitsucht der Gelehrten, der Eitelkeit, der Spekulation, oder lässt es wenigstens dahin gestellt sein. Die Orthodoxie machte ihm daher den Vorwurf, dass er aus dem Zusammenhange der übrigen Bibelwahrheiten nur die eine Wahrheit von der Versöhnung der Menschen mit Gott durch das Blut Jesu Christi herausreisse und hervorhebe. In der That: der Herrnhutianismus ist das im Blute Christi, im Blute des Menschen konzentrirte, aber auch aufgelöste und zersetzte Christenthum. Z. ist den Orthodoxen seiner Zeit gegenüber ein Freigeist, aber religiöser Freigeist, ja er ist ein christlicher Atheist. „Ausser (sowohl extra als praeter) Christo kein Gott", wenigstens für uns Menschen. Der Herrnhutianismus ist die gelungene, wahre, konsequente Anwendung („Applikation"), Auslegung und Ausführung dieses lutherischen Ausspruchs. — „Ich fasste den firmen Schluss, sagt Z. (in seiner Apolog. Schlussschrift, S. 27) und hab ihn noch, dass ich entweder ein Atheist sein, oder an Jesum glauben müsse, dass ich den Gott, der sich mir ausser Jesu Christo offenbart und nicht durch Jesum, entweder vor eine Chimäre oder vor den leidigen Teufel halten müsse . . . Dabei ich bleib, wag Gut und Blut. Mein Thema ist: ohne Christus, ohne Gott in der Welt." An einem andern Ort sagt er: „wenn's möglich wäre, dass ein anderer Gott als der Heiland sein oder werden könnte, so wollte er lieber mit dem Heiland verdammt werden, als mit einem andern Gott selig sein." (Ebend. S. 35.) „Die trockene Theologie, die die ganze Welt erfüllt, ist die, dass man immer vom Vater redet und den Sohn überhüpft. Die Theologie hat der Teufel erfunden." (Reden über d. 4 Evangel., I. Bd. S. 311.) Christus ist „Gottes Enchiridion" (Beil. z. d. Natur. Refl., S. 87), „das Ens entium, die causa causarum, die Ursache der Schöpfung, die Ursache unserer menschlichen Existenz und Seligkeit, das κεφάλαιον, d. h. die Summe der ganzen Gottheit." (Ebend. S. 121.) „Allein der Theanthropos qua talis das Privilegium hat, Alles in Allem zu sein." (ibid. S. 78.)

Was aber ist Christus? Mensch. Der Herrnhutianismus hat also, wenigstens im Sinne seines Stifters, ausser dem Menschen keinen Gott, er weiss nichts von Theologie, er weiss nur von Christologie; aber die Christologie ist nichts als die religiöse Anthropologie, Menschenlehre und Menschenthum in christgläubiger Form. Nur in Christo ist Zinzendorf kein Atheist, nur in ihm glaubt er an einen Gott; aber warum? weil er kein Gott, kein anderes, kein dem Menschen entgegengesetztes, aller menschlichen Eigenschaften und Neigungen entkleidetes Wesen oder vielmehr Unwesen, sondern vielmehr ein wahrhaft, ein herzlich und leiblich menschliches Wesen ist, eben darum ein Objekt der Liebe, der Empfindung, das nur desswegen für wahr angenommen, geglaubt wird, weil es das Zeugniss des Herzens für sich hat, dasselbe entzückt und beglückt. Die Theologen machten ihm den Vorwurf, dass er den „Atheismus nicht durch Gründe, sondern nur das Gefühl überwunden habe; man müsse aber auf Gründen stehen, wenn auch alles gute Gefühl und Empfindung weiche." Z. erwidert darauf: „der stärkste Grund meines Glaubens als eines Knabens ist gewesen, dass mein Herz und dessen Herz, der für mich gestorben, ein Herz sei ... Der Gegner mag vor sich behalten seinen Trost im Kopf und Verstand, wenn sein Herz nichts fühlt, ich und mein Volk mögen das nicht, sondern wir behalten unseren Herzens-Trost, wenn Kopf und Herz disrangirt wären. ... Der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott, weil er lieber keinen möchte, wenn ihm gleich seine Vernunft sagt: „wie aber wenn?" Der Jünger spricht in seinem Herzen: es ist ein Heiland, weil er ihn gar zu gerne hat, wenn gleich noch so viel Aves phantasticae um den Kopf herumschwirren nach Luthers Gleichniss." (Apolog. Schlussschrift, S. 350.) „Was ich glaubte, das wollte ich", sagt er desgleichen ebendaselbst vortrefflich. Z. hat Recht, wenn er von sich und seiner Gemeinde sagt: „wir sind das simpelste und naturellste Volk von der Welt." In dieser seiner Einfalt und Natürlichkeit hat er — Ehre ihm desshalb, namentlich in Anbetracht seiner Zeit! — den wahren und letzten, hinter Scheingründen versteckten Grund alles theologischen Glaubens entdeckt und ausgesprochen; man beweist, was man glaubt, und man glaubt, was man will, d. h. mit anderen Worten, was man wünscht, was man gern hat. „Wer einen andern Glauben (an Jesum) vorgibt, der ist ein Schelm", wie ganz richtig und kräftig Z. ebendaselbst sagt. Dass der Mensch an Gott, an Jesum nur glaubt, weil er sich selbst liebt,

weil Gott, insbesondere Christus ein dieser Liebe des Menschen zu sich entsprechendes Wesen, ja nur das vergötterte und vergegenständlichte eigne Herz und Wesen des Menschen ist, das hat, obwohl innerhalb des alten Glaubens, Zinzendorf, ja selbst schon Luther vor ihm so deutlich ausgesprochen, als nur irgend ein moderner Freigeist. „Wer in seinem Herzen," sagt Luther in der Hauspostille, „dieses Bild wohl gefasset hätte, dass Gottes Sohn ist Mensch geworden, der sollt ja sich zum Herrn Christo nichts böses, sondern alles guten versehen können. Denn ich weiss ja wohl, dass ich nicht gern mit mir selbst zürne, noch mir arges zu thun begehre. Nun aber ist Christus eben der, der ich bin, ist auch ein wahrhaftiger Mensch. Wie kann er's denn mit ihm selbst, das ist mit uns, die nur sein Fleisch und Blut sind, übel meinen? Summa, diese Menschwerdung Gottes Sohns, wo sie recht im Herzen gebildet wäre, so würde sie ja eitel fröhliche Herzen und Gewissen machen und in einem Augenblick alle gräuliche Exempel des Zornes Gottes verschmelzen und verschwinden, als da ist die Sündfluth, die Vertilgung von Sodom und Gomorra. Solches alles müsste in einem einigen Blick verschwinden, wenn wir mit gläubigem Herzen gedächten an diesen einigen Menschen, der Gott ist und die arme menschliche Natur so geehrt hat." Dieses Verschwundensein aller gräulichen Exempel der alten, theilweise selbst noch in Luther vorhandenen, unmenschlichen Theologie, diese Gewissheit, dass Gott mit dem Menschen eins ist, es so gut mit ihm meint, als er mit sich selbst, diese Fröhlichkeit des Herzens und Gewissens ist das charakteristische Wesen Zinzendorf's, das er ebenso im Leben als im Lehren bethätigt und bewiesen hat. „Wenn ich mit dem Heiland rede, so gehe ich mit ihm um, als mit meinem Fleisch und Bein." (Red. üb. d. 4 Evang., B. I. S. 292.) „Was brauch ich noch mehr? Jesus ist mein Bruder, Jesus ist mein Herz." . . — „Er ist unser ander Herz" (Ebend. S. 309), „unser ander Ich," wie er irgend wo anders sagt. „Der Heiland hat zwar die Immensität von Seiner Person weggenommen und erlaubt uns nicht, wenn wir an ihn denken, an einen Abgrund zu denken, sondern will, dass wir an einen Körper denken, in dem sich alles Göttliche, Englische und Menschliche konzentrirt, so dass wir nach einem Schatten, nach Luft, nach nichts greifen, wenn wir nach der Gottheit ausser ihrem Körper, d. i. Christo greifen. Aber ohngeachtet Er uns ein sehr naturelles Bild von sich gegeben, das wir umarmen können,

so ist er gleichwohl unser Gott." (Ebend. S. 24.) „Es ist ein altes Wort, das mehr als in einem Lande, sonderlich aber in unserer deutschen Sprache bei Gelegenheit, dass man erschrickt, oder sich vor dem Feinde fürchtet, gebräuchlich ist: Gott sei bei uns! Das kommt von der gesetzlichen und knechtischen Gemüthssituation des menschlichen Geschlechts gegen Gott her, denn dasselbe hat eine forcirte Ehrerbietung gegen Gott. Die sogenannte Christenheit hat die fürchterliche Idee von Gott behalten und die Idee vom Lamm, von Seinem Verdienst und von Seinem Tode ausgemerzt." (Ebend. S. 29.) „Alle diejenigen, die sich über unsere Art zu lehren verwundern, beweisen ihre erstaunliche Unwissenheit im Geistlichen und den Verfall der ganzen Theologie, sonst müssten sie Gott danken, dass in diesen unglücklich verderbten Zeiten, die sie selbst faecem temporum, die Grundsuppe der Welt nennen, noch Leute aufgestanden sind, die von Tod und Wunden Christi reden mögen und Sein Marterbild wieder aufstellen, das in der Welt zum Gespött und Gelächter worden ist. Er ist unser Gott, der uns mit eigner Hand gemacht, als Er die Schöpfung zu Stande gebracht." (Ebend. S. 26.) Sind denn nicht aber auch Leiden, Martern, Wunden, Kreuz und Tod grässliche Bilder? Wohl an und für sich selbst, aber nicht, wenn sie nur sinnfällige Beweise von der überschwänglichen Liebe des Gottmenschen zum Weltmenschen sind. „O süsse Seelenweide," heisst es z. B. im Herrnhuter Gesangbuch, in Jesu Passion, „Es regt sich Scham und Freude, Du Gotts- und Menschensohn, Wenn wir im Geist Dich sehen Für uns so williglich Ans Kreuz zum Tode gehen, Und jedes denkt für mich." — „Mein Herz ist tief gebeugt Und inniglich geneigt Zu Dir und Deinen Wunden, Die Du für mich empfunden; Ich weiss von keinen Freuden, Als nur aus Deinen Leiden." — „Ich glaub's und fühl's im Herzen, Mein Heiland liebet mich." Wohl hat der Herrnhuter auch das bittere, demüthigende Gefühl und Bewusstsein, dass er „ein armer Sünder", aber er hat und pflegt es nur, um dadurch die Wahrheit des alten bekannten Satzes: Contraria juxta se posita magis elucescunt*), „die Gerechtigkeit Christi als das Licht, unsre Sünderschaft als der Schatten, machen ein ganz Bild, ein schön Bild aus" (Beil. z. d. Nat. Refl. S. 48) an sich zu erfahren, das süsse, erhebende Gefühl von der Sündenvergebung, der Gnade und Liebe des Heilands zu steigern und

*) Gegensätze erklären sich durch einander.

durch die Gewissheit dieses Geliebtseins zu um so innigerer Gegenliebe und Hingabe sich zu begeistern. „Ich glaube, weil ich liebe,“ sagt Z. von sich, wiewohl in der dritten Person (Beil. z. d. Nat. Refl. S. 21), hänge unzertrennlich an Jesu, weil ich einen göttlichen Eindruck von der Sünde und von ihrem Versöhner bekommen.“ Und ich liebe, weil ich geliebt bin. Christus, der hauptsächlichste, wesentlichste, ja zuletzt einzige Gegenstand des Glaubens ist ja selbst nichts anderes, als die vergötterte, verpersönlichte, vergegenständlichte Liebe des Menschen. Die Seligkeit des Liebens — „nichts seliger als Jesum lieben“ — und des Geliebtseins — „der hat den Himmel auf Erden, den der Heiland versichert, dass Er selbst seine sei“ — aber nicht nur als Objekt des Glaubens, der Theorie oder Lehre, sondern auch der Moral, des Lebens, des einzelnen sowohl als des gemeinschaftlichen Lebens: das ist der Kern des Herrnhutianismus. Kurz Herrnhutianismus ist gegenüber der scheinheiligen Selbstverläugnung der Theologie, anthropologischer „Egoismus“, Eudämonismus, Sozialismus und Sensualismus — „wer ihn siehet (Jes. Chr.), der siehet den Vater.“ Zinzendorf kennt nur einen, wenn auch jetzt nicht mehr mit den äusserlichen leiblichen Sinnen, doch innerlich, im Geist und Herzen „riech-, fühl-, sicht-, schmeck- und hörbaren Gott“ — in phantastischer, christlichgläubiger Form. (Siehe über den letzten Punkt z. B. Vorrede z. d. Reden über d. 4 Evangl., Beilagen zu den Natur. Reflex., S. 127—28, Apolog. Schlussschr., S. 295, 305, 105.)

Urtheile über Zinzendorf und Herrnhuter überhaupt.

Herder (Adrastea und das 18. Jahrh. Schluss. Unternehmungen des vergangenen Jahrh. zur Beförderung eines geistigen Reichs. 6. Zinzd.) „Graf Z.'s und seiner Mitarbeiter Verdienst sind seine Einrichtungen, Einrichtungen des Fleisses, der Ordnung und brüderlichen Gemeinschaft; eine Wohlthat für seine Zeit und für mehrere Zeiten. Sich aus dem kalten Dorngebiet der orthodoxen Streiter, so wie aus den heissen Gruben der Mystiker, der Pietisten und Separatisten in Ruhestätten zu ziehen, die Z. ihnen bereitete, that damals Mehreren wohl, die unter dem Panier des Fleisses und der Ordnung an Liebessymbolen sich beruhigten oder erquickten. Das Wesen der Theologie haben diese Symbole zwar nicht gefördert, hat nicht aber der Herrnhutianismus auch im Lutherthum manche Härten gebrochen? manche Pedan-

terieen zerstört und auf den Zweck der Religion, der in brüderlicher und geselliger Eintracht thätige Liebe sein soll, durch seine Thatanstalten wenigstens gewiesen?"

Lessing sagt irgendwo: „Die Herrnhuter thun, worüber andere spekuliren und zanken" (J. R. Schlegels Kirchengeschichte des 18. Jahrh., II. Bd., Heilbronn 1788, S. 908). Ich habe diese Worte nicht gefunden in Lessings sämmtlichen Schriften, Berlin 1771—94; aber gleichwohl enthalten sie den Sinn, den Grund- oder Schlussgedanken seiner „Gedanken über die Herrnhuter" von 1750 (17. Bd. d. ang. Ausg.). So sagt er z. B. ebendaselbst: „was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt?" (S. 315.) „Der Erkenntniss nach sind wir Engel und dem Leben nach Teufel" (316). „Haben die Herrnhuter oder ihr Anführer, der Graf v. Z., jemals die Absicht gehabt, die Theorie unsers Christenthums zu verändern?" (S. 322.)

Meissner (im Deutschen Museum, 12. Heft, Dez. 1778, „Ueber die Oberlausiz") sagt von den Herrnhutern: „Wie andächtig und wie einnehmend ihre kirchlichen Gebräuche und überhaupt das Aeusserliche ihrer Religionsübungen ist, das haben bereits so viele gerühmt, dass es meiner Beistimmung nicht erst bedarf, . . . aber . . . . ich will Ihnen bekennen, dass ich trotz des schönen Scheins immer noch nicht fest an die wahre Frömmigkeit dieser kaufmännischen Missionsgemeinde glaube."

Varnhagen v. E. in Z.'s Leben, S. 30, bemerkt richtig: dass sich „sein religiöses Bedürfniss gleich von Anfang an als ein geselliges angekündigt hat." Ich habe diesen Punkt nicht berührt, wie so vieles Andre, weil ich keine Charakteristik Z.'s geben wollte, sondern mich nur auf sein religionsphilosophisches Grundprinzip beschränkt, wovon dieser Geselligkeitstrieb oder richtiger der Trieb, von der eignen „Tendresse für den Gott, der sein Leben für uns gelassen", auch den Andern mitzutheilen, übrigens eine natürliche Folge ist.

Zur Moralphilosophie.

Die Unzertrennlichkeit von Wille und Glückseligkeitstrieb.

Was lebt, liebt, wenn auch nur sich, sein Leben, will leben, veil es lebt, sein, weil es ist, aber, wohlgemerkt! nur wohl, gesund, glücklich sein; denn nur Glücklichsein ist Sein im Sinne eines ebenden, empfindenden, wollenden Wesens, ist gewolltes, geliebtes Sein. Was will, will nur — wenn anders nicht, wie beim Menschen, Wahn, Täuschung, Irrthum, Verkehrtheit sich zwischen dem Willen ınd dem Gegenstand des Willens einstellt — was ihm nützlich, ıeilsam, gut ist, was ihm wohl-, nicht übelthut, was sein Leben ördert und erhält, nicht beeinträchtigt und zerstört, seinen Sinnen gemäss, nicht zuwider ist, kurz was es glücklich, nicht unglücklich, ıicht elend macht. Ja, Wollen und glücklich machendes Wollen, olglich glücklich sein Wollen ist, wenn man die ursprüngliche und ınverfälschte Naturbestimmung und Naturerscheinung des Willens ns Auge fasst, unzertrennlich, ja wesentlich Eins. Wille ist Glückseligkeitswille.

Wenn die Raupe nach langem vergeblichen Suchen und anstrengendem Wandern endlich bei der erwünschten, entsprechenden Pflanze zur Ruhe kommt — was hat sie in Bewegung gesetzt, was ie zu dieser mühseligen Wanderung bewogen, was ihre Muskeln abwechselnd zusammengezogen und ausgestreckt? Nur der Wille, nicht vor Hungersnoth elendiglich zu verkümmern und zu verschmachten, oder, genauer gesprochen, nur die Lebensliebe, der Selbsterhaltungstrieb, der Glückseligkeitstrieb.

Der Glückseligkeitstrieb ist der Ur- und Grundtrieb alles dessen, vas lebt und liebt, was ist und sein will, was athmet und nicht nit „absoluter Indifferenz" Kohlensäure und Stickstoff, statt Sauerstoff, tödtliche Luft statt belebender, in sich aufnimmt.

Glückseligkeit — das Substantivum von glückselig, welches ıach Sprachforschern nur ein verstärktes „glücklich" ist, wie armselig ein verstärktes „arm" — ist aber nichts anders als der gesunde, normale Zustand eines Wesens, der Zustand des Wohlbeindens oder Wohlseins, der Zustand, wo ein Wesen die zu seinem ndividuellen, charakteristischen Wesen und Leben gehörigen Bedürfnisse oder Triebe ungehindert befriedigen kann und wirklich befriedigt. Wo ein Wesen einen Trieb, er sei nun welcher er wolle,

wenn er nur anders ein sein Wesen individualisirender, auszeichnender ist, nicht befriedigen kann, da ist es unzufrieden, missmuthig, traurig, unglückselig, wie z. B. der Ursus lotor, der Waschbär, wenn er nicht genug Wasser hat, um den ihn auszeichnenden Reinlichkeitstrieb befriedigen zu können, obgleich er sonst an Nichts Mangel leidet.

Jeder Trieb ist ein Glückseligkeitstrieb, wie in jedem andern empfindenden Wesen, so auch im Menschen, und kann daher ihn so einnehmen, dass ihm die Befriedigung desselben für die einzige, die ganze Glückseligkeit gilt; denn jeder Gegenstand, welchen er begehrt, wonach er einen Trieb empfindet, ist, wiefern er diesen Trieb befriedigt, die Begierde nach ihm stillt, ein den Menschen Beglückendes, und wird nur, weil es ein solches ist, begehrt und gewollt. Die allererste Bedingung des Willens ist daher die Empfindung. Wo keine Empfindung, da ist kein Schmerz, kein Leid, kein Unwohlsein, keine Pein und Noth, kein Mangel, kein Bedürfniss, kein Hunger und Durst, kurz kein Unglück, kein Uebel; wo aber kein Uebel, da ist auch kein Widerstreben, kein sich Entgegensetzen, kein Trieb, keine Bemühung und Bestrebung, sich des Uebels zu erwehren, kein Wille. Widerwille — Widerwille gegen Noth und Pein — Abscheu ist der erste Wille, der Wille, womit ein empfindendes Wesen sein Dasein beginnt und erhält.

Der Wille ist nicht frei, aber er will frei sein, aber frei nicht im Sinne unbestimmter „Unendlichkeit“ und Schrankenlosigkeit, wie sie unsre supranaturalistischen, spekulativen Philosophen dem Willen andichten, im Sinne namenloser und sinnloser Freiheit, sondern frei nur im Sinne und Namen des Glückseligkeitstriebes, frei vom Uebel, es sei nun welches es wolle. Jedes Uebel, jeder unbefriedigte Trieb, jedes ungestillte Verlangen, jede Unbehaglichkeit, jedes Gefühl eines Mangels, jedes Vermissen ist eine aufregende und aufreizende Verletzung oder Verneinung des jedem lebendigen und empfindenden Wesen eingebornen Glückseligkeitstriebes, und die dieser Verneinung sich mit Bewusstsein entgegensetzende, entgegenwirkende Bejahung des Glückseligkeitstriebes ist und heisst Wille. „Wille ohne Freiheit ist ein leeres Wort“ sagt Hegel, aber vor allem ist Freiheit ohne Glückseligkeit, Freiheit, die nicht Freiheit von den, versteht sich, aufhebbaren Uebeln des Lebens ist, vielmehr selbst die schreiendsten Uebelstände unangefochten bestehen lässt, wie die spekulative Freiheit der Deutschen, deren Sein gleich Nichtsein, deren Abwesenheit

nicht als ein Uebel, deren Dasein nicht als Gut empfunden wird, ein leeres, sinnloses Wort. Wo das Uebel nicht mehr als Uebel, der Druck des Despotismus, er sei nun welcher Art er wolle, nicht mehr als Druck empfunden wird, da wird auch die Freiheit von diesem Uebel, diesem Drucke nicht mehr als Glückseligkeit empfunden und gewollt; wo aber ein Wesen aufhört, Glückseligkeit zu wollen, da hört es auf überhaupt zu wollen, da verfällt es dem Blöd- und Stumpfsinn.

Der Satz: „ich will, heisst, ich will nicht leiden, ich will glücklich sein“, in welchem ich die bisher angedeutete Unzertrennlichkeit von Wille und Glückseligkeit in möglichster Kürze und Schärfe ausgesprochen habe, ist übrigens, wenn auch vielleicht seinen Worten, doch nicht seinem Sinne nach etwas Neues. „Das Verlangen nach Vergnügen“, sagt z. B. Helvetius in seiner Schrift vom Geiste, „ist das Prinzip aller unserer Gedanken und Handlungen; alle Menschen streben unaufhörlich nach der Glückseligkeit, sie sei nun wahre oder scheinbare; alle unsre Willensakte sind daher nur die Wirkungen dieser Bestrebung.“ Dasselbe sagten schon vor ihm, nur nicht so bestimmt und kurz, Locke und Malebranche, der eigentlich, im Vorbeigehen gesagt, nichts ist als der religiöse oder theologische Helvetius in seinem Hauptwerk De la Recherche de la vérité. Es sei hier der Kürze wegen nur der Satz von ihm hervorgehoben: „Es steht nicht in der Macht des Willens, nicht zu wünschen glücklich zu sein.“ Was heisst das anders als: das Verlangen nach Glückseligkeit ist dem Willen nothwendig, liegt im Wesen desselben, lässt sich nicht von ihm hinwegnehmen. Auch die deutschen Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts, so z. B. Feder in seinen „Untersuchungen über den menschlichen Willen“, erkannten und erklärten nach Helvetius und Locke „als einen wesentlichen und allgemeinen Trieb des menschlichen Willens den Trieb zur Glückseligkeit“, mit der an sich überflüssigen, doch heute noch nöthigen Bemerkung zur Abwehr grober Missverständnisse: „nicht als ob irgend eine Idee von Glückseligkeit oder auch nur von Vergnügen die ersten Aeusserungen der menschlichen Willenskraft verursache, oder als ob jede nachfolgende Gemüthsbewegung oder wohl gar jede unwillkürliche Kraftäusserung durch diese abgezogene Idee erweckt würde. Sondern nur so viel wird damit behauptet, dass die nächsten Gegenstände des menschlichen Willens solche innere Zustände seien, die einzeln den Namen des Wohlbefindens, bei einer gewissen Menge den Namen der

Glückseligkeit erhalten, dass der Wille des Menschen so geartet sei, dass vermöge seiner wesentlichen Richtungen und Bestrebungen Trieb zum Vergnügen, zur Glückseligkeit, Selbstliebe wenigstens als Hauptanlagen demselben beigelegt werden müssen." Nur die grossen deutschen spekulativen Philosophen haben einen vom Glückseligkeitstrieb unterschiednen, ja unabhängigen, einen horribile dictu abstrakten Willen, einen blossen Gedankenwillen erdacht; sie haben zwar in Kant die Theologie, die Metaphysik überhaupt aus der sogenannten theoretischen Vernunft — übrigens auch nur scheinbar — ausgemerzt, aber dafür in den Willen hineinverlegt, den Willen zu einem metaphysischen Wesen oder Vermögen, zu einem Ding an sich, einem Noumenon verflüchtigt; sie haben das Wollen, das Entgegengesetzte des Denkens — denn selbst wo der Wille Gedanken verwirklicht, will er eben das Gegentheil des blossen Denkens, das Wirklichsein, das Sinnlichsein, das nicht blos Gedachtsein derselben —, das Gegentheil des Denkens also, wiederhole ich, mit dem Denken und zwar in Hegel, dem Vollender der spekulativen Philosophie, noch dazu mit dem angeblich nichts voraussetzenden, von Allem abstrahirenden, dem „absoluten", d. h. gegenstandlosen Denken, ja dem Absoluten selbst, „der schrankenlosen Unendlichkeit, der absoluten Abstraktion oder Allgemeinheit" identifizirt. Bei Hegel, der auch das Unverträglichste im Magen seines „konkreten Begriffs" verträgt, auch das Unvereinbarste vereinigt, und in dieser Vereinigung des Widersprechendsten das Grundwesentliche, das bleibend und wahrhaft Allgemeine, wie hier die Glückseligkeit als den Gegenstand des Willens, zu einer Stufe oder einem „Moment" macht, ist zwar auch diese „absolute Möglichkeit des Willens, von jeder Bestimmung abstrahiren zu können", nur Eine Seite des Willens. Aber das hat eben so viel Sinn, als wenn ich sagte: die allen Farbenunterschied auslöschende, alle Sichtbarkeit aufhebende Finsterniss ist nur Eine Seite des Lichtes, oder die Verworrenheit, die Konfusion ist nur Eine Seite, nur ein Moment des deutlichen Begriffs.

Der scheinbare Widerspruch des Selbstmordes mit dem Glückseligkeitstrieb.*)

Was ist es denn nun aber, was die Veranlassung und selbst, wenigstens scheinbar, die Berechtigung gibt zur Annahme eines

*) Vergl. Bd. X. S. 41 ff.

selbständigen, vom Glückseligkeitstriebe unterschiedenen und unabhängigen Willens? Die allerdings unläugbare Erfahrung, dass der Mensch (im Unterschiede vom Thiere, welches, meines Wissens wenigstens, das nicht kann, nicht vermag) auch das Ueble, also das dem Glückseligkeitstrieb Widersprechende wollen kann und oft wirklich will. Allein bei der Auslegung dieser Erfahrung zu Ungunsten des Glückseligkeitstriebes übersieht man, dass derselbe kein einfacher und besonderer Trieb, dass vielmehr, wie bereits gesagt, jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb ist, dass daher der Mensch nur aus Glückseligkeitstrieb im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb handelt, dass eine solche widerspruchsvolle Handlung darum nur da möglich ist, wo das eine Uebel, das Uebel, wozu er sich entschliesst, im Vergleich zu dem anderen Uebel, welches er dadurch vermeiden oder beseitigen will, als ein Gut erscheint, als ein Gut vorgestellt und empfunden wird.

Der auffallendste und zugleich radikalste, stärkste Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb ist der Selbstmord — wie sich von selbst versteht: der Selbstmord, der ins Kapitel von der Zurechnungsfähigkeit, der Willensfreiheit gehört oder gerechnet wird, — denn was ist inniger eins mit dem Glückseligkeitstrieb, was weniger von ihm unterscheidbar, als der Lebenstrieb oder die Liebe zum Leben? Welche Willensstärke gehört dazu, die Bande, welche sonst selbst auch in den grössten Leiden und Uebeln noch immer den Menschen an das Leben fesseln, gewaltsam zu zerreissen! Welche schreckliche Gemüthsbewegungen und Kämpfe mögen in dem Selbstmörder vorgehen, ehe es zu dem verhängnissvollen Entscheid kommt! Und doch ist dieser Kampf zwischen Tod und Leben nur ein Kampf des Glückseligkeitstriebes mit sich selbst — des den Tod als den ärgsten Menschenfeind verabscheuenden Glückseligkeitstriebes mit dem gleichwohl den Tod als den letzten Freund umarmenden Glückseligkeitstriebe. Ja, auch der letzte Wille des Menschen, womit er freiwillig vom Leben Abschied nimmt, womit er Alles aufgibt, ist nur die letzte Aeusserung des Glückseligkeitstriebes; denn der Selbstmörder will nicht den Tod, weil er ein Uebel, sondern weil er das Ende seines Uebels und Unglücks ist; er will und wählt den Tod, das dem Glückseligkeitstrieb Widersprechende nur, weil es das einzige, wenn auch nur vielleicht in seiner Vorstellung einzige Heilmittel ist wider bereits bestehende oder auch nur befürchtete unausstehliche, unerträgliche Widersprüche mit seinem Glückseligkeitstriebe.

Heroische Handlungen, Handlungen, welche dem Glückseligkeitstriebe widersprechen, geschehen überhaupt nicht, ohne dass irgend ein tragischer Grund zu ihnen vorhanden ist, geschehen nur, was man aber auch gewöhnlich übersieht oder doch nicht gehörig beachtet, in Zuständen, Lagen, Momenten, die selbst dem Glückseligkeitstriebe widersprechen, wo diese Handlungen nicht unterlassen werden können, wo Alles verloren ist, wenn nicht Alles gewagt wird. Allmächtig ist der Glückseligkeitstrieb, aber diese seine Allmacht beweist er nicht im Glück, sondern im Unglück. Die gemeinsten Lebenserfahrungen beweisen, dass der Unglückliche begreift und vermag, was dem Glücklichen unbegreiflich und unmöglich ist. Wie kann der gern Lebende, der in seiner Vorstellung oder Einbildung selbst ewig leben Wollende sich auch nur denken, dass man sich selbst ums Leben bringen wolle und könne? Höchstens als Dichter kann er es, weil dieser eine solche Phantasie besitzt, dass er auch das nicht thatsächlich Empfundene, nicht Erlebte, so vorstellen, empfinden und darstellen kann, als hätte er es wirklich erlebt.

Es ist daher nichts einseitiger, ja geradezu verkehrter, als wenn man beim Glückseligkeitstrieb nur an den befriedigten Glückseligkeitstrieb denkt, und diesen nun gar als einen dem tugendhaften Arbeiter entgegengesetzten Müssiggänger, als wenn nicht auch Arbeit zur Glückseligkeit des Menschen gehörte, als einen Bonvivant, einen Gourmand sich vorstellt. Allerdings gehört auch Essen und Trinken, und zwar sich satt und gut Essen, wesentlich zu den Gegenständen des Glückseligkeitstriebes, wesentlich zur wenn auch natürlich nicht himmlischen und englischen, doch irdischen, menschlichen Glückseligkeit und Gesundheit. „Essen und Trinken ist", wie der ehrliche Luther sagt, „das allerleichteste Werk, da die Menschen nichts lieber thun; ja das allerfröhlichste Werk in der ganzen Welt ist Essen und Trinken, wie man zu sagen pflegt: Vor Essen wird kein Tanz. Auf einem vollen Bauch steht ein fröhlich Haupt". Aber wenn Essen und Trinken das allerfröhlichste und allerleichteste Werk, so ist dagegen Hungern und Dursten das allertraurigste und allerschwerste Werk oder Ding von der Welt, Freiheit vom Hunger daher die allerniedrigste, aber auch allererste und allernöthigste Freiheit, das erste Grundrecht des Volkes, des Menschen. Wie einseitig, wie unzulänglich wäre es nun aber, wenn ich, um zu erkennen, was der Hunger, respektive der Magen ist und vermag, nur seine Kapazität, seine Lei-

stungen, seine Kraftäusserungen bei vollbesetzten Tafeln reicher Schwelger zum Muster nähme! Wie vornehm, aber eben desswegen wie falsch, über den wohlklingenden Toasten, den lustigen Vivats beim allerfröhlichsten Werke die schrecklichen Flüche und Pereats des Hungerfreiheitstriebes zu überhören! Welche Karikatur zeichne ich mir und Andern hin, wenn ich nur von dem fröhlichen Haupt, das auf einem vollen Bauche steht, nicht zugleich von dem traurigen, Grausen erregenden Haupt, das auf einem leeren Magen steht, das Bild des Glückseligkeitstriebes abzeichne! Ein solches Bild reicht freilich nicht hin zur Erklärung der Erscheinungen des menschlichen Lebens und Wesens, es bedarf zu seiner Ergänzung erdichteter Wesen, erdachter Kräfte, „übersinnlicher Vermögen"; aber was Dir ein undurchdringliches Geheimniss bei vollem Magen bleibt, das wird so durchsichtig wie reines Wasser bei leerem. Gross ist allerdings die Leistungsfähigkeit der Grossen bei ihren Mahlen — man denke nur z. B. an die gastronomischen Heldenthaten der römischen Vornehmen —, viel vermag ihr Magen, selbst Un- und Uebernatürliches, wie nach Belieben zu brechen, um wieder zu essen, und zu essen, um zu brechen, — vomunt, ut edant, edunt, ut vomant — aber doch unendlich mehr erklärt und vermag die Macht der Hungersnoth. Allerdings ist auch die blosse Genusssucht selbst erfinderisch, aber wie verschwindend gering an Zahl und Bedeutung sind ihre Erfindungen, wenn sie anders diesen Namen verdienen, gegen die unendlich vielen und grossen Erfindungen und Entdeckungen der Noth,*) die doch selbst wieder nur eine, wenn auch nicht Erfindung, doch Empfindung des verdammten Glückseligkeitstriebes ist; denn Noth hat, Noth empfindet nur, was keine Noth leiden will. Ja! Noth, Elend, Uebel, Unglück existiren nur, weil es einen Glückseligkeitstrieb gibt. O, dass doch der liebe Gott den Menschen ohne Glückseligkeitstrieb erschaffen hätte! Dann gäbe es zwar kein Glück, aber dafür auch kein Unglück, kein Uebel; kein Leben, aber dafür reine, von allem Eudämonismus gesäuberte Moral. Wie verkehrt daher, in dem Glückseligkeitstrieb nur den Autor des Lustspiels, nicht auch des Trauerspiels zu erkennen, bei traurigen, überhaupt dem Glückseligkeits-

*) „Wir verdanken wahrscheinlich unsere Kenntniss von der Wirkung fast aller Pflanzen jenen Menschen, welche ursprünglich in einem barbarischen Zustande existirten und welche oft durch harten Mangel dazu getrieben wurden, fast alles, was sie kauen und verschlingen konnten, als Nahrungsmittel zu versuchen." S. Darwin, das Variiren der Thiere und Pflanzen, I. Bd. S. 384.

trieb widersprechenden Erscheinungen sogleich zu einer μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, zum Uebergang zu einer wesentlich verschiedenen Ursache, seine Zuflucht zu nehmen, weil der wesentliche Unterschied zwischen glücklichem, befriedigtem oder gar luxuriösem, übersättigtem, blasirtem Glückseligkeitstrieb und unglücklichem, unbefriedigtem, verneintem, beleidigtem, verletztem Glückseligkeitstrieb unverzeihlicher Weise übersehen wird.

Es ist freilich etwas ganz Andres, ob ich etwas aus Zuneigung oder Abneigung, aus Liebe oder Hass thue, ob ich vom Baume des Lebens eine Frucht pflücke und mit Verlangen zu mir nehme, oder mit Abscheu von mir werfe; aber wenn ich die Frucht zu mir nehme, weil sie frisch, gesund, wohlschmeckend ist, und dagegen mit Verachtung von mir werfe, weil sie faul, schädlich, abscheulich ist, so geschehen doch diese verschiedenen, ja entgegengesetzten Handlungen aus einem und demselben Grunde, einem und demselben Triebe, aus dem verächtlichen Glückseligkeitstriebe. Was widerspricht sich mehr als Selbsterhaltung und Selbstvernichtung? Aber wenn man nicht blindlings übersieht, dass ich das Leben nur erhalte, wenn und weil es ein Gut für mich, dagegen vernichte, wenn und weil es für mich nur noch ein Uebel, so löst sich dieser Widerspruch in die schönste Einheit auf, in die mit dem alten logischen Identitätsgesetz des gesunden Menschenverstandes übereinstimmende Einheit, nicht in die mystische, konfuse Einheit der Gegensätze der modernen Absolutisten. Wenn aber selbst der Selbstmord, der stärkste, augenfälligste Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb, nota bene dem glücklichen, sich aus dem Glückseligkeitstrieb aber, nota bene! dem unglücklichen, ableitet und erklärt, wie sollen andere subtilere und untergeordnete Widersprüche, auf welche gleichwohl die moralischen Hypokriten und Pedanten, die theologischen und philosophischen Supranaturalisten das grösste Gewicht legen, sich nicht mit dem Glückseligkeitstrieb in Uebereinstimmung finden lassen?

Der Unterschied zwischen Kopf und Kopflosigkeit.

Was gehört zur Glückseligkeit? Alles was zum Leben gehört; denn Leben, versteht sich, mangelloses, gesundes, normales Leben und Glückseligkeit ist an sich, ist ursprünglich eins Alle, wenigstens gesunde, Triebe sind, wie gesagt, Glückseligkeitstriebe; alle,

wenigstens nothwendige, nicht überflüssige oder nutzlose Glieder und Organe des Lebens oder Leibes Glückseligkeitsorgane; aber sie sind nicht alle von gleicher Wichtigkeit, von gleichem Werthe. Zur vollkommenen, vollständigen Glückseligkeit gehört allerdings auch ein vollkommner und vollständiger Leib, aber desswegen ist doch auch die verstümmelte, verkrüppelte Glückseligkeit noch immer Glückseligkeit. Mag auch ein lebendiges Wesen noch so elend und unglückselig sein, so lange es noch lebt und leben will, so lange ist es noch nicht vollends, nicht radikal elend, so lange gilt ihm noch das ipsum esse jucundum est, „das blosse Sein ist angenehm", wenn auch unendlich viel diesem Sein fehlt, was sonst nicht fehlen dürfte, um sich wohl zu fühlen; so lange glimmt noch ein Funke von Glückseligkeitstrieb. Ja auch der Krüppel selbst rechnet sich noch, und zwar mit vollem Rechte, zu den Glücklichen, weil er trotz dem erlittnen Verluste sich noch des Lebens erfreut. „Es ist dir besser, dass eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle (das Grab, den Tod) geworfen werde." So denkt und spricht der Glückseligkeitstrieb. Es steht geschrieben in seinem Gesetzbuch: „ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und ärgert dich dein rechtes Auge, so reiss es aus"; es steht aber, wenigstens meines Wissens, nirgends geschrieben: reisse dir das Herz aus, oder haue dir den Kopf ab. Und nur, wo der Mensch seinen Kopf verliert, verliert er auch alle und jede Glückseligkeit, die Glückseligkeit überhaupt. Nur was und nur wo die Gränze des Lebens, nur das und nur dort ist auch die Gränze des Glückseligkeitstriebes. Nur was schlechterdings sich nicht mit dem Leben verträgt, schlechterdings mit ihm im Widerspruch steht, steht auch mit dem Glückseligkeitstrieb in solchem Widerspruch. Was ich aber vertragen und verdauen kann, was nicht auf mich als tödtliches Gift wirkt, das steht nur in einem untergeordneten Widerspruch mit ihm, das lässt sich allerdings nicht mit dem rechten Arm, der abgehauen, und dem rechten Auge, das ausgerissen wird, aber recht wohl mit dem Haupte des Glückseligkeitstriebes, welches unangefochten auf dem Rumpfe stehen bleibt, zusammenreimen. Im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb handeln, die Glückseligkeit aufopfern, heisst daher — wenn anders diese Selbstaufopferung nicht bis zum Selbstmorde sich versteigt — nichts anders, als die Nebensachen der Hauptsache, die Arten der Gattung, die niedern Güter höhern, Entbehrliches, wenn auch noch so Liebes und Gutes, noch so schmerz-

lich Entbehrtes, dem Unentbehrlichen, dem Nothwendigen aufopfern*). Aber, wie gesagt, wo die Nothwendigkeit anfängt, da hört noch nicht die Glückseligkeit auf. Wasser ist nicht Wein, Wasser ist nur die trinkbare Flüssigkeit schlechtweg, unter den Getränken der Repräsentant der nackten, kalten, farb-, geruch- und geschmacklosen Nothwendigkeit; aber die Nothwendigkeit, die in der Regel der Mensch nur in der Noth kennen lernt, ist eben die einzige wirkliche Wunderkraft; sie verwandelt Wasser in Wein, schwarzes Brod in feinstes Mundmehl, Strohsäcke in Eiderdunenbetten; sie kehrt das Unterste zu oberst und, wie oft auch! das Oberste zu unterst; sie macht das Gemeinste, das Niedrigste zum Höchsten, das Werthloseste zum kostbaren Schatze, den sonst mit Füssen getretenen Staub der vaterländischen Erde dem armen Verbannten zum Gegenstand verehrungsvoller Küsse.

Der Werth der Lebensgüter ist ja kein fixer, sondern, wie der Barometer, bald im Steigen, bald im Fallen begriffen. Es ist eine triviale Wahrheit, dass wir nicht als Glück empfinden, nicht als solches schätzen, was wir immer, ohne Unterbrechung geniessen, dass wir es erst verlieren müssen, um es als ein Gut zu erkennen, dass wir also im Besitze desselben wirklich glücklich gewesen sind, ohne es zu wissen und zu merken. Ein solches Gut ist vor Allem die Gesundheit; auch sie ist für den Gesunden etwas Triviales, etwas sich von selbst Verstehendes, etwas Unbeachtetes und Werthloses; auch ist sie in der That nur die Voraussetzung für andere Güter, ohne Vermögen, es bestehe nun in der eigenen Arbeitskraft oder in Kapital, der aufgehäuften Arbeitskraft Anderer, nur das traurige Vermögen gesunden Hungers. Aber wenn der arme Teufel, der nichts weiter als seinen Arm oder Kopf sein nennt, krank oder auch nur unpässlich wird, o wie steigt da so gleich die so gering geachtete Gesundheit in der Rangordnung der menschlichen Lebensgüter empor zum Gut über allen andern Gütern, zum höchsten Gute. Nie will ich mehr, ruft er jetzt über sich selbst entrüstet aus, mich beschweren über meine Armuth, über die vielen Entbehrungen, die sie mir aufbürdet. Habe ich nur dich, Gesundheit! und mit dir meine Arbeitskraft wieder, so habe ich ja Alles, was ich brauche, um glücklich zu sein.

Ein solches Gut ist auch das Leben selbst. „Was ist das

*) Vergl. dazu den moralischen Exkurs in dem Aufsatz: „Ueber meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", III, 373.

Leben, wo kein Wein ist?“ sagt der heilige Geist in der heiligen Schrift, und mit ihm der Weinländer und Weintrinker. Aber im Nothfall, wenn es nun einmal so sein muss, wenn es heisst: den Wein oder das Leben! so ist doch auch das Leben ohne Wein, dieses verächtliche, erbärmliche, beim Weingenuss dem Tode gleichgesetzte Leben noch immer Leben, und als solches ein köstliches Gut.

Die Uebereinstimmung des Buddhismus mit dem Glückseligkeitstrieb.

Aber ist denn wirklich das Leben ein Gut und gar ein köstliches Gut? Wer spricht dieses aus? Nur der Epikuräer, der gemeine Materialist und Sensualist. Der wahre Weise sagt im Gegentheil: das Leben ist ein Uebel oder vielmehr das Uebel schlechtweg, das eigentliche, das radikale Uebel; glückseliges Leben ist so viel als ein hölzernes Eisen, denn lebendig sein und elendig sein ist eins. Wenn wir dabei stehen bleiben, dass das Leben ein Gut, so steht freilich alles, was nicht mit dem Leben im Widerspruch steht, nicht dem Leben den Garaus macht, auch nicht mit dem Glückseligkeitstrieb im Widerspruch. Wird dagegen das Leben, folglich auch der Wille zu leben, vollends der thörichte Wille, glücklich zu leben, als das Radikalübel und Radikalböse, denn vom Uebeln zum Bösen ist nur *ein* Schritt — als das zu Verneinende erkannt, so ist damit auch der Stab über die gemeine Glückseligkeitslehre gebrochen, bewiesen, dass es einen nicht wegzuläugnenden, nicht wegzuerklärenden Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb im Menschen gibt, dass dieser Trieb nicht ein unendlicher, unübersteiglicher, nicht das Erste und Letzte in der menschlichen Natur ist, dass es noch etwas über der Glückseligkeit gibt, über dem Wollen, über dem Leben, über dem Sein überhaupt, dass also *Nichtsein* das Höchste und Beste ist, was man nur sich denken und wünschen kann. Ein solcher eklatanter, nicht im Dunkel der Biologie oder Psychologie verborgener, sondern auf der Bühne der Geschichte ins Auge leuchtender Widerspruch ist, um andere ähnliche, aber nicht so bedeutende Erscheinungen mit Stillschweigen zu übergehen — der *Buddhismus*, dessen höchster Gedanke und Wunsch, wenigstens in seiner ursprünglichen, ächten Form, bekanntlich nicht Glückseligkeit oder Seligkeit, sondern geradezu Nichts oder Nichtsein, *Nirvâna* ist.

Aber auch dieser, bei oberflächlicher Ansicht aus dem Eudämonismus oder dem Glückseligkeitstrieb unerklärliche Widerspruch erweist sich bei näherer Einsicht im besten Einklang mit demselben. Der Eudämonismus ist so eingeboren dem Menschen, dass wir gar nicht denken und sprechen können, ohne ihn auch ohne Wissen und Willen geltend zu machen. Sage ich: das Nichts oder Nichtsein ist das Höchste, was ich mir denken kann, so muss ich auch hinzusetzen: das Höchste was ich mir wünschen, also das Beste was ich mir denken kann, wenn anders dieses Höchste nicht im höchsten Grade sinnlos und abgeschmackt sein soll. Denken ohne Wünschen, Denken, und sei es selbst das Nüchternste, Strengste, sei es selbst Mathematisches, ohne Vergnügen, ohne Glückseligkeit in diesem Denken zu empfinden, ist leeres, unfruchtbares, todtes Denken. Wer nicht, wenn auch nur momentan, Essen und Trinken über der Mathematik vergisst, wer als Franzose keine Recréations mathématiques, als Deutscher keine „mathematischen Erquickungsstunden, Deliciae mathematicae" kennt und empfindet, der bringt es auch zu Nichts in der Mathematik; denn nur was beglückt, macht geschickt. Wenn also auch das Nirvâna an sich und ursprünglich nur „Verlöschen, Auswehen" ist, nichts weiter als die reine Vernichtung bedeutet, so ist doch für mich, so lange ich noch nicht im Nirvâna bin, so lange ich noch lebe, also leide, die Vorstellung meiner Vernichtung als der Vernichtung meiner Leiden, Schmerzen und Uebel, Seligkeit, ersehnte Wunscherfüllung.*)

Der Buddhismus ist freilich nicht Eudämonismus im Sinn des Aristoteles oder des Epikur oder des Helvetius, oder irgend eines obskuren deutschen Philosophen, denn die Deutschen haben die Ehre, keinen berühmten, keinen grossen Philosophen zu den Eudämonisten rechnen zu können.

Wie das Land, das Volk, der Mensch, so seine Glückseligkeit. Was Du, Europäer! bist, bin nicht ich Asiate, namentlich ich Inder — und Inder ist ja der ursprüngliche Buddhist —, und was folglich Deine Glückseligkeit, ist nicht die meinige, was Dich entsetzt, entzückt mich, was für Dich eine Medusa, ist für mich eine Madonna. Die Qualen des Daseins, zu denen ausser den Qualen der Natur die Qualen der Politik und die Schrecknisse der Religion gehören, sind bei mir so tief ins Fleisch eingedrungen,

*) S. hierüber C. F. Köppen: „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung", Berlin 1857, besonders S. 304—309. F.

haben mir so alle Lebenslust und Lebenskraft ausgesogen, dass ich nur Ein Sein kenne — das Sein der Qual, und nur Ein Nichtsein — das Nichtsein der Qual.

Der Buddhismus ist eine Offenbarung nicht des gesunden, naturkräftigen, geraden, verständigen, sondern des krankhaften, überspannten, phantastischen, über dem Ueblen das Gute übersehenden, von den Uebeln, die mit jedem Gute verbunden sind, namentlich von dem Uebel der Vergänglichkeit, dem Wechsel von Tod und Wiedergeburt des Lebensgenusses beleidigten und verletzten Glückseligkeitstriebes. „Wenn es das Loos aller Kreaturen ist, zu altern, was helfen mir, ruft Buddha aus, Lust und Freude, wenn auch ich dem Gesetze des Alterns unterworfen bin? Wehe der Jugend, die durch das Alter, wehe der Gesundheit, die durch alle Arten von Krankheit zerstört wird! Wenn doch Alter, Krankheit und Tod für immer gebunden wären!“ Aber auch wehe der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, die nur in dem plumpen deutschen Hopsasa oder Juchhe, oder gar in dem brutalen Hurrahgeschrei, nicht auch in dem Mahnruf und Klageton indischer Wehmuth und Schwermuth die Stimme des Glückseligkeitstriebes vernimmt! Auch der asketische Buddhist hat ebenso gut, wie unser eins, kein Gefallen an Kranksein, nein! so eifrig wie wir sucht er nach einer Panacée, nach einer Arznei, die ihn von allen seinen schmerzlichst empfundnen Krankheiten und Uebeln heile; aber weil er mit seinem überreizten Nervensysteme das Leben selbst als eine Krankheit empfindet und ansieht, so findet er begreiflicher Weise diese Arznei nur im Tode. Nirvâna heisst daher unter Anderm ausdrücklich „die Arznei, die alle Leiden hebt und alle Krankheiten heilt“. Nirvâna ist keine positive Glückseligkeit, die Arznei kein Genuss; wohl dem, der keiner bedarf! aber doch gehört auch die Arznei unter die schon erwähnten Erfindungen des Glückseligkeitstriebes. Kräuterkunde und Scheidekunst, die jetzt eine so grosse Rolle in der Welt spielt, verdanken, wie die Geschichte beweist, ihren Ursprung nur dem selbstsüchtigen Verlangen des Menschen, nicht zu erkranken, und wenn er das Unglück hat zu erkranken, wieder zu genesen.

Nicht der Buddhismus also, nein! nur der Katholizismus, insbesondere Jesuitismus, der aber jetzt ja für identisch mit dem wahren Katholizismus gilt, hat Erscheinungen, hat Handlungen hervorgebracht, die schlechterdings mit der menschlichen Natur, dem menschlichen Verstand, dem menschlichen Glückseligkeitstrieb

im Widerspruch stehen, Handlungen, die eben im höchsten Grade widerwärtig, ja scheusslich, ekelhaft und zugleich abgeschmackt und albern sind.

Zum Belege nur einige Beispiele und wie sie mir eben zufällig zur Hand sind: „Der heilige Aloysius Gonzaga z. B. mied, um seine Keuschheit keiner Gefahr auszusetzen, so sorgfältig den Anblick und Umgang der Weiber, dass er selbst nicht das Gesicht seiner Mutter sich getraute anzusehen."*) Selbst nicht das Gesicht seiner Mutter! Hat je ein Buddhist trotz seiner Keuschheitspflege sich auch nur einfallen lassen, dass der Anblick seiner ehrwürdigen Mutter ihm unkeusche Gedanken und Begierden erwecken könne?

„Die heilige Adelgund — allerdings keine Geburt des Jesuitismus, aber eine von den Jesuiten als Muster aufgestellte Heilige — bat Gott, er solle ihr den fressenden Krebs in ihre jungfräuliche Brust schicken, und ihr Gebet ist alsobald erhöret worden. Was dergleichen habt ihr einmal von Gott begehret? ... Es war aber diese heilige Jungfrau nicht vergnügt (zufrieden), dass sie allen Wollust des Hoflebens ausgeschlagen, auch nicht, dass sie an dero statt mit so empfindlichen Schmerzen gequält wurde; sie verlangte noch über dies alles, Gott wolle ihr allen Geschmack, den sie in nothwendigem Essen und Trinken empfand, entziehen, und nachdem sie, um also zu reden, Brosämlein von dem Himmelsbrot, so ihr der heilige Petrus beigebracht, gekostet, ist ihr die Annehmlichkeit aller Speisen in lautere bittere Galle verändert worden."**)

Bei aller seiner übermässigen Mässigkeit und Enthaltsamkeit, hat es je ein Buddhist zu solcher Verkehrtheit und Abgeschmacktheit gebracht?

Der heilige Xaver hatte es in der Liebe zu den Armen und Kranken, in der Selbstüberwindung, in der Abtödtung seiner Sinne so weit gebracht, dass er selbst das Wasser, womit er scheussliche und unheilbare Geschwüre gewaschen, trank, ja sogar den Eiter aus den venerischen Geschwüren aussog.***) Allerdings treibt auch

---

*) Card. Bol. Bellarmini sermo de S. Aloysio p. 20. S. Aloysii Opera omnia. Col. Bon. et Brux. 1850.

**) Heiliges Tag-Buch etc. von P. Joh. St. Grosez S. I., deutsch von P. B. Vogl, Augsburg und Dill. 1755, I. Th., S. 85.

***) Allgemeine Geschichte der Jesuiten von Prf. Wolf, 1803, I. Bd., S. 29.

der buddhistische Schwärmer und Märtyrer seine aufopfernde Menschenliebe, von der wir übrigens hier unserm Gedankengang zufolge abstrahiren, bis auf den höchsten, fast übermenschlichen Grad, „er gibt z. B. sein Fleisch und Blut hin, um Verschmachtende zu retten"; aber er ist doch unendlich entfernt davon, die Menschenliebe, die Liebe zu den Armen und Kranken, bis zur Liebkosung ihrer scheusslichen Geschwüre und Beulen zu treiben. So was vermag nur der heilige Katholizismus. O heiliger Xaverius! ich bin widerlegt, besiegt, verloren, wenn mir nicht der Himmel beisteht, mich nicht mit seinem allmächtigen Arm über diesen Abgrund übermenschlicher und übernatürlicher Schweinereien hinüberhebt. Aber, heiliger Xaverius, und Du, heiliger Aloysius, und ihr Heiligen der katholischen Kirche sammt und sonders, ihr bringt mich doch nicht aus dem Konzept, oder gar um meinen Verstand, um mein Glückseligkeitsprinzip. Auch Du, heiliger Xaver, den ich abermals als Muster vor allen andern nenne, hast mit Wollust selbst den Eiter aus venerischen Geschwüren ausgesogen, denn Du hast in diesem Eiter nur das Manna himmlischer Süssigkeit und Seligkeit vorgekostet. „O selige Ewigkeit, welche ich erwarte, wie stark verdienest Du, dass ich Dir zu Liebe . . . etwas Beschwerliches geduldigst ertrage!" . . . . „Ich werde ewig glückselig sein. Ihr Wollust und Hoheit dieser Welt, wie schlecht und verächtlich scheinet ihr, wenn ich des Himmels eingedenk bin." *)

Lass mich auf Erden selbst dumm wie ein Esel werden und mich im Kothe wie ein Schwein wälzen, wenn ich nur im Himmel der alleinseligmachenden Kirche zum Engel werde! „Halb Thier, halb Engel", d. h. jetzt Bestie, einst Engel, aber nur um Alles nicht Mensch! Es gilt dein ewiges Seelenheil und selbst dein Glück in unsern weltlichen Kirchenstaaten. — Vor dem Menschen, vor der irdischen Glückseligkeit verschwindet die himmlische Seligkeit, verschwindet die Kirche mit ihren Bischöfen von Gottes Gnaden, und verschwindet ebenso der Staat mit seinen Königen und Fürsten von Gottes Gnaden. Wo es keine Heiligen im Himmel, gibt es bald auch keine Heiligen mehr auf Erden, keine Heiligkeit, wenigstens keine ausschliessliche, nur auf Einen beschränkte, im Staatsrecht. Darum wird die Zeit noch kommen, wenn wir sie auch nicht mehr erleben, dass der oder ein neuer deutscher „Richelieu" und der heilige Xaverius nicht privatim und im Geheimen, wie

*) Heiliges Tag-Buch, I. Thl., S. 1539—40.



vielleicht jetzt schon, sondern öffentlich und feierlich mit einander Brüderschaft machen werden.*) Was haben wir nicht schon alles erlebt! Welche sonst mit einander unverträgliche Gegensätze haben wir nicht schon in lautere Harmonie verschwinden sehen! Was wird aber erst die Zukunft entschleiern? Welche Masken werden da fallen! Und wie viele! denn was alles ist bei uns nicht blosse Maske? Besteht doch die Politik des Staats und besonders der Kirche einzig darin, ihre gränzenlose Leerheit, ihre bodenlose Gehaltlosigkeit, ihre empörenden Widersprüche mit dem Wohl und Wesen des Menschen zu verdecken, zu maskiren!

Die gemeinen Widersprüche mit dem Glückseligkeitstrieb.

Was kümmert mich der heilige Xaverius, was der Katholizismus überhaupt, was gar der Buddhismus? Das ist ja nur Wasser auf Deine Mühle; das sind alles nur Ausgeburten des religiösen Wahnsinns, von denen Du mir mit leichter Mühe nachweisen kannst, dass sie nur verkehrte, verrückte Aeusserungen des Glückseligkeitstriebes sind. Bleibe bei den gemeinen, den alltäglichen und allgegenwärtigen Erscheinungen der menschlichen Natur stehen und bringe mir ihre himmelschreienden Widersprüche mit diesem Triebe in Einklang mit demselben! Sind diese nicht der Art, dass wir eher berechtigt sind, einen Unglückseligkeitstrieb, als einen Glückseligkeitstrieb anzunehmen? „Warum plagen wir einer den andern? Das Leben verrinnet. Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.“ Nur einmal und auf so kurze Zeit! und doch plagen wir uns oft nur aus purer Langeweile. Aber plagen wir uns nur einander? plagen wir nicht uns selbst? Ist nicht fast Jeder mehr oder weniger ein Heautontimorumenos, ein Selbstquäler oder Selbstpeiniger? Ist aber der Heautontimorumenos, den der römische Lustspieldichter auf's Theater gebracht, nicht eine höchst beschränkte, armselige, kläglich komische Figur gegen den Selbstpeiniger, der im wirklichen Leben eine nichts weniger als nur komische, sondern tragische Rolle spielt? Was sind die Mückenstiche des Terenzischen Selbstpeinigers gegen die giftigen Schlangenbisse der alltäglichsten und gemeinsten Leidenschaften, wie Ehrsucht, Eifersucht, Neid,

*) Das war damals Gegenwart, ist aber jetzt vorbei — sie liegen sich in den Haaren. D. H.

Hass, Rachsucht? Wir sind Andern böse, wir thun mit Freuden sogar ihnen wehe, aber thun wir uns damit nicht selbst wehe? Sind diese Leidenschaften und selbst vorübergehende Affekte, wie Zorn, Aerger, Verdruss, mit dem Gefühle des Wohlseins verbunden? Wenn wir schäumen vor Wuth aus Erbitterung, aus Zorn, aus Bosheit über Andere, sind wir da nicht zugleich Furien gegen uns selbst? Vergiften wir uns nicht selbst mit dem Gifte des Hasses, den wir gegen unsere Feinde im Herzen tragen? Ist es nicht selbst physiologisch erwiesen, dass heftige Leidenschaften und Affekte wie eigentliche Gifte wirken? Süss ist allerdings die befriedigte Rachsucht, aber welche Höllenpein die unbefriedigte! Ist es nicht eine schon von den Alten, die nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben selbst ihre Weisheit schöpften, wie z. B. in dem Spruche: Gravior inimicus, qui latet sub pectore, ausgesprochene Wahrheit, dass Jeder an sich selbst seinen ärgsten Feind und Gegner hat? Wenn aber Jeder an und in sich selbst seinen Teufel hat, wo bleibt da der vielgerühmte Glückseligkeitstrieb? Ist da Glückseligkeit, wo sich selbst verzehrender Ehrgeiz und Geldgeiz, wo pestilenzialische Genusssucht, wo überhaupt unglückselige Leidenschaften, sie seien und heissen nun wie sie wollen, das menschliche Herz und Hirn beherrschen? Oder ist etwa, wo die Hölle haust, da die Glückseligkeit zu Hause?

Doch lassen wir die menschenfeindlichen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen! Widersprechen nicht auch die an sich unschädlichen, wohlwollenden dem Glückseligkeitstrieb? Die Furcht z. B. meint es offenbar nur gut mit uns, sie ist auf's zärtlichste und ängstlichste nur für unsre Existenz und Wohlfahrt besorgt, sie nur warnt und beschützt uns vor ohne sie unvermeidlichen Uebeln und Gefahren! Aber ist die Furcht nicht selbst meist ein grösseres Uebel als das Uebel, vor dem wir uns fürchten? Wie Viele hat die blosse Furcht vor dem Tode getödtet, die Furcht vor Krankheiten krank, die Furcht vor der Armuth arm, zum darbenden Geizhals gemacht!

Ja selbst die allerwohlwollendste und wohlthätigste, die selbst nur auf gegenseitigem Wohlwollen beruhende Leidenschaft, die Leidenschaft, welcher der Mensch selbst sein Dasein verdankt, die zugleich mächtigste und grösste Leidenschaft, die der Geschlechtsliebe, ist sie nicht auch die verderblichste, die der Glückseligkeit widersprechendste Leidenschaft? Ist es hier nicht so recht in die Augen leuchtend, dass der Naturzweck etwas ganz Anderes ist,

als der Zweck und Wille des Menschen, dass die menschliche Glückseligkeit keinen Grund und Boden in der Natur hat, dass sie nur ein Hirngespinst von ihm selbst ist? Der Mensch will freilich nur seinen Genuss, will nur seinen Trieb befriedigen; aber die Natur bezweckt nur die Erhaltung, die Fortdauer der Gattung oder Art. Die Teleologen haben daher mit besonderm Wohlgefallen den Geschlechtstrieb und Geschlechtsgenuss nur für eine List der Natur erklärt, für eine Lockspeise, womit sie den Menschen, den Tölpel fängt, um ihn ohne, wie oft auch wider Wissen und Willen, ihrem Zwecke dienstbar zu machen.

Aber was ist denn die Gattung oder Art, die Du nur zum Zwecke der Natur machst, im Unterschiede von dem Individuum, dem Du nur die eigne Glückseligkeit zum Zwecke gibst? Warum existirt denn in der Natur keine Gattung oder Art, die und wie Du sie im Kopfe hast? Warum ist sie denn, wenn sie doch einmal so pfiffig, so hinterlistig wie ein Pfaffe ist, doch wieder so ungeschickt, so dumm, dass sie immer und immer wieder nur ein Individuum zu Stande bringt? dass sie doch so gar nichts von Philosophie und selbst Naturwissenschaft weiss? dass aus dem Leibe der Mutter, aus ihren Geburtsschmerzen, aus neunmonatlicher Schwangerschaft, aus allen diesen Verneinungen des Glückseligkeitstriebes doch immer wieder nur ein neuer Glückseligkeitstrieb zum Vorschein kommt? Und steht denn wirklich der „Naturzweck“ im Widerspruch mit des Menschen eignem Zwecke? Weil in jammervollen Zuständen der menschlichen Gesellschaft, wo die Natur zur Unnatur und die Unnatur zur Natur wird, das Dasein von Kindern und ihre Erhaltung mit dem eignen Selbsterhaltungstriebe der Eltern in Widerspruch stehen, gilt dies auch von normalen, natur- und vernunftgemässen Zuständen? Gehört da nicht vielmehr das Vater- und Muttersein zum Glückseligsein? Widerstreitet die Kinderliebe der Selbstliebe? Gewiss in sehr vielen Fällen, jedoch nur aus Gründen, die an sich nichts mit ihr zu schaffen haben, nicht zur Sache gehören. Es ist aber doch unbestreitbar, dass wir unzählige Sorgen, Mühen und Plagen ohne Kinder nicht hätten. Ja, aber auch nicht unzählige Freuden. Abgesehen aber auch davon, dass, was aus Liebe geschieht, gerne geschieht, ein Opfer aus Liebe kein Opfer ist, ist denn nicht auch die blosse Selbstliebe, wie z. B. die Sorge für die eigne Gesundheit, mit den grössten Mühen, Sorgen und Opfern verbunden? Wo ist Liebe, ihr Gegenstand sei nun welcher er wolle, wo nicht Qual

und Pein ist? Wer ist unglückseliger als der Geizhals? Und doch ist der eigne Geldsack seine einzige Sorge und Liebe.

Wenn man freilich bei und vor der Gattung wie vor einem Gespenste gedankenstarr und steif stehen bleibt, wenn man der heiligen Dreieinigkeit und logischen oder vielmehr linguistischen Trilogie zu Liebe, wie in der Theologie, auf die Zeugung des Sohnes durch den Vater das alle Persönlichkeit verwehende Sausen und Brausen des heiligen Geistes, so in der Anthropologie auf die beiden Geschlechter, auf Er und Sie als vereinigendes Drittes das geschlechtlose Das des Kindes folgen lässt, dieses unschuldige Ding nicht näher im Lichte der Wirklichkeit besieht und bemerkt, dass es schon die Zeichen des bösen Buben oder der lustigen Dirne an sich trägt: so ist mit dem Gedanken an die Gattung der Gedanke an den Tod des Individuums unvermeidlich und unabtrennbar verknüpft. *)

In der That folgt in der Natur bei vielen niedern Thieren unmittelbar in oder nach dem Begattungsakt der Tod; ihr Leben ist erschöpft, ist aus, so wie Same oder Ei aus dem Leibe heraus ist. Aber der Zeugungsakt ist nur ihr letzter Lebensgenuss, weil er auch für sie der höchste ist, der Genuss, über den kein anderer geht, der nichts mehr zu Verlangendes, nichts mehr zu Wünschendes und Erstrebendes, folglich auch nichts mehr zu Erlebendes übrig lässt. Je höher aber das Individuum steigt, je entwickelter und vollkommener es wird, desto mehr tritt auch selbst der höchste Lebensgenuss in die Reihe fortdauernder, sich oft wiederholender Genüsse, zum deutlichen Beweise, dass der Begattungstrieb im innigsten Einklang mit dem individuellen Glückseligkeitstrieb steht. Aber auch selbst der Mensch kann von der Leidenschaft der Liebe so ergriffen werden, dass er für den und mit dem Liebesgenuss wie der Schmetterling sein Leben dahin gibt. Erglüht doch schon in den homerischen Hymnen Anchises so sehr in Liebe zur Venus, dass er begeistert ausruft: „Wohl ja wollt' ich sodann, o du Weib, Göttinnen vergleichbar, Wann dein Lager ich theilt', in die Wohnung des Todes hinabgehn." Steht aber der Tod in Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb des Schmetterlings? Soll er nach dem höchsten Lebensgenuss als entleerter Schmetterling oder gar wieder als Raupe fortvegetiren? In dem unnatürlichen, dem kaiserlichen Rom erfolgte die Apotheose, die Vergötterung erst nach dem

---

*) Ergänze etwa: so ist die listige Gattung Alles, das dumme Individuum nichts.

Tode. „Ich glaube, ich werde Gott," d. h. ich sterbe, sagte daher ironisch der Kaiser Vespasian. Aber im Reiche der Natur folgt umgekehrt auf das Gottwerden erst das Todtwerden, das Sterben. Was hat das Leben noch für Sinn und Werth für den Schmetterling, wenn er nur noch ein hohler Balg ist? Wie mag ich noch als elender Mensch fortexistiren, nachdem ich bereits Gott geworden, die höchste Seligkeit und höchste Ehre des Lebens genossen habe?

So viel vom Begattungstrieb. Was aber die andern oben angedeuteten unglückseligen Triebe, Leidenschaften und Affekte betrifft, so beweisen sie nichts weiter, als dass eben der Mensch sammt seinem Glückseligkeitstrieb ein Naturwesen und dass, wie er selbst von Natur gebaut und geformt, wie sein Körper und Geist, sein Kopf und Herz beschaffen und bestimmt, so auch seine Glückseligkeit beschaffen und bestimmt ist. Wie sollte bei einem furchtsamen, ängstlichen Menschen der Glückseligkeitstrieb sich anders äussern, als in beständiger, bei jedem Tritt und Schritt vom geringsten Anlass erregter Furcht vor möglichem Unglück? Wie bei einem neidischen anders, als darin, das Gut, das er nicht hat, aber nur sich selbst gönnt, dem Besitzer desselben zu missgönnen und durch das Vergnügen dieser Missgunst, dieser geistigen Habsucht und Annexion, den Schmerz seiner Entbehrung sich zu erleichtern? Eine hässliche Erscheinung der Natur ist die Kröte, eine liebliche der Laubfrosch, um bei der Klasse der Batrachier stehen zu bleiben. Aber warum willst Du nur dem Laubfrosch, nicht auch der Kröte ihre Glückseligkeit gönnen? Es ist wahr, sagt die Kröte, in meinen Adern pulsirt nur das tödtliche Gift des Neides, der Bosheit, der Rachsucht; aber dieses Gift ist für mich, die giftige Kröte, Ambrosia, ich bin glücklich, wenn ich durch das Gift, womit ich mich tödte, nur auch den Andern tödte. Ja! es gibt auch eine Glückseligkeit der Kröten und Schlangen, aber es ist eben auch eine Schlangen- und Krötenglückseligkeit. Aber was sind Schlangen und Kröten gegen die scheusslichen Ungeheuer, gegen die Megären und Dinotherien, in der Geschichte der Menschheit sowohl als der Erde?

Unverzeihliche Abschweifung vom Thema.

Gibt es nicht Erscheinungen der Natur, wo Einem wirklich Herz und Verstand still steht, vorausgesetzt, dass man Verstand und Herz hat, wo Alles aufhört, was sonst sich in uns zu Gunsten

des Lebens regt und bewegt, wo das buddhistische Nichtsein als das einzige Wahre und Wünschenswerthe erscheint? Wem schaudert nicht bei dem blossen Gedanken an die Pest, den schwarzen Tod, die Cholera, die Venerie, kurz an alle die eben so schrecklichen als scheusslichen Krankheiten der Menschheit? Aber beweisen sie, dass es keine Gesundheit gibt und dass diese nicht der normale Zustand der Natur ist? Sind denn die Krankheiten, diese grässlichen Leiden und Qualen der Natur, allgemeine und bleibende, endlose, wie die Qualen der religiösen und theologischen Hölle, die allerdings in einem unauflösbaren Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb stehen, natürlich nur der Verdammten, nicht der Begnadigten? Ist denn in der Natur eben so wie in der Hölle gar keine Hoffnung, keine Aussicht mehr auf Besserung, sollte auch diese, leider! nicht uns selbst, sondern erst unsern Nachkommen zu Gute kommen? Der Zorn des Unendlichen ist freilich ein unendlicher, aber verhängt die willenlose Natur über uns Tod und Krankheit aus Erbostheit, aus Zorn und Ingrimm, wie der Gott der Theologie und Religion? Ist denn auf dieser traurigen Erde nur das Gute und Schöne vergänglich? Vergeht nicht auch das Schlechte, das Hässliche, das Abscheuliche, das Entsetzliche? Warum fixirt, warum beseufzet ihr Poeten allein die Vergänglichkeit des Schönen? Ist denn, im Vergleich zu euren poetischen Träumen, euren Paradiesen, diesen Regionen ewiger Schönheit und Ruhe, die Erde, diese Region der furchtbarsten Orkane und Gewitterstürme, nicht auch die Region der Windstillen? Nur sind sie freilich in der „begrifflosen" Natur nicht zugleich vereinigt, wie im Kopfe des Philosophen, sondern erst, wenn der Sturm vorüber, stellt sich Friede und Ruhe ein. O ihr Philosophen, die ihr euch so erhaben und frei dünkt, trotz eures Rationalismus, trotz eurer den Stockgläubigen so anstössigen Ketzereien, trotzdem dass ihr von einem persönlichen, gar individuellen Gott nichts wissen wollt, weil überhaupt die Individualität nichts für euch gilt, — ihr habt doch in eurem Kopfe, im Hintergrund eurer Gedanken, nur das alte theistische, zeit- und raumlose Wesen stecken. Bei Hegel heisst und ist es der „Begriff", bei Kant das „Ding an sich". Nur diesem Ding zu Liebe, vor dem es keinen Raum und keine Zeit gibt, das aber doch das wahre, obwohl uns unerkennbare Ding ist, hat er die Zeit, um diese besonders hervorzuheben, nur dem sinnlichen Menschen aufgebürdet, zu einem unfreiwilligen Hirngespinnst von uns gemacht, aber eben dadurch sich und uns um die wahre Lebens- und Naturanschauung gebracht.

Die Zeit ist ja in Wahrheit keine blosse Anschauungsform, sondern wesentliche Lebensform und Lebensbedingung. Wo kein Auf- und Nacheinanderfolgen, keine Bewegung, keine Veränderung, keine Entwicklung, da ist kein Leben und keine Natur; aber von der Entwicklung ist die Zeit unabsonderlich. Was sich entwickelt, das ist, aber jetzt nicht, was es einst gewesen und einst sein wird. Nimmst du von mir die Zeit weg — und der Mensch hat doch gewiss eben so gut als irgend sonst Etwas darauf Anspruch, ein Wesen oder Ding an sich zu sein, wenn auch nur eine Modifikation des absoluten Dings an sich, denn die Dinge an sich reduziren sich, weil aller Plural, alle Vielheit und Verschiedenheit doch nur der sinnlichen Anschauung angehört, zuletzt nur auf das Ding an sich schlechtweg, das eine absolute Ding — nimmst Du von mir also die Zeit weg, so nimmst Du mir das Blut aus den Adern, das Herz aus dem Leibe, das Hirn aus dem Kopfe, und lässest mir schlechterdings nichts übrig, als den Tod oder das buddhistische Nichts. Im Gedanken ist freilich die Zeit das Erste, sonderst Du die Zeit ab von der Entwicklung, der Veränderung, Bewegung, setzest sie ihnen voraus; aber der Gedanke ist nicht der Herr und Meister der Natur, in der Wirklichkeit ist die Zeit unzertrennlich eins mit der Entwicklung, eins mit der Natur, eins mit den zeitlichen Dingen.

Aber sind denn diese Dinge die Dinge an sich? Ich weiss es nicht, aber für mich, der ich mich nicht von der Zeit abtrennen kann, sind diese zeitlichen Dinge auch Dinge an sich, ist die Zeit selbst, so gut wie die Sonne, Planeten und Kometen, die sich in Raum und Zeit bewegen, etwas Wirkliches und eben desswegen etwas an sich selbst, Etwas ohne meinen Kopf und ausser meinem Kopf. Ich dulde in meinem Kopfe keinen offenbaren Widerspruch, keine Konfusion, sie sei nun eine Kantische oder Hegel'sche, ich weiss nichts von einer Idealität, d. h. Unwirklichkeit, die doch wieder Wirklichkeit sein soll, nichts also von einer wirklichen Unwirklichkeit, wie die konfuse Zeit der spekulativen Philosophie Deutschlands; ich kenne keinen andern Unterschied zwischen für mich und an sich, zwischen Subjektiv und Objektiv, als den Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit, Täuschung und Wahrheit, Schein und Wesen. Aber beides: Wesen und Schein, fällt bei mir nicht jenseits, nein! diesseits von Zeit und Raum.

Und ich beklage mich nicht über diese meine vollständige Diesseitigkeit. Ich finde hierin keine unerklärlichen und unauflös-

lichen Widersprüche mit dem menschlichen Glückseligkeitstriebe, wie in der Theologie und Metaphysik. Nein! es gibt kein andres Heilmittel gegen die unheilbaren Krankheiten, die Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten der Natur und Menschenwelt, als die Zeit. Was die Zeit mit sich bringt zu unserem Schrecken und Leidwesen, das versenkt sie auch wieder zu unserem Troste und Heile in ihren Wellen. „Welch krasses Bild". Aber dafür wie erfrischend, wie wohlthuend ist diese, mit dem fliessenden, allen Unrath wegspülenden Wasser in Eines zusammengedachte Zeit gegen die todte, metaphysische, nur um eine, noch dazu mathematische Linie, die bekanntlich ohne Breite ist, von der alten theologischen Ewigkeit unterschiedene Zeit, die nur im Kopfe des abstrakten Denkers existirt? „O Ewigkeit, du Donnerwort!" auch du bist verhallt, auch deine Schrecknisse und Zauber sind verschwunden und stören uns nicht mehr im Genusse unsrer, im Vergleich zu deinen ewigen, überschwänglichen Freuden armseligen, aber dafür wirklichen, zeitlichen Freuden. Bringen wir daher vor allen Dingen wieder die Zeit zu Ehren! Nur ihr haben wir es zu verdanken, dass wir von den geologischen Ungeheuern, den Dinotherien und Megatherien, den Ichthyosauren und wie weiter diese thierischen Grossmächte heissen, befreit sind; nur ihr werden wir es, allerdings nicht ohne unsre Mitwirkung zu verdanken haben, wenn wir einst auch von den jetzt noch existirenden theologischen und anthropologischen Ungeheuerlichkeiten und Unverträglichkeiten mit der menschlichen Existenz und Wohlfahrt frei werden.

Der moralische Glückseligkeitstrieb.

Schon wieder abgeschweift, verirrt in das Gebiet der Geschichte, und diesmal gar der Naturgeschichte, bis in die fernen Zeiten ausgestorbner Thiergeschlechter! Bleibe in der Gegenwart, bleibe bei den gemeinen, den alltäglichen Erscheinungen des menschlichen Lebens! Wer weiss nicht mit Helvetius,*) dass es genug unglückselige Menschen gibt, welche nur durch solche Handlungen glücklich werden, die sie auf's Schaffot führen? Und wer kennt nicht den berühmten, von demselben Helvetius bei derselben Gelegenheit angeführten Augenarzt und den Rath, den er einem an den Augen

*) De l'Esprit. Disc. IV. Ch. 11.

leidenden Weintrinker gibt? „Wenn Du", sagte er zu ihm, „mehr Vergnügen findest am Wohlgeschmack des Weines, als am Genuss de Augenlichts, so ist der Wein für Dich ein grosses Gut; wenn aber das Vergnügen, zu sehen, für Dich ein grösseres ist, als das Vergnügen, zu trinken, so ist der Wein für Dich ein grosses Uebel." Was geht aber über das Vergnügen des Sehens? was über das Glück gesunder Augen? Wie Viele vergessen und vernachlässigen aber gleichwohl über dem Wohlgeschmack an Getränken und Speisen das Wohlsein ihrer Augen, das Wohlsein selbst ihrer edelsten Leibes- und Lebensorgane, ihrer Denkorgane! Beweisen aber diese Menschen, weil sie einen höhern und dauernden Glückseligkeitstrieb einem niederen und vorübergehenden aufopfern, etwas gegen den Glückseligkeitstrieb als einen naturbegründeten, naturberechtigten Trieb? Beweisen die Leute, die sich aus Trinksucht böse Augen zuziehen, dass die Gesundheit, wie überhaupt, so auch die der Augen, kein Gut für die Menschen, selbst auch der Weintrinker ist; dass sie ein Verlangen haben, krank und blind zu sein, dass sie nicht das Gegentheil wollen, wenn sie gleich das Gegentheil der Gesundheit thun? Oder ist der Arzt, weil er seinen Patienten, gesetzt, dass er wieder gesund oder, wenn er schon gesund, nicht krank werden will, einen Genuss beschränkt oder gar verbietet, ihm wehe thut, Enthaltung, Verneinung von Genüssen auferlegt, desswegen ein Misanthrop, ein Bösewicht, ein Unmensch, ein Tyrann? Wer ist denn aber dieser berühmte Augenarzt? der alte, wohlbekannte Glückseligkeitstrieb, nur mit einem neuen und bisher nicht in Betracht gezogenen Prädikate: der moralische Glückseligkeitstrieb. Die gemeinen Einwürfe und Widersprüche gegen den Glückseligkeitstrieb beweisen nichts weiter, als dass es für den Menschen keine Glückseligkeit ohne Vernunft und Moral gibt. Ich habe hier und jetzt jedoch im Auge nur den Theil der Moral, der bei den Moralisten blos von den sogenannten Pflichten des Menschen gegen sich selbst handelt.

Die Moralisten haben sich von jeher darin gefallen, sich einander mit grosssprecherischen Phrasen zu überbieten, sich für um so grössere und bessere Moralisten zu halten, je mehr sie übertriebene, transzendente, un- und übernatürliche, un- und übermenschliche Begriffe aufstellten; sie haben es für eine Verunreinigung, eine Befleckung, eine Schändung der heiligen Jungfrau Moral angesehen, wenn sie auch nur einen Blutstropfen von Egoismus, selbst vom gesunden, naturgemässen, nothwendigen, unerlässlichen, mit

dem Leben identischen Egoismus übrig liessen. Namentlich haben die deutschen Moralisten es sich als ein besonderes Verdienst angerechnet, dass sie, wie schon oben angedeutet, aus der Moral allen Eudämonismus, d. h. in Wahrheit allen Inhalt ausgemerzt. Und doch reden und handeln dieselben Herren, die nichts vom Egoismus, nichts vom Glückseligkeitstrieb in der Moral wissen wollen, von Pflichten gegen sich selbst, als wären — o welche Heuchelei! — die Gebote, worauf sie sich stützen, nicht Gebote des eignen, individuellen Glückseligkeitstriebes. Anerkennt ihr Pflichten des Menschen gegen sich, eben so wie Pflichten gegen die Nebenmenschen, und zwar mit Recht, denn im Vergleich zu den Pflichten gegen Andere und im Gegensatz zu den unverschämten Forderungen, die sie an mich stellen können, gibt es wirklich solche, und ist folglich dieser Ausdruck ein berechtigter und richtiger — nun, so anerkennt auch offen und ehrlich den Egoismus, erhebt ihn unumwunden und feierlich in den Adelsstand der Moral als ein nothwendiges Element, als einen Grundbestandtheil derselben. Nur keine Heuchelei, keine Verstellung, wenigstens in der Moral! Sie ist das grösste Laster — die Giftmörderin der Tugend, während die andern Laster nur rohen Todtschlag ausüben — obwohl in unsrer Zeit das herrschende Laster im Staat und in der Kirche, auf der Hochschule und in der Dorfschule, im Kloster und in der Kaserne.

Neigung und Pflicht sind allerdings keine Worte von derselben Bedeutung, keine Synonymen; sie müssen also unterschieden werden. Was ich aus Neigung thue, thue ich aus Glückseligkeitstrieb, thue ich, weil es mich unmittelbar beglückt, thue ich gerne, mit Lust und Liebe; was ich aus Pflicht thue, das thue ich, auch wenn es mich nicht beglückt, aber eben desswegen auch mir so oft missglückt, ja widersteht, thue ich mit Selbstüberwindung, nur aus innerm und äusserm Zwang, denn sie sind fast immer bei einander, wenn wir uns gleich des letztern nicht bewusst sind, oder selbst aus moralischem Eigendünkel uns nur mit der Vorstellung schmeicheln, dass wir nur aus Pflichtgefühl handeln. Aber müssen wir denn aus dieser Uneinigkeit des Sinnes, aus diesem Wortstreit sofort, wie die moralischen Puristen und Pedanten, die traurige Nothwendigkeit einer förmlichen, totalen Ehescheidung zwischen Pflicht und Neigung folgern? Was ich heute in dieser Stimmung, in diesem Körper- und Geisteszustand nur thue, weil ich es thun muss, also mit Widerstreben thue, das thue ich vielleicht schon morgen mit

grösster Leichtigkeit und Freudigkeit. Was mir in dieser Lebensperiode nur Missvergnügen macht, nur widerlich ist, wie der Gang in die Schule, nur Sache eben der Pflicht, das gereicht mir in späteren Jahren, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar an sich selbst, sondern nur in seinem Resultat, zum grössten Nutzen und Vergnügen, und ich erkenne jetzt mit Lächeln, dass die Zwangsjacke der Pflicht nur auf Geheiss meines eignen, damals nur noch missverstandnen und unerkannten Glückseligkeitstriebes mir angelegt wurde. Was gehört dazu, Meister auf einem Instrumente zu werden! Welche Beharrlichkeit, welch' unermüdlicher, ach wie viele süsse Freuden aufopfernder Fleiss! Welche langweilige Uebungen! Welche Anstrengungen der Muskeln und Nerven! Und doch habe ich dieses Instrument nur aus Neigung ergriffen, und doch wie oft mit Abneigung, nur aus Pflicht darauf gespielt! wie oft vor Unmuth es selbst zum Teufel gewünscht! Und doch ist dieses in Momenten des Unwillens über die Entsagungen und Plagen, die es mir auferlegt hat, verdammte Instrument die Quelle meines grössten Vergnügens und Glückes. „O Ewigkeit, du Donnerwort!“ was hast du nicht für Unheil in den Herzen und Köpfen der Menschheit angerichtet. Du nur hast es zu verantworten, dass sie die Physik der Sittenlehre zur Metaphysik, Menschenwort zu Gotteswort, Besonderes zum Allgemeinen, Vorübergehendes zum Bleibenden gemacht haben. Weil Neigungen und Pflichten — nicht zu vergessen, dass hier immer nur von Pflichten gegen sich selbst die Rede ist — sich oftmals einander in den Haaren liegen, sich zanken und balgen, haben die moralischen Zeitlosen sie zu Todfeinden, zu nicht momentanen und relativen, sondern absoluten, wesentlichen, ewigen Feinden gemacht, wenigstens so lange sie auf Erden weilen; denn in der überirdischen und überzeitlichen jenseitigen Welt sollen ja die Feinde Freunde werden.

Die Pflichten gegen sich selbst sind nichts Anderes, als aus dem Glückseligkeitstrieb entsprungene, aus der Erfahrung von ihrer Uebereinstimmung mit dem Wohl und Wesen des Menschen geschöpfte, von glücklichen, normalen, gesunden Menschen abgezogene, für Andere und für sie selbst im Fall der Erkrankung als Muster hingestellte Verhaltungsregeln zur Erhaltung oder Erwerbung leiblicher und geistiger Gesundheit. Pflicht ist nur, was gesund ist, selbst schon in seiner blossen Ausübung Zeichen und Ausdruck von Gesundheit ist, oder gesund macht; denn es gibt auch so unter-

geordnete Pflichten oder Tugenden, die nur Mittel zum Zweck der Gesundheit, für sich selbst ohne Werth sind.

Eine solche untergeordnete, niedrige, in den Augen des Supranaturalisten dieses Namens nicht einmal würdige Pflicht oder Tugend ist z. B. die Reinlichkeit. Und doch hat sie gleichwohl an sich alle die Merkmale, die den moralischen und philosophischen Supranaturalisten bestimmen, die Pflicht und den Glückseligkeitstrieb zu grundverschiednen Wesen zu machen. Der Mensch hat in seinem Hochmuth die Namen von Thieren zur Bezeichnung menschlicher Laster, zu Schimpfnamen herabgewürdigt, so auch den Namen des Schweins zur Bezeichnung der Unreinlichkeit. Welche Injurie gegen die armen, leider nicht der Sprache mächtigen Thiere! Wie die Thiere überhaupt — wenn auch nicht alle, doch die meisten, was ich nicht weiss — mehr oder minder, ist selbst auch das Schwein ein die Reinlichkeit liebendes und nur in ihr gedeihendes Thier. Nur der Mensch ist nicht nur ein gebornes Schwein, wie allerdings auch das junge Thier, welches aber aus Mangel an Selbstthätigkeit, aus Unbehülflichkeit an seinen Eltern die Stellvertreter des eignen Glückseligkeits- und Reinlichkeitstriebes hat, sondern auch ein bleibendes Schwein, weil, wo die Eltern sich im Kothe wälzen, es auch die Kinder ihnen nachthun, und so sich der historische Koth von Generation auf Generation unbeanstandet, unberührt von kritischer Neuerungs- und Reinigungssucht, forterbt.

Die Unreinlichkeit ist ein dem Menschen angebornes, in seiner natürlichen Trägheit, Faulheit, Gewohnheits- und Bequemlichkeitsliebe gegründetes, nicht nur auf Einzelne, sondern ganze Völker und Stämme sich erstreckendes Laster. Die Sumatraner z. B. „waschen niemals ihre Kleider, die Hottentotten niemals ihre Körper. Die Unreinlichkeit ist daher so tief in ihre Haut eingedrungen, dass man kaum unterscheiden kann, welches ihre rechte Farbe ist, sie sind schwarz wie Russ.“*) Die Hottentotten, die Einwohner von Unalaschka, die Grönländer essen selbst ihre Läuse. Letztere „streichen den Schweiss, damit er nicht verloren gehe, mit einem Messer vom Gesichte und lecken ihn auf“, und die Unalaschkaner „verschlingen den Schleim aus ihren Nasen.“ Die Grönländer waschen sich zwar, aber sie waschen sich — noch dazu nicht die

*) Histor. Nachr. zur Kenntniss des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande von C. Bastholm. Altona, 1818. I. Thl., Kap. 4. Nach neueren Reisebeschreibungen gibt es jedoch auch selbst unter den Hottentotten reinliche Stämme.

Männer, sondern die Frauenzimmer — in ihrem Urin. Welche Geschmacksverirrung! So sieht es mit der Unreinlichkeit beim „Menschen in seinem wilden und rohen Zustand“ aus. Mit Recht bemerkt daher der dänische Schriftsteller, aus dem wir diese Beispiele anführten, dass es eines Menu, eines Zoroaster, eines Moses und Muhamed bedurfte, um den Menschen aus seinem Schmutze zur Kultur der Reinlichkeit emporzuheben, dass er also nur durch die Religion, durch die Offenbarung Gottes Gestank und Wohlgeruch, Urin und Wasser, Läuse und Speise, After und Mund, welche ja auch bei vielen niederen Thieren ein und dasselbe Organ sind, unterscheiden lernte.

Aber so tief wie ein Eingeweidewurm steckt die Unreinlichkeit dem Menschen im Fleische, dass es auch selbst unter den kultivirten und zivilisirten Völkern genug schmutzige gibt, und auch wieder bei den reinlichen so viele rohe, verwahrloste, wasserscheue, mit ihrem Unrathe verwachsene Menschen, welche sich niemals waschen, oder höchstens nur an den hohen Festtagen, wenn sie Städter, oder nur einmal des Jahres, wenn sie Landleute sind, an dem Kirchweihfeste, gleichwohl aber, wenn sie wegen ihrer Schmutzigkeit zurecht gewiesen werden, beleidigt und entrüstet ausrufen: wasche ich mich denn nicht alle Kirchweihe? gleich als hätten sie mit dieser einmaligen, noch dazu höchst oberflächlichen Waschung ein überverdienstliches Werk vollbracht, gleich als wäre Selbstreinigung für sie asketische Selbstpeinigung. Und sie ist es auch in der That für sie.

Gleichwohl ist die Reinlichkeit, welche für den rohen und verwilderten Menschen eine saure, traurige Pflicht ist, welche er eben desswegen gar nicht erfüllt oder nur ungern, mit Unlust erfüllt, für den und an dem Kultivirten eine Befriedigung und Bethätigung des oder eines Glückseligkeitstriebes, eine auf Neigung und Trieb gegründete Tugend, deren Ausübung daher, wenn sie gleich immerhin, namentlich bei der Anwendung radikaler Reinigungen, mit Ueberwindung gewisser widerstrebender Gefühle, der Gelüste der Faulheit, Weichlichkeit und Bequemlichkeitsliebe verbunden ist, doch ihm so natürlich vorkommt, wie Essen und Trinken, was, wie wir aus Luther wissen, das allerfröhlichste und allerleichteste Werk ist. Was aber von der Reinlichkeit gilt, die ich nur desswegen hervorgehoben, weil ich überall das Sinnfällige, das Unbestreitbare zum Ausgangspunkt, zur Grundlage mache, ehe ich in höhere und

dunklere Regionen mich versteige, das gilt von der Tugend überhaupt, wenigstens der sich auf das eigne Selbst beziehenden.

Wesentliche Unterschiede der Glückseligkeit und der Selbstliebe.

Die moralischen Supranaturalisten haben die Glückseligkeit, die Selbstliebe überhaupt von der Moral ausgeschlossen, weil, wie Kant sagt, „ein Gebot, dass Jedermann sich glücklich zu machen suchen sollte, thöricht wäre, denn man gebietet niemals Jemandem das, was er schon unausbleiblich von selbst will“. Dasselbe sagt schon Seneca in Beziehung auf die Selbstliebe. Aber gibt es denn nur Eine und dieselbe Selbstliebe, Eine und dieselbe Glückseligkeit? Ihr seid doch sonst so freigebig mit euern Unterscheidungen, selbst mit scholastischen Distinktionen und Distinktiönchen feinster Sorte, und nur, wo ihr auf die Selbstliebe und Glückseligkeit zu sprechen kommt, da hört euer Unterscheidungsvermögen auf, da ist Alles, auch das Verschiedenartigste, gleich und eins. Wohl ist es wahr, auch der Hottentotte ist glücklich und liebt sich selbst eben so gut, als der Königsberger Weise oder der römische Philosoph und Staatsmann; fühlte er sich unglücklich, so würde er sich angetrieben fühlen, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um aus diesem seinem elenden Zustand herauszukommen. Die Glückseligkeit ist ja „subjektiv“, wie die Moralisten nur zu gut wissen und sagen, und sie ist es auch in der That. Meine Glückseligkeit ist unabsonderlich von meiner Individualität, sie ist nur die meinige, nicht deine, so wenig als die Haut, in der ich stecke, die deinige ist. Aber doch ist ein grosser Unterschied zwischen der Haut des Hottentotten und der Haut eines Königsbergers oder Römers, zwischen dreckverschlossenen und geöffneten, gelüfteten Hautporen, zwischen der Selbstliebe, die eins ist mit der Liebe zum Unrath und Ungeziefer, und der den Unrath von sich unterscheidenden und absondernden Selbstliebe, kurz zwischen stinkender und wohlriechender Selbstliebe. Eigenlob stinkt, sagt man; aber nicht da, wo es gerecht und nothwendig ist, um mich selbst boshafter Tadel- und Schmähsucht gegenüber zu erhalten und geltend zu machen. Dasselbe gilt von der Eigen- oder Selbstliebe, und zwar noch in weit höherem Grade; denn es gibt nicht nur eine gerechte und relativ nothwendige, sondern auch ab-

solut nothwendige, von meinem Wissen und Wollen ganz unabhängige Selbstliebe, die man so wenig von mir wegnehmen kann, als meinen Kopf, ohne mich selbst geradezu todtzuschlagen. Nur der Katholizismus, nur der Jesuitismus hat freilich auch hier Unglaubliches, Unmögliches geleistet; er hat dem Menschen den Kopf abgeschlagen, und doch geht er, wie der heilige Dionysius, noch heute umher mit dem abgeschlagenen Kopfe unter dem Arme starker Regierungen und unter dem Schutze dummer, geistesschwacher Völker. Doch kehren wir wieder von den Jesuiten zurück zu den Hottentotten, ihren Geistesverwandten. Was? Geistesverwandte — Hottentotten und Jesuiten! Nur weg mit diesen Frage- und Ausrufungszeichen des Entsetzens. Ich gebe gerne einen Unterschied zu, er besteht aber nur darin, dass die Hottentotten von Natur sind und thuen, was die Jesuiten aus purer Religion, aus purer Gottesliebe thun, dass jene keinen Reinigungstrieb haben und kennen, diese aber den im Menschen bereits erwachten Selbstreinigungstrieb wieder gewaltsam, geflissentlich, mit ausstudirten Mitteln, als ein gotteslästerliches, materialistisches Gelüste unterdrücken, um den Menschen wieder zum Hottentotten, womöglich noch unter den unfläthigen und unwissenden Hottentotten herunterzubringen. „Schönheit, sagt z. B. der hochehrwürdige Pater Lechner — eine Stelle, die ich schon vor 30 Jahren in meinem P. Bayle anführte, um die Hässlichkeit des Katholizismus gegen die katholisirenden Kunstfasler ad oculos zu demonstriren, — Schönheit also „ist der Tugend der Demuth" — aber ist Demuth nicht die höchste Tugend des Katholiken, wenn auch nicht des Priesters, doch des Laien? — „sehr gefährlich. In Würzburg hat sich desswegen ein Jünger von Adel und grossem Vermögen das Angesicht mit Koth bespritzt und ist im Bettleranzug um Almosen gegangen!" So schmutzig, so unfläthig auch der Hottentotte ist — er beschmutzt doch nicht das menschliche Angesicht absichtlich mit Koth. Zwar gestattet der Jesuitismus — wie ist er doch so human und liberal! — dem Menschen die naturrechtliche Freiheit, sich seines Kothes zu entledigen; aber es muss nur mit Erlaubniss des Beichtvaters, des geistlichen Oberhauptes überhaupt geschehen. Wenn nämlich der Jesuit so demüthig, so gehorsam ist, dass er sich selbst nicht den Sterbeakt, wie viel weniger also einen untergeordneten Naturakt erlaubt, ohne vorher dazu sich die Erlaubniss seines Vorgesetzten zu erbitten, wenn die heilige Brigitta, auch eins von den heiligen Vorbildern des Jesuitismus, aus Demuth selbst ihre Augen ohne Erlaubniss ihres Beichtvaters

nicht aufzuschlagen und empor zu richten sich getraute*), so ist sie doch gewiss, wenn dies gleich nicht ausdrücklich gesagt ist in ihrer Lebensbeschreibung, weil es zu den innersten Geheimnissen des Jesuitismus gehört, auch nicht ohne Erlaubniss ihres Beichtvaters auf den Abtritt gegangen. Der römische Kaiser Vespasian besteuerte in seiner Geldnoth selbst den menschlichen Urin: warum sollte der Jesuiten-Imperator in Rom nicht den menschlichen Koth in geistlichen Beschlag und Verschluss nehmen? Gewiss werden wenigstens die modernen Jesuiten, bei denen jeder Zoll ein Katholik, der Katholizismus nicht nur bis ins Herz, sondern bis in den Mastdarm eingedrungen ist, gegen diese Konsequenz nichts einzuwenden haben.

Also auch dem schmutzigen Hottentotten ist es wohl in seinem Schmutze. Dennoch ist zwischen dem Wohlbefinden des Schmutzigen und dem Wohlbefinden des Reinlichen nicht nur ein relativer und subjektiver, sondern auch ein objektiver, wirklicher, gegenständlich begründeter, thatsächlicher Unterschied vorhanden. Es ist etwas ganz Anderes, ob ich das Ueble gut finde, richtiger ausgedrückt, nicht als Uebeles empfinde und erkenne, weil ich es gewohnt bin und nichts Besseres kenne, oder ob ich das Gute selbst geniesse; ob ich selbst den hässlichsten Gegenstand nicht mehr rieche, wenigstens als etwas mich Belästigendes und Beleidigendes, oder ob ich wirkliche Wohlgerüche einathme. Es ist ein Unterschied, so gross, so objektiv, so ausgemacht, wie irgend ein chemischer Unterschied, wie etwa der Unterschied zwischen Stickstoff und Sauerstoff, zwischen Schwefelwasserstoff und Ozon. Gestank nicht mehr riechen, ist soviel wie überhaupt nicht mehr riechen; aber wie viele Genüsse, wie viele wohlthätige — freilich auch entgegengesetzte — Nervenerregungen entbehrt der, der nur einen abgestumpften oder gar keinen Geruch hat! Gönnen wir also neidlos auch dem Hottentotten seine Glückseligkeit, aber unterlassen wir es nicht, aufs schärfste zu unterscheiden zwischen stumpfsinniger und scharfsinniger, zwischen katholischer und menschlicher, dummer und gebildeter, kothbefleckter und kothgereinigter Glückseligkeit! Jede vermittelst der Seife der Kultur dem Einfluss von Luft und Licht neugeöffnete Pore unsrer Haut ist auch eine neue Quelle von Tugend und Glückseligkeit.

Allerdings ist selbst auch Licht und Luft von gleich guter Beschaffenheit nicht von gleicher Beglückungskraft für Menschen von

*) Revelationes s. Brigittae. Col. Bon. et Brux. 1851. Vita S. B. p. 7.

verschiedener Beschaffenheit und Individualität. Es gibt unverbesserlich und unveränderlich schmutzige Menschen, die über die Zumuthung, sich von ihrem schon durch sein Alterthum geheiligten, von den Urvätern ererbten Schmutz zu trennen, so entsetzt und empört sind, als muthete man ihnen zu, sich die Haut vom Leibe ziehen zu lassen. Es gibt so licht- und luftscheue Menschen, dass sie schlechterdings nicht das Leben in der freien und lichten Natur vertragen, dass sie allein selig sind in dunkeln und dumpfen Löchern, wo Kröten und Unken hausen, dass sie das Licht als Finsterniss schmähen, die Finsterniss dagegen als Licht preisen. Kurz, es gibt unzählige Menschen und selbst Menschenarten, die sich für kerngesund halten, aber nur, weil sie schon von Mutterleib an krank gewesen sind, und folglich auch nichts von Gesundheit wissen und wissen wollen. Aber folgt aus dieser eingebildeten Gesundheit des Kranken, dass es keine wirkliche Gesundheit gibt, und dass diese wirkliche Gesundheit nicht ein Gut an sich selbst ist? Man kann sich bekanntlich auch an Gifte gewöhnen, selbst an Arsenik, und so ein Arsenikesser sieht aus so gesund und frisch wie das Leben selbst, gerade so wie unser jetziger, renommistischer, mit seiner Lebenskraft sich brüstender Katholizismus; und doch ist diese Wangenröthe, dieser blendende Glanz und Schein von Lebensfrische nur Wirkung des tödtlichen Giftes, das er im Innern seines Leibes birgt.

Aber selbst auch an das Gute, das Gesunde muss sich erst der Mensch gewöhnen. Auch der beste Wein schmeckt nicht, wenn man an keinen Wein oder nur an ganz schlechten Wein gewöhnt ist. Ich kenne bayrische „Patrioten", für die der Sprung über den Partikularismus „des bayrischen Nationalgetränkes" ein Salto mortale ist, die bei einem Glase Wein das Gesicht verziehen und sich gebärden, als böte man ihnen den sokratischen Schierlingstrank. Ist desswegen der Weingenuss und der Biergenuss von gleichem Gehalte, von gleichem Werthe? Erfreut das Bier des Menschen Herz ebenso wie der Wein? Steht etwas vom Biere in der heiligen Schrift? Oder hat vielleicht wirklich schon der gelehrte, theologische Aberwitz der Neuzeit aus den Rippen Adams oder den Lenden Noahs den Gambrinus herausgeschnitten, den biblischen und christlichen Ursprung, natürlich vor Allem des Bieres par excellence, des bayrischen Bieres nachgewiesen? „Aller Anfang ist schwer", heisst es auch hier überall, im Grössten wie im Kleinsten, im Höchsten wie im Gemeinsten. Und, leider! gibt es unzählige Menschen und

Völker selbst, die vor den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des Anfangs zurückschaudern, oder, wenn sie auch diese mit Mühe und Noth überwinden, doch nicht weiter und höher schreiten, sondern zeitlebens erschlafft auf halbem Wege stehen bleiben, weil jeder Fortschritt ein Abschnitt, mit jedem Abschnitt ein neuer Anfang, und mit jedem neuen Anfang auch wieder neue Schwierigkeiten, nur anderer Art als die allerersten, verbunden sind.

„Noth meistert alle Gesetze und hebt sie auf.“

„Das Gebot: Du sollst glücklich sein, ist ein thörichtes.“ Eben ein solches ist aber auch das Gebot: Du sollst moralisch oder tugendhaft sein. Es ist eine grundverderbliche, gemeinschädliche Vorstellung, dass die Moral nur vom Willen abhänge. Es ist dies nichts als der alte, nur ins Gebiet des Moralischen, in den menschlichen Willen versetzte Mirakelglaube. So gut die Glückseligkeit nicht allein von mir abhängt, obgleich sie nicht ohne meine Mitwirkung und Selbstthätigkeit mir zu Theil wird, so gut hängt auch die Moralität nicht allein von meiner willkürlichen Thätigkeit, sondern auch von äussern Gütern, von der Natur, vom Körper ab. Es gibt keine Glückseligkeit ohne Tugend, ihr habt Recht, ihr Moralisten, ich stimme euch von Herzen bei, ich habe es ja schon eben euch zugegeben; aber merkt es euch, es gibt auch keine Tugend ohne Glückseligkeit — und damit fällt die Moral ins Gebiet der Privatökonomie und Nationalökonomie. Wo nicht die Bedingungen zur Glückseligkeit gegeben sind, da fehlen auch die Bedingungen der Tugend. Die Tugend bedarf eben so gut als der Körper Nahrung, Kleidung, Licht, Luft, Raum. Wo die Menschen so aufeinander gepresst sind, wie z. B. in den englischen Fabriken und Arbeiterwohnungen, wenn man anders Schweineställe Wohnungen nennen kann, wo ihnen selbst nicht der Sauerstoff der Luft in zureichender Menge zugetheilt wird — man vergleiche hierüber die wenigstens an unbestreitbaren Thatsachen interessantester, aber auch schauerlichster Art reiche Schrift von K. Marx: „das Kapital“ — da ist auch der Moral aller Spielraum genommen, da ist die Tugend höchstens nur ein Monopol der Herren Fabrikbesitzer, der Kapitalisten. Wo das zum Leben Nothwendige fehlt, da fehlt auch die sittliche Nothwendigkeit. Die Grundlage des Lebens ist auch die Grundlage der Moral. Wo du vor Hunger, vor Elend keinen Stoff

im Leibe hast, da hast du auch in deinem Kopfe, deinem Sinne und Herzen keinen Grund und Stoff zur Moral. Wer wird es leugnen wollen, dass es auch Menschen gibt, die lieber Hunger leiden, oder selbst Hungers sterben, ehe sie sich eines verbrecherischen Schurkenstreiches schuldig machen? Leider gibt es oft genug solche Zeiten, wo die Tugend Hunger leidet, nur der Schurke mit äussern Glücksgütern gesegnet ist. Aber solche Menschen haben doch in ihrer frühern Lebensstellung, vielleicht schon von Kindheit an, Zeit und Gelegenheit gehabt, an noch ganz andere Dinge und Genüsse zu denken, als nur an Essen und Trinken, und in diese andern Dinge so sich einzuleben und einzuüben, dass sie ihnen so unentbehrlich geworden sind, wie das tägliche Brod. Sie haben sich von Jugend an nicht an Schurkenstreiche gewöhnt, oder nicht nur auf solche Dinge gesonnen und sich dieselben einstudirt, deren nothwendiges Resultat solche Handlungen sind, darum begehen sie auch selbst in der Noth keine Schurkenstreiche. „Gewohnheit ist das Geheimniss der Tugend"; freilich auch des Lasters; aber jener Satz enthält eben die stillschweigende Voraussetzung, dass man sich auch an die Tugend gewöhnt. Solche edle Menschen mögen wir in erbärmlichen Zeiten stets als erhebende und ermuthigende Vorbilder uns vorhalten, aber sie sind Ausnahme von der Regel; sie beweisen nichts gegen die Behauptung, dass die nothwendigen Lebensmittel auch die nothwendigen Tugendmittel sind.

Nicht „der gute Wille der Moralphilosophen", aber auch nicht der hinzutretende kluge, den eignen Schwächen und Verlockungen zum Verbrechen rechtzeitig begegnende „Verstand" der Kriminalisten à la A. v. Feuerbach — nur die Glückseligkeit, aber nicht die luxuriöse, die aristokratische, sondern die gemeine, plebejische Glückseligkeit, die mit dem Genusse des Nothwendigen, was freilich auch relativ, je nach dem Standpunkt der Menschheit verschieden ist, nach gethaner Arbeit verbundene Glückseligkeit, nur diese ist es, welche im Grossen und Ganzen die Menschen vom Laster und Verbrechen abhält. Wollt ihr daher der Moral Eingang verschaffen, so schafft vor allem die ihr im Wege stehenden, materiellen Hindernisse hinweg! Alles aber, was mit der nothwendigen, mit dem menschlichen Leben identischen Glückseligkeit im Widerspruche steht, das steht auch der Tugend im Wege und mit ihr im Widerspruch. Das delphische Orakel erklärte im Gegensatze zu dem dummen König Gyges oder Krösus, der sich wegen seines unermesslichen Reichthums für den glücklichsten Menschen hielt, den

armen und tugendhaften Arkader Aglaus für den Glücklicheren. Aber der arme und tugendhafte Aglaus hatte doch einen eignen, zwar kleinen, aber zu seinem Lebensunterhalt vollkommen hinreichenden Acker. Sein Moralsystem war also auf guter materieller Grundlage auferbaut. Wo aber die eigentliche Armuth, die Noth beginnt, wo der Glückseligkeitstrieb so herunter gesunken ist, dass er sich nur auf die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, auf Stillung des Hungers beschränkt, da schweigt auch das delphische Orakel und der kategorische Imperativ. Noth kennt kein Gebot, heisst es schon im Sprüchwort. „Von 100 Strassendirnen Londons“ — lese ich eben in einem alten Exzerpt aus der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 26. April 1858 — „sind erwiesenermassen 99 Opfer der Noth“. Neunundneunzig Opfer der Noth, nicht der sinnlichen Lust, nicht des Mangels an gutem Willen und Verstand oder gar an Glauben, welchem Mangel die geistlichen Herren, ihrem Interesse und Berufe gemäss, alle Laster und Verbrechen der Welt aufbürden, nein! nur Opfer des Mangels an den nothwendigsten Lebensmitteln! Wahrlich, man kann auch von den Londoner Strassendirnen Moral lernen — lernen, dass ihre Verworfenheit nur von dem verworfnen, verneinten Glückseligkeitstrieb abstammt, dass die Pflicht der Tugend das unumgängliche und unumstössliche Recht, das heilige Naturrecht des Glückseligkeitstriebes zur Voraussetzung hat.

Uebrigens sind wir mit dieser Unterscheidung zwischen den Motiven schon über das Gebiet „der Pflichten gegen sich selbst“ in das Gebiet der Pflichten gegen Andere übergegangen, damit in den zweiten Theil der Moral, der aber so sehr das Ganze beherrscht, dass selbst auch die auf das eigene Selbst sich beziehenden Pflichten nur als Pflichten gegen Andere angesehen und behandelt werden können, dass hier erst die grosse Streitfrage zwischen Pflicht und Glückseligkeit, hier erst die Frage: was ist denn Moralisch, was das charakteristische Merkmal und Fundament der Moral? sich aufthut. In der That ist Moral eines für sich allein gedachten Individuums eine leere Fiktion. Wo ausser dem Ich kein Du, kein anderer Mensch ist, ist auch von Moral keine Rede, nur der gesellschaftliche Mensch ist Mensch. Ich bin Ich nur durch Dich und mit Dir. Ich bin meiner selbst nur bewusst, weil Du meinem Bewusstsein als sichtbares und greifbares Ich, als anderer Mensch gegenüberstehst. Weiss ich, dass ich Mann bin und was der Mann ist, wenn mir kein Weib gegenübersteht? Ich bin meiner selbst

bewusst, heisst: ich bin mir vor allem Anderen bewusst, dass ich ein Mann bin, wenn ich nämlich ein Mann bin. Das gleiche, unterschiedslose und geschlechtslose Ich ist nur eine idealistische Chimäre, ein leerer Gedanke. Nur der ins ganze und innerste Wesen dringende Einschnitt ins Fleisch, der Mann und Weib von einander geschnitten, wenn wir einer platonischen Mythe einen Augenblick Zeit und Raum gönnen, begründet oder verwirklicht und versinnlicht erst den Unterschied zwischen Ich und Du, auf dem unser Selbstbewusstsein beruht. Sind denn nicht aber auch die Thiere männliche und weibliche? Ja freilich, aber was hat denn nicht Alles der Mensch mit den Thieren gemein? Der Unterschied ist nur, dass das mit ihnen Gemeinsame in ihm vermenschlicht, vergeistigt, veredelt, leider! aber auch oft verunstaltet und verschlechtert wird.

Wie zur Entstehung des Menschen — versteht sich nach vorausgegangner Urzeugung, von der wir noch nichts Bestimmtes wissen, nur so viel, dass der aus ihr hervorgegangene Mensch noch kein Mensch, wenigstens in unserem Sinn — ein solcher war erst der zweite, der vom Menschen gezeugte und empfangne Mensch — wie also zur physischen Entstehung des Menschen, so gehören auch zur geistigen Entstehung, zur Erklärung der Moral, zum allerwenigsten zwei Menschen — Mann und Weib. Ja, das Geschlechtsverhältniss kann man geradezu als das moralische Grundverhältniss, als die Grundlage der Moral bezeichnen. In einem wahren Kulturstaat, wovon freilich unsre gleissenden Scheinkulturstaaten noch unendlich entfernt sind, ist daher eine Kirche, die ihren Priestern die Ehelosigkeit zum Gesetz macht, eine moralische Unmöglichkeit. Gesetzliche Ehelosigkeit ist so viel als ein gesetzliches Verbrechen. Wo aber ein Verbrechen und zwar ein solches gegen die Natur des Menschen anerkannt und sanktionirt ist, da ist an sich jedes Verbrechen gegen sie geheiligt. Doch die aus dem Geschlechtsverhältniss abgeleitete Moral liegt ausser dem Plan dieser Schrift; für unsern gegenwärtigen Zweck halten wir uns nicht an die geheimen, sondern die offenbaren, männiglich bekannten Folgen der Paarung.

Wie leicht ist es doch, die sogenannten Pflichten gegen sich in Uebereinstimmung mit dem Glückseligkeitstriebe zu bringen. Aber was hat die Moral mit diesen sogenannten Pflichten zu schaffen? Von Moral kann nur da die Rede sein, wo das Verhältniss des Menschen zum Menschen, des Einen zum Andern, des Ich zum Du zur Sprache kommt. Einen moralischen Sinn und Werth haben

die Pflichten gegen sich nur, wenn sie als indirekte Pflichten gegen Andere erkannt werden, wenn anerkannt wird, dass ich nur, weil ich Pflichten gegen Andere — meine Familie, meine Gemeinde, mein Volk, mein Vaterland, — auch Pflichten gegen mich selbst habe. Gut und Moralisch ist dasselbe. Gut ist aber nur, wer Anderen gut ist. Aber wie kommt denn ums Himmelswillen der Mensch von seinem egoistischen Glückseligkeitstrieb aus zur Anerkennung der Pflichten gegen andere Menschen? Darauf ist zu erwidern, dass diese Frage schon längst die Natur selbst entschieden und gelöst hat, indem sie nicht nur einen einseitigen und ausschliesslichen, sondern auch zwei- und gegenseitigen Glückseligkeitstrieb hervorgebracht, einen Glückseligkeitstrieb, den man nicht an sich selbst befriedigen kann, ohne zugleich, selbst nolens volens, den Glückseligkeitstrieb des andern Individuums zu befriedigen, kurz, einen männlichen und weiblichen Glückseligkeitstrieb, also in Folge dieses dualistischen Glückseligkeitstriebes das Dasein des egoistischen Menschen an das Dasein anderer Menschen, wenn auch nur seiner Eltern, seiner Brüder und Schwestern, seiner Familie gebunden ist, so dass der egoistische Mensch ganz unabhängig von seinem guten Willen, schon von Mutterleibe an die Güter des Lebens mit seinem Nächsten theilen muss, schon mit der Muttermilch also, mit den Elementen des Lebens auch die Elemente der Moral einsaugt, als da sind Gefühl der Zusammengehörigkeit, Verträglichkeit, Gemeinschaftlichkeit, Beschränkung der unumschränkten Alleinherrschaft des eignen Glückseligkeitstriebes. Und wenn alle diese unwillkürlichen, physisch-moralischen Einflüsse an dem unbeugsamen Starrsinn des Egoisten wirkungslos scheitern, zweifelt nicht! dann werden ihn die Püffe seiner Brüder und die Kniffe seiner Schwestern Mores lehren — lehren, dass auch der Glückseligkeitstrieb der Andern ein berechtigter ist, so gut als der seinige, ja ihn vielleicht selbst sogar zu der Ueberzeugung bringen, dass mit der Glückseligkeit der Seinigen seine eigne aufs innigste verwachsen ist. Wer aber auch auf diesem familiären Wege nicht zur Anerkennung der Pflichten gegen Andere kommt, der wird von Rechtswegen, um uns aus dem engen Kreise der Familie aufs Gebiet der menschlichen Gesellschaft zu versetzen, durch Anwendung von Gewaltmassregeln dazu gezwungen.*)

*) Vergl. X. 66 ff. „das Prinzip der Sittenlehre“: Autonomie — Heteronomie.

Das **Recht** ist auch Moral, aber Moral, deren Gebiet ein so bestimmtes und begränztes, dass ihre Pflichten nur beachtet werden können, weil ihre Nichtbeachtung mit peinlichen oder bürgerlichen Strafen verbunden ist, darum, wie die Geschichte beweist, die älteste, aber heute noch, wenn auch nicht in der Theorie, doch im Leben gültige und wirksame Moral. Welche eitle und unfruchtbare Bemühung daher, aus der modernen idealistischen, vom Rechte unterschiedenen Moral doch wieder das Recht deduziren zu wollen! Eine Deduktion, die übrigens, so verkehrt sie ist, einen guten historischen Grund hat; denn sie ist nur, wie die philosophische Ableitung der Welt aus dem Ich, die legitime Nachkommenschaft von der alten und geheiligten Erklärung der Welt aus Gott.

Peinliche Zwangs- und Strafmittel stehen nun allerdings im schreiendsten Widerspruche mit dem Glückseligkeitstriebe, aber doch nur mit dem des Leidenden, nicht mit dem der sie Ausübenden. Wer aber einmal nicht gut und freiwillig den Glückseligkeitstrieb der Andern anerkennt, ja selbst geradezu verletzt, der muss es sich auch gefallen lassen, wenn sie an ihm das Widervergeltungsrecht, das Recht des Rhadamantes, des furchtbaren Höllenrichters ausüben, wenn sie überhaupt zur Vorsorge für die Zukunft ihm und seines Gleichen gegenüber — und gegebenen Falls ist jeder Mensch möglicher Weise seines Gleichen — ihr Gut und Blut nicht dem wehrlosen guten Willen der Moral, sondern dem bis an die Zähne bewaffneten Rechte zum Schutze anvertrauen. Die vom Rechte abgesonderte Moral verheisst uns zwar sehr viel, unendlich mehr, als das Recht, aber ihre Leistungen bleiben meist unendlich weit, oft gänzlich hinter ihren Verheissungen zurück; das Recht dagegen verheisst uns wenig, dafür aber hält es aufs strengste, was es verspricht. Wir stellen an Dich, unverbesserlicher Egoist! durchaus keine übermenschlichen Forderungen, wir anerkennen sogar Deinen Egoismus, nur verlangen wir dafür von Dir, dass Du auch unsern Egoismus anerkennst; wir machen gar keine Ansprüche an Deine Grossmuth und Freigebigkeit, wovon Du ja nichts weisst und wissen willst, wir verlangen nur von Dir, dass Du uns nicht nimmst, was unser ist, dass Du uns ungeschoren im Genuss unseres Besitzes oder Erwerbes schalten und walten lässt, kurz wir verlangen von Dir nicht Moral, sondern nur Recht oder nur die mit dem Recht identische Moral: **Rechtlichkeit**, mit andern Worten: nicht „Tugendpflichten", nur „Rechtspflichten".

Was ist denn nun aber Moralisch? Was macht unsre Gesinnung

und Handlung zu einer moralischen? Müssen wir in der Moral das direkte Gegentheil von dem, was Recht und Rechtens ist, sein und thun? Müssen wir hier uns Alles gefallen lassen? widerstandslos uns hier das Hemd vom Leibe ziehen lassen oder besser selbst ziehen, um unsre gänzliche Eigenthumslosigkeit, Interesselosigkeit und Selbstlosigkeit als das wahre Muster der Moral in voller Blösse hinzustellen? „Befindet sich die Moral in der Schwebe, wie der Geist eines Verstorbenen", wie einst ein Landpfarrer in einer Grabrede sagte, d. h. schwebt die Moral in der Luft? Hat sie keinen Fuss mehr auf dem Boden des Rechts? Gilt hier nicht mehr das Grundrecht der Selbst- und Nothwehr? nicht mehr der egoistische Glückseligkeitstrieb? Hören wir in der Moral auf, Menschen zu sein? sollen wir den Engeln oder irgend welchen himmlischen, körper- und selbstlosen Phantasiewesen gleich werden? Nein! wir wollen auch in der Moral Menschen bleiben oder vielmehr es erst recht werden, denn das Recht für sich selbst ist allerdings ein einseitiger, unvollständiger, beschränkter, engherziger Ausdruck des menschlichen Wesens; wir bedürfen zu seiner Ergänzung eine Erweiterung und Erhebung über den herzlosen Rechtsegoismus der Moral. Rottet aber desswegen die Moral den Egoismus überhaupt, den vielleicht besser mit dem nicht so verschrienen Namen der Selbstliebe bezeichneten, den, theologischen und moralischen Hypokriten gegenüber, mit vollkommenem Rechte sogenannten Egoismus mit Stumpf und Stiel aus? Fordert sie eine nur aus dem Himmel der Theologie stammende und nur in diesem Himmel heimische Uneigennützigkeit? Ganz richtig: gut ist nur, wer Andern als sich gut ist. Aber ist von diesem Gutsein gegen Andere das Gutsein gegen sich selbst ausgeschlossen? Darf ich mir selbst nichts Gutes gönnen? muss ich mich hassen, anfeinden, verleugnen, verneinen, um das Prädikat eines moralischen Menschen zu verdienen, mich schlechterdings unglücklich machen, um Andere zu beglücken? Verdammt, kurzum, die Moral den eignen Glückseligkeitstrieb oder abstrahirt wenigstens von ihm als einem sie verunreinigenden Triebe? Mit Nichten, aber allerdings die Moral kennt keine eigne Glückseligkeit ohne fremde Glückseligkeit, kennt und will kein isolirtes, von dem Glück der Andern abgesondertes und unabhängiges, oder gar mit Wissen und Willen auf ihr Unglück gegründetes Glück, kennt nur eine gesellige, gemeinschaftliche Glückseligkeit.

Die Moral verdirbt und verübelt uns nicht, wie die katholische Heiligkeit, wie wir schon oben an dem Beispiel der heiligen Adel-

gunde sahen, den ästhetischen Geschmack, den Wohlgeschmack an guter geistiger und leiblicher Nahrung; es ist also nicht unmoralisch, Gutes zu essen, aber es ist unmoralisch, als Familienvater, um bei der nächsten und engsten menschlichen Gemeinschaft stehen zu bleiben, diesen Genuss nur mir allein mit Ausschluss der Meinigen oder gar auf Kosten ihres eignen Nahrungsbedürfnisses zu gönnen. Was aber die Moral uns gebietet, uns zu beschränken in unsern Lebensbedürfnissen, wenn sie nur zum Nachtheil und Verderben der Anderen befriedigt werden können, das thut der wahre, mustergültige Familienvater von selbst, aus eignem Antrieb; denn das mit den Seinigen getheilte Stück trocknen Brodes schmeckt und bekommt ihm besser, als das allein für sich genossene, saftigste Bratenstück.

Die moralischen Hyperphysiker haben dem sinnlichen Genuss in aristokratischem Gedankendünkel alles Recht, allen Antheil an moralischer Gesetzgebung abgesprochen, weil er der Allgemeinheit ermangle, nur singulär und partikulär sei; und doch beweist jeder alltägliche Familientisch, jeder öffentliche Festschmauss, wo vielleicht sogar die in ihren politischen, moralischen und religiösen Meinungen uneinigen Köpfe nur im guten Essen und Trinken einig sind, dass es auch einen gemeinschaftlichen Geschmack gibt.

Aber gilt das nur von den Gegenständen des Geschmackssinns, der Sinne überhaupt? Gilt dasselbe nicht auch und vielleicht noch mehr von den abstrakten, den un- und übersinnlichen Gegenständen? Alle Menschen unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht; aber was ist Recht, was Unrecht? Ueber diese allgemeinen Fragen findet keine Uebereinstimmung statt, namentlich wenn man seine Blicke über die Gränzen seines Landes und Volkes hinaus schweifen lässt. Was übrigens den Unterschied der Geschmäcker anbetrifft, so tritt dieser — und dies ist eine für die Sache des Glückseligkeitstriebes höchst wichtige Bemerkung — eigentlich erst hervor auf dem Gebiete der aristokratischen Kochkunst, der Gourmandise; sie bezieht sich nicht auf die einfachen, nothwendigen, allgemeinen, wenn auch nur, wie alles Menschliche, relativ allgemeinen, volksthümlichen, landessittlichen Speisen. Wie sind im Genusse und Preise solcher Speisen alle Zungen und Herzen einstimmig! Nur wo der Kaviar oder sonst ein exotisches Reizmittel des Appetites den Anfang macht, hört der Gemeingeist des Geschmacks auf, wird der Geschmack und mit ihm die menschliche Glückseligkeit überhaupt „subjektiv“, „partikulär“ und „singulär“,

wozu ihn unsre spekulativen Philosophen ohne Unterscheidung zwischen exquisiter table d'hôte und gemeiner Hausmannskost gemacht haben.

Es ist aber desswegen keineswegs unmoralisch, Leckerbissen zu speisen, wenn man dazu die Mittel hat und darüber nicht andere Pflichten und Aufgaben versäumt; aber unmoralisch ist es, das Gute, das man sich gönnt, Andern zu entziehen oder nicht zu gönnen, nur den eignen, nicht auch den Glückseligkeitstrieb der Andern als eine berechtigte Macht theoretisch und praktisch anzuerkennen, nicht das Unglück Anderer wie eine Verletzung des eigenen Glückseligkeitstriebes zu Herzen zu nehmen. Thätige Theilnahme an Anderer Glück und Unglück, Glücklichsein mit den Glücklichen und Unglücklich mit den Unglücklichen — aber nur, um womöglich, wie sich übrigens von selbst versteht, dem Uebel abzuhelfen — das allein ist die Moral. Wir haben für die Pflichten gegen Andere keine andere Quelle, aus der wir schöpfen könnten, was gut oder böse, keinen anderen Stoff und Massstab, als für die Pflichten gegen uns selbst. Gut ist, was dem menschlichen Glückseligkeitstriebe gemäss ist, böse, was ihm mit Wissen und Willen widerspricht. Der Unterschied liegt nur im Gegenstande, nur darin, dass es sich hier um das eigene, dort um das andere Ich handelt. Und die Moral besteht eben nur darin, dass ich Dasselbe, was ich in der Beziehung auf mich selbst unbedenklich gelten lasse, auch in der Anwendung und der Beziehung auf Andere gelten lasse, bekräftige und bethätige. Die eigene Glückseligkeit ist allerdings nicht Zweck und Ziel der Moral, aber ihre Grundlage, ihre Voraussetzung. Wer ihr keinen Platz in der Moral einräumt, wer sie hinauswirft, der öffnet diabolischer Willkür die Thüre; denn nur aus der Erfahrung meines eigenen Glückseligkeitstriebes weiss ich, was gut oder böse ist, was Leben oder Tod, was Liebe oder Hass ist und wirkt, reiche ich daher dem Hungernden nicht statt Brodes einen Stein, dem Durstenden nicht statt Trinkwasser Scheidewasser. „Derjenige," sagt der chinesische Weltweise Confucius, „dessen Herz redlich ist und der für Andere dieselben Gesinnungen hegt, als für sich, entfernt sich nicht von dem Moralgesetze der Pflicht, welches den Menschen durch ihre vernünftige Natur vorgeschrieben ist; er thut Andern nicht, was er nicht wünscht, dass man ihm thue." Und an einer andern Stelle: „Was man nicht wünscht, dass es uns gethan werde, das muss man auch Andern nicht thun!" Im neuen Testament

wird dieser Satz bekanntlich so ausgesprochen: „Alles, was ihr wollet, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Er kommt übrigens auch schon, negativ ausgedrückt, im alten Testament vor, eben so bei den Griechen, den Römern und vielen andern, selbst unkultivirten Völkern. Unter den vielen moralischen Grundsätzen und Vorschriften, die man ausgeheckt hat, ist dieser schlichte, populäre Grundsatz der beste und wahrste und zugleich einleuchtendste und überzeugendste, weil er das Herz trifft, weil er den eigenen Glückseligkeitstrieb zu Gewissen führt. Was Du nicht wünschest, dass man Dir thue, wenn Du hast, was Du wünschest, wenn Du glücklich bist, dass man also Dir Uebles oder Böses thue, das thue auch Andern nicht; und was Du wünschest, dass sie Dir thun, wenn Du unglücklich bist, dass sie Dir nämlich beistehen, wenn Du Dir selbst nicht helfen kannst, dass sie Dir Gutes thun, das thue Du auch ihnen, wenn sie Deiner bedürfen, wenn sie unglücklich sind. — Was will man mehr verlangen? „Aber das ist ja doch immer nur eine egoistische Moral?“ Ja wohl, aber dafür auch gesunde, schlichte, ehrliche und redliche, menschliche, in Fleisch und Blut dringende, nicht phantastische, gleissnerische, scheinheilige Moral.

Der vor den übrigen deutschen spekulativen Philosophen durch seine Unumwundenheit, Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichnete Schopenhauer hat im Gegensatz zu den hohlen philosophischen Moralprinzipien das Mitleid als die Grundlage der Moral, als die einzige ächt moralische und zugleich lebendige, im Menschen wirksame Triebfeder hervorgehoben. „Gränzenloses Mitleid,“ sagt er z. B. unter Anderm, „mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Kasuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig Keinen verletzen, Keinen beeinträchtigen, Keinem wehe thun, Jedem helfen, soviel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen.“ Ausgezeichnet durch Wahrheit und Klarheit ist, wie er nun an einzelnen Beispielen nachweist, dass nur der grösste Mangel an Mitleid es ist, der einer That den Stempel der tiefsten moralischen Verworfenheit und Abscheulichkeit aufdrückt, wie er namentlich nachweist, dass auch „der ersten und grundwesentlichen Kardinaltugend, der Gerechtigkeit“, dem Neminem laede, „Verletze Niemanden“, nicht ein Allgemeingespenst, nicht die „Idee“ oder Pflicht der Gerechtigkeit in abstracto, sondern das Mitleid zu Grunde liegt. Aber wie ist es

möglich, zu verkennen, dass dem Mitleid selbst wieder der Glückseligkeitstrieb zu Grunde liegt? Dass diese Sympathie mit dem Leidenden nur aus Antipathie gegen das Leiden, aus dem nicht leiden, aus dem glückselig sein Wollen entspringt, dass also das Mitleid nur der mit den Verletzungen des fremden oder andern Glückseligkeitstriebes mitverletzte, mitleidende, eigne Glückseligkeitstrieb ist? Je gleichgültiger, je unempfindlicher ein Mensch gegen eigne Schmerzen ist, um so unempfindlicher wird er auch gegen die Schmerzen Anderer sein. Und nur weil ihm die Schmerzen Anderer selbst wehe thun oder wenigstens ihn in seinem Glücke stören, weil er sich selbst unwillkürlich, ohne alle Berechnung wohlthut, indem er ihnen wohlthut, leistet er ihnen thätigen Beistand. Macht was ihr wollt — ihr bringt nimmermehr allen und jeden Egoismus vom Menschen los; aber unterscheidet, ich kann nicht oft genug daran erinnern, zwischen bösem, unmenschlichem, herzlosem und gutem, theilnehmendem, menschlichem Egoismus, zwischen unwillkürlicher, argloser, in der Liebe zu Andern, und willkürlicher, absichtlicher, in der Gleichgültigkeit oder gar Bosheit gegen Andere sich befriedigender Selbstliebe. Wer allen Eigenwillen aufhebt, hebt damit auch das Mitleid auf. Für wen die Glückseligkeit nur Selbstsucht, oder nur Schein und Tand ist, für den ist auch die Unglückseligkeit, die Mitleidswürdigkeit keine Wahrheit; denn das Oweh!geschrei des Elends ist nicht weniger selbstsüchtig und eitel, als der Ausruf der Lust und Freude. W e r f ü r d a s N i r v â n a o d e r s o n s t e i n e m e t a p h y s i s c h e, ü b e r s i n n l i c h e N u l l i t ä t o d e r R e a l i t ä t a l s d i e h ö c h s t e W a h r h e i t f ü r d e n M e n s c h e n s c h w ä r m t, f ü r d e n i s t d i e m e n s c h l i c h e, i r d i s c h e G l ü c k s e l i g k e i t e i n N i c h t s; a b e r e b e n s o a u c h d a s m e n s c h l i c h e L e i d u n d E l e n d e i n N i c h t s, w e n n e r w e n i g s t e n s k o n s e q u e n t s e i n w i l l. Nur wer die Wahrheit des individuellen Wesens, die Wahrheit des Glückseligkeitstriebes anerkennt, hat ein wohlbegründetes, mit seinem Prinzip, seinem Grundwesen übereinstimmendes Mitleid. Wenn daher der Buddhismus das Mitleid als die höchste Tugend preist, so beweist er damit, dass er, obgleich nur auf indirekte und negative Weise, nichts weiter als Glückseligkeit will und bezweckt.*)

*) In dem Mit-Leid liegt der Ton auf dem Leid, der Sympathie mit dem Elend des Daseins; Mit-Freude gibt es da keine. H.

Der Einklang des Gewissens mit dem Glückseligkeitstrieb.

„Immer und immer nur Glückseligkeit! selbst auch in der Moral! Wer kann das mit seinem Gewissen zusammenreimen? Was ist das für eine Moral, die nur auf die Stimme des Glückseligkeitstriebes hört, aber nichts vom Gewissen weiss und wissen will? Ein schönes Ding — eine gewissenlose Moral! Wie leicht ist es doch, untergeordnete Widersprüche gegen den Glückseligkeitstrieb zu beseitigen, wenn man den Hauptwiderspruch, das Gewissen, unberücksichtigt lässt! Wie viele Menschen haben, lediglich von ihrem Gewissen getrieben, sich selbst vor Gericht angeklagt, sich selbst also dem Richter zur Bestrafung überliefert! Beweisen solche Handlungen nicht eine vom Glückseligkeitstriebe unabhängig und ihm entgegenwirkende Macht? Hat man desswegen nicht mit vollem Rechte, und in früheren Zeiten fast einstimmig, das Gewissen als das Zeugniss eines im Menschen wirkenden, aber vom Menschen unterschiedenen Wesens, eines Gesetzgebers, Richters, Gottes, angesehn?“ Die Stimme des Gewissens wäre also eine Stimme gegen den Glückseligkeitstrieb, und zwar eine solche, vor welcher er beschämt verstummen müsste, wie überhaupt vor Gotteswort Menschenwort? Aber haben Sie, hochehrwürdiger Herr Pastor! denn ich weiss, dass der Einwurf mit dem Gewissen nur aus Ihrem, nur aus geistlichem Munde stammt, schon vergessen, was ich eben entwickelt habe, vergessen, dass, was Sie dem Menschen ins Gewissen hineinschieben und mit demselben sagen wollen, ich schon in dem Glückseligkeitstriebe enthalten sehe und nicht nur sehe, sondern als enthalten darstelle; dass es, wenn auch nicht für die Schule und die philosophische Abstraktion, doch in Wahrheit und Wirklichkeit keinen einfachen, sondern einen doppelten, zweifachen Glückseligkeitstrieb gibt, wenigstens einen männlichen und weiblichen, wenn wir in Gedanken das menschliche Gesellschaftswesen auf das Minimum beschränken; dass die Autonomie des männlichen Glückseligkeitstriebes, so sehr er auch von jeher den Grundsatz des neuesten Staatsrechts: „Macht geht vor Recht“ gegen das schwächere Geschlecht geltend gemacht hat, doch immerhin wenigstens in gewissen Beziehungen in die Heteronomie des weiblichen Glückseligkeitstriebes sich fügen und schmiegen musste; dass also das Gewissen, dieses mystische „Mittelding zwischen Gott und

Mensch", medium inter Deum et Hominem, wie es ein Theolog nannte und Andere, selbst Philosophen, wie Kant, der That nach, wenn auch nicht mit denselben Worten bezeichneten, in Wahrheit nichts andres ist, als die Mitte, als das Band zwischen Mann und Weib, zwischen Ich und Du, zwischen eigner und fremder Glückseligkeit.

„Das Gewissen ist der alter ego, das andere Ich im Ich," sage ich in meiner Theogonie, und in meiner letzten Schrift heisst es vom Gewissen: „Das Ich ausser mir, das sinnliche Du ist der Ursprung des „übersinnlichen" Gewissens in mir. Mein Gewissen ist nichts anderes, als mein an die Stelle des verletzten Du sich setzendes Ich, nichts anderes als der Stellvertreter der Glückseligkeit des Andern auf Grund und Geheiss des eigenen Glückseligkeitstriebes." Was heisst: das andere Ich im Ich? Doch wohl nicht, wie sich für den Verständigen von selbst versteht, das andere Ich mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Bein, sondern das vorgestellte, vergegenwärtigte, zu Gemüthe gezogene, kurz das Bild des Andern, das mich abhält, ihm Böses zuzufügen, oder mich peinigt und verfolgt, wenn ich ihm bereits Böses zugefügt habe. Das Gewissen hängt daher auf's innigste mit dem Mitleid zusammen und beruht auf der Empfindung oder Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes: was du nicht wünschest, das dir die Andern thun, das thue ihnen nicht! Ja es ist selbst nichts anderes als das Mitleid, aber mit dem Stachel des Bewusstseins, der Urheber des Leids zu sein. Wer keinen Glückseligkeitstrieb hat, weiss und fühlt nicht, was Unglück ist, hat also kein Mitleid mit Unglücklichen; und wer kein verdoppeltes, verschärftes, gesteigertes Mitleid empfindet, wenn er sich bewusst ist, den Andern unglücklich gemacht zu haben, der hat kein Gewissen. Nur, weil ich mir auf Grund meines Glückseligkeitstriebes bewusst bin, dass ich dem Andern bitterböse wäre, wenn er mir das Uebel angethan hätte, das ich ihm angethan habe, sehe ich ein, wenn ich zur Besinnung, zum Nachdenken über mein Thun komme, dass ich Unrecht gethan habe, dass ich alle Ursache habe, mir selbst bitterböse zu sein, mir keine Befriedigung des eignen Glückseligkeitstriebes mehr zu gönnen, weil ich den wohlberechtigten Glückseligkeitstrieb des Andern thörichter und frevelhafter Weise verletzt habe.

Post factum poenitet actum: Erst nach der That erwacht und entsteht das Gewissen; aber diese That ist keine gute, sondern böse; erst nach der bösen That also erwacht das böse Gewissen.

Und nur dieses kann man im Sinne haben, wenn man das Gewissen im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb findet; denn dass das gute, das beglückende Gewissen mit demselben zusammen sich reimt und stimmt, das versteht sich von selbst. In der That ist auch nur das böse Gewissen der Ursprung des Gewissens oder das ursprüngliche, naturwüchsige, unverfälschte, wesenhafte und wahrhafte, dieses Namens würdige Gewissen. Um über das Gewissen ins Reine zu kommen, muss man daher sich nicht Raths erholen wollen in den Schriften unsrer Moraltheologen oder Moralphilosophen, wo von einem irrenden, zweifelhaften, wahrscheinlichen, und wer weiss noch wie vielen andern theoretischen und problematischen Gewissen die Rede ist; man muss das Gewissen, wie überhaupt alle Dinge, die nicht unmittelbar sinnliche Gegenstände sind, da anpacken und aufgreifen, wo es aus der Region des blossen Denkens, Meinens und Zweifels, also eben aus der Region des irrenden und zweifelhaften Gewissens heraustritt, wo es aus einem Objekt der Logik ein pathologisches Objekt, in der Gestalt von Erinnyen oder Furien ein Gegenstand der Empfindung und Anschauung, also eine unbezweifelbare, unleugbare, sinnlich gewisse Thatsache wird, so sinnlich gewiss, als das corpus delicti, das hier vor meinen Augen als der sinnliche Beweis meiner Frevelthat dasteht. Dieses Gewissen ist aber nur das böse Gewissen. Und das böse Gewissen ist nur der in den Eingeweiden meines eignen Glückseligkeitstriebes wühlende, verletzte Glückseligkeitstrieb des Andern. Was ich dem Andern angethan, das thue ich nun an seiner Statt mir selbst an; was ich im Guten und in Frieden mit ihm und mir selbst nicht anerkannt habe, dass es nämlich nur eine gemeinschaftliche Glückseligkeit gibt, das anerkenne ich jetzt auf umgekehrte Weise, im Bösen, im Zwiespalt mit mir selbst. So rächt sich der verletzte Andre an mir; in meiner Gewissenspein vollstrecke ich nur aus Sympathie, aus, leider! erst nach der That erwachtem Mitgefühl, Mitleid, das Urtheil, das er über mich, seinen Verletzer, gefällt, den Fluch, den er aus schwergekränktem Herzen, vielleicht zugleich mit seinem letzten Seufzer, gegen mich ausgestossen hat. „Schafft mir doch die Bauern weg, sie hören nicht auf, mich zu ängstigen und zu quälen!“ so seufzte der „würtembergische Alba“ auf seinem Todtenbett. „Befreit mich von der erdrosselten Schwägerin mit ihrem Kinde, die mir nicht von der Seite weicht und mich Tag und Nacht verfolgt!“ „Die Leichen verfolgten mich, mir drohend im Traume“, so äusserten sich ge-

meine Mörder, Verbrecher, so äussert sich überhaupt das Gewissen, das allein Gegenstand der tragischen Poesie und der Philosophie ist.*)

Die Stimme meines Gewissens ist keine selbständige Stimme, keine aus dem blauen Dunst des Himmels oder gar auf dem wunderbaren Wege der Selbsterzeugung (der Generatio spontanea) aus sich selbst entsprungene Stimme, sie ist nur das Echo von dem Wehegeschrei des von mir Verletzten und dem Strafurtheil des in dieser Verletzung sich selbst verletzt fühlenden Andern. Denn ich habe, als Angehöriger dieses Gemeinwesens, Mitglied dieses Stammes, dieses Volkes, dieses Zeitalters, in meinem Gewissen kein besonderes, kein anderes Gesetzbuch, als der Andere ausser mir. Ich mache mir nur darüber Vorwürfe, worüber mir der Andere, sei's mit Worten, sei's mit der Faust, Vorwürfe macht oder wenigstens machen würde, wenn er es wüsste oder selbst der Gegenstand einer vorwurfsvollen Handlung wäre.

Das Gewissen stammt vom Wissen oder hängt mit dem Wissen zusammen; aber es bezeichnet nicht das Wissen überhaupt, sondern eine besondere Abtheilung oder Art des Wissens, das Wissen, das sich auf unser moralisches Verhalten, unsre bösen oder guten Gesinnungen und Handlungen bezieht. Dieser Unterschied desselben vom Wissen überhaupt oder vom blossen Wissen ist selbst schon sprachlich durch die Vorsylbe angezeigt, wie unsre Moralphilosophen und Moraltheologen richtig bemerkt haben. Aber gleichwohl haben sie kein besonderes Gewicht gelegt auf die Bedeutung der deutschen Vorsilbe: ge; sie bedeutet nämlich dasselbe, was das Syn in dem griechischen Synekdosis, was das Con in dem lateinischen Conscientia, als das, was das deutsche Mit. Gewissen ist Mitwissen. So sehr ist das Bild des Andern in mein Selbstbewusstsein, mein Selbstbild eingewoben, dass selbst der Ausdruck des Allereigensten und Allerinnerlichsten, das Gewissen ein Ausdruck des Sozialismus, der Gemeinschaftlichkeit ist; dass ich selbst in den geheimsten, verborgensten Winkel meines Hauses, meines Ichs mich nicht zurückziehen und verstecken kann, ohne zugleich ein Zeugniss von dem Dasein des Andern ausser mir abzugeben. Wenn ich auch keinen Zeugen gegen mich habe, keinen Mitwisser, denn der Einzige, der mich meiner Frevelthat zeihen könnte, ist nicht mehr unter den Lebenden, und sein Leichnam von mir ins Meer versenkt

*) S. hierüber mehr in meiner „Theogonie" S. 175 und 166—167, und Ideler, Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns, I. Thl. S. 102—106.

oder zu Asche verbrannt worden, so habe ich doch einen Mitwisser, einen Zeugen, einen möglichen Verräther und Ankläger an mir selbst. Das Wissen ist nur erleuchtendes Licht, aber das Gewissen ist brennendes, kondensirtes Licht, ist böses, empfindliches Wissen, auf das so gern vertilgte und doch unvertilgbare Bewusstsein meiner bösen Thaten eingeschränktes Wissen. Einschränkung ist Beengung, Beklemmung. Gewissen, namentlich böses Gewissen, ist beklommenes, gewaltsam zurückgehaltenes und zusammengepresstes Wissen. Was Niemand weiss, aber alle Andern wissen möchten und wissen sollten, weil sie dann wüssten, was auch sie im Nothfall von mir zu erwarten haben, was ich für ein Bösewicht bin, das weiss ich allein, der Thäter, und doch darf ich es nicht sagen. Welche Last! Welcher Widerspruch mit dem Mittheilungstrieb, mit dem Triebe, auszusprechen, was man weiss und denkt! Wenn sich aber auch zu den Qualen des Gewissens nicht die Qual der Verschwiegenheit, der gewaltsamen Zurückhaltung und der Furcht vor Selbstverrath gesellen, wenn kein Geheimniss aus den begangenen Verbrechen gemacht wird, so bleibt es doch das ursprüngliche Merk- und Brandmal des Gewissens, dass es im Unterschied von dem gemeinen Tageslicht des Wissens die Blendleuchte der eigenen bösen That und Gesinnung ist. Gewissen haben heisst ursprünglich ein böses Gewissen haben. Wer sich aus seinen bösen Thaten nichts macht, wer von ihnen nur ein theoretisches oder historisches Wissen wie von irgend einer andern gleichgültigen That oder Begebenheit, also kein böses Gewissen hat, der hat gar kein Gewissen, ist ein moralisches Monstrum. Und, ich habe ein gutes Gewissen, heisst ursprünglich nichts weiter, als ich bin mir keiner Schuld, keiner bösen That bewusst, keiner That, die das Tageslicht zu scheuen hätte.

Das Gewissen hat man unterschieden in das der That vorhergehende, das sie begleitende, das ihr nachfolgende Gewissen. Aber nur das letztere verdient, wie gesagt, diesen Namen; denn vor und während der That hat der Menssh nur sein Interesse, nur die Befriedigung seiner Leidenschaft, seiner Begierde im Auge; erst nach vollbrachter That kommt er zur Besinnung, zur Erkenntniss, zur moralischen Kritik. Vor und während der That schweigt das Gewissen oder ist wenigstens seine Stimme eine so schwache und leise, dass sie von dem Thäter überhört wird; aber wo das Gewissen nicht so unzweideutig, so vernehmlich wie der Donner erschreckt und erschüttert, da kann von Gewissen keine Rede sein.

Wäre das nachfolgende und vorhergehende Gewissen eines und dasselbe — o wie glücklich wäre das Menschengeschlecht, wie verschont mit so vielen, grässlichen Thaten! Aber das vorhergehende Gewissen ist leider nur eine doktrinäre Konsequenz von dem nachfolgenden. Logisch setzt freilich dieses das erstere voraus, aber in Wirklichkeit geht dem Gewissen und der That, worauf es sich bezieht, nichts voraus als mein Wesen und Wissen überhaupt.

Bin ich ein vorsichtiger, überall die Folgen erwägender, bedenklicher oder gar ängstlicher und furchtsamer Mensch, so werde ich natürlich auch, ja um so mehr, bei einer Handlung, die das Wohl und Wehe meines Nächsten und indirekt mein eigenes betrifft, diesen Charakter bewähren, ohne dass man berechtigt ist, auf dieses mein Wesen das Wort Gewissen, wenigstens in dem Sinne der Moralisten, anzuwenden. Ja, wenn ich auch einen entgegengesetzten Charakter habe, so können doch vor dem Beschlusse zu einer entscheidenden Handlung in mir selbst die grössten Kämpfe vorgehen, ohne dass desswegen ein Grund vorliegt, zu ihrer Erklärung zu einem besondern „verwundersamen Vermögen" meine Zuflucht zu nehmen. Wie das Gewissen — gedacht in der Beziehung des Menschen auf Andere — nichts andres ist als das Wehe- und Rachegeschrei des Andern gegen mich, so ist das Gewissen, gedacht in der Beziehung des Menschen auf sich selbst, nichts anderes als das Rache- und Wehegeschrei eines verletzten oder unterdrückten Triebes gegen seinen Unterdrücker. „Du bist ein Nichtswürdiger", ruft der Genusssüchtige sich zu, so oft das Gewissen des Thätigkeitstriebes in ihm erwacht. Der Ausdruck Gewissen ist hier absichtlich gewählt, er bedeutet aber nichts anderes, als das mit Tadel, mit Vorwürfen verbundene Bewusstsein. Wie der Mensch Andere tadelt, wenn sie sich eines Fehlers oder Vergehens, besonders gegen ihn, schuldig machen, so kann er auch, weil er seiner selbst bewusst ist und über sich selbst nachdenken kann, natürlich sich selbst tadeln, wenn er sich eines Vergehens oder Fehlers, insbesondere gegen Andere schuldig gemacht hat. Aber bekanntlich hängt der Sack mit den Fehlern der Andern vorne unter den Augen, der Sack mit den eigenen hinten auf dem blinden Rücken. Und es ist höchst schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, diese natürliche Ordnung von Hinten und Vorn umzukehren, seine Fehler so klar vor sich hinzustellen, wie die Fehler der Andern, sich unparteiisch zu richten und doch in einer und derselben Person zugleich Partei und Richter zu sein. Aber eben um diese Schwierig-

keit zu überwinden, dieses Räthsel zu lösen, hat man das Gewissen zu einem besondern „verwundersamen“ Wissensvermögen, einem moralischen Schatzkästlein, einem geheimen Vehmgericht, einem Urim und Tummim im Menschen gemacht. Wie man die Bibel zum Inbegriff alles Wissens gemacht hat, wie man Alles, was erst Jahrtausende nach ihrer Entstehung der Mensch im Schweiss seines Angesichtes mühselig nach und nach erkannt und entdeckt hat, selbst die geologischen und astronomischen Wahrheiten, in sie hineingelesen hat, so hat man das Gewissen, nachdem seine ursprüngliche Bedeutung verschwunden war, zu einem moralischen Factotum und Fühlhorn gemacht, Alles im Gewissen schon im Voraus a priori enthalten gefunden, was die Menschen erst nach Jahrhunderten schwerer Kämpfe als Recht oder Unrecht festgestellt haben, ja was selbst heute noch von der heiligen katholischen Kirche als Gewissenlosigkeit bekämpft und verdammt wird. Gibt es ja doch ein spezifisches katholisches Gewissen, und gewiss mit demselben Rechte, wie es ein spezifisches moralisches Gewissen im Unterschiede von dem allgemeinen Wissen und Bewusstsein des Menschen von Recht und Unrecht gibt Ist doch das Gewissen selbst nur eine von der geoffenbarten Theologie in den Menschen eingeschwärzte, von der Moralphilosophie denkgläubig in sich aufgenommene und gewissenhaft festgehaltene natürliche Theologie.

Das Gewissen ist so sehr von der Theologie und ihrer Dienerschaft oder, vielleicht richtiger, Herrschaft, der Geistlichkeit, in Beschlag genommen worden, dass es besser ist, für das Gute und Richtige, was man mit diesem Worte bezeichnet, andere unzweideutige, keine bangemachenden und irremachenden Nebenvorstellungen mit sich bringende Worte zu gebrauchen. Das Gewissen ist, kurz gesagt, als gutes nichts weiter als Freude über die einem Andern gemachte Freude, als böses nichts weiter als Schmerz, als Leiden über das ihm aus Missverstand oder Fahrlässigkeit oder Leidenschaft zugefügte Leid. Das von den Händen der Geistlichkeit bearbeitete und der Moral überlieferte Gewissen ist der unter den Gehorsam des Glaubens an einen belohnenden und strafenden, gnädigen und zornigen Gott, d. h. an Himmel und Hölle, ewige Seligkeit und Verdammniss, gefangen genommene Glückseligkeitstrieb. Der von der Herrschaft der Theologie befreite und ans Licht der Natur gesetzte Glückseligkeitstrieb erblickt aber im Gewissen nur ein anderes Wort für: Gemüth, Herz, Gefühl für Andere, Mitgefühl, Mitleid, Menschlichkeit, Humanität. Was ist der Unterschied

zwischen „empfindlichem oder unempfindlichem Gewissen“, wie man unter Anderm sonst unterschieden hat, als überhaupt der Unterschied zwischen Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit? was der Unterschied zwischen „rauhem und zartem“ Gewissen, als der Unterschied zwischen Rohheit und Zartheit des Gemüths, zwischen Brutalität und Humanität, die sich scheut, auch nur das allergeringfügigste Uebel oder Unrecht einem Andern zuzufügen? Was sind die von den christlichen Theologen uns so sehr empfohlenen „Gewissensprüfungen“ anders, als die Selbsterkenntniss und Selbstprüfungen, die schon die heidnischen Philosophen gelehrt und ausgeübt haben? Was ist Gewissenhaftigkeit andres als strenge, genaue, sorgfältige Pflichterfüllung oder überhaupt Rechtlichkeit, Rechtschaffenheit, Ehrlickheit? Wenn wir im Gegensatz von nur äusserlichem Scheinwesen, von Verstellung, von Heuchelei, das Wort Gewissen gebrauchen, was bedeutet es da anders, als eben Herzlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit? Und wenn wir unser gutes Gewissen der Fama, dem Gerede der Leute, der irregeführten öffentlichen Meinung, der tonangebenden Verläumdungs- und Verkleinerungssucht entgegensetzen, was anders wollen wir damit aussprechen und geltend machen, als unser stolzes, aber gerechtes Selbstbewusstsein? Wozu also die Geheimnissthuerei des Gewissens? Wozu das Gewissen „verstricken und beschweren“; d. h. dem Nachtsack eines besonderen Vermögens aufbürden, was schon in dem Omnia mea mecum porto, in der Tasche meines Selbstbewusstseins als sonnenklares oder sonnenheisses Bewusstsein meiner Unschuld oder Schuld enthalten ist?

Zusätze aus zerstreuten Papieren.

Wenn die Glückseligkeit kein Prinzip der Moral oder gar ein unsittliches ist, warum soll die Verneinung desselben in mir eine Tugend sein, während sie doch für die Andern eine Bejahung desselben unsittlichen Prinzips ist? Wenn die Negation des „Willens zum Leben“ eine Tugend ist für mich, warum soll ich sterben für Andere, damit sie leben, also ihren von mir verneinten Trieb befriedigen? Heisst das nicht aus Sittlichkeit für die Unsittlichkeit sterben? Wenn es eine Tugend ist, sich seines Mantels zu entäussern, so hänge ich dem Andern mit diesem Mantel meine Untugend an, während ich mich mit der Tugend schmücke und

brüste. Oder wie soll es eine Tugend sein, wenn ich trotz des eigenen Hungers nicht esse, damit der Andere essen könne, wenn nur die Negation des Triebes die Tugend zur Tugend macht? Ist dies aber der Fall, so muss ich zu den Andern sagen: Ich esse nichts, aber nur dafür, dass Ihr auch nichts esset; ich sterbe, aber dazu, dass Ihr auch sterbet, dass Ihr auch bestätiget, die Pflicht sei mehr als das Leben, dass Ihr auch den Trieb zum Leben negirt!

Aber so ist es nicht und soll es nicht sein. Die Tugend, die Pflicht, steht nicht im Widerspruch mit der eigenen Glückseligkeit, sie steht nur im Widerspruch mit der Glückseligkeit, die auf Kosten Anderer, zu deren Unglück, glücklich sein will. Die Tugend ist die eigene Glückseligkeit, die aber nur im Bunde mit fremder Glückseligkeit sich glücklich fühlt, die selbst bereit ist, sich aufzuopfern, aber nur weil und wenn es das Unglück so fügt, dass das Glück der Andern, die mehr sind als ich, mir mehr gelten als ich mir selbst allein, nur von meinem eigenen Unglück, das Leben der Andern nur von meinem eigenen Tode abhängt, aus tragischer, schmerzlich empfundener, aber gleichwohl ohne Widerstreben übernommener Nothwendigkeit, aus, wenn auch nicht eigenem Glückseligkeitstrieb, doch aus dem mit Liebe angeeigneten Glückseligkeitstriebe der Andern — eine Glückseligkeit, die aber der Selbstaufopferer wenigstens in der Vorstellung und Hoffnung mitgeniesst.

Nicht aus Achtung vor dem Gesetz, aus Achtung vor dem Andern, wenn auch nicht grade diesem zufälligen Menschen, vor dem Andern, der mit Dir identisch ist, aus Achtung vor dem Menschen also, ist die Identität der Menschen eine absolute. Autonomie ist unnatürlicher Selbstzwang, Selbstnothzucht. Achtung allerdings vor dir selbst, — die Pflicht vertritt nur der Andere.

Der Wunsch des Andern sei mein Wunsch; denn der Wunsch des Andern ist mein eigener Wunsch in seinem Fall, an seiner Stelle. Heteronomie, nicht Autonomie, die Heteronomie als Autonomie des Heteros, des Andern, ist mein Gesetz.

Wo kein Gefühl der Lust und Unlust, da ist auch kein Unterschied zwischen Gut und Böse. Die Stimme der Empfindung ist der erste kategorische Imperativ... Für die blosse reine, von aller Empfindung abgesonderte Vernunft gibt es weder Gott noch Teufel, weder Gutes noch Böses; nur die Vernunft, auf Grund der Empfindung und zum Besten derselben, macht und beobachtet diese

Unterschiede. Die Moral ist so gut eine Erfahrungswissenschaft wie die Medizin. Was einem Zeitalter der Rohheit nicht für unmoralisch gilt, gilt einem Zeitalter der Bildung dafür.

Die Gegensätze der Menschen in Betreff der Moral lassen sich immer auf zwei reduziren; Glückseligkeitstrieb oder Selbstliebe, oder Negation der Selbstliebe, Selbstverleugnung, wenn auch diese, je nach den verschiedenen Zeiten und Menschen verschieden, wie in der Kantischen Philosophie, wo der Glückseligkeitstrieb nicht verleugnet, sondern nur zurückgestellt, ans Ende placirt wird, nicht an den Anfang; worin nur abstrahirt wird von ihm in der Ausübung der Pflicht, nur kein Glückseligkeitsmotiv, als etwas Impures, in die Pflichtausübung eingemischt werden soll.

Kant hat das Uebersinnliche ausser und über dem Menschen als Objekt der Erkenntniss aufgehoben, aber dafür den ganzen Apparat der übersinnlichen Welt in den Menschen versetzt.

Nachgelassene Aphorismen.

1. Zur theoretischen Philosophie.

Die Deutschen sind, wenigstens auf dem Gebiet der Philosophie, so sehr an das Obskure, Unverständliche, Schwülstige, Verworrene gewöhnt, dass ihnen gerade das Verständliche das Unverständliche, das Klare das Dunkle, das Begreifliche das einzig Unbegreifliche ist.

Die Philosophie ist mir nicht das Primitive, wie den spekulativen Philosophen, welche, wenn sie auch die Religion, die Poesie als früher und vor der Philosophie dagewesen erklären, doch ihre Begriffe, als die wahrhaft primitiven, voraussetzen, das Vorausgehende in ihrem Sinne auslegen.

Denken ohne Sinnlichkeit ist Nichts, Sinnlichkeit umgekehrt ohne Denken Nichts — das ist doch wohl der eigentliche Kern des Kant'schen Systems.

Kann ich denken, wenn ich laufe, wenn heftige Körperbewegung meinen Kopf in Bewegung setzt? Muss ich nicht, um Gedanken zu fixiren, zum Stehen zu bringen, selbst körperlich fixirt, oder doch mässig bewegt sein? Gehört also nicht zur Ruhe des Denkens Ruhe des Leibes?

Den absoluten Unsinn einer Schöpfung aus Nichts, oder eines die Welt aus Nichts schaffenden Wesens, haben unsere Philosophen zum „absoluten Geist" gemacht.

Gott früher setzen, als die Natur, ist eben so viel, als wenn man die Kirche früher setzen wollte als die Steine, woraus sie gebaut wird, oder die Architektur, die Kunst, welche die Steine zu einem Gebäude zusammengesetzt hat, früher, als die Verbindung der chemischen Stoffe zu einem Steine, kurz als die natürliche Entstehung und Bildung des Steines.

Nicht denkendes Denken, nicht Denken, das nur s i c h zum Subjekt und Objekt, zum Organ und Zweck hat, sondern sehendes Denken, hörendes, fühlendes Denken! Oder auch umgekehrt, denkendes Sehen, denkendes Fühlen!

Das Uebersinnliche hinter dem Sinnlichen ist der Mensch vor dem Sinnlichen.

Ich bin nicht unterschieden von den Dingen und Wesen ausser mir, weil ich mich unterscheide, sondern ich unterscheide mich, weil ich physisch, körperlich, thatsächlich unterschieden b i n. Das Bewusstsein setzt das Sein voraus, ist nur bewusstes Sein, nur das Seiende als Gewusstes, Vorgestelltes.

Meine Philosophie kann nicht durch die Feder erschöpft werden, findet nicht Platz auf dem Papier; denn für sie ist nicht das Gedachte das Wahre, sondern das, was zwar auch gedacht, aber auch gesehen, gehört und gefühlt wird.

Kant repräsentirt die Revolution, Hegel die Restauration. Was Kant gestürzt, die Herrschaft des Uebersinnlichen, hat Hegel wieder hergestellt.

Mir gilt auch die Idee, aber nur auf dem Gebiete der Menschheit, der Politik, der Moral, nicht auf dem Gebiete der Natur, der Physiologie.

Kant hat Recht: das Subjekt muss dem Objekt in der Untersuchung vorausgehen. Aber das Subjekt ändert sich mit der Zeit. Wir sind nicht mehr mathematische, a priori'sche, wir sind empirische, a posteriori'sche Menschen und Subjekte. Das der Unterschied zwischen dem Kant'schen, dem 18., und dem 19. Jahrhundert.

Der Mensch kennt und versteht von sich selbst, von der Natur, der Welt, nur die Gegenwart, von der Vergangenheit nur so viel, als sie eben Spuren, noch gegenwärtige Zeichen von sich in der Gegenwart zurückgelassen hat. Weisst Du etwas von Deiner frühesten Kindheit, von den ersten — vielleicht entscheidenden — Einflüssen auf die Bildung und Gestaltung Deines Wesens? Erforsche was Du bist, und was um Dich ist! Auf diesem Wege nur kannst Du zu dem gelangen, was nicht mehr ist; aber ein Kind bist Du, wenn Du von dem, was hinter Deinem Bewusstsein liegt, dem Anfänglichen, dem nicht Gegebenen, dem Dunklen, anfängst, um von hier aus das Dir doch selbst Bekannte zu erklären.

Wer meine Religionsphilosophie anerkennt, muss auch meine Prinzipien der Philosophie anerkennen. Man denke nur an die Bedeutung, die in meiner Religionsphilosophie dem Körper der Gottheit gegeben wird. „Gott ist ein körperliches Wesen." Warum ist aber in der Hegel'schen Religionsphilosophie keine Spur von einem körperlichen, sinnlichen Gott zu finden? weil in seinen Prinzipien, in seiner Logik keine Spur von einer prinzipiell ontologischen, ut ita dicam, szientivischen Anerkennung des Körperlichen zu finden ist.

Ich bin vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen übergegangen, habe aus der Unwahrheit und Wesenlosigkeit des Uebersinnlichen die Wahrheit des Sinnlichen abgeleitet. Natürlich ist meine Stellung, meine Aufgabe eine ganz andere, als die Aufgabe derjenigen, die unmittelbar vom Sinnlichen anheben.

Materialismus ist eine durchaus unpassende, falsche Vorstellungen mit sich führende Bezeichnung, nur insofern zu ent-

schuldigen, als der Immaterialität des Denkens, der Seele, die Materialität des Denkens entgegensteht. Aber es gibt für uns nur ein organisches Leben, organisches Wirken, organisches Denken. Also Organismus ist der rechte Ausdruck, denn der konsequente Spiritualist leugnet, dass das Denken eines Organs bedürfe, während auf dem Standpunkt der Naturanschauung es keine Thätigkeit ohne Organ gibt.

Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens; aber er ist für mich nicht, was er für den Physiologen, den Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar nothwendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst.

Rückwärts stimme ich den Materialisten vollkommen bei, aber nicht vorwärts.

„Die Seele hat keine Figur und Gestalt.“ Doch, die Seele des Menschen hat die Figur oder Gestalt des Menschen, die der Katze die Figur der Katze. Eben so ist die Seele sichtbar, greifbar; die sichtbare Seele ist eben der Leib. Der Unterschied zwischen Seele und Leib ist nur der, dass die Seele sich selbst, der Leib einem Anderen sichtbar und greifbar ist.

Der Mensch ist so sehr sinnlich, dass er selbst die Negation der Sinne — Geist — nur von den Sinnen abgezogen hat. Geist — Luft, Wind; Geist ist Wind — und Wind ist Geist.

Der Streit oder Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus ist nicht der zwischen Materie und Geist, Leib und Seele, sondern der zwischen Empfinden und Denken; denn die Empfindung ist durchaus materialistisch, körperlich, wie schon die Alten behaupteten. Es handelt sich also nur um die Lösung des Verhältnisses von Denken und Empfindung.

Es gibt Fragen, die so absolut dumm und verkehrt gestellt sind, dass ihre Beantwortung absolut unmöglich. Dies gilt besonders von den Fragen, die der Geist, d. h. der von der Materie sich absondernde und gleichwohl in dieser Absonderung die Empfindung sich vindizirende Geist an die Materie stellt, d. h. an den organischen Körper.

Ich will nichts Anderes geschrieben haben, nichts Anderes nach meinem Tode im Andenken der Menschheit zurücklassen, als die „Theogonie“, oder mit anderen Worten: „Das Wesen der Religion“. Und selbst von dieser einen Schrift beanspruche ich nur die Wahrheit und Richtigkeit des Grundgedankens, des Prinzipes; alles Andere, Form, Ausführung, Darstellung gebe ich preis. Nur Eines will ich geleistet, nur Einen Grundgedanken ins Licht des Bewusstseins der Menschheit gesetzt haben, sonst nichts. Ich bin kein Schreiber von Profession, am wenigsten ein Viel-, Gern- und Schönschreiber. Ich schreibe nur aus Pflicht, nicht aus Lust; aus Nothwendigkeit, nicht aus Liebe und schriftstellerischer Eitelkeit.

Es war eine Zeit, wo man glaubte, man könne und dürfe in allen Stücken Fortschritte machen, während man in der Religion ein Simeon Stylites sei; umgekehrt scheint man jetzt zu glauben, dass man das Religionsgebäude zerstören könne, ohne damit das stille Geisterreich der Logik und Metaphysik, geschweige die Kasernen des modernen Staatsgebäudes zu beunruhigen oder gar zu erschüttern. Es gibt wohl Unzählige, bei denen der Satz: Deus est ens singulare, eine praktische Wahrheit, bei denen die Religion etwas gänzlich Vereinzeltes ist, was in gar keinem Zusammenhang mit ihrem übrigen Thun und Treiben steht, in deren Kapitolium die Religion den abgelegensten, verborgensten Winkel einnimmt, wohin kein Strahl von dem Lichte fällt, in dem sie ausserdem leben, einen Ort, wo es nicht geheuer ist, wo allein noch die Gespenster und Geister, die aus dem öffentlichen Leben verbannt sind, ihre Zufluchtsstätte finden. Es gibt wieder Andere, bei denen die Religion nicht eine solche obskure Rolle spielt, gleichwohl aber etwas so Innerliches und Abgeschlossenes ist, dass auch hier der angeführte Satz seine Geltung hat. Aber diese Fälle haben keine allgemeine, keine das Wesen der Religion selbst erschöpfende Bedeutung. Dem Satz: Deus est ens singulare, steht der Satz: Deus est ens universale entgegen; Gott aber ist nichts Anderes als der erste und letzte Wille, der erste und letzte Gedanke des Menschen.

Etwas anderes ist der metaphysische Atheismus, welcher die Gottheit in abstracto und an sich selbst betrachtet, und nun als ein sich widersprechendes Wesen erweist; etwas ganz anderes der anthropologische oder psychologische, welcher die

Gottheit als ein dem Menschen innerliches, subjektives Wesen erfasst und nachweist.

Die Philosophie ist die geistige Heilkunst — die Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit. Sind wir gesund, so brauchen wir den Arzt nicht mehr. Die Heilkunst weicht der Lebenskunst. Die Philosophie ist ein nothwendiges Uebel.

„Der junge Doktor versteht nichts, denn er muss die Leute sehen; ich gehe zu meinem alten Arzt, der Rezepte verschreibt aus der Ferne“, ohne sinnliche Erkenntniss, ohne Autopsie. So urtheilte ein unverständiges Weib, so urtheilt das gewöhnliche Gelehrten-Publikum auch über die neuen Philosophen, die die Sinne gebrauchen, um die Menschen von ihren Irrthümern und Geisteskrankheiten zu kuriren. Was Vorzug, was Nothwendigkeit, ist in ihren Augen Mangel, Fehler.

Hegel steht auf einem die Welt konstruirenden, ich auf einem die Welt als seiend voraussetzenden, sie als seiend erkennen wollenden Standpunkte; er steigt herab, ich hinauf. Hegel stellt den Menschen auf den Kopf, ich auf seine auf der Geologie ruhenden Füsse.

Als ich ein Knabe war, glaubte ich die Melodien, die ich vollkommen im Gehör und im Kopfe hatte, sofort in den Fingern und Tasten zu haben, sie daher mit derselben Leichtigkeit, mit der ich sie pfeifen konnte, auch auf dem Klavier spielen zu können. Gerade so macht es die spekulative Naturphilosophie mit der Natur, namentlich mit dem organischen Körper, den sie ohne Kenntniss der Klaviatur oder Organisation, oder wenigstens ohne sich darum zu kümmern, nach dem Belieben ihrer vorgefassten Begriffsleier spielen lässt.

Warum ich nicht mit einem Wörtchen der grossen Entdeckung des Pantheismus und Deismus vermittelnden „Theismus“ der Herrn Fichte, Ulrici etc. gedenke? Weil ich überall nur mit Quellenstudien mich abgebe, das Wasser meiner Mühle nur aus reinen Quellen schöpfe, das Zuckerwasser dieser Leute aber unter der Kritik, wenigstens meiner Feder ist

---

„Göttlich" ist die neu-schellingsche Philosophie, d. h. Mythologie; Alles ist voll Götter in ihr, concedo; nur eins fehlt in ihr — was leider, wie ich gezeigt, das verborgene Subjekt aller Götter — es ist der Mensch. Herr Schelling weiss nur von Gott — so schon in seinen frühesten Schriften, aber gar nichts vom Menschen. Wahrscheinlich hat dieser auch seiner Person gefehlt, was ich jedoch nicht weiss.

„Wie erkennen wir die äussere Welt?" — Wie erkennen wir die innere Welt? Wir haben ja keine anderen Mittel für uns als für Andere! Weiss ich denn etwas von mir ohne Sinne? Existire ich, wenn ich nicht ausser mir, d. h. ausser meiner Vorstellung existire? Woher weiss ich aber, dass ich existire, nicht in der Vorstellung, sondern sinnlich, wirklich, wenn ich nicht durch die Sinne mich wahrnehme?

„Die Bäume belehren mich nicht" sagt Sokrates. Allerdings lehren sie mich nicht reden, nicht dialektische Hebammenkünste; aber sie lehren mich schweigen, die Natur nicht nur nach meinem egoistischen, teleologischen Sinne auslegen; sie stellen mir den Grund meines Wesens, das was hinter meinem Bewusstsein liegt, ausser mir vor Augen.

Unsere bisherigen Philosophen sind nichts als mediatisirte, durch den abstrakten Begriff vermittelte Theologen.

Ich bin allerdings darin Philosoph, dass ich streng Wesen von Schein trenne. Aber das ist eben mein Unglück, denn die Herren und Damen lieben und wollen nur das scheinbare Wesen.

Je weniger die Menschen über einen Gegenstand wissen, desto mehr philosophiren, spekuliren und kritisiren sie darüber.

„Halbdunkel", clair-obscur, oder vielmehr obscur-clair, lieben und verehren die Leute in der Philosophie. Es ist das, was die Halben und Unentschiedenen Glauben, im Gegensatze zum Lichte des Unglaubens und dem Dunkel des Aberglaubens, oder vielmehr des alten und wahren Glaubens nennen. Was aber eine Tugend der Malerei, das ist nicht desswegen auch eine Tugend der Erkenntniss.

Ein philosophisches System ist ein Partikularismus an der Stelle des Universalismus der naturgemässen Weltanschauung.

Ich habe zu einem Gegenstande der empirischen Wissenschaft gemacht, was bisher für ein jenseits des Wissens liegendes, auch von den Besseren nur dem Unbestimmten, dem Glauben Angehöriges gefasst wurde. Das, was für keinen Gegenstand zuerst wirklichen, dann auch nur möglichen Wissens galt, wie die Astronomie, zu einem Gegenstande des Wissens zu machen, ist überhaupt der Gang der Wissenschaft. Zuerst kommt die Physik, dann die Pneumatik. Zuerst der Himmel des Auges, dann der Himmel des Gemüths, des Wollens.

„Furcht", sagt Lucrez, „hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?" (Lichtenberg, Verm. Schr. VI. 277.) Der Glückseligkeitstrieb. Darauf kann freilich der theologisch ins Unendliche Fragende wieder fragen: Aber wer schuf den Glückseligkeitstrieb? Ich antworte darauf, wer auch nur die Wanze, den Floh, die Laus schuf. Was lebt, liebt, wenn auch nur Sich, Sein Glück und Wohl.

---

2. Zur Religionsphilosophie.

Lege etwas in Deiner Wohn- oder Studirstube ohne Grund, absichtslos an eine Stelle, lasse es dort eine Zeit lang liegen, und Du wirst Dich scheuen, es an einen anderen Ort zu legen, aus Besorgniss, durch diese veränderte Lage Dich in Deiner Ruhe und Ordnung zu stören! So mächtig ist auch in ganz gleichgültigen Dingen die Gewohnheit! Was einmal an diesem Ort steht, das soll nun für immer an demselben stehen, aus keinem anderen Grunde als weil es, obwohl zuerst ohne Grund, blos aus Zufall, dahin gestellt worden ist. Wie sollte man sich nun wundern über den Hass gegen religiöse und politische Veränderungen, die stets Störungen der bisherigen Ordnung und Ruhe sind?

Höchst wichtig ist auch die Gewohnheit im Gebrauch der Wörter. Man sage statt Heil: „Wohl, Wohlsein"; wie werden die

Heilslehrer sich darüber entsetzen! Und doch hat das heilige Wort ursprünglich denselben profanen Sinn, nur dass durch die Absonderung dieses Wortes im Gebrauch für das religiöse Wohl, welches doch selbst auch, wenn auch nur im Jenseits, das körperliche Wohlsein bedeutet, das Wort Heil einen besonderen, mystischen, heiligen Sinn bekommen hat.

Uebertrieben nannte ein Theologe die Behauptungen im „Wesen des Christenthumes“, z. B. dass das „Gebet allmächtig sei“. Ja wohl, dem modernen ungläubigen Glauben ist auch der Glaube selbst eine Uebertreibung, ja Gott selbst ein übertriebenes Wesen.

Die Elenden! wenn der Glaube energisch wirkt, seinem Wesen gemäss ungehindert sich entfaltet und bethätigt, so nennen sie das nicht mehr Glaube, sondern Fanatismus.

Es handelt sich bei mir nicht um Zerstörung einer Illusion, als wäre ich ein Begriffs-Fanatiker, Feind aller, also auch der poetischen, auch der sinnlich-optischen Illusion — nein! es handelt sich um die Zerstörung einer Heuchelei, eines Betruges.

Nicht wider die Religion sein, aber über ihr sein! Die Erkenntniss ist mehr als der Glaube. Ist auch wenig, was wir wissen, dieses bestimmte Wenige ist doch mehr, als das nebelhafte Mehr, das der Glaube vor dem Wissen voraus hat.

Gegenstand meines „Wesen des Christenthums“ war nicht, die ersten historischen Anfänge und Anlässe eines religiösen Institutes oder Dogmas zu untersuchen; mein Objekt war das fertige, ausgemachte, weltbeherrschende Christenthum, waren die dasselbe jetzt noch zeugenden und erhaltenden, rechtfertigenden, psychologischen Gründe. Was hilft es, wenn man z. B. nachweist, das Mönchsleben und die Ehelosigkeit der christlichen Priester wären die Folgen der Lehren der gnostischen Enkratiten (Grätz, Geschichte der Juden). Die christlichen Klöster bevölkerten und erhielten sich, nachdem längst die Lehre, in der Weise der Gnostiker wenigstens, verschwunden, bevölkerten und erhielten sich durch die Vorstellungen eines weltlosen, übersinnlichen Gottes und Jenseits, kurz, in

Folge von immanenten, den Klosterfreunden innewohnenden Gründen. Der jüdische Gott erzeugt kein Kloster; denn der Jude denkt Gott nur in Beziehung auf die Nation, als Gesetzgeber, Volksregenten — das Christenthum aber in Beziehung auf sich selbst (daher Trinität), nicht nur als den Menschen und speziell das israelitische Volk liebendes, sondern sich selbst liebendes und denkendes Wesen.

Es ist höchst bemerkenswerth und verhängnissvoll, dass das Christenthum, das nur von Liebe und Versöhnung spricht, mit dem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, Glaube und Werk, Paulus und Petrus beginnt.

Herrn Renan hat der in meinen Schriften herrschende Ton „entrüstet". Kein Wunder! Wen das Glockenspiel der Markuskirche in Venedig so bezaubert, dass er aus dem vermeintlichen Mangel, dass ich es nicht gehört hätte, den Mangel meiner Auffassung der Religion, natürlich der katholischen ableitet, den muss nothwendig der Ton in meinen Schriften verdutzen, ein Ton, der allerdings gar nichts mit dem eines Glockenspiels gemein hat.

Der Mensch lernt eher den Namen des Dinges, als das Ding kennen; daher kommt es, dass der Mensch auf den Gedanken kommen kann: das Wort (Gott) ist eher als das Ding, der Gegenstand des Wortes.

Ein Mensch, dem bei der Religion der Verstand stille steht, der die Religion von den Gesetzen der fortschreitenden Entwicklung ausnimmt, die Religion nicht in den Kreis seines Denkens und Forschens zieht, seinen Glauben, seine Religiosität dem Bedürfniss der Bildung enthoben glaubt, ein solcher Mensch, sei er sonst auch noch so gebildet und gelehrt, ist ein Halbgebildeter, ein Halbmensch.

Was hat man nicht Alles über die Seele gedacht und geschrieben, und doch hatte all dies Spekuliren keinen anderen Grund oder Zweck, als den Wunsch der Unsterblichkeit zu befriedigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn war zuletzt immer der: also ist die Seele unsterblich. Der Beweis: ich bin Geist, ist der Beweis: ich bin unsterblich.

Der Mensch macht die Unsterblichkeit zu einer mit der Natur der Seele nothwendig verbundenen, ja identischen Eigenschaft, d. h. er identifizirt mit seinem, dem wünschenden Wesen, die Sache der Unsterblichkeit; er macht das Wunschwesen zum metaphysisch-objektiven, an sich seienden Wesen, welches ohne Wunsch, selbst wider Wunsch unsterblich ist.

Ich unterscheide mich von den Theologen dadurch, dass jene sich nur an das Wort Gottes, ich aber an den Sinn Gottes mich halte.

„Keine Moral ohne Religion"; d. h. im Sinne der Pfaffen: Keine Bildung ohne Barbarei, ohne Rohheit, oder keine Liebe ohne Hass, kein Opfer ohne Eigennutz.

Den Glauben an böse Geister schreiben die Schmeichler und und Lobhudler des Christenthums seinem Zusammenhange mit dem Heidenthum und Judenthum zu, als gehöre das nicht zu ihm, nicht zu seinem Wesen. Und doch steht nothwendig dem nur, dem übertrieben guten Wesen, von dem der Mensch jeden Schatten eines Mangels entfernte, ein übertrieben, ein nur, ein unendlich böses Wesen gegenüber.

Die Religion ist Poesie, aber praktische, interessirte Poesie, die Poesie der Furcht vor Uebeln und der Hoffnung auf Gutes.

Die Katholiken und Protestanten haben, vom Staate unangefochten, Religionsfreiheit, d. h. Freiheit von der Vernunft, von den Gesetzen der Humanität, die Freiheit, durch Missionen dem Volke den Verstand aus dem Kopfe und das Geld aus dem Beutel zu nehmen.

„Christus ist Gott" schreibt der Bischof von Buch. Natürlich wenn Christus nicht Gott, so bin ich kein Bischof, d. h. kein Stellvertreter Gottes, kein vergötterter, sondern ein gewöhnlicher, prosaischer Mensch; Christus muss mehr sein, als ich, damit ich mehr sein kann, als Du.

Einst war nicht nur für den nicht unterscheidenden Pöbel, sondern auch für den Gebildeten Kirche und Religion eins. Aber jetzt hat die Kirche keine Religion mehr.

Alle religiöse oder theologische Heiligkeit ist nur Schein. Was Grund und Wahrheit hat, behauptet sich durch sich selbst, ohne heilig gesprochen zu werden. Je weniger etwas an sich ist, desto mehr machen die Menschen daraus, desto mehr hüllen sie es in heiliges Dunkel. Gerade das, was nicht für heilig gilt, ist in Wahrheit das Heilige.

„Ich bin von jeher frei gewesen, ich habe nie geglaubt, ich brauche hierüber nichts zu lesen. Weg also mit dem F.“ – Ich muthe Euch nicht zu, mich zu lesen, aber die Bemerkung muss ich mir denn doch höflichst erlauben: Ein grosser Unterschied ist zwischen der Freiheit der Erkenntniss und der Freiheit der Indifferenz und der Unwissenheit von den Gründen, die der Glaube für sich hat.

Die Blattlaus gibt wohl ohne Bedenken zu, dass das Blatt, dass die Pflanze aus der Natur entsprungen ist; aber dass auch sie selbst, die Blattlaus, aus derselben Quelle stamme, das begreift sie nicht, sich kann sie nur aus einem besondern Blattlaus-Gott, einem übernatürlichen Blattlauswesen erklären.

Wie die Astronomie die subjektive, erscheinende Welt von der objektiven, der wirklichen, unterscheidet, so hat die „Atheistik“, in Wahrheit die Theonomie, welche sich ebenso von der Theologie unterscheidet, wie die Astronomie von der Astrologie, die Aufgabe, das von der Theologie für ein objektives Wesen gehaltene subjektive Wesen als solches zu erkennen, den Schein vom Wesen zu unterscheiden. Die Theonomie ist die psychologische Astronomie.

---

3. Moralphilosophie und Moralitäten.

Nur der Mensch ist etwas, der innerhalb seiner Gränzen bleibt, der nicht mehr sein will, als er ist und sein kann.

In unwesentlichen, äusseren Dingen folge Andern, in wesentlichen dir selbst.

Man muss sich nicht auf Menschen verlassen, das heisst: Verlasse dich nicht auf Andere, sondern auf dich selbst, wenigstens in Allem, was du selbst thun kannst und daher selbst thun sollst.

Das sind die tüchtigen und glücklichen Menschen, die keinen Gegenstand angreifen, ausser den, dem sie gewachsen sind.

Besser ist scheinbare Furcht, als scheinbarer Muth — besser ist, du scheinst feige und bist muthig, als du scheinst muthig und bist feige; besser ist überhaupt, du scheinst weniger zu sein, denn du bist, als du scheinst mehr zu sein, denn du bist.

Was mich am meisten an den Menschen irre gemacht hat, ist, dass die wenigsten zwischen falscher und wahrer Schönheit, angenommenem und eigenem Wesen, Kunst und Natur, Original und Copie zu unterscheiden wissen.

Es gibt Menschen, welche gerade soviel Geist haben, als nöthig ist, um Andern, die keinen Geist haben, weiszumachen, dass sie Geist haben.

Die moderne Sittlichkeit ist eine Sache der Polizei. Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit ist Sache der freien, männlichen Tugend; Sittlichkeit haben wir im Ueberfluss, aber Tugenden sind sehr rar. Wie kann es auch anders sein unter der Herrschaft des Polizeidieners und des Christenthums?

Wer keine Verachtung, keine Geringschätzung ertragen kann, der ist zu nichts Grossem bestimmt, und wer nicht klein beginnen will, der endet nicht gross.

Die Menschen sind nur da Menschen, wo es mit ihren Interessen übereinstimmt, Menschen zu sein, oder wo sie kein Interesse haben, nicht Menschen zu sein. Wo sie aber nur im Widerspruch mit ihrem Eigennutz, ihrem Egoismus Mensch sein können, sind sie lieber Bestien.

Geistreiche, thätige Naturen, versetzt in beschränkte, ihrem Wesen nicht entsprechende oder gar widersprechende Verhältnisse, gerathen dadurch in eine unnatürliche Spannung und Irritation,

die bei dem geringsten Anlasse in Heftigkeit ausbricht, in exaltirten Aeusserungen aller Art sich Luft macht. Sie reiben sich an den Wänden ihres Gefängnisses, ihres beschränkten Lebenskreises, und befinden sich dadurch stets in einem entzündlichen Zustande.

Die Freiheit im populären, d. h. allgemeinen Sinn bedeutet nichts anderes als die Abwesenheit eines fühlbaren Zwanges. Was der Mensch gezwungen thut, das thut er unfrei, ungern, denn gern und frei fällt zusammen.

Es ist nichts lächerlicher, als zu glauben, dass die Menschen durch die Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Willenshandlungen unfrei, oder durch die metaphysische Lehre von der Freiheit nun auch frei gemacht würden.

Die Freiheit wird wie alle solche allgemeine Worte in einem so unbestimmten Sinne genommen, dass Vielen die Aufhebung der Freiheit, d. h. der phantastischen Freiheit, identisch ist mit der Aufhebung selbst der willkürlichen Ortsbewegung, dass sie sagen: „Der Mensch ist nicht frei“ ist eins mit dem Satze: „Der Mensch ist nicht Mensch, nicht ein bewegliches Wesen, sondern eine Pflanze, ein Stein.“

Wie reimt sich mit der Naturnothwendigkeit der Freiheit die Gesetzlosigkeit der Phantasie, des Irrthums, der Abweichung von der Nothwendigkeit zusammen? Dieser Einwurf ist gerade so, als wenn der Erkenntniss, dass die Bewegungen der Thiere nur nach dem Gesetze des Hebels, der Mechanik erfolgen, die aberwitzige Frage entgegengestellt wird: wie reimt sich denn mit dieser Gesetzmässigkeit das Hüpfen und Springen, das dahin und dorthin Laufen, das Fallen und Fehltreten der Thiere zusammen?

Die aus der Religion hervorgehende Moral ist nur Almosen, das aus den Schätzen der Kirche und Theologie den Menschen, diesen Armen, d. h. Bettlern, hingeworfen wird. Der Priester ist nur moralischer Almosenspender.

Zu meiner Abhandlung über den Willen. So wenig es in meinem „Wesen der Religion“ meine Aufgabe ist, zu beweisen, dass kein Gott ist, freilich auch nicht, dass ein Gott ist, so wenig ist es hier meine Aufgabe zu beweisen, dass der Mensch keine

sogenannte Willensfreiheit hat, freilich auch nicht, dass er eine hat. Wie ich dort nur die Gründe untersuche, die den Menschen zum Gottesglauben bestimmen, so war hier wenigstens meine Hauptaufgabe nur, die Gründe zu ermitteln und darzustellen, die den Menschen bestimmen, sich für frei zu halten.

Die Philosophie Kant's, namentlich seine Moral, ist eine hagestolze Form ohne Materie; Mann ohne Weib und Kind. „Reine Vernunft", reine Anschauung, reine Tugend — die unbefleckte Empfängniss der heiligen Jungfrau, übersetzt in den Begriff des Protestantismus. Dort kein Mann, hier kein Weib, keine Materie.

Dass Kant die Pflicht für sich selbst, ohne Rücksicht auf Glückseligkeit, dem Menschen zum Zwecke setzt, das hat wohl einen richtigen pädagogischen und moralischen Zweck, drückt aber keinen metaphysischen, d. h. das Wesen des Menschen betreffenden Gesichtspunkt aus.

Kant schrieb eine Moral nicht nur für Menschen, sondern für alle möglichen vernünftigen Wesen. Hätte er doch lieber ausser für Professoren der Philosophie, die allein diese ausser den Menschen existirenden anderen Wesen sind, für Taglöhner und Holzhacker, für Bauern und Handwerker seine Moral geschrieben! Auf wie ganz andere Prinzipien wäre er da gerathen! Wie sauer wird diesen Menschen das Leben gemacht, wie geht alle ihre Thätigkeit nur darauf hinaus, sich zu ernähren; wie glücklich sind sie, wenn sie nur etwas für sich und die Ihrigen zu essen, zu kleiden haben! Wie sehr ist bei ihnen die Heteronomie die Autonomie, der Empirismus das Gesetz ihrer Moral!

Wo Sein mit Willen verbunden, ist Wollen und Glückseligseinwollen identisch. Sein ohne Willen ist gleichgültiges Sein, aber Sein mit Willen, Sein, das Gegenstand des Willens, ist Wohlsein. Wohlsein ist aber nichts anderes als dem was ist, seinem Wesen, seinen Organen und Bedürfnissen, seinen Neigungen und Trieben entsprechendes Sein.

Zum Mitleid. So offen, so populär ist der in ihm enthaltene Glückseligkeitstrieb, dass es selbst im Lexikon, wie im Mozin heisst: on se pleure soi-même, en pleurant les autres.

Contra Schop.: Das Mitleiden entspringt nur aus dem Nicht-selbst-Leiden-Wollen, setzt den Glückseligkeitstrieb voraus.

Mitleid ist eine freiwillige Herablassung und Konzession des Glücklichen gegen den Unglücklichen; ich will nicht glücklich sein, wenn Du es nicht bist.

Ich bin und war von jeher Pessimist gegen die Gegenwart, aber desswegen nicht gegen die Zukunft.

Glückseligkeit!? Nein, Gerechtigkeit, la Justice! Aber Gerechtigkeit ist nichts als die gegenseitige, oder beiderseitige Glückseligkeit, im Gegensatz zu der einseitigen, egoistischen oder parteiischen Glückseligkeit der alten Welt.

Als ich einst in einer Gesellschaft wider meine Gewohnheit philosophirte, und, ich weiss nicht mehr auf welche Veranlassung hin, behauptete, dass die Glückseligkeit die eigentliche Gottheit des Menschen, die erste und letzte Bewegungsursache seines Wollens und Thuns sei, entgegnete ein in der Gesellschaft befindlicher Professor mit Lachen: „ich habe in meinem Leben nicht nach Glückseligkeit gestrebt", und glaubte natürlich damit meine Behauptung vollständig entkräftet zu haben. Der gute Professor bedachte nicht, dass ein Mensch, der nach einer Professur strebt — und danach hatte er doch auch gestrebt — eben damit auch nach Glückseligkeit, freilich nur nach Professoren-Glückseligkeit, strebt. . . .

Er hat sie gewählt zu seiner Frau und hat sich zu diesem Berufe, dieser Kunst bestimmt, im Gegensatze davon: er ist dazu gezwungen worden. Diese Wahl, diese Selbstbestimmung bedeutet keineswegs die Freiheit im Sinne eines freien, grundlos sich selbst bestimmenden Willens, sondern nur: er hat sich dazu aus Neigung, aus Liebe bestimmt, d. h. also aus einem, dem leeren, grundlosen Willen geradezu entgegengesetzten Grunde.

Es gibt eine im Gegenstande selbst, nicht nur in den daraus sich für die Ruhmbegierde und andere egoistische Triebe ergebenden

Folgen, liegende Liebe, wenn auch im Beginn, ehe der Mensch es zu einer Fertigkeit und Meisterschaft in der Beschäftigung mit demselben gebracht hat, andere Triebe, wie Verlangen nach Ehre, Vergnügen, ihn anfeuern, wie das in der Jugend der Fall ist. (Contra Helvetium.) Das Mittel wird zum Zwecke. Es wäre eine Absurdität, einem Mathematiker, Philosophen, Naturforscher als Triebfedern seiner Untersuchungen und seines Nachdenkens nur die Liebe zum Ruhme, zum Geld, zum Vergnügen unterzulegen, d. h. zum Vergnügen, das nicht ein Resultat seiner Forschung ist, das man auch ohne Mathematik, ohne Philosophie, ohne Naturwissenschaft haben kann....

Man kann gegen sich selbst nicht genug idealistisch — idealistische Willensforderungen, „kategorische Imperative" stellend — aber gegen Andere — Ausnahmen, die höchst schwierig zu konstatiren sind, ausgenommen — nicht genug materialistisch — gegen sich selbst nicht genug Stoiker, gegen Andere nicht genug Epikuräer sein.

Nichts ist trostloser, nichts in seinen Folgen und Wirkungen geistloser, als eine ununterbrochene geistige, nicht durch geistlose Thätigkeit unterbrochene Thätigkeit zu haben. Nur Unterbrechungen erhalten den Geist frisch, ungebrochen.

Wie ein guter Wirthschafter mit einem kleinen Vermögen, einem kleinen Gute mehr leistet, als ein schlechter mit einem grossen Gute, so richtet auch der schlichte gemeine Mann mit wenigen Begriffen und Kenntnissen — mit wenigen, oft nur ein paar Büchern — mehr aus, als gelehrte Prasser mit ihren grossen Bibliotheken und ihrer Vielwisserei.

Die Anzahl der Leute, die nicht belehrt werden wollen, versteht sich über Dinge, die ihren Interessen, Wünschen und angelernten Begriffen widersprechen, ist nicht geringer, als die Anzahl derer, die nicht belehrt werden können, aus Mangel an Anlagen und Bildung.

Die armseligen Literatenseelen, die glauben, dass der Mensch nicht mehr ist, mehr kann und weiss, als er schreibt, die, weil sie selbst nichts für sich sind, nichts haben, als was sie auf dem

Büchermarkt feil bieten, nun auch dasselbe bei jedem andern Menschen voraussetzen, die daher den papiernen Menschen, den Menschen, wie er für sie ist, für den Menschen an sich, den ganzen, vollen und wahren Menschen halten! Allerdings kann man auch aus der Schrift den Menschen erkennen, beurtheilen; aber dazu gehört der feinste Sinn und jener Blick, der aber nicht Jedermanns Sache ist, welcher aus dem Fragmente das Ganze, aus der Uebersetzung das Original zu erkennen vermag.

Die Selbständigkeit eines Menschen und Geistes zu begreifen, dazu gehört selbst ein selbständiger Geist, ein unabhängiges Urtheil. Die Unbequemlichkeit, die jeder selbständige Kopf bereitet, beseitigen sie dadurch, dass sie ihn bei ihren bereits bequemen Begriffen und Kategorien unterbringen; oder sie widerlegen ihn dadurch, dass sie ihn auf bereits, wenn auch nur ihrer Meinung nach, längst widerlegte Systeme und Gedanken zurückversetzen, antiquiren.

Meister Julian Schmidt! Weil Du selbst ein halbes Herz, ein halber Kopf, ein halber Mensch bist, glaubst Du, dass nur Halbgebildete mir beistimmen? Wer sind sie? Die noch nicht ganz Verbildeten, ganz Verschrobenen, ganz Verstockten. Es sind diejenigen, die noch gesunden Menschenverstand, noch Sinn für einfache Wahrheit haben. Wo hat denn das Christenthum zuerst Boden gefasst? Waren es die ganz Gebildeten, die sich für das Christenthum entschieden? Waren es nicht die Ungebildeten und Halbgebildeten? Habt denn ihr, die ihr dem Christenthum, doch ohne es kennen und ohne es zu wollen, das Wort redet, nicht darin seine Wahrheit gefunden, dass es ebenso dem Gebildeten wie dem Ungebildeten und Halbgebildeten zusagt? Halbgebildet sind gerade die Leute, wie Herr Julian Schmidt, Leute, die halb Atheisten, halb Theisten, halb frei, halb unfrei sind, Leute, die zu keiner ganzen, entschiedenen, mit sich einigen Anschauung und Ueberzeugung in religiösen und politischen Dingen es bringen.

Das Urtheil eines Julian Schmidt ist das Urtheil eines Knaben über einen Mann. Wenn ein Knabe einen Mann beurtheilt, wie kann sein Urtheil anders als lächerlich, schief und verkehrt ausfallen?

Woher kommt es, dass wir in fremden Sprachen geschriebene Schriften höher stellen, wenn sie auch nicht dem Gehalte und Geiste nach höher stehen, als die in unserer Sprache geschriebenen? Es ist, abgesehen von dem Reize des Fremden, das Selbstgefühl, das mit der Ueberwindung der Schwierigkeiten in fremden Sprachen verknüpft ist, das Gefühl unserer eigenen Meisterschaft, das den ausländischen Stümper zum Meister macht. Den einheimischen Schriftsteller kann Jeder lesen, sein Verständniss kostet nichts, ist Sache jedes Lumps, der nichts gelernt hat; aber das Verständniss einer fremden Sprache ist aristokratisch, kostet Mühe, Zeit und Geld.

Ich bin in der deutschen Literatur nicht nur Landmann, sondern auch ein Bergmann, arbeite nicht auf der Oberfläche; mir fehlt darum gänzlich die Routine des gewöhnlichen Schriftstellers, welche nur die von den Bergleuten an die Oberfläche gebrachten Erze verarbeiten und in Umlauf setzen.

Schriften, die man liest — lesenswerthe versteht sich — sind Einnahmen; Schriften, die man selbst schreibt, Ausgaben. Ich liebe jene mehr, als diese. Wenn ich so wenig Ausgaben an Geld, als an Gedanken gemacht hätte, wie reich wäre ich!

Mein Kopf ist wie die spinozistische Substanz, in die, wie Hegel vortrefflich sagt, Alles hinein, aber aus der nichts herausgeht.

Wie oft sagt der Mensch: ja wenn ich an seiner Stelle wäre, wenn ich auch als Prinz geboren wäre, so wollte ich ganz anders handeln! ohne zu bedenken, dass wenn er eben an der Stelle eines Anderen, wenn er in der Lage, dem Stande, der Umgebung des Anderen geboren wäre, er nicht derselbe, d. h. dasselbe Ich wäre, das er jetzt ist.

Sei tolerant gegen den Aberglauben, aber nur in alten, unveränderlichen Individuen; dehne diese Toleranz nicht auf deine Kinder aus! Licht kann man nicht genug verbreiten; was du nur immer beleuchten, erforschen, durchschauen kannst, das musst du auch klar machen, dir selbst und vor Allem deinen Kindern. Es gibt kein anderes Gesetz, keine andere Richtschnur, das Licht in die Köpfe zu bringen. Wer wird je zu dem gefährlichen, heimtückischen Dunkel des Aberglaubens seine Zuflucht nehmen wollen!

Findest du denn in dem unermesslichen Bereich des Lichtes keinen Gegenstand, der dir den Trost, die Wärme geben kann, die du im Dunkel des Aberglaubens suchst?

Es hat Zeiten gegeben, wo man, wie z. B. in England, offen und ungescheut den Werth des Menschen nur nach dem Inhalte seines Beutels anschlug. Aber, wenn auch verdeckter und verstohlener Weise, hängt im Allgemeinen im bürgerlichen Leben die Wichtigkeit des Menschen nur vom Gewichte seines Geldsackes ab. „Geld ist der Mann.“ Ja, in der That: was vermag der Mensch ohne dies Instrument der Instrumente? Wer kein Vermögen hat, der hat auch keinen Willen.

Herr Schlosser ist, wie die deutschen Gelehrten überhaupt, freisinnig dem offenen Obskurantismus gegenüber; aber so wie es zum wirklichen Liberalismus und zur That kommt, der grösste Obskurant, den es gibt.

---

4. Politik.

(1841—47.)

Die Auflösung der Theologie in die Anthropologie auf dem Gebiete des Denkens ist auf dem Gebiete der Praxis, des Lebens, die Auflösung der Monarchie in die Republik.

Der Dualismus, der Zwiespalt ist das Wesen der Theologie — der Zwiespalt das Wesen der Monarchie. Dort haben wir den Gegensatz von Gott und Welt, hier den Gegensatz von Staat und Volk. Dort wie hier steht dem Menschen sein eigenes Wesen als ein anderes gegenüber, — dort als ein Wesen im Allgemeinen, hier als ein wirkliches, persönliches oder individuelles Wesen. „Die Fürsten sind Götter“, d. h. Wesen, die etwas anderes zu sein scheinen, als sie wirklich sind, die sich nicht von anderen Menschen der That nach unterscheiden, der Einbildung nach aber für Wesen anderer und höherer Art gelten.

Die Einbildungskraft ist die Stärke der Theologie, und die Einbildungskraft die Stärke der Monarchie. Nur so lange lässt

sich die Menschheit von Fürsten beherrschen, als sie sich von der Einbildung beherrschen lässt. Fürsten herrschen nur, wo die Phantasie den Menschen beherrscht. Luxus, Pomp, Glanz, Schein auf der einen, Noth, Elend, Dürftigkeit auf der anderen Seite, sind die nothwendigen Attribute der Monarchie. Die Einbildungskraft äussert und gefällt sich nur in Superlativen; dem allerhöchsten Glücke entspricht nur das allertiefste Unglück — dem Himmel nur die Hölle, dem Gotte nur der Teufel.

Nicht die Zeiten nur der Revolutionen, sondern auch, ja noch mehr, die ihnen vorhergehenden, die sie vorbereitenden sind die interessantesten der Geschichte; so die der französischen Revolution vorhergehenden, wo Ein Vorwärtsstreben alle Geister erfüllte.

(Aus den 50er Jahren.)

Die Dinge fassen sich ganz anders an mit der blossen Hand, als mit dem ledernen Handschuh der Standeswürde.

Der Verstand der Standespersonen reicht insgemein nicht über die Gränzen ihres Standes. Ihr Stand ist der Standpunkt, von dem aus sie alle Dinge ansehen.

Nur die „Lumpen" sind Revolutionäre! Natürlich, mit einem schweren Geldsack auf dem Buckel kannst du keine hohen Sprünge machen.

Was herrscht auf der Fürsten Thron? Ach, nur der eitle Schein.
Nur tief unten wird geschenkt der Wahrheit reiner Wein.

Alles ist Schein in dieser (politischen, bürgerlichen) Welt — ausser ihrem Elend.

„Halbgebildet" — eine damals von den Reaktionären gegen alle Nichtstudirte, die sich in Religion und Politik zur Freiheit bekannten, gebrauchte Redensart — „ist, Herr Landrichter, nur Der, dessen Gesichtskreis, wie der unserer Bureaukraten, sich nicht über die Hälfte der Erdkugel erstreckt, der nur das für recht, wahr und vernünftig hält, was in dem alten Europa besteht, der seine Gedanken und Gesinnungen nicht über die Schranken der europäi-

schen Duodez-Monarchien bis zur Anerkennung der grossen amerikanischen Demokratie erweitert hat."

„Halbgebildet, Herr Landrichter, sind gerade die eingebildeten „Gebildeten" der höhern Stände; denn ihr charakteristisches Wesen besteht gerade darin, dass sie halb gläubig, halb ungläubig, halb obskur, halb kultivirt — kultivirt, was Künste, Lebensgenüsse und Unterhaltungsgegenstände betrifft — halb Barbaren — Barbaren, was Religion und Politik betrifft. Diesen Zwiespalt aufzuheben, das war eben die Aufgabe, die Idee der freien Gemeinden, der Deutschkatholiken, der bessern Demokraten, der Freidenker. Aber eben die Aufhebung dieses Zwiespaltes hat die Halbbildung unserer Staaten mit allen Mitteln der Barbarei unterdrückt, und sie lebt heute noch in dem barbarischen Dünkel, dass dieses ganz gebildete, ganz ungläubige, ganz freie Wesen, weil es äusserlich erdrückt, das heisst nach innen getrieben, auch wirklich maustodt ist."

Staatenmoral! Was ein Orsini thut, das geschieht natürlich mit Bewusstsein; aber das Legat, das der Kaiser Napoleon I. dem französischen Unteroffizier, der den Wellington morden wollte, vermachte, das machte er im Zustande einer Geistesverwirrung!

Die Pfaffen und Aristokraten schreien über den Materialismus, über den Eigennutz der Gegenwart. Warum? Weil man den Herren nicht mehr allein das Recht des Eigennutzes einräumt, weil auch der Bauer, der Pöbel, das gemeine Volk überhaupt, nicht mehr Alles den Pfaffen und Aristokraten zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Habsucht überlassen, sondern selbst etwas haben und sein will.

Der Minister von der Pfordten äusserte unlängst in der Kammer: „Die nordamerikanischen Staaten sind so sehr auf der ersten Stufe der staatlichen Entwicklung, so sehr in einer Anfangszeit oder in der Kindheit der staatlichen Entwicklung, dass eine Vergleichung mit unseren Kulturzuständen und Staatseinrichtungen unstatthaft ist." Diese Aeusserung ist wahrlich im höchsten Grade sonderbar. Wo hat man je gesehen, dass ein Volk in seiner Kindheit sich selbst regierte? Wo ein Kind ist, da muss auch ein Papa sein. Wo ist denn aber der Papa der amerikanischen Republik? Wo ein Kind ist, da ist auch ein kindlicher Sinn. Wo

nach steht aber der Sinn eines Kindes? Nach glänzenden Uniformen, nach Adelswappen, nach Orden und anderen Dekorationen unserer theatralischen Staaten. Wo sind aber in Amerika diese Kinderspielzeuge? Wo hat ein Volk in seiner Kindheit einen Franklins-Kopf? Die Anfänge unserer Geschichte verlaufen sich wohl in die Kindermärchenwelt der Phantasie; aber Amerika beginnt am hellen, lichten Tage der Geschichte, beginnt seine, namentlich von England unabhängige Existenz mit dem gesunden Menschenverstande. Thomas Paine's Schrift, die einen so wesentlichen Einfluss auf die amerikanische Revolution hatte, heisst nicht umsonst der „gesunde Menschenverstand". Amerika verdankt seine Freiheit der unerträglichen Sklaverei Europa's, seine Weisheit der unverbesserlichen Thorheit der europäischen Politik. Europa pocht auf sein Alter, aber Alter schützt vor Thorheit nicht. Europa ist ein alter Sünder, der, so oft er sich auch aufrafft, immer wieder in das alte Laster zurücksinkt. Haben wir nicht erst vor Kurzem die Dragonnaden Ludwig's XIV., die einen grossen Theil der Hugenotten nach Amerika vertrieben, unter uns erlebt, nur mit dem Unterschiede, dass unsere Dragonnaden nicht gegen religiöse, sondern politische Ketzer, gegen die Demokraten gerichtet waren? Ist also unsere Politik, ob sie gleich um fast zwei Jahrhunderte seitdem älter geworden ist, vernünftiger als zur Zeit Ludwig's XIV.? Was hilft es also älter zu werden, wenn man nicht gescheidter wird? Uebrigens ist das Alter Amerika's nicht nach europäischen Begriffen zu bemessen. In Amerika wird die Menschheit nicht auf einem mittelalterlichen Frachtschiff, oder einem Thurn- und Taxis'schen Postwagen weiter befördert; Amerika macht seine Fortschritte mit der Schnelligkeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen, macht daher in Stunden mehr Erfahrung, als das langweilige Europa in Jahren. Die Geschichte der Vergangenheit Amerika's ist die Geschichte der Zukunft Europa's. Amerika ist im Laufe seiner Entwicklung, im Gebrauch seiner Kraft nicht gehemmt durch das Fideikommiss einer todten Vergangenheit. Amerika fragt nicht nach dem, was einst war, sondern nach dem, was sein soll und sein muss. Amerika ist längst da, wohin Europa erst nach langen Kämpfen kommen wird. Amerika hat Nichts hinter sich, Alles vor sich.

Der wahre staatsmännische Kopf glaubt nicht an die Freiheit des Willens, sondern an die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen, daran, dass die Menschen unter diesen und jenen

Umständen und Verhältnissen so und nicht anders denken und handeln werden und können. Der Demagog, der Verschwörer, der Geheimbündler dagegen baut seine Sache nur auf den guten Willen, auf die Gesinnung, die Freiheit, und ersetzt daher die Nothwendigkeit der Natur des Menschen und der Dinge durch willkürliche Nöthigung, durch terroristischen Zwang, durch die Faust, den Dolch oder die Guillotine.

(1857—1860.)

Unsere „Konkordate" sind nichts anderes, als Konkordate der Wissenschaft mit der Unwissenheit, der Kultur mit der Unkultur, der Gegenwart mit der Vergangenheit.

Die Freiheit ist allerdings das Höchste, aber sie ist ebenso wenig wie die Idee Anfang, sondern Ziel, kein physisches, angeborenes Vermögen — der Mensch ist nicht freigeboren — sie ist Resultat der Bildung, freilich auch auf Grund angeborener, entsprechender Anlagen.

Ich begreife nicht, wie ein Idealist oder Spiritualist, wenn er wenigstens konsequent ist, politische äusserliche Freiheit zum Ziele seiner Thätigkeit machen kann. Dem Spiritualisten genügt ja die geistige Freiheit; je grösser der Druck aussen, desto mehr hat er Veranlassung, die geistige Freiheit dagegen geltend zu machen. Politische Freiheit ist im Sinne des Spiritualisten der Materialismus auf dem Gebiete der Politik. Zur wirklichen Freiheit gehört in der That auch materielle, körperliche. Pressfreiheit macht nicht nur meinem Kopfe, sondern auch meinem Herzen, meiner Lunge, meiner Galle Luft und Raum. Dem Spiritualisten genügt die gedachte Freiheit.

„Ich habe Recht" ist so viel, als ich habe Gewalt, wenn auch nicht in und durch meinen eigenen, doch durch den Arm der Obrigkeit.

O, Sie Pfiffikus! „F. hat sich überlebt!" — Aber gleichwohl lebt noch der heilige Vater, und ich sage Ihnen, Herr Superklug, so lange noch der Papst, die Bischöfe, noch Konsistorialräthe, noch Geistliche, noch Theologen, noch die Kirche überhaupt, noch Könige

von Gottesgnaden u. s. w. existiren, so lange hat sich auch noch F. nicht überlebt. Nur wenn diese nicht mehr existiren, dann, aber auch nur dann, existirt, lebt auch F. nicht mehr, und dann mit Freuden singt er sich selbst ein: „Gute Nacht, ihr Herrn, lasst euch sagen“ etc.

Aus Castelar's Rede gegen eine spanische Monarchie:

„Die Geschichte der Menschheit ist ein steter Kampf zwischen den Ideen und Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer immer die Ideen.“

Welch' ein Gegensatz! Sind denn Ideen nicht auch Interessen, nicht auch, jedoch für den Augenblick nur verkannte, verachtete, verfolgte, noch nicht wirkliche, gesetzlich anerkannte, den besonderen Interessen einzelner jetzt herrschender Stände oder Klassen widersprechende, für jetzt nur in der Idee existirende Interessen, allgemeine, menschheitliche Interessen? Ist Gerechtigkeit nicht ein allgemeines Interesse, nicht ein Interesse der mit Ungerechtigkeit behandelten, wenn gleich nicht, wie sich von selbst versteht, der diese Ungerechtigkeit ausübenden, der nur in Vorrechten ihr Interesse findenden Stände und Klassen? — Kurz der Kampf zwischen Ideen und Interessen ist nur der Kampf zwischen Altem und Neuem.

Nicht umsonst habe ich in der 2. Ausgabe meiner „Geschichte der Philosophie“ von Spinoza die Aeusserung hervorgehoben: je suis bon Républicain, wie anderwärts, so auch hier unter dem Namen Spinoza meine eigene Gesinnung und Ueberzeugung ausgesprochen. Von Gesinnung bin ich unbedingter Republikaner, als Demokrat von Kopf aber freilich bedingter, d. h. für die Republik nur da, wo Zeit und Platz für sie ist, wo die Menschen auf dem dieser Staatsverfassung entsprechenden Standpunkte stehen.

Es gibt nur zwei Erzfeinde für uns, — geistig das Papstthum, weltlich das Russenthum.

---

5. Natur.

„Aus einer unsichtbaren Ordnung der Dinge sind wir entsprungen.“ So konnte man auf dem frühern Standpunkte der Naturwissenschaft allenfalls reden. Aber jetzt heisst es: aus einer sichtbaren Ordnung der Dinge sind wir entsprungen.

Das Leben besteht aus denselben Stoffen wie die äussern sogenannten leblosen Körper. Aber es ist eine so besondere, so innige, so originelle Verbindung derselben, dass sie die Begriffe übersteigt, die wir von den äussern, der menschlichen Willkür und chemischen Fabrikationsthätigkeit unterworfenen Körpern und Stoffen abgezogen haben.

Wie viele glückliche Umstände müssen sich vereinigen, dass die Früchte auf dem Felde und an den Bäumen zur gehörigen Reife kommen! So selten ein Genie, so selten ist ein glückliches Jahr. Wie viele Versuche, wie viele Ansätze der Natur misslingen! — Warum gibt es denn nicht jedes Jahr Obst, Wein, gutes Getreide? So war es auch nur unter der Gunst glücklich zusammentreffender Umstände, dass der Mensch auf und aus der Erde entstand.

Die Laufbahn der Geschichte der Menschheit ist allerdings eine ihr vorgezeichnete, weil der Mensch dem Laufe der Natur folgt, wie ersichtlich am Lauf der Ströme. Die Menschen ziehen dahin, wo sie Platz finden, und zwar einen ihnen entsprechenden Platz. Die Menschen lokalisiren sich, sie werden bestimmt durch den Ort, wo sie sind. Das Wesen Indiens ist das Wesen des Inders. Er ist, was er ist, was er geworden, nur das Produkt der indischen Sonne, der indischen Luft, des indischen Wassers, der indischen Pflanzen und Thiere. Wie sollte also der Mensch nicht ursprünglich aus der Natur entsprungen sein? Die Menschen, die sich in alle Natur schicken, sind entsprungen aus einer Natur, die keinem Extrem huldigte.

Populäre Ausgangspunkte, um die Menschen über die Eselsbrücke der Teleologie hinweg in die Natur einzuführen, sind die merkwürdigen Bildungen mancher Felsen, zum Beispiel die Naturbrücke in Virginien, die Basalt-Säulen, woraus man konsequent vom Standpunkte der Teleologie aus schliessen müsste, dass sie

ein Brückenbaumeister, ein Maurermeister u. s. w. so gemacht haben müsse. Wenn man Leuten, die nichts von der Naturwissenschaft, der Mineralogie verstehen, Krystalle zeigt, so werden sie ungläubig stutzen oder lächeln, wenn man ihnen sagt, dass diese so in der Natur vorkommen, dass sie nicht von menschlicher Kunst so geschaffen seien. Ist aber der Schluss auf einen teleologischen Verstand überhaupt nicht derselbe, wenn auch abstrakter, der sinnlichen Augenfälligkeit entblösster, als der Schluss, dass diese glatten Ebenen, diese spitzigen Ecken und Kanten von Instrumenten der Kunst so gemacht sein müssten? So macht der Mensch in der Teleologie sein auf dem bewussten Gegensatz von Subjekt und Objekt beruhendes Verhalten zu dem ursprünglichen schaffenden Wesen der Natur!

„Sie haben ja noch gar nichts über Politik geschrieben"! — Nein. — Auch noch nichts über Naturphilosophie und Rechtsphilosophie. Aber, mein Bester, wie man durch Schreiben sehr häufig nur Beweise von seiner Unwissenheit und Tölpelhaftigkeit gibt, so kann man auch durch Nichtschreiben Beweise von seinem richtigen Takt und Verstand geben, indem man dadurch eben aus Sachkenntniss zu erkennen gibt, dass zu dieser Sache, wie z. B. zur Naturphilosophie, jetzt noch keine Zeit ist.

Ueber die Thiere.

Das Thier hat nicht nur „Zustandsbewusstsein", es hat auch Bewusstsein seiner Handlungen. Man sehe nur, wie das Bewusstsein einer vollbrachten Handlung, einer Handlung, deren Vollbringung Muth und Geschicklichkeit oder besondere Kraft erfordert, das Thier, z. B. den Jagdhund, der einen Fuchs attaquirt und besiegt hat, erhebt, stolz macht.

Auch das Thier verlegt den „Sitz der Seele" in den Kopf, weiss, dass der Kopf erst der Mensch ist. Wenn der Hund zu Dir gesprungen ist, um Dich zu begrüssen, Dir die Honneurs zu machen, so ruht er nicht, ist nicht gewiss, ob seine Schmeicheleien vernommen und angenommen worden, als bis Du ihm den Kopf zuwendest, ihm Auge in Auge die Versicherung gibst, dass Du weisst, dass er nicht einem kopf- und sinnlosen Theile von Dir seine Ergebenheit und Verehrung bezeugt hat und bezeugen wollte.

Auch im Thiere finden schon psychologische oder moralische Kämpfe statt. Nähere Dich nur einem Vogelneste und siehe den Streit zwischen Egoismus, Selbsterhaltungstrieb, Furcht vor dem Feinde und der Liebe, der Sorge für die Kleinen, siehe, wie der Vogel kommt und flieht und wieder kommt.

Warum gibt es denn jetzt keine Urzeugung mehr? Warum wiederholt sich denn nicht, was einst die Natur konnte? Ich frage, warum wiederholt sich denn nicht die Zeugung eines und desselben Individuums? Warum bin ich denn nur einmal in der Welt? Warum kann dieses Individuum nur dieses Mal, nicht öftere Male entstehen?

Worin besteht die Kunst, eine uns an sich selbst unbegreifliche Sache, wie den Anfang des organischen Lebens, begreiflich zu machen, wenigstens aproximativ? Darin, dass wir Dinge, deren Anfang und Ursprung uns nicht bekannt ist, wenigstens nicht so, wie wir es wünschen, die uns gleichwohl aber für nichts weniger als mirakulös gelten, zum Ausgangs- und Vergleichungspunkt nehmen, wie z. B. die Entstehung der neueren Sprachen bei der Frage nach der Entstehung der Sprache überhaupt.

Welche Verkehrtheit, die rein theoretische Frage nach der Entstehung des organischen und bewussten Lebens zu verwirren, zu vermengen mit der theologischen, rein positiv religiösen Frage nach der Existenz eines die Kirche und allen Plunder mit sich führenden Gottes!

Es ist viel interessanter und gewinnreicher (auch im gemeinen Sinn) sich naturwissenschaftlich mit den Läusen und Flöhen der Mönche und Nonnen, als sich historisch, anthropologisch mit den Mönchen und Nonnen zu beschäftigen. Aber gehören denn die Mönche und Nonnen, so widerlich, so hässlich sie auch sind, nicht doch auch in die Naturgeschichte des Menschengeschlechts?

Wie der Mensch überall zuerst an sich denkt, nur sich in der Natur erblickt, beweist selbst auch die Geschichte der Versteinerungslehre. In den grandiosen, fossilen Knochen erblickt er

zuerst die Ueberreste riesenartiger Menschenracen, ehe er sie erkennt als von ihm unterschiedenen Wesen angehörige.

Der Mensch ist bisher nur ein Accessor, ein Accidenz, ein Zufall der Philosophie gewesen. Auch die Naturwissenschaft hat den Menschen über der Natur vergessen, oder doch zu sehr gegen sie zurückgesetzt. Auch der Naturwissenschaft ist daher eine Kur oder eine Ergänzung nöthig.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

